Schlosser, Friedrich Christoph

F. C. Schlosser's Weltgeschichte für das deutsche Volk

Bd.: 14

Frankfurt a. M. 1853


Freiherr Marschalk von Ostheim

Neuere Geschichte.

Von

Friedrich Christoph Schlosser.

Sechster Theil.

(Geschichte des siebenzehnten Jahrhunderts.)

Frankfurt a/M. 1853.
Verlag der Expedition von Schlosser's Weltgeschichte.

F. C. Schlosser's

Weltgeschichte

für das

deutsche Volk.

Verfaßt und unter G. L. Kriegk's Mitwirkung bei der Redaction

herausgegeben

von

F. C. Schlosser.

Vierzehnter Band.

Frankfurt a/M. 1853.

Verlag der Expedition von Schlosser's Weltgeschichte.

Druck von Aug. Osterrieth
in Frankfurt a. M.

Geschichte der neueren Zeit.

III. Geschichte des siebenzehnten Jahrhunderts.

I. Lage der Dinge beim Beginne des dreißigjährigen Krieges.

1. Frankreich bis auf die Geburt Ludwig's XIII.

König Heinrich IV. befand sich unmittelbar nach seiner Aussöhnung mit dem Pabste und sogar mit den Herzögen von Mayenne und Lothringen (s. Th. XIII. S. 298 ff.) noch immer in großer Verlegenheit, und Frankreich bot noch im Jahre 1596 ein schreckliches Bild von Verwüstung und Anarchie dar. In der Bretagne lag der Herzog von Mercoeur noch immer dem Marschall von Aumont und anderen königlichen Feldherren gegenüber. In Perigord, Limousin und Poitou mußte der Aufstand mit den Waffen gedämpft werden, und der Anführer eines königlichen Heeres, Rochefoucauld, erlitt eine Niederlage. In der Dauphiné führten Spanien und Savoyen noch immer Krieg gegen das königliche Heer unter Lesdiguières und Crequi. Auch in der Provence kämpften königliche Truppen mit den von Piemont und Spanien unterstützten Unzufriedenen. In der Picardie endlich wurde der Krieg mit den Spaniern anfangs unglücklich geführt und bedeutende Städte, wie Calais und Amiens, vom Feinde erobert, weil die königlichen Kassen erschöpft waren und die reformirten Herren, welche an der Spitze ihrer eigenen Vasallen für Heinrich gekämpft hatten, das Heer verließen. Unter diesen Herren waren La Tremouille, Türenne, damals schon Herzog von Bouillon (s. Th. XIII. S. 280 f.), Rohan und Soubise die vornehmsten. Sie entschuldigten sich damit, daß der König den Katholiken zu viel gewährt und sein Versprechen,

ein neues Edict zu Gunsten der Reformirten zu erlassen, immer noch nicht erfüllt habe, während ihre Gegner behaupteten, dieselben hätten sich, da die Reformirten immer noch eine Art von Staat im Staate bildeten und Sicherheits-Plätze inne hatten, dem Könige als unentbehrlich zeigen wollen.

Um Geld zu erhalten, versammelte Heinrich, da er die Stände noch nicht berufen konnte, 1596 angesehene Männer (Notabeln) aus den drei Ständen in Rouen. Diese hatten freilich kein Recht, eine bedeutende Geldsteuer zu gewähren; darauf drang aber der König auch nicht. Er sprach sich in der Rede, welche er an die Notabeln hielt, auf eine edele Weise gegen alle ungesetzmäßigen Maßregeln aus, und erwarb sich durch seine Worte, welche weit mehr ein Manifest an das Volk, als eine Rede an die Stände waren, die allgemeine Liebe des Volkes, wenn auch die Steuer, die man ihm gewährte, seinem Geldmangel nicht abhalf und man den Verordnungen der Notabeln keine gesetzliche Kraft zugestehen wollte. Sein alter Freund, der Marquis von Rosny oder der nachherige Herzog von Sülly, welcher unter Heinrich nicht allein die Finanzen, sondern den ganzen Staat leitete, half aus der Verlegenheit. Staatshaushaltung, soweit sie nicht auf Fabriken und Manufacturen gerichtet ist, war Rosny's Haupt-Studium, und der König schenkte dem Marquis ein unbedingtes Vertrauen. Rosny war dieses Vertrauens durchaus würdig; Heinrich würde aber, da er selbst leichtsinnig war, gleichwohl den strengen, stoischen, sparsamen Mann, den er fürchtete, nicht an die Spitze der Finanz-Verwaltung gestellt haben, wenn nicht die schöne Gabriele d'Estrées, welche Heinrich leidenschaftlich liebte, ihn dazu überredet hätte, sowie dieselbe Frau den König auch bewog, sich mit Mayenne unter sehr leidlichen Bedingungen auszusöhnen. Rosny, welcher damals noch nicht das Haupt, sondern nur ein Mitglied des Finanz-Rathes war, verschaffte dem Könige dadurch, daß er bei den Einnehmern umherreiste, bedeutende Summen. Er untersuchte die Bücher der Einnehmer, und nöthigte diese, die während des langen Krieges angesammelten Rückstände einzuzahlen.

Die bedeutenden Summen, welche eingingen, verwendete der stets lustige König auf Ergötzungen seiner Hofleute und der schönen Gabriele, während er den Krieg im Norden vernachlässigte, welcher

damals von Philipp's II. Schwiegersohn und Stellvertreter in Belgien, dem Erzherzog Albrecht, sehr lebhaft betrieben wurde. Er wurde aber noch im Winter 1597 plötzlich aus seinem süßen Sinnesschlummer geweckt, als der spanische General Hernando Tellez de Portocarero, welcher wegen seiner Zwerggestalt gewöhnlich Hernandillo genannt wird, durch Überfall und Kriegslist die wichtige Stadt und Festung Amiens einnahm. Heinrich hatte kaum diese Nachricht erhalten, als er einen Zug gegen die Spanier unternahm und Alles aufbot, um Amiens wieder zu erobern. Er ward bei diesem Zuge von den Liguisten, mit denen er sich unter billigen und für sie oft sehr vortheilhaften Bedingungen ausgesöhnt hatte, sogar vom Herzoge von Mayenne, begleitet, und Rosny brachte auch viele reformirte Herren dazu, daß sie sich wieder an Heinrich anschlossen. Amiens ward von den Spaniern tapfer vertheidigt und würde sich behauptet haben, wenn Philipp II. sich ebenso eifrig wie der Erzherzog Albrecht gezeigt hätte. Der spanische König war aber des Krieges müde und verfiel auch damals wieder in den Fehler, der seinen meisten Unternehmungen geschadet hat: er ließ die Seinigen gerade im entscheidenden Augenblicke ohne Unterstützung. Die Stadt Amiens fiel daher in die Hände der Franzosen.

Schon ehe dies geschah, waren die spanischen Herren in Albrecht's Heer und die ehemaligen Liguisten im französischen, die sich von früherer Zeit her kannten, einig geworden, die Abschließung eines Friedens zu betreiben, und da ein Frieden zwischen Spanien und Frankreich der katholischen Kirche in dem letzteren Lande sehr vortheilhaft werden mußte, so bemühte sich auch der päbstliche Legat ihn zu vermitteln. Die Sache hatte indessen vor der Hand keinen Erfolg. In der Provence war damals Frieden, weil Heinrich diese Provinz dem Herzoge von Guise als Statthalterschaft überlassen hatte (s. Th. XIII., S. 298). Auch in der Dauphiné konnte der Herzog von Savoyen den Krieg nicht fortsetzen, sobald er nicht mehr von Spanien unterstützt ward. Unter diesen Umständen lag also Alles daran, Spanien zum Frieden zu nöthigen. Deshalb zog Heinrich, welcher unterdessen den Marquis von Rosny zum Ober-Intendanten der Finanzen gemacht hatte, nach der Einnahme von Amiens noch im späten Herbst vor Dourlens. Er ward jedoch durch die Beschaffenheit der Wege und der Witterung gezwungen, diese Unter-

nehmung, welche ihm keineswegs Ehre brachte *), mit Verlust wieder aufzugeben. Er rüstete darauf im Winter von Paris aus zwei Unternehmungen für das Frühjahr, die eine gegen Arras, die andere gegen den Herzog von Mercoeur in der Bretagne. Man war jedoch allgemein des Krieges müde, und Heinrich's Geliebte wandte ihren ganzen Einfluß an, um den König vom Zuge nach der Bretagne abzuhalten. Sie fesselte den König, zum großen Verdrusse Rosny's, an einen Kreis edeler Damen, die sich in Angers um ihn sammelten. Heinrich ließ sich wirklich abhalten, die Belagerung von Nantes zu unternehmen; ja, er gewährte sogar dem Herzoge von Mercoeur ebenso, wie früher dem Herzoge von Guise, sehr vortheilhafte Bedingungen, welches Letztere freilich zum Theil eine Wirkung seiner Liebe zur schönen Gabriele war. Heinrich verlobte nämlich nicht nur den ältesten der Söhne, welche er mit Gabriele erzeugt hatte, mit der Tochter des Herzogs von Mercoeur und stiftete für diesen, zum großen Ärgernisse der Parlamente und des königlichen Hauses, das Herzogthum Vendome, sondern er ertheilte auch dem Herzoge von Mercoeur und allen Anhängern desselben eine unbedingte Vergessenheit alles Vorgegangenen, so daß dem Herzoge und den Seinigen ihre Ämter, Güter und Vorrechte zurückgegeben wurden. Zur Entschädigung dafür, daß der Herzog auf die Statthalterschaft der Bretagne Verzicht leistete, erhielt er eine bedeutende Geldsumme, sowie als Ersatz für seine Kriegskosten eine jährliche Pension und eine Garde von hundert Gepanzerten.

Zu derselben Zeit beendigten Heinrich's Bevollmächtigte, Bellievre und Sillery, die Unterhandlungen mit den Spaniern um so leichter, da Philipp II. sein Ende nahe fühlte und seinem Sohn Philipp III. nicht zwei Kriege, einen in den Niederlanden und einen anderen mit Frankreich, hinterlassen wollte. Vergebens schickten die Engländer Lord Cecil und Holland, die Niederländer den Admiral Justin von Nassau an Heinrich, um ihn vom Unterschreiben des Friedens abzuhalten; denn die Spanier gewährten mehr, als man hatte erwarten können, indem sie die Rückgabe aller von ihnen gemachten Eroberungen, auch der Stadt Calais, bewilligten und dagegen nur verlangten, daß Cambray in ihren Händen bleibe. Der Frieden ward zu Vervins geschlossen und im Mai 1598 unterzeichnet

*) Le dessein de Dourlans fist recevoir de la perte et de la honte.

Er wurde jedoch erst im Juni bekannt gemacht, weil Heinrich vorher die Abreise der englischen und holländischen Gesandten abwartete. Er wollte gern seinen Bund mit England und Holland um jeden Preis aufrecht erhalten, und versprach den Holländern statt der Hülfstruppen Geld.

Noch vor dem Frieden von Vervins erfüllte Heinrich, nachdem er die Katholiken und besonders die Liguistischen Herren auf jede Weise zufrieden gestellt hatte, auch das den Reformirten gegebene Versprechen. Schon seit zwei Jahren nämlich arbeiteten vier würdige und gemäßigte Männer, Schomberg, de Thou, Jeannin und Colignon, an einer Urkunde, vermöge deren den Reformirten zwar nicht gleiche Rechte mit den Katholiken, aber doch eine völlige Duldung und eine Bürgschaft derselben gesichert werden sollten. Diese Urkunde ward, zum großen Ärger der Parlamente, der Jesuiten und des Pabstes, im April 1598 zu Nantes bekannt gemacht und wird deshalb das Edict von Nantes genannt. Sie bestand aus zweiundneunzig Artikeln, welche später vom Parlament registrirt wurden, und aus sechsundfünfzig, die man besondere nannte, und welche nie registrirt wurden. Nach diesem Edict sollten die Reformirten an gewissen ausdrücklich bezeichneten Orten freie Religions-Übung haben; doch sollten auch die Katholiken an denselben Orten ihren Gottesdienst halten dürfen und die Reformirten verpflichtet sein, während der katholischen Feiertage nicht zu arbeiten, sowie die Zehnten zu entrichten und die äußeren Obliegenheiten der Eingepfarrten eines Sprengels, sobald diese Leistungen nicht religiöser Art seien, zu erfüllen. Dagegen sollten sie alle Rechte von Staatsbürgern haben; die Wohlhabenden unter ihnen sollten zu allen Stellen und Ämtern zugelassen und ihre Armen, die kranken und die gesunden, gleich den katholischen in die Spitäler aufgenommen werden. In jedem Parlamente sollte ein sogenannter Senat (chambre) des Edicts oder mit anderen Worten ein aus einer gleichen Zahl Calvinisten und Katholiken zusammengesetzter Senat sein, welcher die zwischen den beiden Parteien anhängigen Processe zu entscheiden habe. Der König versprach ferner den reformirten Geistlichen Anerkennung und Besoldung. Er gestattete außerdem, daß die einzelnen Kirchengemeinden der Reformirten Deputirte wählen dürften, welche zu bestimmten Zeiten und an bestimmten Orten mit des Königs Erlaubniß und unter den Augen seiner Commissäre allge-

meine Versammlungen halten dürften. Er erlaubte endlich auch, daß die Oberen der reformirten Gemeinden jedes Jahr von ihren Glaubensgenossen eine bestimmte Summe erheben lassen könnten, welche für die Zwecke ihrer Religions-Partei verwendet werden sollten. Durch andere Urkunden (brevets), welche weder in dem Edict selbst, noch in den besonderen Artikeln angeführt werden, gab Heinrich noch in Betreff einiger anderen Punkte nach, welche ebenso den Reformirten wie der Einheit der Reichsverwaltung verderblich werden konnten. Er erlaubte nämlich, daß die Reformirten auch als politische Partei fortbestehen durften, wodurch den großen Herren, welche damals noch feste Schlösser und eigene Truppen hielten, falls sie das Geld dazu hatten, der Vorwand gegeben ward, sich gelegentlich als Partei-Häupter furchtbar zu machen. Die Reformirten durften außerdem die ihnen früher als Sicherheits-Plätze überlassenen festen Städte noch weitere acht Jahre behalten und die Commandanten in denselben ernennen. Auch versprach Heinrich, zur Bezahlung der Besatzungen jährlich achtzigtausend Goldthaler beizutragen. Endlich durften die ganz republikanisch geordneten reformirten Gemeinden die für ihre Zwecke erforderlichen Steuern unter den Ihrigen ausschreiben.

Die Parlamente litten freilich bis zum Jahr 1599 nicht, daß das Edict von Nantes registrirt (vérifié) und hiermit zum Reichsgesetze gemacht wurde, und als dies endlich geschah, mußte vorher noch vieles Wesentliche in dem Edict geändert werden. Die naiven Denkwürdigkeiten Rosny's, des reformirten Ministers eines damals schon katholischen Königs, versichern uns daher auch, daß der König noch 1599 unsägliche Mühe gehabt habe, sein Duldungs-Edict durchzusetzen *).

Die Sparsamkeit des Königs, seinen Ernst, seine Keuschheit oder seine Sorge, nicht durch Verschwendung von Geldsummen und Gütern an seine vielen Geliebten Ärgerniß zu geben, können wir nicht rühmen; bewunderungswürdig ist dagegen, daß er seinen strengen Freund und Minister Rosny nicht blos über das Reich, sondern auch über sich selbst zum Vormund setzte. Dieser Minister, welcher mit bürgerlicher Einfachheit lebte, nichts für sich suchte und das Reich verständig und

*) Le Roy apporta tant de belles paroles, tant de bons effets de prudence et de fermeté d'esprit, qu'il surmonta toutes les difficultés.

sparsam verwaltete, war dem Hofe ein großes Ärgerniß; der König sah aber, daß die alten Wunden des Reiches geheilt wurden, und daß dieses neu aufblühe. Er unternahm daher nichts ohne des weisen und ehrlichen Freundes Rath, und vereinigte, zum großen Vortheil der Verwaltung und der Finanzen, in der Person desselben sämmtliche Ministerien *). Wir haben in den Denkwürdigkeiten dieses Ministers die ausführlichen Urkunden über die unter Heinrich zur Verwaltung des Reiches getroffenen vortrefflichen Maßregeln, was auch im Titel derselben (Mémoires et Economiees royales du duc de Sully) ausgesprochen wird. Wir wollen jedoch, weil dies ganz allein die innere Geschichte Frankreich's angeht, hierauf nicht eingehen. Wie Rosny sorgte, und wie Heinrich sich seines Ministers weise Fürsorge gefallen ließ, wird zur Ehre Beider aus dem Folgenden einleuchten.

Heinrich lebte damals mit der Gabriele, der er die Ehe versprochen und die ihm schon mehrere Kinder geboren hatte, wie mit einer rechtmäßigen Gemahlin; er war aber von seiner ersten Gemahlin, Margaretha von Valois, immer noch nicht geschieden, so allgemein bekannt auch der unordentliche Wandel derselben war. Margaretha war zuletzt in eine Ecke von Auvergne geflüchtet. Heinrich's Minister, welcher auch mit der Gabriele sehr gut stand, wechselte Briefe mit Margaretha und ließ ihr Manches zufließen, weil er sie dahin zu bringen hoffte, daß sie in eine Scheidung willige. Ihm überließ Heinrich endlich die Unterhandlung mit Margaretha über diese Einwilligung ganz und gar. Heinrich hatte im Jahre 1597 seine Gabriele zur Herzogin von Beaufort gemacht und seinem ältesten Sohne von ihr, welcher noch ein Kind war, das Herzogthum Vendome verliehen; nichtsdestoweniger ließ er sich von Rosny bewegen, dem Gedanken an eine standesmäßige neue Vermählung Raum zu geben, vorausgesetzt daß Rosny die Königin zur Einwilligung in die Scheidung bewege. Es war für Frankreich, in welchem, wie sich nachher zeigte, bei einer Misheirath seines Königs nach dessen

*) Mémoires de Sully, T. III. p. 323.: Le roy réduisit en la seule personne du marquis de Rosny les charges de surintendant des finances et de l'artillerie, des bastiments par la résignation de Mr. de Sancy et des fortifications par la mort de Mr. d'Incarville, et Mr. de Rosny essayait de les administrer tous quatre.

Tode neue Unruhen entstanden wären, ein großes Glück, daß Rosny ein väterliches Ansehen über Heinrich hatte. Der ganze Hof hatte nämlich den König zur Ehe mit seiner Maitresse gedrängt. Dies zeigte sich 1597, als Gabriele dem Könige einen zweiten Sohn gebar, welchem Heinrich den Namen eines jüngeren Prinzen (chevalier) von Vendome ertheilte. Man ließ diesen als einen königlichen Prinzen taufen, und bewilligte dem Hofgesinde, der Musik, den Herolden u. s. w. die Gebühren, welche sie bei der Geburt eines königlichen Prinzen zu erhalten pflegten; Rosny verweigerte aber als Finanz-Minister die unbedingte Anweisung der ganzen Summe. Die Leute ließen sich zwar dadurch nicht abhalten, auf der Auszahlung derselben zu bestehen, indem sie erklärten, die Gebühren bei der Taufe eines königlichen Prinzen (fils de France) seien seit langer Zeit regulirt und müßten von dem Finanz-Minister ohne Weiteres angewiesen werden; allein Rosny fuhr die Fordernden mit zürnenden Worten an und sagte, es gäbe keine königliche Prinzen *). Dies ward von den Hofleuten, denen überhaupt der alte, einfache, gerade, nach Calvin's Grundsätzen strenge und ehrliche Mann ein Dorn im Auge war, der Gabriele sogleich hinterbracht. Die königliche Geliebte drohte hierauf laut mit ihrer Rache; der Minister eilte aber sogleich zum Könige, erzählte ihm, was vorgefallen war, und erlangte von ihm den Befehl, in seinem Namen zur Gabriele zu gehen und ihr die Sache freundlich vorzustellen. Dies geschah; aber die Geliebte, die schon geglaubt hatte, Königin zu sein, war zu heftig erbittert, um Vorstellungen anzuhören, sie ward unartig. Der alte Mann blieb ihr nichts schuldig **) und kehrte augenblicklich zum Könige zurück, um zu berichten. Heinrich begleitete ihn zur Gabriele zurück; er wurde, als er mit ihr sprach, sehr heftig, sah aber ihren Thränen und ihrer Verzweiflung zu, ohne seinen Minister aufzugeben. Nichtsdestoweniger würde Heinrich sich schwerlich zu einer neuen Vermählung entschlossen haben, wenn nicht Gabriele schon im April

*) Allez! Allez! Il n'y a point d'enfans de France.

**) Gabriele sagte dem Minister: Je suis bien advertie de tout et n'ay que faire d'en sçavoir davantage; car je ne suis pas faite comme le roy, à qui vous persuadez que le noir est blanc. Darauf erwiderte Rosny: Ho, ho, Madame, puisque vous le prenez de cette façon, je vous baise les mains et ne laisserai de faire mon devoir pour votre colère.

1599 plötzlich gestorben wäre. Es verbreitete sich das Gerücht, daß sie vergiftet worden sei; dies kann jedoch nicht auffallend sein, da das Gleiche damals bei jeder Gelegenheit geschah.

Erst jetzt ließ Margaretha von Valois sich willig finden, an den Pabst und an das Parlament zu schreiben, um die Auflösung ihrer Ehe mit Heinrich zu erlangen. Sie war nicht nur von Schulden gedrückt, sondern auch auf der Burg Usson in Auvergne, wohin sie sich geflüchtet hatte, durch die Langeweile gepeinigt. Das ganze Jahr 1598 war verflossen, ohne daß weitere Schritte in der Ehesache geschehen waren. Im folgenden Jahre hatte Margaretha auf einen freundlichen Brief erst nach dem Tode der Gabriele geantwortet. Sie hatte in dieser ihrer Antwort erklärt, sie habe sich bis dahin noch nicht entschließen können, auf die Sache einzugehen, weil sie gefürchtet habe, daß Gabriele ihren Platz einnehmen und sie also gezwungen sein werde, diese Frau (cette bagasse de Gabrièle, wie sie sich ausdrückt) als ihre Königin anzuerkennen. Jetzt endlich brachte Rosny die Sache zum Schluß. Der Pabst erklärte die Ehe des Königs für nichtig; Margaretha durfte nach Paris zurückkehren; sie behielt den Titel einer Königin von Frankreich; und es wurden nicht nur ihre Schulden bezahlt, sondern man gewährte ihr auch ein ansehnliches Jahrgeld, sowie den Genuß der Einkünfte des Herzogthums Valois und einiger anderen Herrschaften.

Gleich nach dem Tode der Gabriele, als bereits wegen der Wiedervermählung des Königs mit einer ebenbürtigen Prinzessin Unterhandelungen angeknüpft waren, hatte Heinrich nicht nur eine neue Geliebte sehr theuer erkauft, sondern auch derselben ein schriftliches Eheversprechen gegeben. Diese neue Geliebte war Henriette d'Entraigues, ein Fräulein von sehr guter Familie, welches der König zur Marquise von Verneuil erhob. Rosny zerriß das derselben gegebene Eheversprechen, als der König es ihm zeigte. Er ließ auch die Unterhandlungen über eine neue standesmäßige Heirath des Königs betreiben, ohne ihm über den Stand derselben pünktlich Nachricht geben zu lassen. Man warb für den König um die Hand einer Nichte des regierenden Großherzogs von Toscana. Diese Prinzessin war Maria von Medicis, die Tochter des verstorbenen Großherzogs Franz von Toscana und der Johanna von Östreich. Die Unterhandlung hatte Heinrich vier Bevollmächtigten übertragen,

nämlich dem Connetable, dem Kanzler, dem Herrn von Villeroi und dem Marquis von Rosny. Diese suchten, sobald sie ihre Vollmachten erhalten hatten, die Sache schnell zu beendigen, weil Heinrich der Marquise von Verneuil statt des von Rosny zerrissenen Eheversprechens ein neues gegeben hatte, in welchem ihr versprochen war, daß er sie heirathen wolle, sobald sie ihm einen Sohn geboren habe. Bei dieser Gelegenheit erscheint der König in Sülly's Denkwürdigkeiten ebenso, wie in der oben dargestellten Scene zwischen Rosny und der Gabriele, als Sieger über seine Leidenschaft und als Vater seines Volkes größer, als er jemals auf dem Schlachtfelde erschienen war. Er nahm nämlich, als sein Minister ihn mit der Nachricht vom Abschlusse des Heiraths-Vertrages überraschte, diesen seufzend an, weil er einsah, daß Rosny das allgemeine Beste im Auge habe *). Eine toscanische und maltesische Flotte brachte im folgenden Jahre (1600) die Verlobte des Königs nach Marseille, und er reiste ihr bis Lyon entgegen, wo im December 1600 die Heirath vollzogen ward. Am 27. September 1601 gebar die neue Königin einen Sohn, welcher nachher als Ludwig XIII. seinem Vater auf dem Throne nachfolgte.

Die spätere Geschichte Heinrich's IV. ist so innig mit den niederländischen, deutschen und spanischen Angelegenheiten verflochten, daß wir am passendsten zu verfahren glauben, wenn wir dieselbe mit der Geschichte dieser Staaten verbinden.

2. Zustand der niederländischen Republik vor der Einnahme von Ostende und Verhältniß Heinrich's IV. zu Savoyen.

Zu derselben Zeit, als Philipp II. sich endlich zum Frieden mit Heinrich IV. entschloß, fühlte er sein Ende nahe; er suchte also seinem Sohne Philipp III. vorerst Ruhe zu verschaffen und, im Fall dieser einzige Sprößling seines Hauses sterben sollte, dem

*) Der Marquis von Rosny kam anderer Geschäfte wegen zum König, und dieser fragte ihn, woher er komme. Nous venons, antwortete Rosny, de vous marier, Sire. Sur quoy il fut demy quart d'heure resvant et grattant la tête et curant les ongles, sans rien répondre, puis tout soudain il dit en frappant d'une main sur l'autre: Hé bien! de par dieu, soit! Il n'y a pas de remède, puisque pour le bien de mon royaume et de mes peuples vous distes, qu'il faut êstre marié, il faut donc l'êstre.

Hause Habsburg den Besitz aller Länder Karl's V. zu sichern. Er hatte, wie wir wissen, zuerst den Erzherzog Ernst und dann dessen Bruder Albrecht, welcher als Erzbischof und Kardinal bei ihm in Spanien war, als Statthalter in die Niederlande geschickt, den Letzteren aber vorher durch den Pabst von seiner Verbindung mit der Kirche lösen (säcularisiren) lassen. Auf seinem Todbette traf er eine neue Verfügung, durch welche er zugleich die abgefallenen Provinzen der Niederlande wiederzugewinnen und die auf Spanien's Macht eifersüchtigen Franzosen und Engländer zu versöhnen hoffte. Er ließ nämlich zwei Tage vor seinem Tode seinen Sohn und seine Tochter Isabella, der er den Erzherzog Albrecht zum Gemahle bestimmt hatte, an sein Krankenbett kommen, befahl dem Ersteren, sich mit einer Schwester des Herzogs von Steiermark, des nachherigen Kaisers Ferdinand II., zu vermählen, und versprach der Isabella, ihr die Niederlande unter der Bedingung abzutreten, daß sie den Erzherzog Albrecht heirathe. In Bezug auf das Letztere hatte er seiner Tochter in der Abtretungs-Acte gleiches Recht mit ihrem Gemahle an der Regierung der Niederlande vorbehalten und die Ausdrücke so gewählt, daß man deutlich sah, seine Absicht sei keineswegs, die Niederlande auf immer von Spanien zu trennen. Es ist um so mehr ausgemacht, daß Philipp auch sterbend noch seiner politischen Arglist treu blieb, als er gewiß wußte, daß die Ehe seiner Tochter unfruchtbar sein werde. Diese Ehe war übrigens eine Ausnahme von den politischen oder diplomatischen Ehen; denn die edele, großmüthige, freundliche, muthige und standhafte Isabella liebte ihren Gemahl sehr zärtlich, obgleich Albrecht die nicht gerade liebenswürdige Natur aller seiner Brüder hatte. An Muth fehlte es indessen dem Erzherzoge nicht, wenn er auch kein großer Feldherr war.

Philipp II. starb im September 1598 an einer gräßlichen Krankheit, an welcher auch der römische Dictator Sulla gestorben sein soll. Albrecht nahm hierauf in seinem und seiner künftigen Gemahlin Namen Besitz von den südlichen Niederlanden, und ließ sogleich auch die abgefallenen sieben Provinzen im Norden einladen, ihm unter denselben Bedingungen zu huldigen, unter denen sie Karl V. gehuldigt hatten. Die Republikaner im Norden fühlten sich jedoch jetzt stark genug, um der spanischen Macht, mit der sie es auch unter der Herrschaft Albrecht's und der Isabella zu thun hatten, zu wider-

stehen; sie lehnten alle Anträge ab, und zwangen endlich im Jahre 1600 auch Gröningen und Friesland, die Generalstaaten anzuerkennen und die ausgeschriebenen Steuern zu entrichten.

Die sieben Provinzen hatten damals die Höhe ihre Blüthe erreicht. Sie waren durch Betriebsamkeit, durch Handel, durch unerhörte Einfachheit und Sparsamkeit im Leben und durch unglaublichen Fleiß reich geworden. Die Anführer ihrer Landheere, Moritz von Oranien und sein Bruder Friedrich Heinrich, gehörten zu den ersten Feldherren ihrer Zeit. An der Spitze ihrer Seemacht, welche der englischen gleich, wenn nicht überlegen war, standen die erfahrensten Seeleute, und ihre Schiffe waren mit den besten Matrosen bemannt. Man rechnete, wir wissen freilich nicht, ob diese Rechnung richtig war, daß die Holländer zwölfhundert Schiffe und sechzigtausend Mann zur See hätten. Da sie in den Meeren, auf den Inseln und an den Küsten Ostindien's von den Spaniern und den denselben damals unterworfenen Portugiesen reiche Beute machten und beide Völker fast ganz aus dem Handel verdrängten, so suchten sie die nordöstliche Durchfahrt nach Indien ebenso eifrig, wie in unseren Tagen die Engländer die nordwestliche suchten. Die Holländer wollten über Spitzbergen und Nowa Zemblija und von da durch die Behrings-Straße nach Japan gelangen; die Engländer suchten und suchen vielleicht noch einen Weg, der sie nördlich von Amerika ebenfalls zur Behrings-Straße führe. Wie die Engländer in unseren Tagen bei Gelegenheit der jetzt beinahe vollständig als eitel erwiesenen Hoffnung, nahe am Pol ein offenes Meer zu finden, das Gebiet der Geographie und Schifffahrtskunde unendlich erweitert und zugleich bewiesen haben, was menschliche Heldenkraft und Ausdauer vermag, so damals die Niederländer. Beide Nationen besiegten alle Hindernisse des Klima's, des Mangels und der Unbekanntschaft mit den Gewässern und Ländern des Eismeeres. Die Berichte Heemskerk's nnd anderer Holländer, welche damals das nordöstliche Eismeer befuhren, werden noch immer mit demselben Interesse und Nutzen gelesen, wie die Reisebeschreibungen der Engländer, welche zu unserer Zeit das nordwestliche Eismeer durchforschten. Um 1595 schickte eine holländische Handelsgesellschaft den Cornelius Houtmann mit vier Schiffen aus, und die Holländer wurden damals die Herren der Gewürz-Inseln, welche nicht nur die

Hauptbesitzung der Portugiesen in Ostindien, sondern auch die Hauptquelle ihres Reichthums bildeten, weil die Gewürze, welche damals viel mehr gebraucht wurden, als jetzt, das Monopol derselben waren. Um die nämliche Zeit bemächtigten sich die Holländer auch des Getreidehandels, welcher zwischen den nördlichen Kornländern und den südlichen Weinländern betrieben wurde, und eine andere Handelsgesellschaft schickte in einem einzigen Jahre zweihundert mit Korn befrachtete Schiffe nach Italien. Schon um 1600 ward durch van Neck auf den Inseln Ternate, Banda und Amboina die Einrichtung getroffen, vermöge deren alle anderen Nationen vom Handel mit den feineren Gewürzen ausgeschlossen wurden. Auch des Handels mit Japan bemächtigten sich die Holländer, weil die Portugiesen durch Missionen und Fanatismus die Japanesen aufs höchste erbitterten, die Holländer aber mehr Handels- als Bekehrungseifer besaßen und sich alle Demüthigungen gefallen ließen. Auch in China wurden die Portugiesen von den Holländern um ihre bisherigen Vortheile im Handelsverkehr gebracht, seitdem die Letzteren eine ostindische Handelsgesellschaft mit einem Kapital von fast sieben Millionen (6,600,000) Gulden gestiftet hatten.

Der Frieden von Vervins raubte der neuen Republik freilich die offene Unterstützung Heinrich's IV.; allein sobald die Spanier neue Truppen in die katholischen Niederlande schickten, wurden Moritz und seine Brüder nicht blos wieder durch englische und schottische Truppen, die man ihnen lieh, unterstützt, sondern Heinrich IV. that auch insgeheim Alles, was er konnte, für sie. Er zahlte einerseits unter dem Vorwande, den Schaden, welchen die ihm befreundete Republik erlitten hatte, ersetzen zu wollen, eine jährliche Subsidie von zwei Millionen und neunmalhunderttausend Gulden, und gab andererseits den reformirten Soldaten, welche von ihm entlassen wurden, die Weisung, in holländische Dienste zu treten.

Als der Erzherzog Albrecht nach seiner Vermählung mit Isabella aus Spanien zurückkehrte, um Besitz von den Niederlanden zu nehmen, wurde er in ganz Belgien, wo er seinen Kardinals-Hut als Weihgeschenk der Kirche unserer lieben Frauen von Hall zurückgelassen hatte, mit Jubel und Jauchzen empfangen. Die sieben Provinzen dagegen lehnten eine neue Aufforderung die Regierung des Ehepaares und insbesondere der bewunderten und gepriesenen

Tochter ihres Erbherrn anzuerkennen, standhaft ab. Übrigens fanden Albrecht und Isabella bei ihrer Ankunft in den Niederlanden die spanischen Truppen unzufrieden, weil denselben der Sold nicht ausbezahlt wurde. Diese verweigerten nach ihrer Gewohnheit den Dienst, bis man sie zufriedengestellt habe. Auch in den sieben Provinzen herrschte Unzufriedenheit. Es bestand nämlich schon damals zwischen den Anhängern des Hauses Nassau und den Staaten oder den Vornehmsten der republikanischen Partei Uneinigkeit, weil man, wie sich nachher zeigte, nicht mit Unrecht den Prinzen Moritz im Verdacht hatte, daß er eine Art Monarchie errichten wolle. Die Generalstaaten ließen daher auch jeden Schritt des Prinzen durch eine Deputation beobachten.

Eine solche Deputation befand sich bei dem Prinzen, als dieser in Seeland ein Heer gesammelt hatte und die Meuterei der spanischen Truppen benutzen wollte, um in Flandern, wo die Holländer die wichtige Festung Ostende besaßen, noch Dünkirchen und einige andere feste Plätze zu erobern. Moritz hatte damals mit seinen eigenen Truppen ein Heer von Engländern und Schotten, sowie die von Heinrich IV. gesendeten Franzosen vereinigt, und da Spanien dem Erzherzoge kein Geld schickte, so konnte Moritz im Juni 1600 ungehindert zu Philippine in Flandern landen. Die Infantin wirkte jedoch durch ihre Erscheinung bei den spanischen Truppen Wunder. Diese waren auf die Nachricht von Moritzens Landung sogleich insgesammt an die Küste, wo Moritz bei Nieuport lag, beordert worden, und die Infantin begeisterte, vor den Reihen derselben hinreitend, ihre Landsleute durch ihren Muth, ihre Herablassung und Freundlichkeit. Auf ihre kostbaren Ohrgehänge deutend, vertröstete sie die Veteranen wegen des Soldes mit den Worten, sie werde eher alle diese Kostbarkeiten veräußern, als daß sie so wackere Männer, welche so lange geduldig ausgehalten hätten, ohne Sold lassen werde. Dies brachte in vier Tagen eine völlige Änderung hervor. Das holländische Heer ward gegen die Dünen gedrängt, zwölftausend Spanier standen unter dem Erzherzoge ihnen gegenüber, und von allen Seiten her rückten spanische Heeresabtheilungen heran, um dem Feinde jede Verbindung abzuschneiden. Im Anfang des Juli ward auch noch der letzte Zusammenhang Oranien's mit den übrigen Truppen zerrissen, indem Graf Ernst von Nassau, Moritzens

Vetter und Statthalter in Geldern, gerade als er sich mit Moritz zu vereinigen versuchte, im Angesichte desselben völlig geschlagen und sein Heer zerstreut wurde. Für Moritz schien jetzt nichts Anderes übrig zu bleiben, als sich durch Capitulation zu ergeben; er entschloß sich aber auch ohne Aussicht auf Erfolg zu einem verzweifelten Kampfe. Er würde indessen nicht einmal im Stande gewesen sein, eine Schlacht zu liefern, wenn nicht der Erzherzog Albrecht am 2. Juli 1600 ihn stürmisch angegriffen hätte. Wie wenig Moritz selbst damals den Sieg hoffte, bewies er dadurch, daß er seinen Bruder Friedrich Heinrich bat, sich einzuschiffen, was dieser jedoch heldenmüthig verweigerte; zu seinem Glücke war aber Albrecht diesmal zur Unzeit tapfer. Der Muth des Erzherzogs, welcher selbst oft ins Gedränge kam und mehrere Wunden erhielt, mußte dem Feldherrn-Talent des Prinzen von Oranien weichen. Der Letztere erfocht bei Nieuport einen glänzenden Sieg, welcher ihm großen Ruhm, wenn auch nicht gerade viel Vortheil brachte, und nahm das Geschütz und Gepäcke der Feinde. Bei Gelegenheit dieses Sieges ward jedoch die zwischen Moritz und den Generalstaaten bestehende Verstimmung sehr vermehrt. Den Holländern lag nämlich nicht sehr am Herzen, den Heldenruhm des Prinzen zu vermehren, indem sie lieber zur See als zu Lande mächtig sein wollten, und die Deputirten der Staaten, unter welchen Oldenbarneveld der angesehenste war, fanden sich nicht bei dessen Heer ein, sondern suchten innerhalb der Festung Ostende Schutz, was der Prinz sehr übel nahm.

Der Sieg bei Nieuport war übrigens für die Niederländer eigentlich ganz unfruchtbar, weil Moritz bald nach demselben auch sogar die Belagerung von Nieuport aufgeben mußte, und weil die Spanier den Erzherzog und seine Gemahlin nicht blos mit hunderttausend Gulden monatlich, sondern auch mit frischen Truppen unterstützten. Albrecht unternahm gleich im Jahre 1601 die Belagerung von Ostende, eine der längsten und wichtigsten, deren die Geschichte gedenkt. Er wurde bei derselben oft gerade im entscheidenden Augenblicke durch die Widerspenstigkeit seiner Spanier gehindert, das Unternehmen zu beendigen, und Moritz erschien 1602 mehrere Male, um den gewaffneten Widerstand der nicht bezahlten Miethlinge gegen ihren eigenen Führer zu unterstützen. Isabella zeichnete sich auch bei dieser Belagerung, welche sie von 1601 bis

zum September 1604 beschäftigte, durch Muth, Standhaftigkeit und Einsicht so sehr aus, daß man ihr hauptsächlich die Einnahme der Stadt zuschrieb, obgleich eigentlich der italiänische Herzog Ambrosius Spinola der Eroberer von Ostende war. Der Letztere und Moritz von Nassau, die größten Feldherren jener Zeit, wetteiferten bei der Belagerung und Vertheidigung von Ostende mit einander durch Erfindungen im Militär-Wesen. Moritz hatte schon vorher die bald überall nachgeahmte Einrichtung gemacht, die Reiterei statt mit der Lanze des Mittelalters mit der Karabine zu bewaffnen; Ambrosius Spinola war Meister im Maschinen-Wesen. Der Letztere und sein Bruder Friedrich zeigten überdies eine beispiellose Aufopferung für die spanische Sache, die ihnen auch eine Sache der Religion war. Friedrich Spinola erschien mit einer auf eigene Kosten ausgerüsteten Flotte an den niederländischen Küsten, und brachte dort durch Kaperei dem holländischen Handel großen Schaden; Ambrosius verpfändete seine sehr einträglichen italiänischen Güter, um achttausend Mann für den König von Spanien zu werben. Mit diesen Truppen und mit einem Heere, welches der spanische Statthalter von Mailand, Fuentes, gerüstet hatte, erschien Ambrosius im Sommer 1603 vor der Stadt Ostende, deren Besatzung gleich anfangs durch Engländer unter de Vere verstärkt worden war. Das neue spanische Heer, welches Ambrosius gegen Ostende führte, war schon 1600 durch den spanischen Statthalter von Mailand, Fuentes, angeworben worden. Dieser hatte damals ein weit größeres Heer zusammengebracht; er hatte aber einen Theil desselben dem Erzherzoge von Steiermark gegen die Türken zu Hülfe geschickt und einen anderen Theil nach Irland gesendet, wo diese Truppen den von Tyrone veranlaßten Aufstand der dortigen Katholiken (s. Th. XIII. S. 429 ff.) unterstützten, und eine Abtheilung derselben unter Ocampo in einer Schlacht Wunder that, wo aber nachher, weil die Irländer sich feige bewiesen, Aguilar, welcher die andere Abtheilung commandirte, Tyrone's Sache aufgab und auf englischen Schiffen nach Spanien hinüber gebracht wurde. Den in Italien zurückgebliebenen Rest des von Fuentes ausgerüsteten Heeres führte Ambrosius Spinola nebst den achttausend Mann, welche er selbst auf seine Kosten angeworben hatte, in die Niederlande. Ambrosius hatte eigentlich die Absicht, unter dem Schutze der Flotte seines Bruders von der See aus in

die sieben Provinzen einzudringen; er wurde aber an der Ausführung dieses Planes durch den Tod seines Bruders gehindert, welcher 1603 an einer Wunde starb. Sein Auftreten in den Niederlanden erfüllte ganz Europa mit Staunen und Bewunderung; denn er hatte bis in sein dreißigstes Jahr nicht im Felde gedient und ward gleich im ersten Jahre überall als großer Feldherr anerkannt. Übrigens waren die von Fuentes geworbenen Truppen aus dem Grunde so lange in Italien zurückgehalten worden, weil man gehofft hatte, daß es dem Herzoge von Savoyen möglich sein würde, einen neuen Bürgerkrieg in Frankreich zu erregen.

Dem Herzoge von Savoyen war im Frieden von Vervins das Marquisat Saluzzo überlassen worden, so heftig auch Heinrich auf der Abtretung desselben bestanden hatte. Man hatte die Entscheidung über diesen streitigen Punkt dem Pabste überlassen, und da der Letztere es mit keinem Theile verderben wollte, so war die Sache so geblieben, wie sie gewesen war. Als nachher Heinrich die Räumung des Marquisats drohend forderte, suchte sich der Herzog durch Schlauheit und Bitten zu helfen. Er reiste endlich im Jahre 1600 sogar selbst nach Paris und bot alle Künste auf, um die Abtretung Saluzzo's vom Könige zu erhalten. Heinrich war jedoch zu nichts Anderem, als zu einer Entschädigung, zu bewegen: er wollte dem Herzoge die Landschaft Bresse überlassen. Der Letztere war zwar mit diesem Anerbieten nicht zufrieden; weil er aber fürchtete, man möchte ihn in Paris festhalten, so nahm er einen Tausch-Vertrag an, den er jedoch gleich nach seiner Abreise wieder bereute und also vorerst auch nicht vollzog. Er hatte indessen durch seine Reise einen anderen Zweck erreicht. Er hatte nämlich in Paris viele Freunde des Königs, denen seines Ministers Ernst, Sparsamkeit und Ordnungsliebe ein Ärgerniß war, für sich gewonnen, und durfte somit hoffen, daß er durch seine Verbindungen die Energie des Königs werde lähmen können.

Da der Streit über Saluzzo und über die Ratification des in Paris geschlossenen Tausch-Vertrages vom Herzoge bald unter diesem, bald unter jenem Vorwande in die Länge gezogen wurde, so verlor der König endlich die Geduld. Er schickte ein Heer ab, um das Marquisat zu besetzen, und erklärte, als der Herzog sich widersetzte, ihm am 19. August 1600 den Krieg, wobei er jedoch aus-

drücklich bekannt machte, daß er dies nur wegen des Marquisats thue und im Übrigen den Vertrag von Vervins genau beobachten werde. In dem Kriege eroberten Biron, dü Terreil und Crequi die Landschaft Bresse, welche der Herzog dem Pariser Vertrage zufolge besetzt hatte, ohne darum Saluzzo herauszugeben, sowie einige andere Plätze; der König selbst zog in Chambery ein. Der Herzog verhielt sich ganz ruhig; denn er vertraute auf den Pabst, auf Spanien und auf das Einverständniß, welches er während seines Aufenthaltes in Paris mit Biron, mit den Herzögen von Epernon und Bouillon und mit dem Grafen von Auvergne angeknüpft hatte. Was diese Verbindung betrifft, so hatte der Herzog sich, um dieselbe zu Stande zu bringen, des Burgunders Laffin, eines Mannes aus einer angesehenen Familie (Laffin de la maison de Beauvais la Nocle), bedient, den er mit nach Paris gebracht hatte, und dessen Treiben dem Könige bald so verdächtig geworden war, daß Heinrich den unbedachtsamen Marschall Biron ernstlich vor ihm gewarnt hatte. Biron hatte, wie früher sein Vater, sich um Heinrich IV. im Kriege große Verdienste erworben, trotzte aber zu sehr auf diese Verdienste und ermüdete den König durch sein unleidliches Prahlen. Auch dem Herzoge von Savoyen hatte er prahlend von seinen und seines Vaters Verdiensten geredet, und dieser hatte dem Könige seine große Bewunderung der Birons ausgedrückt. Dies hatte den König geärgert, und er hatte eine Antwort ertheilt, welche den hochmüthigen Mann tief kränkte, als sie ihm, vielleicht mit Zusätzen, von Laffin hinterbracht wurde *).

Der Herzog hatte den Marschall und die anderen von ihm gewonnenen Männer mit Fuentes, dem Statthalter von Mailand, und durch diesen mit dem Könige von Spanien in Verbindung gebracht. Der Zweck der zwischen dem Herzoge und jenen Großen geschlossenen Verbindung blieb während des ganzen Krieges ein Geheimniß. Dagegen ward unterdessen der Marschall Biron dem Könige immer mehr entfremdet. Dazu trug namentlich der Umstand bei, daß der König nicht ihm, sondern dem Marschall Lesdiguieres die Verwaltung der in Savoyen besetzten Landstriche und Städte überließ, und

*) Der König sagte: Qu'il étoit vrai, que les Birons l'avoient bien servis, mais qu'il avoit eu beaucoup de peine à modérer l'ivrognerie du père et de retenir les boutades du fils.

daß er ihm nicht einmal das dringend verlangte Commando in der Citadelle von Bourg anvertraute, welche zu gleicher Zeit mit der Festung Montmelian erobert worden war. Der König selbst kam bei Gelegenheit des Krieges nach Genf, wo der alte Freund seiner Mutter, Theodor de Beza, welcher an Calvin's Stelle die Republik dieser Stadt geistlich und weltlich leitete, eine kurze Anrede an ihn hielt, und wo Heinrich sich seinen alten Freunden sehr gütig bewies. Dort erhielt auch der Marschall Biron eine unfreundliche Antwort von Heinrich, als er nach der Besichtigung der Festungswerke ihm prahlend anbot, die Stadt in vierzig Tagen in seine Hände zu bringen.

Der Herzog von Savoyen wandte sich, als Fuentes ihm auf sein Ersuchen keine Hülfe sandte, an den Pabst, welchen zu schonen Heinrich aus vielen Gründen Ursache hatte. Dieser schickte darauf den Kardinal Aldobrandini, um Frieden zu stiften. Die Sache war jedoch sehr schwierig, weil bei der großen Treulosigkeit und Unzuverlässigkeit des Herzogs weder den Worten, noch der Unterschrift desselben zu trauen war, wenn man die Eroberungen eher herausgab, als bis er die Bedingungen erfüllt hatte. Der Abschluß eines neuen Vertrages verzögerte sich daher bis zum 17. Januar 1601. In dem damals geschlossenen Vertrage entsagte der König für sich und seine Nachfolger dem Besitze des Marquisats Saluzzo, und verpflichtete sich zur Rückgabe aller Eroberungen, die er in Savoyen gemacht hatte. Dagegen trat der Herzog die Landschaft und Oberherrlichkeit von Bresse, Bügencey und Val Romey und Alles, was an den Ufern der Rhone, von den Thoren von Genf an, ihm gehörte, auch die Landschaft Gex, an Frankreich ab. Dem Herzoge war es mit diesem Frieden nicht Ernst. Fuentes hatte nämlich unterdessen Truppen angeworben, Lerma, der allmächtige Minister des guten Königs Philipp III., ließ eine spanische Flotte in See gehen, und die Verschwörung der unzufriedenen Franzosen wartete auf ein Signal, um auszubrechen. Bald kam noch ein Streit mit Spanien über eine wegen Beleidigung mehrerer Franzosen verlangte Genugthuung hinzu. Auch diesen Zwist vermittelte der Pabst, weil er besorgt war, König Heinrich, der sich schon nach Calais begeben hatte, möchte den Holländern in Ostende beistehen. Endlich nahm auch die Unternehmung der Spanier in Irland einen sehr unglück-

lichen Ausgang. Übrigens kam schon damals die Königin Elisabeth von England mit dem Könige von Frankreich nicht nur insgeheim überein, den Protestanten in Deutschland gegen das Habsburgische Haus, welches unter Rudolf II. ganz von Spanien aus regiert ward, im Nothfall Hülfe zu leisten, sondern Heinrich hatte auch von Calais aus Abgeordnete nach London geschickt, um mit der Königin auszumachen, wie man ohne Verletzung des Friedens den Niederländern heimlich beistehen könne. Sonderbar ist dabei, daß er gerade den Marschall Biron und den Grafen von Auvergne, obgleich er Beiden durchaus nicht trauen konnte, mit einem glänzenden Gefolge nach London schickte. In demselben Jahre wurden dem Könige über die Verbindung Biron's und seiner Freunde mit Savoyen und Spanien Nachrichten gegeben, welche auf eine weit verbreitete Verschwörung hindeuteten. Derselbe Laffin nämlich, welcher früher mit dem Herzoge von Savoyen in Paris gewesen war und das Vertrauen Biron's gewonnen hatte, übergab jetzt, weil er bei dem Letzteren seine Rechnung nicht gefunden hatte, dem König Heinrich eine lange Liste von Verschworenen, sowie die Briefe, welche Biron an Laffin's Freunde unter den Großen und nach Savoyen geschrieben hatte. Der König traute zwar der Anzeige eines solchen Mannes nicht; da aber Biron ihm längst verdächtig war, und da überdies gerade damals im mittleren und südlichen Frankreich wegen der Fortdauer der Steuern von 1595, welche nur für die Zeit der Unruhen bewilligt waren, Unruhen ausbrachen, so ließ er endlich den Marschall zu sich nach Fontainebleau entbieten. Er war selbst dort erst kurz vorher von einer Reise nach Poitiers zurückgekehrt, auf welcher er durch freundliche, wohlmeinende Vorstellungen die ihm seit seiner Jugend vorzugsweise ergebenen Landstriche beruhigt hatte. Biron, welcher nicht ahnte, daß sein verrätherischer Briefwechsel dem Könige übergeben worden war, erschien nicht, und machte sich so durch sein Zaudern verdächtig. Er hatte dabei noch den Nachtheil, daß auch die Königin ihm übel wollte, weil der Graf von Auvergne, ein Halbbruder der königlichen Geliebten, der Marquise von Verneuil, sein vertrautester Freund war. Biron fand sich erst dann ein, als der Präsident Jeannin ihm vom Könige die Zusicherung brachte, daß ihm nichts Übles geschehen solle. Am 13. Juni 1602 erschien er endlich vor dem Könige. Dieser forderte ihn auf, ihm alle seine

lächerlichen Projecte und Unterhandlungen mit Fuentes, mit dem Herzoge von Savoyen, mit Spanien und mit den unzufriedenen Großen offen einzugestehen, indem er die Erklärung hinzufügte, daß er ihm dann als einem alten Freunde Alles verzeihen werde. Biron erwiderte jedoch die freundliche Ansprache des Königs mit einer Antwort, welche diesen nothwendig sehr beleidigen mußte *). Er wurde daher verhaftet und nach Paris gebracht. Nichtsdestoweniger gab der König immer noch nicht die Hoffnung auf, daß ein Mann, gegen welchen er allerdings viele und große Verbindlichkeit hatte, seinen Trotz aufgeben werde. Befremdend ist es immer, daß Heinrich dem Marschall nicht die Papiere vorlegte, welche er gegen ihn in seinen Händen hatte. Er ließ ihn nur mehrere Male zu sich rufen, redete ihm freundlich zu, und beschwor ihn, Alles, was er unternommen habe, offen einzugestehen. Erst als er auch jetzt zu nichts zu bewegen war, ließ er durch den Grafen von Soissons die Warnung aussprechen, daß Biron den Gerichten anheimfallen werde **).

Ehe Heinrich der Gerechtigkeit unwiderruflich ihren Lauf ließ, legte er seinen vertrauten Räthen Bellievre, Villeroi, Rosny und Sillery die Urkunden vor, welche er gegen den Marschall in Händen hatte. Diese erklärten ihm, daß dieselben mehr als hinreichend wären, um Biron's Schuld zu beweisen. Nichtsdestoweniger versuchte der König auch jetzt noch einmal, den Marschall zu rühren, und erst als Alles vergeblich war, entließ er ihn mit Worten, welche ausdrückten, daß er ihn aller seiner Würden verlustig in die Bastille bringen lasse ***). Der erste Parlaments-Präsident, der Präsident Blancmesnil und zwei Räthe mußten hierauf den Proceß einleiten, welchen der Ober-Staatsanwalt zu führen hatte. Biron konnte, als man ihm seine Papiere und Briefe über die mit Savoyen, Spanien und anderen Feinden des Königs verabredeten tollen Plane vorlegte, seine Handschrift nicht ableugnen; er behauptete aber, diese Papiere beträfen nur frühere Anschläge, welche der König längst verziehen habe, und

*) Qu'il estoit innocent, qu'il n'estoit pas venu pour se justifier, mais pour apprendre les noms de ses calomniateurs, pour en demander justice, ou qu'il se la ferait lui-même.

**) Monsieur, scachez, que le courroux du roy est le message de la mort.

***) Hé bien, il faudra apprendre la vérité d'ailleurs. Adieu, baron de Biron!

leugnete alles Spätere, was Laffin hinzugefügt hatte, ab. Die Majestäts-Verbrechen, die man ihm Schuld gab, bestanden allerdings insgesammt in bloßen, wenn gleich sehr verderblichen Projecten, und es war auch nicht einmal ein Anfang oder Versuch ihrer Ausführung gemacht worden; gleichwohl verurtheilte das Parlament den Marschall zum Tode, und der König ließ das Urtheil am 31. Juli 1602 in der Bastille vollstrecken. Alle Welt war betroffen, man konnte sich des milden Königs plötzliche Härte nicht erklären; Heinrich hegte aber, wie wir vorher mit seinen eigenen Worten belegt haben, schon längst einen Groll gegen Biron, und war jetzt erbittert, daß dieser Katholik auch protestantische Herren mit den Spaniern in Verbindung gebracht habe. Das Letztere gilt besonders von dem Herzoge von Bouillon, dessen unabhängiges Herzogthum an der spanisch-niederländischen Grenze lag, und dessen Festung Sedan für uneinnehmbar galt.

Der Herzog von Savoyen büßte seine Vergrößerungs-Plane, welche dem einfältigen Biron das Leben kosteten, auf andere Weise. Er hatte Verständnisse mit Katholiken in Genf angeknüpft, und der Herr von Albigny hatte ihm versprochen, daß er mit zweitausend Mann zur Nachtzeit leicht in diese Stadt eindringen werde; er wagte jedoch nicht sich selbst an den Versuch, obgleich er in die Nähe der Stadt gekommen war. Er schickte vielmehr zweihundert Mann ab, welche die Mauern ersteigen, ein Thor von Innen sprengen und so den Übrigen Einlaß verschaffen sollten. Diese Soldaten gelangten wirklich ohne Lärm über die Mauern und Wälle der Stadt und verbreiteten sich dann in die Straßen; die Bürger wurden aber wach, und der Artillerist, welcher das Thor von Innen hatte sprengen sollen, ward erschossen. Die Savoyarden waren also in den Straßen preisgegeben, und ein Theil von ihnen suchte sich, als ihnen jeder andere Weg versperrt war, vergebens über die Mauern hin zu retten. Sie wurden theils erschlagen, theils gefangen genommen. Unter den Gefangenen befanden sich dreizehn Glieder des savoyischen Adels. Diese suchte der Genfer Magistrat am Leben zu erhalten; das Volk ruhte aber nicht, bis sie als gemeine Räuber sämmtlich zum Galgen verurtheilt waren. Ganz Europa klagte den Herzog von Savoyen wegen dieses Angriffes mitten im Frieden als einen Räuber an, und die Genfer feiern noch jetzt jedes Jahr das Fest der Vereitelung des savoyischen Überfalls von 1602.

König Heinrich war nachher lange mit der Verfolgung der Unzufriedenen beschäftigt, zu welcher sogar seine Gemahlin, Maria von Medicis, gehörte, die von ihrer Amme Galigai, welche sie als Kammerfrau aus Florenz mitgebracht hatte, unbedingt beherrscht wurde. Ganz Unrecht hatte Maria nicht, weil Heinrich seiner Maitresse, der Marquise von Verneuil, weit mehr Aufmerksamkeit erwies, als ihr. Der Zwist mit Maria ward vorerst beigelegt; den Grafen von Auvergne aber hatte Heinrich schon längst in die Bastille setzen lassen und seiner Grafschaft beraubt. Der Graf blieb auch nachher beständig in Haft, und selbst nach dem Tode des Königs ließ Maria von Medicis ihn erst 1616 wieder in Freiheit setzen. Den Herzog von Bouillon wollte Heinrich in Sedan belagern, weil er demselben theils wegen seines Verhältnisses zu Biron, theils auch als einem der Häupter der Protestanten nicht traute, und weil er ihn wegen seiner Verbindungen mit Spanien fürchtete. In Betreff der Protestanten war dem Könige besonders sein vortrefflicher Minister, der Calvinist Rosny, nützlich, dessen Herrschaft Sülly er deshalb auch zu einem Herzogthum machte. Mit Bouillon blieb Heinrich drei Jahre lang in Streit. Er war 1606 schon im Begriff, Sedan förmlich zu belagern, als endlich, während Sülly des Königs Heer verlassen hatte, um schweres Geschütz herbeizuführen, der Herzog sich fügte. Der König verlangte von demselben nichts, als daß er nicht ihm gegenüber die Rolle eines ganz unabhängigen Fürsten spiele. Der Herzog mußte ihn und sein Gefolge auf drei Tage in Sedan aufnehmen, wo er den König mit allen ihm gebührenden Ehren empfing; er mußte sich außerdem gefallen lassen, daß ein Protestant, in welchen Heinrich Vertrauen setzte, zum Commandanten von Sedan ernannt wurde.

Der König war indessen immer und überall von Verräthern bedroht, und ward nur von Sülly mit unverbrüchlicher Treue bewacht. Der Secretär des Herzogs von Villeroi, welcher die auswärtigen Angelegenheiten besorgte, ließ sich von den Spaniern bestechen, und als derselbe (l'Oste) sich ins Wasser stürzte, fiel sogar auf Villeroi selbst Verdacht. Der Herzog von Savoyen gewann, um Marseille besetzen zu können, den provenzalischen Edelmann Meragues, welcher in dieser Stadt Viguier war oder mit anderen Worten das ansehnliche Amt bekleidete, das in der übrigen Provence und in Languedoc

der Prévôt du roi verwaltete; und Meragues reiste nach Paris, um das Nöthige mit dem spanischen Gesandten zu verabreden. Von dort aus wurde dann die ganze Sache vom Secretär des spanischen Gesandten geleitet und betrieben; man hatte aber längst dem Meragues aufgepaßt, seine Verrätherei und die Theilnahme jenes Secretärs kam ans Licht, und es ward endlich kund, daß der spanische Gesandte Zunniga der Mittelpunkt aller gegen den König gestifteten Verbindungen sei. Heinrich ließ nur den spanischen Secretär verhaften, aber auch diesen bald wieder freigeben und die ganze Sache unterdrücken. Seit dieser Zeit ward die Stimmung gegen Spanien immer feindseliger, und wir werden weiter unten sehen, daß der König sehr weit aussehende Plane gegen den spanischen wie gegen den östreichischen Zweig des Hauses Habsburg entwarf. Er trat mit seinen alten Freunden, den deutschen Reformirten, welche zugleich von den Katholiken und von den durch die Concordien-Formel halb päbstlich gewordenen Lutheranern verfolgt wurden, in nähere Verbindung, und sammelte sogar ein Heer, um die Spanier von Deutschland abzuwehren; seine Plane wurden aber durch seinen gewaltsamen Tod vereitelt.

Wir brechen hier ab, weil wir, ehe von Heinrich's Planen und von seiner letzten Zeit die Rede sein kann, erst der niederländischen Angelegenheiten, in welchen Heinrich die Hauptrolle hatte, sowie der deutschen Händel, in die er sich zu mischen im Begriffe stand, gedenken müssen.

3. Die Niederlande kurz vor dem Ausbruche des dreißigjährigen Krieges.

Der Erzherzog Albrecht und mit noch größerem Eifer, als er, seine Gemahlin Isabella hatten die Belagerung von Ostende zwar 1602 eifrig betrieben; sie waren aber durch die schlechte Mannszucht der Söldner stets gehemmt gewesen, weil diese den Gehorsam verweigerten, wenn ihnen, wie jeden Augenblick geschah, der Sold nicht ausgezahlt wurde. Albrecht ernannte deshalb den Ambrosius Spinola zum Oberbefehlshaber aller spanischen Soldaten in den Niederlanden, und dieser sorgte zunächst dafür, daß Mittel vorhanden seien, um den Sold künftig pünktlicher zu bezahlen. Da weder Philipp III., noch seine Schwester und sein Schwager Credit hatten, so nahm Spinola auf seinen eigenen Credit Geld auf. Als Spinola endlich

im Juli 1604 die Belagerung von Ostende, ohne neue Meutereien fürchten zu dürfen, ernstlich betreiben konnte, hatte er mit außerordentlichen Schwierigkeiten zu kämpfen, weil die Holländer das Meer beherrschten und der Hafen der Stadt offen war. Die Belagerung von Ostende ward daher, außer ihrer langen Dauer, auch dadurch merkwürdig, daß Spinola eine technische Fähigkeit und eine Erfindungsgabe bewies, welche die wissenschaftlichen Fortschritte der Italiäner in der Mathematik und Mechanik dem Norden kund machte. Die beiden größten Kriegsmänner ihrer Zeit, Moritz von Oranien und Ambrosius Spinola, wetteiferten damals mit einander im Angreifen und Vertheidigen; wir dürfen aber die einzelnen Unternehmungen derselben in einer allgemeinen Geschichte nicht näher angeben, und bemerken nur im Allgemeinen, daß Ostende am 20. September 1604 eingenommen ward. Es hatte also diese Stadt, welche 1706 in vier und 1745 in acht Tagen erobert wurde, sich damals gegen Spinola's Talent und gegen die ganze spanische und belgische Macht drei Jahre, zwei Monate und fünfzehn Tage lang vertheidigt.

Der Krieg wurde nachher an den Grenzen von Over-Yssel und Geldern geführt; die Republik der Niederlande hatte aber an der Königin Elisabeth von England eine mächtige Stütze verloren, und mußte die Beendigung des Krieges schon aus dem Grunde wünschen, weil König Jakob I. nicht allein Frieden mit Spanien schloß, sondern sich auch alle Mühe gab, den König Philipp III. und den Herzog von Lerma enge an sich zu knüpfen. Übrigens ward Spinola von Spanien so schlecht mit Geld und mit Truppen unterstützt, daß er mehrere Male sein Heer verlassen und nach Spanien reisen mußte, um die Sache des Erzherzogs und der wallonischen Niederlande in Person zu betreiben. Er hielt daher auch, als sich Gelegenheit zeigte, der päbstlichen Religion und dem Hause Östreich in Deutschland gegen den Protestantismus nützlich zu werden, für politisch klug, in Betreff der Niederlande einen Waffenstillstand einzugehen, um die deutschen Protestanten bedrohen zu können. Dazu schienen die Umstände sehr günstig; denn die Häupter der republikanischen Partei in Holland wünschten ihren Helden Moritz, dessen Absichten sie längst beargwohnten, entbehrlich zu machen, weil ihnen mit Recht mehr an der Seemacht und dem Handel, als an der Landmacht und an Heldenruhm gelegen war. Überdies kostete der Krieg

ungeheuere Summen und soviel Menschen, daß man, was wir aber nicht glauben, behauptete, es seien während der Belagerung von Ostende mehr als hunderttausend Menschen umgekommen. Die Staaten wünschten also eine Waffenruhe, was sich namentlich dadurch zeigte, daß 1605 und 1606 in allen Gegenden der sieben Provinzen durch unzählige Flugschriften auf einen Waffenstillstand angetragen wurde. Da man um dieselbe Zeit auch in Spanien empfand, daß ein Krieg, welcher nicht schnell zu beenden sein werde, unerschwingliche Kosten verursache, so suchte man von dort aus ebenfalls einen Frieden herbeizuführen.

Ein Geistlicher übernahm es, die Einleitung dazu zu treffen. Die Generalstaaten hatten nämlich erklärt, sie würden sich auf keine Unterhandlungen einlassen, wenn man nicht zuvor die sieben Provinzen als unabhängige Republik anerkenne. Eine solche Forderung konnten weder Philipp III. noch Albrecht und Isabella zugestehen. Es mußte also ein Auskunftsmittel gesucht werden, und dieses fand der Franziskaner Johann Neyen, ein geborener Niederländer, welcher in Spanien studiert hatte und General-Commissarius seines Ordens in den Niederlanden war. Neyen reiste im Februar 1607 insgeheim auf weitem Umwege von Brüssel nach Ryswick. Hier meldete er seine Ankunft dem Prinzen Moritz und dem Pensionnarius Oldenbarneveld, welche dann ihn Abends nach dem nahe bei Ryswick gelegenen Haag abholen ließen und im Hause des Kanzlers seinen Vorschlag eines achtmonatlichen Waffenstillstandes anhörten. Die Bedenklichkeit wegen der Anerkennung der Republik beseitigte der schlaue Mönch durch die Erklärung, er habe Vollmacht, den Staaten die Unterhandlung als mit freien Völkern anzubieten. Damit waren die Generalstaaten zufrieden. Indessen ward von beiden Seiten mit großem Mistrauen unterhandelt, namentlich von Seiten der Holländer, welche die schon so oft erfahrene spanische Hinterlist fürchteten. Das Mistrauen der Letzteren war nicht ganz ungegründet, wie man daraus ersieht, daß der mit der Unterhandlung beauftragte Franziskaner in seinem Berichte den Prinzen Moritz, weil dessen in Spanien katholisch erzogener ältester Bruder damals noch lebte, nie einen Prinzen, sondern immer nur Grafen von Nassau nennt. Schon im März 1607 ward ein Waffenstillstand auf acht Monate abgeschlossen; es währte aber lange, bis die Bestätigung

desselben aus Spanien eintraf. Als diese endlich angekommen war, ward im Haag zwar nicht, was dem spanischen Stolze unerträglich gewesen wäre, über einen Frieden, aber doch über einen längeren Waffenstillstand unterhandelt, welcher alle Vortheile eines Friedens gewähren mußte.

Zu diesen Unterhandlungen, die im Februar 1608 im Haag begonnen wurden, schickte Heinrich IV. seinen erfahrensten Geschäftsmann, den Präsidenten Jeannin, um für seine Freunde und Bundesgenossen, die Holländer, zu vermitteln. Die Spanier bevollmächtigten, nachdem von ihrer Seite her Neyen und Verreiken die Unterhandlungen anfangs geführt hatten, noch einen Geschäftsmann aus der Franche-Comté, Richardot, und einen Spanier, Mancicidor. An der Spitze der spanischen Gesandtschaft stand Spinola, und die beiden Helden Moritz und Spinola kamen, in einem und demselben Wagen fahrend, nach dem Haag. Doch waren es besonders Jeannin und Oldenbarneveld, welche die Unterhandlungen leiteten. Der Waffenstillstand mußte bald verlängert werden, weil, als man im Haag endlich eine Übereinkunft getroffen hatte, die spanische Regierung dieselbe nicht ratificiren wollte. Endlich stellte zwar König Philipp III. eine Acte aus, in welcher er erklärte, daß er mit der Republik wie mit freien Leuten (comme les tenant pour libres) unterhandele; aber nun erhob sich ein langer Streit wegen des indischen Handels, so daß Neyen selbst nach Madrid reisen mußte, um die spanische Regierung zur Nachgiebigkeit zu bewegen. Nachher schob man von spanischer Seite eine die Religion betreffende Clausel ein, welche die Niederländer nicht zugeben konnten. Die Unterhandlungen zogen sich daher das ganze Jahr 1608 hindurch in die Länge, zumal da die Republik einen Frieden wünschte, die Spanier aber sich nur zu einem Waffenstillstande verstehen wollten. Wegen des Religionspunktes schickte endlich Albrecht seinen Beichtvater, den Spanier Inigo de Brizuela, nach Madrid, und dieser brachte den König zum Nachgeben. Noch schwerer, als der König von Spanien zum Nachgeben zu bewegen war, konnten die Niederländer dahin gebracht werden, daß sie nicht auf einem Frieden bestanden, sondern sich mit einem mehrjährigen Waffenstillstande begnügten.

Der Streit zwischen den Anhängern des militärischen und also zum Despotismus geneigten Prinzen Moritz und den Häuptern der republikanischen Partei, zu welcher die ausgezeichnetsten Staatsmänner

und Gelehrten, z. B. ein Oldenbarneveld, ein Ladenberg, Secretär der Staaten von Utrecht, ein Hogerbeets, Pensionnarius von Leyden, ein Hugo Grotius, Pensionnarius von Rotterdam, gehörten, war damals bereits heftig und ganz unheilbar. Die Patrioten, so nannte man schon damals die anti-oranische Partei, wollten nachgeben, und auch England und Frankreich verlangten, daß man nicht auf dem Worte Frieden bestehe. Moritz dagegen, welcher in der Provinz Holland Alles vermochte und in Seeland, wo seine Erbgüter lagen und die Kaperei während des Krieges Hohe und Niedere bereicherte, fast als Fürst herrschte, wollte nicht nachgeben. Erst als Oldenbarneveld erklärte, er werde seine Stelle niederlegen, wenn man auf der Fortsetzung der Krieges bestehe, setzte endlich Jeannin im Februar 1609 durch, daß eine sehr zahlreiche Versammlung von Deputirten der Staaten berufen werde, um den geschlossenen Vertrag anzunehmen. Zu diesem Zwecke versammelten sich in Bergen op Zoom achthundert Deputirte, die jedoch zusammen nur sieben Stimmen abgeben konnten. Mit diesen setzten sich die Bevollmächtigten, welche mit den spanischen jeden Tag auf dem Stadthause von Antwerpen zusammenkamen, in eine ununterbrochene Verbindung, und so kam denn endlich am 9. April 1609 ein Waffenstillstand auf zwölf Jahre zu Stande. Die Eingangsworte des Vertrages *) beweisen, daß dieser Waffenstillstand eigentlich ein Frieden und die erst später im westphälischen Frieden erfolgte Anerkennung der Republik eine bloße Form war. Der Vertrag enthielt die Bedingung, daß Alles auf dem Fuße bleibe, auf welchem es gegenwärtig sei, und daß jeder Theil das von ihm Besetzte behalte. Dadurch erlangte die Republik eine Oberherrschaft über diejenigen Gegenden der spanischen Niederlande, welche sie besetzt hatte, und ihre freien niederländischen Brüder wurden als Bewohner der sogenannten Generalitäts-Lande ihre Unterthanen. Derselbe Fall trat bekanntlich auch in der Schweiz ein.

Der Krieg in den Niederlanden ward in demselben Augenblicke beendigt, als König Heinrich IV. Rüstungen machte, um den bedrängten Reformirten in Deutschland Hülfe zu leisten. Wir wenden uns daher jetzt zu den deutschen Angelegenheiten.

*) Der Erzherzog unterhandele mit den Staaten der sieben Provinzen in seinem und in des Königs von Spanien Namen, als mit Leuten, die er für frei halte.

4. Deutsche Zustände kurz vor dem Ausbruche des dreißigjährigen Krieges.

a) Herzog Maximilian von Baiern und die Stadt Donauwörth.

Die Brüder des Kaisers Rudolf II. waren nicht nur, wie wir wissen, mit diesem in Zwietracht, sondern das Schicksal fügte es auch, daß sie alle schwach, unfähig und ohne Energie waren (denn auch Albrecht stand seiner Gemahlin Isabella in allen Regenten-Eigenschaften weit nach). Dagegen besaß der später als Kaiser unter dem Namen Ferdinand II. berühmt gewordene Sohn von Rudolf's Oheim, dem Beherrscher von Steiermark, Kärnthen, Krain und Görz, angeborene Kraft und viele natürliche Anlagen, sowie einen zwar nicht gerade edeln, aber dagegen sehr autokratischen Sinn. Ferdinand war von den Jesuiten, welche sein Oheim, Wilhelm V. von Baiern, hegte, wenn auch nicht klassisch, doch diplomatisch tüchtig gebildet worden, und betrachtete nach spanischen und jesuitischen Grundsätzen, deren politischen Werth wir unter den damaligen Umständen nicht bezweifeln wollen, die aber von moralischer Seite keine Prüfung aushalten, die gänzliche Ausrottung der protestantischen Religion als seine Hauptaufgabe. Diese gelang ihm auch, da er und die ihn leitenden Jesuiten in der Wahl der Mittel zu einem nach ihrer Ansicht sehr löblichen Zwecke nicht bedenklich waren, in den von seinem Vater ererbten Provinzen; dagegen rüsteten sich aber, sobald ein Anschein da war, daß ihm auch die anderen Provinzen des Habsburgischen Hauses überlassen werden würden, die Oestreicher, Böhmen und Ungarn schon im Voraus, um die ihnen freiwillig gewährten oder von ihnen ertrotzten Religions-Freiheiten im Nothfall mit den Waffen zu vertheidigen.

Ebenso, wie Ferdinand, war auch sein Vetter und Studien-Genosse, Herzog Maximilian von Baiern, welcher später als Kurfürst Maximilian I. hieß, durch die Jesuiten mit dem Gedanken, daß die Ausrottung des Protestantismus das höchste Verdienst eines Regenten sei, erfüllt worden und suchte dieses Verdienst sich zu erwerben. Sonst gehört Maximilian unstreitig zu den vorzüglichsten Regenten, welche Baiern je gehabt hat. Er war ein Sohn des Herzogs Wilhelm V. von Baiern, eines Bruders von Ferdinand's Mutter Maria. In Baiern war schon unter Maximilian's Großvater,

Albrecht V., die Einheit des bis dahin in mehrere Linien getrennten Hauses Wittelsbach wiederhergestellt worden, und Albrecht hatte gleich dem Kaiser Ferdinand I., dessen Tochter Anna seine Gemahlin war, sich bemüht, die Barbarei seines Volkes durch eine Reform des Unterrichtes und der Geistlichkeit, sowie die Sitten und den bürgerlichen Zustand Deutschland's zu verbessern. Wie tief Baiern durch die gänzliche Vernachlässigung der Überwachung der Geistlichen und durch die zum Müßiggang und Aberglauben führende Lehre der unzähligen Mönche aller möglichen Orden, besonders aber der Bettel-Orden, herunter gebracht war, erkennt man am besten aus der Rede, welche Albrecht's Gesandter im Auftrage seines Herrn auf dem Tridentinischen Concilium zu Gunsten einer von Pabst und Bischöfen zu veranlassenden kirchlichen Reform gehalten hat, und die im ersten Theil von Wolf's und Breyer's vortrefflicher Geschichte des Kurfürsten Maximilian I. aus der Handschrift abgedruckt ist So gelehrt indessen Albrecht auch war, so großen Eifer für Wissenschaft und Kunst er auch hatte, und so sehr er sich bemühte, in Baiern einen besseren Geist und bessere Bildung zu verbreiten, so brachten ihn doch die zu seiner Zeit entstandenen Jesuiten in den letzten Jahren seines Lebens auf andere Gedanken. Der Jesuiten-Orden enthielt damals viele vortreffliche Köpfe, welche, wie dies in unseren Tagen ebenfalls geschehen ist, den gesunden Verstand durch Sophismen zu Gunsten aller alten Misbräuche gefangen zu nehmen verstanden, und die bessere, aus der Bibel und den Alten geschöpfte Einsicht unter Autoritäten, Citaten und Gelehrsamkeit erdrückten. Diese Jesuiten zogen den Herzog Albrecht ganz an sich. Albrecht nahm seinen eigenen Verstand gefangen, um, wie der neue Orden lehrte und als die beste Politik empfahl, nicht blos seine dem Concilium vorgelegten Verbesserungs-Vorschläge dem Pabste zu Gefallen wieder fallen zu lassen, sondern auch (seit 1571) durch eine sogenannte Landes-Visitation alle Schullehrer und Prediger, deren Glauben verdächtig schien, oder welche gewisse, zum Theil sogar lächerliche Gebräuche nicht mitmachten, aus dem Lande jagen zu lassen. Ja, man ging damals so weit, daß man sogar Grammatiken aus protestantischen Druckereien nicht duldete, und daß den Klostergeistlichen sogar der Besitz der griechischen und römischen Klassiker untersagt wurde.

Unter Albrecht's Sohn und Nachfolger, Wilhelm V., ward Baiern nicht blos ganz von den Bewegungen ausgeschlossen, welche sogar in Östreich, Böhmen und Ungarn eine Reform des Kirchen- und Schulwesens veranlaßten, sondern es wurde auch die Verwaltung des Staates ganz vernachlässigt. Wilhelm trat mit Schulden überhäuft die Regierung an, und vermehrte die Schulden während derselben besonders durch den sehr kostspieligen Bau eines Jesuiten-Collegiums, zu welchem die Stände ihm die Beiträge versagten, weil man Kirchen genug in München habe. Er mußte ferner, weil er seinem Bruder Ernst zu dem Bisthum Köln verhelfen wollte, die Kosten des Krieges, den dieser mit dem Kurfürsten Gebhard führte (s. Th. XIII. S. 353), fast allein tragen. Seine Freigebigkeit gegen Künstler, seine Anschaffungen und Ausschmückungen von Reliquien, der Pomp der kirchlichen Ceremonien, Umgänge und Wallfahrten machten ihn arm, und Alles, was von der Regierung abhing, gerieth in Stocken. Wilhelm benutzte ferner den Einfluß, den ihm seine mit Ferdinand's II. Vater, dem Erzherzog Karl von Steiermark, vermählte Schwester Maria am Hofe zu Graetz verschaffte, um in Verbindung mit Karl's Hofprediger und Beichtvater, dem Jesuiten Johannes, den damals in Steiermark weit verbreiteten Protestantismus zu bedrücken und auszurotten. Herzog Wilhelm war es endlich auch, welcher dafür sorgte, daß Karl's Sohn Ferdinand von den Jesuiten, die er selbst in Baiern hegte, und welche damals unstreitig die Wissenschaft, soweit sie mit ihren religiösen und politischen Zwecken vereinbar war, förderten, so erzogen wurde, daß er im Stande war, dasjenige vollständig auszuführen, was sein Vater begonnen hatte.

Wilhelm's V. Sohn und Nachfolger, Maximilian I., besaß bedeutende natürliche Anlagen, war aber, wie man aus den seinen Lehrern ertheilten Instructionen ersieht, in den mehr mohammedanischen, als christlichen Grundsätzen erzogen worden, welche aller Freiheit feindlich sind und deshalb despotischen Naturen so sehr zusagen. Auswendig gelernte, also fest eingeprägte Lehren, mechanisch eingeübte Gebräuche und höfische, zu Ehren Gottes gefeierte Feste und Ceremonien schlossen schon früh der einfachen biblischen Lehre jeden Eingang in Maximilian's Herz, und er ward, wie die gläubigen Moslim, aufrichtig überzeugt, daß es ein großes Verdienst sei, die

Ketzer, wenn man sie nicht bekehren könne, von der Erde zu vertilgen. Da er bis in sein vierzehntes Lebensjahr nur zum Glauben und Nachsprechen gebildet worden war, so ist es ein starker Beweis seiner angeborenen geistigen Anlagen, daß er gleichwohl bedeutende Fortschritte in der Erlernung der Sprachen und in anderen Fächern des Wissens machte. Die Jesuiten zu Ingolstadt erkannten daher auch schon früh in ihm den Fürsten, welcher den unter einander uneinigen Protestanten verderblich sein und die Herrschaft des Papismus neu gründen werde. Er studirte in Ingolstadt, wohin sein Vetter Ferdinand von Steiermark 1590 ebenfalls zum Studiren geschickt ward, die Klassiker, die Rechtswissenschaften und die italiänische und französische Sprache. Die Jesuiten, welche ihn umgaben und unterrichteten, sorgten dafür, daß die Art von Religion, die man ihm von Kindheit an eingeprägt hatte, aus einer Gewohnheit und Übung zur Wissenschaft werde. Maximilian ward durch Geist, Kraft, Talent und ächte praktische und prosaische Jesuiten-Klugheit allen seinen Zeitgenossen unter den regierenden deutschen Fürsten weit überlegen. Ferdinand von Steiermark stand ihm vielleicht in Bezug auf erworbene Kenntnisse nach; an Anlagen, wenn man die kriegerischen ausnimmt, und an jesuitischer Klugheit war er ihm gleich. Da, was durch eine vollständige Aufzählung und Charakterisirung der einzelnen protestantischen Fürsten jener Zeit leicht bewiesen werden könnte, keiner von diesen sich mit den beiden durch die Jesuiten ausdrücklich zur Vertilgung der Protestanten gebildeten fürstlichen Studien-Genossen vergleichen konnte, so ward die den Protestanten von Beiden drohende Gefahr allgemein kund, sobald Beide die Regierung übernommen hatten.

Maximilian war durchaus nicht heftig oder enthusiastisch, wie Ferdinand, sondern in seiner Liebe wie in seinem Hasse ganz diplomatisch und kalt speculirend. Dies zeigt sich am deutlichsten in der Correspondenz, welche er mit Ferdinand führte, als die Östreicher, Ungarn und Böhmen gegen diesen in den Waffen standen und derselbe sich ganz in Maximilian's Arme werfen wollte. Wenn Ferdinand aufwallt und, die auch ihm von den Jesuiten eingeprägte italiänische Politik vergessend, blos als Freund und Verwandter schreibt, bleibt Maximilian ganz im Kanzlei-Styl vornehmer und fürstlicher Höflichkeit. Er correspondirte daher auch, wie Ferdinand ebenfalls

that, gern italiänisch, und die fremden Gesandten an seinem Hofe sagen von ihm, in Beziehung auf Höflichkeit sei er Italianissimo. Seine kalte deutsche Correspondenz mit Ferdinand wird man am besten aus den Stellen kennen lernen, welche Breyer anführt. Wir wollen als Beispiel nur zwei Stellen mittheilen, in welchen der Contrast von Ferdinand's Brüderlichkeit und Maximilian's italiänischer Höflichkeit sehr auffallend ist. Ferdinand schreibt in dem Augenblicke, als er sich gar nicht zu helfen weiß: „So wie ich in allen meinen Anliegen jedes Mal zu dir meinen Succurs gehabt, von dir mir auch alle Macht treulich succurrirt worden, also will ich auch jetzund nicht zweifeln. — — — Derohalben hoffe ich nicht allein erhört zu werden, sondern ich versichere dich, daß ich es um dich, mein herzliebster Bruder, die Zeit meines Lebens verdienen will.“ Zugleich schickte Ferdinand seinen Secretär, um gegen den Versatz einiger Kostbarkeiten Geld von Maximilian zu borgen. Dieser läßt auf den angeführten Brief antworten: „Seine Durchlaucht haben sich und ihre Kammergefälle die Zeit her stark entblößt, indem Sie erst neulich um Mindelsheim fast eine Million baaren Geldes hergeschossen u. s. w.“ Auch in Betreff des angetragenen Versatzes zieht Maximilian sich diplomatisch aus der Sache: „Wäre vielleicht bei Kur-Sachsen oder dem Großherzog von Florenz, als der der von Böhmen her drohenden Gefahr nicht so nahe gesessen, durch den Einsatz obberührter Kleinodien leichter zu erhalten.“ Unten, wenn vom Jahre 1619 die Rede sein wird, werden wir noch ein auffallendes Beispiel des Contrastes anführen, welcher in dem Tone der beiden Jesuiten-Zöglinge besteht. Maximilian muß übrigens gewußt haben, daß der Namen Jesuit gleich dem Namen Jude einen gehässigen Nebenbegriff im Publikum habe; denn wie die Juden lieber Israeliten heißen wollen, so wollte Maximilian den Namen Jesuiten nicht gebraucht haben, sondern man sollte Väter der Gesellschaft Jesu (patres societatis) sagen.

Maximilian brachte seinen Vater, der ihn mit unbegrenzter Zärtlichkeit liebte, auf freundliche Weise dahin, daß derselbe, als er voll Schulden nicht mehr aus und ein wußte, ihm schon 1598 die Regierung abtrat und sich mit einem ziemlich unbedeutenden Jahrgelde begnügte. Sobald Maximilian, welcher damals fünfundzwanzig Jahre alt war, die Regierung angetreten hatte, war seine erste Sorge,

die ganz zerrütteten Finanzen in Ordnung zu bringen, was ihm auch gelang, indem er eines Theils es mit den Mitteln nicht eben genau nahm, und anderes Theils die strenge Ordnung und Aufsicht, welche sein Vater ganz vernachlässigt hatte, mit Einsicht und Kraft wieder herstellte. Neben der Sorge für die Finanzen nahm er sich, was in der völligen Anarchie und beim Verfall aller polizeilichen und häuslichen Ordnung ganz wohlthätig sein mochte, auf eine uns befremdende autokratische Weise der Regierung an. Er erließ igenmächtig Verordnungen, um das ganze Leben seiner Baiern, wie man das unter uns nennt, patriarchalisch zu ordnen. Er uniformirte nicht blos alle Angestellten des Staates, als wenn sie seine persönlichen Diener wären, sondern er bestimmte sogar auch die Kleidung des Landvolkes. Bei der letzteren Maßregel leitete ihn jedoch eine Einsicht in die Lage Deutschland's, welche allen anderen Fürsten mangelte; denn er wollte durch dieses Verfahren es möglich machen, im Nothfall die Land-Miliz in ein regelmäßiges Heer umzuwandeln, statt daß man sonst überall nur gemiethetes Gesindel ins Feld führte und nach einem Feldzuge schnell wieder entließ. Sogar wie man in Baiern essen und trinken und wie man wohnen sollte, ward durch landesherrliche Verordnung bestimmt. Den Landständen gegenüber nahm er eine ganz andere Stellung ein, als sein Vater. Diese hatten sich unter Wilhelm V. in Alles gemischt und dabei für das eigentliche Volk, welches bekanntlich von den Landständen des Mittelalters ausgeschlossen war, nicht immer gesorgt; auch Maximilian erfuhr von ihnen anfangs Widerspruch, er kehrte sich aber gar nicht daran, sie mochten thun und sagen, was sie wollten. Er berief nachher, allen Landesgesetzen zum Trotze, die Landstände gar nicht mehr, so daß während seiner ganzen dreiundfünfzigjährigen Regierung nur zwei Landtage gehalten wurden. Sein Nachfolger, Ferdinand Maria, hielt noch einen; dann war es mit den Landtagen in Baiern vorbei.

Die Mühe, welche Maximilian sich gab, ein Heer aus seinen eigenen Unterthanen zu bilden und zur Bezahlung desselben sich auf jede Weise Mittel zu schaffen, setzten ihn in den Stand, die unter einander uneinigen Protestanten ebenso im Süden zu bedrängen, wie sie am Niederrhein durch Spinola's Spanier und Wallonen bedrängt wurden. Den Vorwand dazu gab einer jener zahlreichen Reichshofraths-Processe und eine zwischen den Bewohnern

einer und derselben Stadt ausgebrochenen Streitigkeit, welche durch die verschiedene Deutung des Religions-Friedens veranlaßt worden war. Solche Streitigkeiten wurden überall von den Jesuiten benutzt, um den von ihnen und von Spanien geleiteten Kaiser Rudolf II. zu einer einseitigen Entscheidung derselben zu bewegen, worauf dann die Protestanten nicht ermangelten, sich der Ausführung der von dem offenbar parteiischen kaiserlichen Reichshofrath erlassenen Urtheile zu widersetzen. Die Schuld lag dabei mehrentheils an beiden Theilen, weil, wie wir aufs neue in unseren Tagen sehen, Fanatismus und blinder politischer oder religiöser Partei-Haß auch die verständigsten Menschen gegen die Stimme der Vernunft taub machen. In den freien Städten war daher unaufhörlich Streit, Zank, Proceß und endlich Aufstand. Dies diente dem Herzog Maximilian von Baiern und dem Erzherzog Ferdinand von Steiermark zum Vorwande, wenn sie in ihren Landen ohne alle Rücksicht auf die Mittel, deren sie sich bedienten, den Protestantismus und sogar die Protestanten selbst nach und nach, bald im Stillen, bald öffentlich, gänzlich vertilgten.

Die Unruhen und Gewaltthätigkeiten der einen und der anderen Religions-Partei, welche in Köln und in Aachen blutige Kämpfe hervorriefen, sind bereits früher (Th. XIII. S. 345 ff.) dargestellt worden. Hier müssen wir ausführlicher auf die ebenfalls schon (Th. XIII. S. 348) erwähnten Streitigkeiten in Donauwörth zurückkommen, welche Maximilian benutzte, um diese Reichsstadt ihrer Reichsfreiheit zu berauben und zugleich die protestantischen Bürger derselben zu vertreiben oder zu vernichten. Donauwörth war 1266 von dem unglücklichen Konradin an seinen Oheim Ludwig den Strengen von Baiern verpfändet worden und dann baierische Landstadt gewesen, bis Kaiser Karl IV. sie 1348 zur freien Reichsstadt erhob und nachher (1376) für sechszigtausend Ducaten an die drei Söhne des Herzogs Stephan des Älteren von Baiern verpfändete. Im Jahre 1434 nahm Kaiser Siegmund die Stadt dem Herzog Ludwig dem Bärtigen wieder ab und verkaufte ihr die Reichsfreiheit aufs neue (s. Th. X. S. 200). Vierundzwanzig Jahre später benutzte Herzog Ludwig der Reiche von Baiern-Landshut seine Verbindung mit Friedrich dem Siegreichen von der Pfalz, um Donauwörth wieder zu besetzen, bis sie ihm das einst für sie gegebene Geld zu-

rückerstattet habe. Dies veranlaßte den sogenannten pfälzisch-baierischen Krieg (s. Th. X. S. 220 ff.), in welchem Baiern und Franken mit entsetzlichen Gräueln heimgesucht wurden. Zuletzt war Friedrich der Siegreiche am Rhein glücklich, sein Bundesgenosse Ludwig von Baiern-Landshut aber fand klug, sich im August 1463 mit Albrecht Achilles von Brandenburg, den ihm der Kaiser auf den Hals geschickt hatte, freundlich abzufinden und nicht nur die Reichsstadt Donauwörth wieder herauszugeben, sondern auch auf die fünfundsiebenzigtausend Gulden zu verzichten, für welche die Stadt seinen Vorfahren verpfändet worden war. Seit dem Jahre 1546 breitete sich die Reformation in Donauwörth so sehr aus, daß die Mehrzahl der Bürger und auch der Magistrat schon 1552 Lutherisch waren, die Kathedrale als Lutherische Kirche in Anspruch nahmen und die katholische Minderzahl mit ihrer Religions-Übung auf den Bezirk und die Kirche des Benedictiner-Klosters zum heiligen Kreuz, welches am äußersten Ende der Stadt liegt, beschränkten. Die Mönche des Klosters und die Katholiken, die sich zu ihnen gesellten, durften nicht allein ihre Religion frei üben, sondern der Magistrat war auch mit dem Abte übereingekommen, daß das Sacrament zu den Kranken in der Stadt getragen werden könne; nur sollte hierüber immer erst angefragt und dabei weder Geläute und Geklingel noch Lichter angewendet werden. Processionen, fliegende Fahnen, Gesang und Klingeln wurden den Katholiken in der Stadt nicht gestattet, sondern diese mußten still der Mauer entlang aus dem Stadtthor ziehen, und durften erst an der Grenze des Stadtgebietes ihre Fahnen aufrollen.

Die Stadt hatte seit alten Zeiten nicht blos die Schutz- und Schirmgerechtigkeit über das Kloster behauptet, sondern auch die weltliche Gerichtsbarkeit über den Abt und seine Angehörigen ausgeübt. Erst 1580 fiel es dem Bischof Marquard von Augsburg ein, sich die Gerichtsbarkeit über das Kloster anzumaßen und dem Abte sogar Pfarr-Gerechtsame in der Stadt zu verleihen. Dem widersetzte sich die Stadt auf dem Wege Rechtens, und der Abt beruhigte sich. Als aber nachher die Jesuiten überall, besonders in Baiern und in Steiermark, Verfolgungen gegen die Protestanten hervorriefen, und als Maximilian, der ihr Schwert werden sollte, die Regierung von Baiern übernommen hatte, ließ der Abt Christoph im Jahre 1598,

also zu einer Zeit, wo Baiern noch in dem traurigen Zustande war, in welchen Wilhelm V. es versetzt hatte, eine glänzende Procession mit der Monstranz, mit Lichtern und mit fliegenden Fahnen halten. Er regte dadurch die fanatisch protestantische Bürgerschaft heftig gegen die Mönche auf, gab aber doch endlich den Vorstellungen des Magistrats nach. Jetzt ruhte die Sache wieder, bis der Bischof Heinrich von Augsburg und der Abt Leonhard im Mai 1605 absichtlich einen neuen Lärm veranlaßten, um die Schwäche des Kaisers Rudolf II. für ihre Zwecke zu benutzen. Der Abt hielt nämlich, ohne den Magistrat zu fragen, die Procession auf eine besonders lärmende und glänzende Weise; der Magistrat aber schickte, nachdem er sich unsägliche Mühe gegeben hatte, den gemeinen Haufen der Protestanten von der Beleidigung des Zuges abzuhalten, zuletzt einige seiner Mitglieder mit dem Amtmann, um zu protestiren. Dies hatten der Abt und der Bischof von Augsburg vorausgesehen. Sie wandten sich jetzt sogleich nach Prag an den Reichshofrath.

In ihrer Schrift wird nach der Manier, wie man auch jetzt wieder in den von Heuchlern geschriebenen, von Fanatikern gelesenen Blättern die unbedeutendsten Vorfälle parteiisch ausbeutet, die Sache auf die gehässigste Weise dargestellt und als Landfriedensbruch und Religions-Bedrückung gedeutet. Der Abt beschwerte sich, daß er (was seit 1552 nie geschehen war) in Procession habe durch die Stadt ziehen wollen, aber daran gehindert worden sei. Er fügt hinzu: man wolle auch die Leichen nicht mit Vortragung des Kreuzes und unter Begleitung eines mit der Stola bekleideten Priesters beerdigen lassen; man wolle ferner beim Tragen des Sacraments die Lichter und das Niederfalls-Glöcklein nicht dulden; man wolle keine neuen Katholiken in die Stadt aufnehmen und nicht zugeben, daß die Kinder der katholischen Bürger im Kloster getauft würden, u. s. w. Auf diese Vorstellung hin wurden Bürgermeister und Rath im Oktober vorgeladen, binnen sechsunddreißig Tagen zu erscheinen und sich zu verantworten. Dies war ganz in der Ordnung, nicht aber ein Mandat, welches der fanatische Reichshofrath beifügte, ohne vorher gefragt zu haben, wie es bis dahin vor und nach dem Religions-Frieden in Donauwörth gehalten worden sei. In dem Mandat ward unter Androhung der Acht befohlen, den Abt einstweilen (lite pendente) weder an Processionen, noch an feierlicher Tragung der Sacramente,

noch an sonst etwas, was zur freien Übung der katholischen Religion gehöre, zu hindern. Dieses Mandat ließ der Abt erst Ende Februar 1606 dem Rathe insinuiren. Zu gleicher Zeit wollte er ein feierliches Begräbniß benutzen, um mit allem bisher vermiedenen Pomp in den Straßen zu erscheinen. Der Magistrat ließ ihn damals bitten, er möge es doch bei den gewöhnlichen Ceremonien bewenden lassen, fügte aber, weil er, der Rath einer kleinen Stadt, an die Fabel vom Wolfe dachte, der sich über das unterhalb trinkende Schaf wegen der Trübung des Wassers beschwerte, die Erklärung hinzu, daß er zwar aus Ehrfurcht vor dem kaiserlichen Befehle ihm kein Hinderniß in den Weg legen wolle, daß er aber protestire und sich alle seine Rechte vorbehalte. Der Abt hielt darauf sein feierliches Begräbniß, und der Rath überschickte seine Einwendungen an den Reichshofrath. Die Antwort, welche der Rath erhielt, war der kaiserliche Befehl, daß er bis zur ausgemachten Sache keine Gewalt gebrauchen dürfe (inhibitionem attentatorum durante processu).

Auf dieses Gebot hin beschloß der Abt, der Lutherischen Stadt noch einmal Hohn zu bieten. Er veranstaltete am 11. April 1606 eine Procession, und nahm keine Rücksicht auf eine sehr bescheidene Gegenvorstellung des Magistrats, welche in Wolf's und Breyer's Geschichte des Herzogs Maximilian aus der Handschrift abgedruckt ist. Diesmal ließ die Bürgerschaft sich nicht ganz zurückhalten. Es war Geschrei, Lärm und Gespötte in den Straßen. Doch gelangte der Zug glücklich durch das Donau-Thor zum Dorfe Oresheim, in welchem die Andacht gehalten wurde. Dagegen schickte der gemeine Haufen sich an, bei der Rückkehr der Procession zu verhindern, daß nicht zum zweiten Male der Stadt-Obrigkeit Trotz geboten werde. Als der Zug von Oresheim zurückkam, war er dadurch, daß sich unterwegs vieles Volk aus der katholischen Umgegend angeschlossen hatte, weit größer geworden. Um diese Leute vom Eintritt in die Stadt abzuhalten, hatte die Polizei das Gitter des Thores niedergelassen, und der Stadt-Amtmann stand an dem Thore. Es sollten blos diejenigen eingelassen werden, welche in der Stadt wohnten oder Unterthanen des Klosters waren. Als nun bei der Rückkehr der Procession das Thor geöffnet wurde und der ganze Zug in die Stadt eindringen wollte, übermannte der Pöbel die vom Magistrat aufgestellten Wächter, und stürzte auf die Wallfahrtenden, indem er

weder die Personen derselben noch ihre Fahnen und das heilige Geräthe verschonte. Nachdem der Pöbel sich der Fahnen bemächtigt hatte, widersetzte er sich dem Zuge der Procession durch die Stadt, und diese konnte nicht anders als durch enge Gäßchen nach der Klosterkirche gelangen, wobei sie gehöhnt, gespottet und verfolgt ward.

Durch diesen Vorfall erschreckt, wandte der Magistrat sich an die übrigen protestantischen Reichsstädte, welche gerade damals (Mai 1606) eine Versammlung in Worms hielten. Diese Versammlung erließ an den Rath von Donauwörth ein bis jetzt noch ungedrucktes Schreiben, in welchem sie das Verfahren desselben billigte und ihn aufforderte, die Umzüge der Katholiken auch ferner nicht dulden, sondern vielmehr die Straßen mit Ketten zu sperren, und sich im Nothfalle an den alten Pfalzgrafen Philipp Ludwig von Neuburg zu wenden. Dagegen hatte der Bischof von Augsburg an dem Grafen Fugger, welcher dem Kaiser Rudolf oft aus der Geldnoth half, eine mächtige Stütze. Er wirkte vermittelst desselben schon im September 1606 eine neue Vorladung der Stadt und ein furchtbares Mandat gegen dieselbe aus. In der Beantwortung dieses Schreibens (im December) legten zwar die Donauwörther dem Kaiser ihre Gründe dar; allein dies war fruchtlos, weil die Jesuiten dem Herzog Maximilian von Baiern die ganze Sache in die Hände zu spielen verstanden. Der Kaiser erließ nämlich gleich am ersten März 1607 ein Decret, vermöge dessen dem Herzog von Baiern „als dem nahegesessenen ansehnlichen Fürsten des Reichs" aufgetragen wurde: „sein Ansehen zu verwenden, um die Katholischen vor weiterem Spott und Schaden in Ausübung ihres Gottesdienstes zu schützen." Da nun damals protestantische Theologen der Gattung, wie diejenigen sind, welche in unseren Tagen wieder überall das große Wort führen, unverständiger Weise die Obrigkeiten und Fürsten zur Verfolgung aller derer trieben, welche nicht wie sie Dogmatik für Christenthum halten wollten, so wurden dadurch die schlauen Jesuiten ermuthigt, ihre unter einander uneinigen Gegner dreist anzugreifen. Dies ersieht man aus dem an Maximilian gerichteten kaiserlichen Schreiben vom 16. März, welches Wolf zuerst hat drucken lassen. Dasselbe drückt die Überzeugung aus, daß die unter sich uneinigen Protestanten es auch diesmal beim Schreiben würden bewenden lassen, bis die Religions-Freiheit unterdrückt sei. Wir wollen nur die An-

fangsworte des Schreibens hersetzen, deren versteckter Sinn niemand entgehen wird: „Da es scheint, als ob die Stadt-Obrigkeit zu Donauwörth nicht vermögend sei, ihrer unruhigen Bürgerschaft genugsamen Widerstand zu leisten, und da es ja einmal die Nothdurft, Billigkeit und Gebühr erfordern, andere solche Vorsehung zu thun, wodurch diesem vor Gott und der Welt sträflichen, friedbrüchigen Beginnen gesteuert und fromme, unschuldige Leute weiter nicht beleidigt und beschädigt werden u. s. w."

Auf diese Lage der Dinge gestützt, traf der Abt Anstalten, um am 26. April gegen den fünfzigjährigen Brauch aufs neue eine glänzende Procession zu halten. Schon am 23. hatte Maximilian zwei seiner Beamten als kaiserliche Commissäre oder, wie man dies nannte, als Subdelegaten in die Stadt geschickt, und der Magistrat hatte sich der kaiserlichen Forderung gefügt und wollte die Procession unter Protest ziehen lassen. Allein die Bürgerschaft, welche auf dem Markte versammelt war, bestand darauf, daß der Abt bis zur ausgemachten Sache die Procession unterlassen oder doch nur durch diejenigen Straßen ziehen solle, durch welche seine Vorgänger gezogen seien. Die Bürger hatten sich bewaffnet, und es fehlte an Lärm nicht, so daß die Procession unterbleiben und die Commissäre oder Subdelegaten unverrichteter Sache wieder abziehen mußten. Aus dem nur handschriftlich vorhandenen Berichte der Letzteren, welchen sie über den Hergang an ihren Herrn und dieser an den Kaiser schickten, geht hervor, daß die Subdelegaten in der Sache Partei waren und den Vorgang so berichteten, wie es den Planen ihres Herrn angemessen war. Der Magistrat erließ zwar an viele Fürsten und auch an den Kaiser Schreiben, in welchen die Sache so, wie sie war, dargestellt wurde; dies hielt aber weder die fanatischen Räthe des Kaisers noch den Herzog von Baiern ab, ihren Plan mit jener Consequenz zu verfolgen, durch welche die Engländer und die Jesuiten sich auszeichnen.

Maximilian trieb, wie wir aus einem Briefe desselben ersehen, die Sache beim Kaiser mit einer sehr anstößigen Eile. Er verlangte den Befehl, unmittelbar Gewalt brauchen zu dürfen, und ertheilte sogar dem Reichs-Vicekanzler, den Reichshofräthen, den Secretairen und Anderen recht ansehnliche Geschenke an Geld, Wein und Ketten, damit die Stadt sogleich seinem katholischen Eifer preisgegeben

werde. Am kaiserlichen Hofe war man, als Maximilian Truppen herbeizog und Alles in Bewegung setzte, nicht so hitzig; denn Wilhelm Boden, Maximilian's Agent in Prag, schreibt ihm, mehrere geheime Räthe glaubten, daß man schon zu weit gegangen sei, und „daß es gefährlich wäre, einem so hitzigen und vindikösen Herrn, wie Maximilian von Baiern sei, eine so wichtige Commission anzuvertrauen.“ In der That hatte der alte Pfalzgraf Philipp Ludwig von Neuburg nicht blos bereits im Mai eine Zusammenkunft nach Nördlingen berufen, sondern sogar den Schellenberg bei Donauwörth besetzt, und auch der Herzog von Würtemberg hatte Rüstungen gegemacht. Rudolf's Räthe schrieben daher auch noch im Juni an Maximilian mit einiger Vorsicht: „sie wollten ihm gern die Execution eilig übertragen, wünschten aber doch erst zu erfahren, wie er die Sache ansehe.“ Sowohl Maximilian als seine Räthe bestanden, wie man aus dem, was in Maximilian's Biographie nach handschriftlichen Quellen berichtet wird, ersieht, mit Heftigkeit darauf, daß gegen die Stadt Donauwörth und ihren Magistrat mit größter Schärfe verfahren werde, damit, wie der Herzog sich gegen den Kaiser ausdrückte, „ein solch Exempel statuirt werde, daß Andere, und zwar höheren Standes, nicht in die Fußstapfen der Donauwörther treten und den Katholischen das Religions-Exercitium nicht ganz und gar entziehen.“ Die kaiserlichen Räthe fertigten, von Maximilian bestürmt und bestochen, schon am 3. August 1607 die Achts-Sentenz aus und beauftragten den Herzog mit der Vollziehung derselben; da aber an demselben Tage, an welchem dieser Spruch ausgefertigt wurde, eine Gesandtschaft von Donauwörth in Prag eintraf, so fügte man eine Note bei, in welcher ein Aufschub der Bekanntmachung der Sentenz und ein Weg der Güte gegen Donauwörth vorgeschlagen wurde. Der Herzog nahm, weil ihm seine Räthe dazu riethen, diesen Vorschlag an, und schickte am 4. September vier Commissäre nach Donauwörth, welche von dem Magistrat durch Drohungen dasjenige erzwingen sollten, was der Abt und die Katholiken begehrten.

Die Herren des Donauwörther Rathes stellten, um den Sturm zu beschwören, einen Revers aus, daß sie den kaiserlichen Befehlen Gehorsam leisten, Processionen und andere katholische Feierlichkeiten auf offener Straße nicht hindern, über die letzten tumultuarischen

Auftritte Untersuchungen anstellen und zugeben und die Rädelsführer den Baiern ausliefern wollten. Das Bürger-Collegium der Siebenziger aber, von der ganzen Bürgerschaft unterstützt, war mit dieser Bewilligung, bei welcher man sie gar nicht gefragt hatte, nicht zufrieden, und es brach nach der Abreise der Subdelegaten ein förmlicher Aufstand aus. Alle Ordnung hörte auf, der Pöbel wüthete in den Straßen, der Abt und seine Mönche, welche entweder glaubten oder doch vorgaben zu glauben, daß sie im Kloster nicht mehr sicher seien, flüchteten sich, und Maximilian hatte jetzt den erwünschten Vorwand, seine kaiserliche Commission weiter geltend zu machen. Dies geschah jedoch auf eine feine jesuitische Weise. Maximilian schickte neue Subdelegaten, welche anfangs in dem benachbarten Rain blieben und dorthin den kleinen und großen Rath, sowie einen Ausschuß der Zünfte vor sich beschieden. Nachher begaben sie sich sogar in die Stadt; sie konnten aber die Bürgerschaft nicht dahin bringen, daß dieselbe das, was der kleine Rath bewilligt hatte, bestätigte. Die Demagogen erlaubten sich sogar Ungezogenheiten gegen die Baiern. Die baierischen Commissäre schickten daher an ihren Herrn einen Bericht, in welchem der Zustand der Stadt ganz kläglich geschildert ward, und in Maximilian's Bericht an den Kaiser finden sich dieselben Redensarten. Uns scheint von diesem Augenblicke an aus allen den Umständen, die man in der oft angeführten Biographie Maximilian's findet, hervorzugehen, daß Maximilian des Kaisers Versuche, die Stadt milde zu behandeln, absichtlich zu vereiteln suchte, wenn er auch scheinbar dem Rathe der kaiserlichen Räthe Gehör gab. Er schickte nämlich noch im November eine neue Commission in die Stadt, und diese benahm sich so zweideutig, daß sie die Aussöhnung erschwerte, statt sie zu erleichtern. Dessenungeachtet würden die Bürger sich gefügt haben, wenn nicht am 10. November 1607 ein pfalz-neuburgischer Advokat in Donauwörth erschienen wäre, die Bürger zum Ausharren ermuntert und ihnen von Ulm und anderen Städten her Hülfe zugesichert hätte. Maximilian ließ hierauf am 12. November 1607 die Achts-Sentenz den Donauwörthern unter den hergebrachten Feierlichkeiten bekannt machen, und da er seine Truppen längst geworben hatte, so schickte er dieselben als Feinde gegen eine Stadt, welche einem so furchtbaren, mit vielem Geschütze versehenen Heere durchaus nichts entgegenzusetzen hatte. An-

fangs war die Rede davon, daß Maximilian selbst das Heer anführen sollte; allein da er es im Voraus auf den Ruin der lutherischen Bürger abgesehen hatte, so überließ er schicklicher Weise das Commando an Alexander von Haslang, welcher vorher einer seiner Subdelegaten gewesen war.

Daß an Widerstand gar nicht zu denken war, wird man begreifen, wenn man erfährt, daß die Executions-Truppen aus zwanzig Fahnen Fußvolk von je dreihundert Mann und aus sechs Compagnieen Reiterei von je hundert Mann bestanden und vieles Geschütz und Belagerungszeug mit sich führten. Wie die eingedrungenen Baiern gleich anfangs mit den Ketzern der Stadt Donauwörth umgingen, wollen wir nicht näher angeben. Wir verweisen vielmehr die Leser auf einen baierischen Schriftsteller, den Biographen Maximilian's, Wolf, und fügen nur noch hinzu, daß wir nicht wegen des Verfahrens der Baiern mit und in Donauwörth, sondern blos wegen der Folgen dieser Sache so ausführlich über die Donauwörther Angelegenheit gewesen sind. Die Unterdrückung der Stadt Donauwörth veranlaßte eine neue Verbindung der Protestanten, die Union, diese aber rief den katholischen Gegenbund der Liga hervor, welcher dann, wenigstens mittelbar, den dreißigjährigen Krieg herbeiführte oder doch den Ausbruch desselben beschleunigte. Charakteristisch ist es, daß dem baierischen Heere vier Jesuiten und zwei Barfüßer-Mönche folgten. Diese sorgten dafür, daß trotz aller Versicherungen Maximilian's, nach welchen die Religions-Verfassung nicht geändert werden sollte, die Lutheraner entweder vertrieben oder doch der freien Übung ihrer Religion beraubt wurden. In Betreff des Letzteren ging man so weit, daß den Bürgern der Gottesdienst sogar in den naheliegenden Dörfern nicht gestattet wurde; denn man ließ an Sonntagen niemand aus den Thoren der Stadt. Übrigens setzte Herzog Maximilian in einem nach Rom gesandten Berichte, welchen sein Biograph Wolf aus der Handschrift hat abdrucken lassen, den Vortheil aus einander, den die Vernichtung des Wohlstandes der Stadt für die katholische Religion haben werde. Bald waren nur noch die ärmsten unter den Bürgern in der Stadt übrig. In dieser aber blieben dreihundert Baiern zurück, weil Maximilian die Stadt bis zur Bezahlung der Executions-Kosten besetzt hielt. Diese Kosten waren so berechnet, daß sie unmöglich je entrichtet werden konnten;

die Stadt ward daher aus einer protestantischen freien Reichsstadt eine katholische baierische Landstadt. Wie unbarmherzig mit dem armseligen Reste der Bürgerschaft verfahren wurde, zeigt ein Brief, welchen Maximilian an seinen Statthalter über die Nothwendigkeit, die Besatzung auf Unkosten der Bürger zu verpflegen, geschrieben hat. „Wenn auch, schreibt Maximilian in demselben eigenhändig, ein Theil der Bürger dieser wegen von Haus und Hof müßte, so ist es uns gleich, wenn nur wenigstens auf ein Jahr lang die Besatzung auf der Bürger Unkosten unterhalten werden möchte."

Die Besitznahme von Donauwörth und die mongolische Art, wie mit den dortigen Protestanten, ihrer Religions-Übung und ihrem Eigenthum verfahren wurde, hatte, wie schon bemerkt, zur Folge, daß im folgenden Jahre eine neue protestantische Verbindung, wie der Schmalkaldische Bund gewesen war, entstand. Diese Verbindung war aber auf Heinrich's IV. Beistand berechnet, und war daher, als derselbe 1610 ermordet wurde, ganz ohne allen Halt. Dies zeigte sich schon bei dem Streite über die Erbschaft des 1609 gestorbenen Herzogs Johann Wilhelm von Jülich, Cleve, Berg und Ravensberg, welcher uns jetzt zu der Geschichte von Sachsen, Böhmen und der Pfalz führt.

b) Sachsen am Ende des sechszehnten Jahrhunderts.

Die unseligen Folgen, welche der Streit der calvinistischen und lutherischen Theologen für die Sache der Protestanten hatte, wird man am leichtesten erkennen, wenn man die sächsische Geschichte der letzten zwanzig Jahre des sechszehnten Jahrhunderts und die pfälzische derselben Zeit aufmerksam studirt. Wir dürfen in einer allgemeinen Geschichte auf die Besonderheiten nicht eingehen, welche erörtert werden müßten, wenn wir alle die Härten und Grausamkeiten aufzählen wollten, die der sächsische Kurfürst August in der letzten Zeit seines Lebens auf Antrieb seiner bösen Gemahlin, einer dänischen Prinzessin, beging. Allgemein bekannt ist, daß die Tübinger und Wittenberger Theologen die Concordien-Formel oder mit anderen Worten ihr Fabrikat, welches nicht Christi Wort, sondern die Lehren Luther's und seiner gelehrten sächsischen und Tübingischen Anhänger enthielt (s. Th. XIII. S. 310), den armen Pfarrern und Schulmeistern aufdrangen und diejenigen, welche dasselbe nicht unter-

schrieben, zu Hunderten von Amt und Brod trieben, und daß sie sogar den weisen, edeln, frommen Melanchthon noch im Grabe verfluchten. Lange schon hatte man ebenso, wie in unseren Zeiten über Pantheisten, Atheisten, Socialisten und Gott weiß welche andere Feinde Gottes und der Menschen geklagt wird, auf den Kanzeln über die sogenannten Krypto-Calvinisten oder, wie man sie nach Philipp Melanchthon auch nannte, die Philippisten jämmerlich geklagt, als endlich der Kurfürst seine Stände zu einem Inquisitions-Tribunal machte. Er verlangte nämlich von den in Torgau versammelten Ständen im Mai 1574, sie möchten den geheimen Rath Cracau, den Leibarzt Peucer, den Kirchenrath Stößer und den Hofprediger Schütz, welche er hatte verhaften lassen, bestrafen, „weil dieselben übel an ihm gehandelt und sich unterstanden hätten, in sein Land und Leute eine falsche Lehre einzuschieben.“ Der Kurfürst war außerdem noch über vier Wittenberger Theologen, welche dem Philippismus nicht entsagen wollten, so sehr erzürnt, daß er, als endlich durch grausame Verfolgung die des Calvinismus Verdächtigen zum Schweigen gebracht waren, mit Beziehung auf jene vier Männer eine Sieges-Münze schlagen ließ, die seiner Art Religion und seinem Geschmacke gleich viel Ehre macht *).

Auf solche Weise begann man die lutherische Kirche als eine göttliche Anstalt, die reformirte Lehre aber als eine Erfindung des Teufels zu bezeichnen und einen jeden, der auch nur im Verdachte stand, nicht mit den Eiferen unter den Lutheranern, den Doctoren Andreä, Chemnitz, Selnecker und Anderen, Einer Meinung zu sein, als einen Verführer und ein Kind des Teufels fortzujagen oder gar von der Erde zu vertilgen. Dieses Werk ward 1580 vollendet, indem damals Andreä und Chemnitz in Bergen bei Magdeburg die Verfertigung der Concordien-Formel zum Schlusse brachten. Das Lutherthum, welches dadurch zu einer Art Pabstthum gemacht wurde, ist dieses seit dem in Sachsen geblieben; und hierin liegt der

*) Er selbst ist auf dieser Münze geharnischt und mit dem Schwerte in der einen, der Wage in der anderen Hand abgebildet. In der einen Schale der Wage liegt das Jesus-Kindlein, in der anderen stehen die vier Wittenberger Theologen und der Teufel. Diese suchen die Schale mit aller Gewalt niederzuhalten; sie fliegt aber doch in die Luft. Über der einen Schale befindet sich ein Zettel mit dem Worte Allmacht, über der anderen einer mit dem Worte Vernunft.

Grund, warum Sachsen seit jener Zeit stets den Katholiken näher stand, als den Reformirten. In der Folge kam noch Eifersucht auf die Kur-Pfalz, sowie noch später eine unselige Speculation auf die kaiserliche Gunst hinzu, wodurch dann im dreißigjährigen Kriege Sachsen's Kraft gelähmt wurde.

Die Orthodoxie der Tübingischen und sächsischen Theologen und ihre Concordien-Formel, welche dadurch, daß man das in der Schrift ausdrücklich unbestimmt Gelassene hatte bestimmen wollen, überall Unheil stiftete, behielt gleichwohl unter Kurfürst August noch viele Gegner in Sachsen, und es bedurfte eines neuen Sturmes unter seinem Nachfolger, um alle Poesie und allen gesunden Menschenverstand aus der lutherischen Dogmatik auszurotten. Sehr naiv drückt sich das 1580 bei Gelegenheit der Auflösung des Meißnischen Consistoriums erlassene Rescript über die Nothwendigkeit aus, durch das Dresdener Ober-Consistorium zu verhüten, daß irgend Jemand im ganzen Sachsen-Lande seinem gesunden Verstande und den klaren Worten der Bibel in Religions-Sachen traue und sich dem theologischen Dünkel widersetze. Es heißt nämlich in jenem Rescript: „Weil aber in den verwirrten Religions-Verfälschungen, damit der Satan zeithero Kirchen und Schulen angefeindet und schändlich betrübt hat, empfunden worden, daß bei besagten Consistoriis sowohl als an anderen Orten in allerhand Fällen fast bedenkliche Sachen fürgefallen, die wohl hätten verbleiben mögen, wenn wir und unsere Räthe dessen eher Bericht gehabt hätten———, zudem daß auch sonsten Ruhe, Einigkeit und Friede in Kirchen und Schulen zu erhalten die unvermeidliche Nothdurft erfordert, daß ein fleißiger Aufmerker bestellt werde, daher wir den Zustand unserer Kirchen und Schulen, so oft es nöthig, erfahren können: als seynd wir u. s. w.“

Die Maßregel, welche das Lutherthum hatte sicher stellen sollen, ward unter der Regierung von August's Nachfolger, Christian I., demselben verderblich. Wir erwähnen dies, um zu zeigen, daß die Protestanten, trotz der in unseren Zeiten wieder erneuten Bekenntnißschriften, viel übeler daran waren, als die Katholiken, denen doch nicht alle Paar Jahre etwas Anderes als ächter Glaube geboten wurde. Wir werden nämlich später in der pfälzischen Ge-

schichte denselben Wechsel der dem Volke vorgeschriebenen Hof-Theologie nachweisen. In Sachsen überzeugte der Schwager des Kurfürsten Christian I., der reformirte Pfalzgraf Johann Kasimir, den Kanzler Krell von der unpolitischen Richtung der lutherischen Orthodoxen, und dieser führte dann ein Verfahren in Religions-Sachen ein, durch welches die Feindschaft der beiden Religions-Parteien gegen einander gemindert werden sollte. Die Verpflichtung der theologischen Professoren auf die Concordien-Formel wurde 1587 aufgehoben, und es ward verordnet, daß nur die Augsburgische Confession nebst Luther's und Melanchthon's Erklärung derselben für die Lehre verbindlich sein sollte. Allen Kirchen- und Schuldienern ward dasselbe geboten; alles Zanken und Polemisiren auf der Kanzel sollte aufhören; und zwei Freunde von Calvin's Lehre, die Hofprediger Salmuth und Steinbach, erhielten den Auftrag, der Eine eine Bibel mit Anmerkungen herauszugeben, der Andere einen neuen Katechismus zu verfertigen. Schon dieser Katechismus war den Sachsen anstößig; als aber gar den Pfarrern verboten wurde, bei der Taufe den Exorcismus oder das Austreiben des Teufels zu unterlassen, gerieth ganz Sachsen, besonders die Ritterschaft, gegen den Kanzler und die von ihm geschützten duldsamen und friedlichen Theologen in den heftigsten Zorn. Übrigens hatten auch Krell's Freunde ihre Gegner, die Alt-Lutheraner, hie und da verfolgt, was nachher die Reaction bitterer und feindseliger machte, weil persönliche Feindschaft hinzukam.

Diese Reaction trat ein, als Kurfürst Christian I. 1591 schon in seinem einunddreißigsten Jahre mit Hinterlassung eines minderjährigen Sohnes, Christian II., starb und die vormundschaftliche Regierung an zwei Fürsten kam, von welchen der Eine, Kurfürst Johann Georg von Brandenburg, nur Antheil an der Ehre, der Andere, Herzog Friedrich Wilhelm von Weimar, den Vortheil und die Administration erhielt. Noch ehe der verstorbene Kurfürst bestattet war, erhob sich die orthodoxe lutherische Ritterschaft gegen den Kanzler Krell und seine des Calvinismus verdächtigen Freunde. Sie bat schon im Oktober 1591, als ihr Ausschuß zur Feier des Leichenbegängnisses in Dresden versammelt war, den Administrator: „Er möge doch den Kanzler Krell verhaften lassen, weil derselbe in Verdacht sei, durch seinen Einfluß die wichtigen

Veränderungen in der Religion und Kirchen-Verfassung während der vorigen Regierung unterstützt zu haben. Daß eine fromme Dame wie die verwittwete Kurfürstin diese Bitte unterstützte, kann nicht befremden. Krell wurde schon am 23. Oktober verhaftet. Am 18. November erlitten die Kabinets-Secretäre Zschammer und Kohlreuter, die Hofprediger Salmuth und Steinbach, die Professoren Pierius zu Wittenberg und Gundermann zu Leipzig dasselbe Schicksal. Sehr viele Andere verließen Amt und Brod, und flohen außer Landes. Welche Verfolgungen dann über alle diejenigen, die die hölzerne Dogmatik eines Andreä, Lukas Osiander, Selnecker und Chemnitz nicht als unfehlbare und göttliche Weisheit anerkennen wollten, verhängt wurden, wollen wir nicht ausführlich berichten; es mag die Bemerkung genügen, daß Viele vertrieben und vom peinlichen Gerichte verfolgt wurden. Alle Verdächtigen wurden zuerst den Juristen und dann dem Henker übergeben. Der Kanzler Krell ward Jahre lang peinlich verhört, mehrere Male auf die Folter gebracht und, nachdem er seit 1591 in Haft gewesen war, erst 1601 öffentlich hingerichtet. Wir übergehen das Einzelne, weil es uns genug ist, angedeutet zu haben, auf welche Weise in demselben Augenblicke, als die Anhänger Rom's sich enge aneinander schlossen, und als Östreich, Baiern und die Jesuiten darauf ausgingen, den Protestantismus auszurotten, Würtemberg und Sachsen die Kluft zwischen Reformirten und Lutheranern so sehr erweiterten, daß diese beiden protestantischen Parteien einander mehr haßten, als die ihnen gegenüber stehenden Katholiken.

c) Die Pfalz am Ende des sechszehnten Jahrhunderts, die Stiftung der Union und Liga und der Ausbruch des Jülich'schen Erbstreites.

Die Streitigkeiten, welche in der Pfalz über Lutherthum und Calvinismus entstanden, brauchen hier blos angedeutet zu werden, weil Häusser in seiner Geschichte der Pfalz alles dahin Gehörende kurz, gelehrt und klar zusammengestellt hat. Wir bemerken nur, daß, als 1559 mit Otto Heinrich die alte Kur-Linie der Pfalz ausgestorben war, Friedrich von Simmern, als Kurfürst Friedrich III. genannt, die mittlere oder Simmern'sche Linie von der Pfalz gründete. Friedrich war Lutheraner; er erklärte sich aber 1560, als man ein neues Lutherthum schuf, aus reiner Überzeugungstreue für die Lehre

Calvin's und für den ganz einfachen, jeden Rest der mittelalterlichen Ceremonieen entfernenden Gottesdienst einer Kirche, welche nicht, wie die in Sachsen und im Norden, blos halb, sondern ganz reformirt worden war. Er führte Calvin's Lehre in den Kirchen der Universität und den Schulen der Pfalz ein. Da Kaiser Maximilian II. und auch sogar der blind Lutherische Kurfürst August von Sachsen, was bei großen Herren selten ist, wirkliche Achtung für reine Religiosität hatten, so wurde schon 1566 der von den Lutheranern beabsichtigte Scandal durch die Ehrfurcht, welche man für den wahrhaft frommen Kurfürsten Friedrich hegte, verhütet. Es war nämlich bei den steif lutherischen Reichsständen die Rede davon, die Reformirten von den Vortheilen des Religions-Friedens ganz auszuschließen, als Kaiser Maximilian II. auf einem 1566 zu Augsburg gehaltenen Reichstage die Lutheraner, welche ihn baten, die Duldung auf sie allein zu beschränken, mit den weisen Worten abwies, daß sie nicht wüßten, worum sie ihn bäten. Friedrich III. sprach sich damals in Betreff seiner Überzeugungen so edel und milde aus, daß er alle heftigen Eiferer und Wortgläubigen beschämte, und daß selbst der blinde Anbeter Luther's, Kurfürst August von Sachsen, zu ihm trat und, indem er ihm auf die Achsel klopfte, die Worte sprach: „Fritz, du bist frömmer, denn wir alle mit einander".

Unglücklicher Weise war Friedrich's Sohn und Nachfolger, Ludwig VI., welcher zu der Zeit, als sein Vater zum Calvinismus übertrat, schon erwachsen war, eben so heftig für das Lutherthum, als sein Vater für den Calvinismus eingenommen. Man pflegt dies daraus zu erklären, daß die Söhne der Regenten gewöhnlich ein anderes System zu befolgen suchen, als ihre Väter, daß Ludwig lange bei Philibert von Baden lebte, und daß sein Vater ihm die Statthalterschaft der Oberpfalz übertragen hatte, deren Bewohner Friedrich sein ganzes Leben hindurch vergebens mit dem Calvinismus auszusöhnen suchte, und in welcher namentlich die Bürger von Amberg, durch Ludwig unterstützt, fest auf Luther's Lehre und den lutherischen Ceremonien beharrten. Als Friedrich III. 1576 starb, gab dieser sein ältester Sohn sogleich seinen wahrhaft theologischen Haß gegen diejenigen seiner Glaubensbrüder öffentlich zu erkennen, welche zwar an Christus und an die Bibel, aber nicht an die symbolischen Bücher der lutherischen Kirche glaubten. Er wollte nicht

einmal zugeben, daß seines Vaters Hofprediger die Leichenpredigt bei dessen Beerdigung halte; „denn, sagte er, er könne mit gutem Gewissen nicht zugeben, daß ein Calvinist seines Vaters Leiche mit einer Predigt beflecke.“ Diesem Anfange entsprach der Fortgang von Ludwig's Regierung vollkommen. Er und mit ihm die beiden Beherrscher von Kur-Sachsen und Würtemberg waren unter allen Fürsten am meisten bemüht, die um die Zeit seines Regierungs-Antrittes neu geschmiedete Concordien-Formel aller Welt aufzudringen. Ludwig brachte nicht nur den Cultus und den Schmuck der Kirchen wieder dem päbstlichen näher, sondern er trieb auch, was schlimmer war, alle Gelehrten, Prediger und Beamten, welche ihre Überzeugungen nicht wie Kleider von heute auf morgen wechseln wollten, aus ihren Stellen und aus dem Lande. Doch ließ diese Concordien-Wuth später sehr nach; denn Ludwig ward verständig genug, um den Unsinn des Treibens der Pfaffen, Professoren und juristischen Theologen der Consistorien einzusehen und die Erkenntniß zu erlangen, daß man ihn unvermerkt zu Dingen gebracht habe, die er eigentlich nie gewollt hatte.

Bei seinem Tode (1583) stürzte das von ihm mühsam gebaute Lutherthum der Pfalz für immer zusammen. Sein Sohn, Friedrich IV., war noch ein Kind, und die Vormundschaft kam an Ludwig's Bruder, Johann Kasimir, dessen abenteuerliche Züge in Frankreich, in den Niederlanden und im Kölnischen Kriege früher (Th. XIII. S. 43, 50, 57, 91, 97—100, 182, 228 und 352.) bereits dargestellt worden sind. Johann Kasimir, welchem nach der Sitte jener Zeiten statt einer jährlichen Geldsumme (Apanage) die Ämter Lautern, Neustadt an der Hardt und Böckelnheim gegeben worden waren, hatte dort nicht blos die reformirte Confession und den von allen römischen Ceremonien gereinigten Gottesdienst geschützt, sondern auch allen von Ludwig abgesetzten Beamten, Geistlichen und Gelehrten so weit, als seine geringen Mittel reichten, Unterkunft und Versorgung gewährt. Obgleich er, der den größten Theil seines Lebens auf militärischen Zügen zugebracht hatte, nicht gleich den meisten deutschen Fürsten seiner Zeit aus der Dogmatik sein Haupt-Studium machte, so sorgte er doch als Vormund seines Neffen Friedrich IV. dafür, daß die pfälzischen Reformirten die Rechte, welche sie unter Ludwig VI. verloren hatten, wieder erlangten. Er

hatte den größten Theil seiner männlichen Jahre bei den reformirten Franzosen verlebt, und brachte auch seinen Neffen mit den Häuptern der französischen reformirten Partei und mit König Heinrich IV. in Verbindung. Dies war den lutherischen Fürsten sehr zuwider. Sie fürchteten, wie sie sagten, daß Friedrich IV. den Calvinismus in das Herz von Deutschland einführen möchte. Sie und der Kaiser hätten daher auch, als Friedrich IV. 1592, noch vor dem Ende seines achtzehnten Lebensjahres, seinen Vormund Johann Kasimir durch den Tod verlor, ihm gern einen zweiten Vormund in der Person des alten Pfalzgrafen Richard von Simmern aufgedrungen; sie konnten dies aber nicht durchsetzen, sondern Friedrich übernahm und behielt die Regierung und ward der Mittelpunkt der reformirten Partei im Reiche.

Friedrich's IV. Politik zu verfolgen und die Art und Weise anzugeben, wie er und seine Freunde im Reiche thätig waren, während Kaiser Rudolf unthätig blieb, der Kurfürst von Sachsen schlummerte und die Jesuiten unablässig gegen den Protestantismus conspirirten, gehört nicht zu unserer Aufgabe. Wir wollen nur andeuten, wie Friedrich auf den Gedanken kam, bei Heinrich IV. Schutz zu suchen. Er hatte die Verbindung mit den Häuptern der Reformirten Frankreich's stets aufrecht erhalten, und diese war noch enger geworden, seitdem die Französin Katharina von Rohan den Herzog Johann II. von Zweibrücken geheirathet und Heinrich IV. in der Streitigkeit über das Bisthum Straßburg einen Schiedsspruch gethan hatte. Schon in demselben Jahre, in welchem Landgraf Moritz von Hessen und die Markgrafen von Baden und von Brandenburg-Kulmbach mit Friedrich in Heidelberg zusammenkamen und ein Vertheidigungs-Bündniß schlossen, das man als eine Vorbereitung auf die spätere Union betrachten kann (1603), verwendete sich Friedrich sehr energisch für den Herzog von Bouillon, welcher an der Spitze der französischen Reformirten stand (s. S. 28 u. 29). Heinrich IV. war damals schon im Begriffe, gegen Sedan zu marschiren, und es scheint uns fast, als wenn der kühne Brief Friedrich's, den man im vierten Theile von Sülly's Denkwürdigkeiten findet, etwas dazu beigetragen habe, daß Heinrich, welcher den Kurfürsten Friedrich in Deutschland gebrauchen wollte, sich mit dem Herzoge versöhnte. In Sülly's Denkwürdigkeiten wird es als eine sehr große Dreistigkeit angesehen,

daß ein so kleiner Fürst so kühn an einen großen König zu schreiben wage *). Der Letztere, den sein katholischer Minister, seine Gemahlin und seine Geliebte, die Marquise von Verneuil, sogar bewogen, die Jesuiten nicht nur wieder in seinem Reiche zuzulassen, sondern auch zu beschenken, kam freilich noch einige Male auf den Gedanken zurück, den Herzog von Bouillon zu demüthigen; seitdem er aber den Entschluß gefaßt hatte, den deutschen Protestanten beizustehen, war er auch diesem Haupte der französischen Reformirten wieder mehr gewogen.

Die Schritte, welche der kaiserliche Reichs-Hofrath in der unten näher anzugebenden Sache der Jülich'schen Erbschaft theils schon gethan hatte, theils vorbereitete, und die Voraussicht, daß die Spanier durch den Erzherzog Albrecht in diese Angelegenheit würden hineingezogen werden, weckten den König Heinrich IV., und als Sachsen sich vom Kaiser täuschen ließ, suchte Friedrich IV. den Protestanten aus Frankreich Hülfe zu verschaffen. Ausgemacht ist, daß Christian von Anhalt in Angelegenheiten der Letzteren nach Paris reiste, daß Friedrich IV. Abgeordnete dahin schickte, daß man Pläne machte, dem spanischen Einflusse in Deutschland mit Gewalt ein Ziel zu setzen, und daß Heinrich ein Heer rüstete. Dies Alles ist nicht ohne Bedeutung für die Folge; dagegen waren die Chimären, welche Heinrich IV. hegte, nicht besser, als hundert andere Träume. Er machte sich nämlich das Vergnügen, einen Plan zur Umgestaltung von Europa zu entwerfen oder entwerfen zu lassen. Wir dürfen bei diesem Plane nicht verweilen; die Leser können ihn an mehreren Stellen der letzten Bände von Sülly's Denkwürdigkeiten, sowie in Schmidt's deutscher Geschichte und im letzten Kapitel des zweiten Theiles von Khlesel's Leben von Hammer nachlesen.

In Deutschland war, wie wir kurz vorher berichtet haben, schon 1603 zu Heidelberg eine größere Verbindung der Protestanten gegen die Eingriffe verabredet worden, welche Östreich und Baiern sich täglich in die Religions-Freiheiten erlaubten. Man hielt jedoch damals Eile nicht für nöthig, und war daher nicht darauf gefaßt, daß

*) Et parcequ'elle me semble d'un stile fort estrange pour un petit comte escrivant à un si grand roy, j'ay estimé à propos de l'insérer en ce lieu, pour faire voir son impertinente gloire, en le requérant d'une grace fort spéciale.

Herzog Maximilian mit Donauwörth so verfahren werde, wie er verfuhr. Als Maximilian aber die dortigen Protestanten theils vernichtete, theils bettelarm machte und aus der Stadt trieb, ermannte sich eine Anzahl von mehrentheils calvinistischen Fürsten und Städten. Friedrich IV. von der Pfalz und Christian von Anhalt versammelten am 4. Mai 1608 ihre Freunde zu Ahausen, einem ehemaligen fränkischen Kloster im Ansbachischen. Dort erschienen die beiden Markgrafen von Brandenburg-Ansbach und Brandenburg-Kulmbach, Joachim Ernst und Christian, Pfalzgraf Philipp Ludwig von Neuburg, Herzog Johann Friedrich von Würtemberg, Kurfürst Friedrich IV. von der Pfalz und Christian von Anhalt, und schlossen auf zehn Jahre einen Vertheidigungsbund, welchen man die protestantische Union nennt. Die Mitglieder desselben verabredeten die Aufstellung eines gemeinschaftlichen Heeres, sowie die Errichtung einer Bundeskasse, und ernannten den Kurfürsten von der Pfalz zum Director des Bundes. Auf zwei anderen Bundesversammlungen zu Hall in Schwaben und zu Rotenburg an der Tauber wurde Alles festgesetzt, was sich auf die diplomatische Verbindung mit anderen protestantischen Mächten und auf die Heer-Ordnung bezog, sowie auch Bundesämter errichtet und besetzt. Joachim Ernst von Brandenburg-Ansbach ward Director außerhalb der Länder der Unirten mit einem monatlichen Gehalte von sechstausend Gulden, Christian von Anhalt General-Lieutenant des Bundes während des zu führenden Krieges, und Markgraf Georg Friedrich von Baden General der Reiterei, die beiden Letzteren ebenfalls mit Gehalt. Anderes übergehen wir. Die Städte Straßburg, Ulm und Nürnberg traten alsbald dem Bunde bei, sowie nachher auch der Landgraf Moritz von Hessen und der neue Kurfürst von Brandenburg, Johann Siegmund.

Dadurch ward der Einheit des Oberbefehles geschadet, und nur der versprochene Beitritt des Königs Heinrich IV. von Frankreich hätte der Eifersucht der gleichberechtigten Glieder abhelfen können. Auch würde gewiß zu der Maßregel, welche die unmittelbare Veranlassung der Union gewesen war, zur Wiederherstellung der Reichsstadt Donauwörth, geschritten worden sein, wenn Heinrich IV. nicht schon im Jahre 1610 sein Leben geendet hätte. Als nämlich Ferdinand von Steiermark im Namen Rudolf's die deutschen Reichsstände

wegen einer gegen die Türken zu leistenden Hülfe in Regensburg versammelt hatte, ergriffen die Protestanten diese Gelegenheit, um sowohl gegen die Execution in Donauwörth Klage zu führen, als auch sich darüber zu beschweren, daß der Kaiser Sachen, welche sie angingen, an den Reichs-Hofrath und nicht an das Reichs-Kammergericht weise. Sie wollten weder auf die kaiserlichen Vorschläge eingehen, noch davon hören, daß Ferdinand, der Verfolger der Protestanten, den Kaiser repräsentiren solle. Ferdinand verstand es damals, die Donauwörther Sache zu vertagen. Er bewies sich überhaupt auf jenem Reichstage höchst ketzerfeindlich. Der rohe, fast beständig betrunkene Kurfürst Christian II. von Sachsen hatte sich daher auch geweigert, auf dem Reichstage zu erscheinen, weil er, wie er grob sagte, neben einem Verfolger der Wahrheit, wie Erzherzog Ferdinand sei, nicht sitzen möge.

Da die Protestanten unmittelbar nach den heftigen Scenen, welche auf diesem Reichstage vorgefallen waren, ihre Vertheidigungs-Anstalten drohend organisirten, so mußte Maximilian von Baiern nothwendig glauben, es gelte der Stadt Donauwörth. Er suchte daher, was ihm auch gelang, einen katholischen Gegenbund zu Stande zu bringen. Maximilian konnte, vermittelst des stehenden Heeres, das er sich gebildet hatte, Schutz anbieten, und die geistlichen Herren fanden rathsam, sein Anerbieten anzunehmen. Kein deutscher Fürst vermochte damals so leicht, als Maximilian, ein stehendes Heer zu halten; denn er allein hatte nicht bei Ständen um das zum Solde nöthige Geld nachzusuchen. Seine Soldaten wurden nicht geworben, sondern ausgehoben, und diejenigen Unterthanen, die man dabei nicht in Anspruch nahm, entrichteten die Steuern, aus denen der Sold bestritten ward; er selbst zahlte nur selten aus seinem Schatze. Das neue Heer sollte nach den Grundsätzen des in Italien gebildeten Militär-Systems eingerichtet werden; Maximilian fand aber in Baiern keinen Mann, welcher dazu tüchtig gewesen wäre, außer einem Einzigen, den er zum Obersten machte. Er berief daher die Leiter des Ganzen aus dem Auslande. Zuerst wählte er den kaiserlichen General Hermann Roßwurm, welcher durch seine Thaten im ungarischen und türkischen Kriege in ganz Europa berühmt geworden war. Dieser ward aber, wie man in dem neulich von Hurter herausgegebenen Leben von Rudolf's II. Kammer-

diener Lang ausführlich lesen kann, bald nach seiner Erwählung auf Befehl des Kaisers hingerichtet, vorgeblich weil er den Grafen Belgioso auf offener Straße niedergestoßen hatte, in Wirklichkeit aber weil jener Kammerdiener sein Feind war. Maximilian wählte darauf andere Männer, vor allen den durch seinen Aufzug, seine Gesichtsbildung und Gestalt lächerlichen, durch seine Talente aber mit Spinola und Moritz von Nassau zu vergleichenden kaiserlichen Feldmarschall Johann Tscherklas, Freiherrn von Tilly, welcher schon damals in Rudolf's Diensten viele Grausamkeiten gegen die Protestanten geübt hatte. Diesen stellte Maximilian als Generallieutenant an die Spitze seines gesammten neu zu organisirenden Heeres. Neben ihm standen Engelbert Benighausen und Thimon Lindelo als Obersten der Reiterei; das Geschützwesen aber wurde von Alexander Groote eingerichtet und geleitet. Übrigens wich Maximilian, so lange Heinrich IV. lebte, den Zumuthungen aus, die Union zu reizen; er suchte nur seinen Gegenbund, die katholische Liga, so einzurichten, daß er das Geld der kleinen Städte und der geistlichen Herren, die sich an ihn anschlossen, für sein Heer gebrauchen könne. Es war ihm daher auch gar nicht lieb, als mächtigere Fürsten diesem Bunde beitreten wollten.

Friedrich IV. trat als das Haupt der Union schon in der Mitte des Jahres 1609 kühn gegen den Kaiser Rudolf auf. Er ertheilte dem Generallieutenant der Union, Christian von Anhalt, welchen er zum Statthalter der Oberpfalz gemacht hatte, den Auftrag, von dort nach Böhmen zu reisen und dem Kaiser derbe Wahrheiten zu sagen. Dies geschah übrigens nicht blos im Namen der Union oder, wie man damals sich ausdrückte, der correspondirenden Fürsten, sondern im Namen aller auf dem Regensburger Reichstage versammelt gewesenen Protestanten überhaupt. Die dem Fürsten mitgegebene Beschwerde-Schrift las dieser, als er keine Audienz erlangen konnte, in sehr energischem Tone den kaiserlichen Räthen vor, wobei er derbe mündliche Bemerkungen hinzufügte (Juli 1609). Man ließ ihn fünf Wochen warten, ohne auch nur eine schriftliche Antwort zu ertheilen. Als diese endlich dahin ausfiel, daß der Kaiser trefflich molestirt sei und verschont zu sein wünsche, erkannte Christian darin die Eingebung eines Stralendorf und Hanniwald, der überall verhaßten Minister Rudolf's. Er gab daher daher die schreckende Erklärung:

„er habe zwar Jammer vorausgesehen, sehe aber noch größeren voraus, wenn der Kaiser sich nicht anderer Räthe bediene; Rudolf möge an Julius Cäsar's Schicksal denken.“ Dadurch ward der blödsinnige Kaiser zu Tode erschreckt; der Fürst beruhigte ihn jedoch wieder und erhielt das schriftliche Versprechen, daß Donauwörth in vier Monaten geräumt werden solle. Mündlich versprach der Kaiser, daß er den Processen beim Reichs-Hofrath Einhalt thun und in Kurzem mit der Verbesserung der Regierung einen Anfang machen wolle. Auch wurde wirklich Donauwörth der Reichsacht entbunden; Maximilian von Baiern brachte es aber durch Juristen und Jesuiten dahin, daß die Stadt ihm als Pfandschaft für die auf die Execution gewendeten Kosten förmlich überlassen wurde (September 1609).

Jetzt war es hohe Zeit, daß Maximilian den katholischen Gegenbund einrichte, zumal da auch die protestantischen Böhmen die Einwilligung in ihre Forderungen von Rudolf ertrotzten. Die Prinzen des Hauses Östreich waren, wie sich später zeigen wird, unter einander uneinig und durch den Streit mit ihren Ständen gelähmt. Maximilian vereinigte daher eine Anzahl geistlicher Fürsten und katholischer Städte zu einem katholischen Bunde oder zu der sogenannten Liga. Die Schritte, welche er seit 1608 zu diesem Zwecke gethan hatte, finden sich bei seinem Biographen Wolf ganz genau angegeben. Im Anfange des Juli 1609 traten in München, unter dem Vorsitze dreier von Maximilian ernannten Commissäre, die Bevollmächtigten der Bischöfe von Würzburg, Constanz, Augsburg, Passau und Regensburg, sowie des Probstes von Ellwangen und des Abtes von Kempten zusammen, und Maximilian bewog die katholischen Stände des baierischen und schwäbischen Kreises zur Unterschrift einer von ihm selbst entworfenen Bundes-Acte. Von den Bischöfen, welche er zur Gründung des Bundes eingeladen hatte, war nur der von Salzburg seiner Aufforderung höflich ausgewichen. Der in München gestiftete katholische Bund ward nicht gleich anfangs, sondern erst später die heilige Liga genannt. In dem Bundesbriefe heißt es ausdrücklich, der Bund, zu dessen Director Maximilian ernannt wurde, sei zur Erhaltung des Religions- und bürgerlichen Friedens geschlossen, „damit die alte, wahre, alleinseligmachende Religion nicht ausgerottet werde.“ Dem Bundes-Obersten ward, besonders für den Fall der Noth, sehr große Gewalt gegeben, obgleich das Bündniß

ausdrücklich nur zur Vertheidigung geschlossen sein sollte. Es war daher dem Herzoge auch gar nicht angenehm, daß in der letzten Woche des Monats August die drei geistlichen Kurfürsten beitraten, und für die rheinischen Gegenden den Kurfürsten von Mainz zum zweiten Bundes-Director ernannten. Man trat darauf im Namen des Bundes mit dem Pabste in Verbindung und erlangte, da König Heinrich IV. von Frankreich Anstalt machte, sich endlich alles Ernstes in die deutschen Angelegenheiten zu mischen, auch spanische Subsidien.

Die Veranlassung zu jenem Entschlusse des französischen Königs gab der am 25. März 1609 erfolgte Tod des letzten Herzogs von Jülich, in Folge dessen Heinrich guten Grund hatte, zu fürchten, daß die Jesuiten den unglücklichen Kaiser bewegen würden, den Streit über die Erbschaft von Jülich, Cleve, Berg, Mark, Ravensburg und Ravenstein zur Bereicherung seines Hauses zu benutzen. Der letzte Herzog dieser Länder war der blödsinnige Johann Wilhelm. Er hinterließ bei seinem Tode keine anderen Erben, als vier Schwestern, welche dann sogleich die reiche Erbschaft für sich in Anspruch nahmen, indem sie sich auf ein Privilegium stützten, welches Kaiser Karl V. dem Herzoge von Jülich 1546 ertheilt hatte. Auch der Kurfürst von Sachsen machte Ansprüche, weil er früher vom Kaiser förmliche Belehnung mit den erledigten Lehen erhalten hatte und fest auf Rudolf's Versprechen baute, daß er vor Allen werde in Besitz gesetzt werden. Unter den vier Schwestern des letzten Herzogs von Jülich waren nur zwei, welche als die älteren für sich oder ihre Kinder Anspruch machen konnten. Wir erwähnen daher der beiden anderen gar nicht, dürfen aber nicht unterlassen, zu bemerken, daß den Katholiken sehr viel daran liegen mußte, wem das Erbe zufalle, weil die Herzöge von Jülich trotz des Umstandes, daß der Protestantismus sich von den Niederlanden her auch in ihren Ländern sehr ausgebreitet hatte, dem alten Glauben treu geblieben waren, und weil sie nächst dem Herzoge von Baiern die einzige bedeutende weltliche Macht unter den katholischen Fürsten Deutschland's gewesen waren. Die Fürsten, welche nach dem Tode des letzten Herzogs von Jülich um dessen Erbe stritten, waren ein Calvinist und ein Lutheraner. Die älteste Schwester des Herzogs Johann Wilhelm war nämlich mit dem Herzog Albrecht Friedrich von Preußen vermählt gewesen und hatte eine Tochter hinterlassen, welche die Gemahlin des calvinistischen

Kurfürsten Johann Siegmund von Brandenburg war; die zweite Schwester Johann Wilhelm's aber war mit dem lutherischen Pfalzgrafen Philipp Ludwig von Neuburg vermählt und hatte von demselben einen Sohn, Wolfgang Wilhelm. Johann Siegmund hielt sein Erbrecht für so sicher, daß er nicht einmal ein Manifest erließ; der Pfalzgraf Philipp Ludwig aber stützte sich auf den Umstand, daß die älteste Schwester des verstorbenen Herzogs von Jülich keinen männlichen Erben hinterlassen habe, und daß deshalb der Sohn der zweiten der einzige rechtmäßige Erbe sei. Wer von Beiden Recht hatte, oder ob die Ansprüche, welche Sachsen auf kaiserliche Erkenntnisse hin geltend zu machen suchte, besser begründet waren, wollen wir nicht untersuchen, weil im dreiundzwanzigsten Bande der Senkenbergischen Fortsetzung von Häberlin's deutscher Geschichte Alles sammt der nöthigen genealogischen Tabelle zu finden ist. Sowohl Brandenburg als Pfalz-Neuburg forderten die Stände von Jülich zur Huldigung auf und ernannten auch Beamte; diese wurden zwar vorläufig angenommen, sie konnten aber nur gemeinschaftlich handeln, weil man eine Entscheidung der Reichsgerichte erwartete.

Da die Katholiken fürchteten, daß die bedeutenden Jülich'schen Länder, welche bisher ganz katholisch regiert worden waren, an einen protestantischen Fürsten fallen möchten, so mußte Kaiser Rudolf versuchen, auch diese Sache an den Reichs-Hofrath zu ziehen. Seine geheimen Räthe erklärten, als er dieselbe vor sein Tribunal brachte, daß dies aus dem Grunde geschehe, weil der Streit zwischen Brandenburg und Pfalz-Neuburg einen Landfriedensbruch befürchten lasse. Die beiden streitenden Fürsten verglichen sich darauf, ordneten eine gemeinschaftliche Besitznahme und Verwaltung an, nannten sich seitdem die possedirenden Fürsten, und nahmen keine Rücksicht auf den vom Kaiser an die Räthe, Stände und Unterthanen der Jülich'schen Länder erlassenen Befehl, vor der kaiserlichen Entscheidung niemand als den Erben Johann Wilhelm's anzuerkennen.

Es war jetzt offenbar, daß Spanien und die Generalstaaten sich in die Sache mischen würden; Beiden wollte König Heinrich IV. zuvorkommen. Dies schien um so nöthiger, als die von Spaniern und Jesuiten angespornten kaiserlichen Juristen dem Processe über Jülich dieselbe Wendung zu geben drohten, welche sie der Donauwörther Sache gegeben hatten. Heinrich wird freilich beschuldigt, er

habe damals nur aus Verliebtheit ein Heer gerüstet, weil er nämlich der jungen Herzogin von Condé, welche von ihrem vor ihm fliehenden Gemahle mit nach Brüssel genommen worden war, dahin habe folgen wollen; dies klingt aber ebenso romantisch, wie die von Heinrich ausgeheckten Luftschlösser, denen Schmidt und von Hammer eine unverdiente Aufmerksamkeit geschenkt haben. Heinrich's Rüstungen waren das Resultat der sehr kalten und sehr politisch verständigen Rathschlägen des alten Sülly. Dieser bewies dem Könige, daß der Augenblick, wo das Habsburgische Haus ganz gesunken scheine, der günstige sei, um sich in Deutschland mit den Waffen geltend zu machen. Er berief sich dabei hauptsächlich auf drei Umstände. Erstens sei, sagte er, Frankreich jetzt ganz einig, während Deutschland vielfach zerrissen wäre; zweitens werde, wenn man einmal gesiegt habe, jedermann sich gern an Frankreich anschließen oder wie Sülly sich ausdrückt, jedermann werde, wenn man mit drei Fahnen erscheine, sich zur weißen stellen; und endlich seien alle anderen Staaten arm und verschuldet, Frankreich aber habe dreißig Millionen zurückgelegt *).

Die sogenannten possidirenden Fürsten und die Union waren besonders dadurch geängstigt, daß die kaiserlichen Juristen (denn Rudolf selbst war ohne Verstand und ohne Willen) die Hinterlassenschaft des Herzogs Johann Wilhelm von Jülich für ein erledigtes Reichslehen erklärten, und daß Rudolf den Bruder Ferdinand's von Steiermark bestimmte, das Land einstweilen zu besetzen. Dieser von Rudolf begünstigte Bruder des nachherigen Kaisers Ferdinand II. war der

*) Sülly stellte zuerst dem Könige vor, welche Zahl von Menschen er ins Feld führen könne. Dann fährt er fort: Reste à scavoir, si vous pourriez soudoyer tant de gens et pour autant de tems qu'il sera nécessaire, et si les armes, artilleries, vivres, munitions et outils de guerre parmi tant d'exploits divers ne viendront point à manquer. Sur quoi je vous diray pour le principal, qui est l'argent que pourra, que votre guerre ne dure que trois ans, et qu'il ne vous faille soudoyer que quarante mille hommes, je vous en ferai fournir suffisamment sans rien imposer de nouveau sur vos peuples. Quant aux autres choses, je vous en monstreray tant, que vous direz, c'est assez. Et puis je ne crois pas de la sorte, que nous marcherons et ferons la guerre, que de trois pavillons, blanc, noir et rouge, nous ayons à tendre que le premier, si ce n'est pour la première fois, par la quelle quelqu'un resistant nous instruiront les autres par son exemple.

Erzherzog Leopold, welcher schon als Kind zum Bischof von Passau gewählt worden war und 1607 auch das streitige Bisthum Straßburg (die Stadt selbst war protestantisch) erlangt hatte. Geistliches war an diesem Manne durchaus nichts; er hatte aber in einem um den Besitz von Straßburg geführten Kriege mit den Häuptern von Miethlingen, aus welchen damals die deutschen Heere gebildet wurden, in Verbindung gestanden und war zu Allem fähig. Er hatte schon begonnen ein Heer zu sammeln, als Brandenburg und Pfalz-Neuburg sich an Heinrich IV. wandten. Dieser hatte den kurz zuvor erwähnten Rath Süllȳ's, sich in die deutschen Angelegenheiten zu mischen, nicht sogleich befolgt, weil er in seinem eigenen Hause Last und Trübsal hatte; er erwachte endlich, als Süllȳ ihm über die Sache von Jülich den ausführlichen Bericht gab, der sich im zehnten Kapitel des achtzehnten Theiles von Süllȳ's Denkwürdigkeiten findet, und dem dort auch die Denkschrift des grundgelehrten königlichen Residenten in Deutschland (Bongars) beigefügt ist. Heinrich war damals im Gedränge zwischen seiner Gemahlin, welche mit dem Pabste und den katholischen Geistlichen, sowie nachher auch mit Albrecht und Isabella gegen ihn kabalirte, und seiner Geliebten, der Marquise von Verneuil, die sich vernachlässigt glaubte. Er machte außerdem, wie er selbst seinem Süllȳ bitterlich klagte, sich das Leben noch dadurch sauer, daß er eine in seinem Alter ganz lächerliche Liebschaft mit der jungen Gemahlin des Prinzen von Condé angesponnen hatte. Diese Prinzessin war kokett und führte im Grunde den König triumphirend am Seile; ihr Gemahl floh aber dessen ungeachtet beleidigt nach Brüssel zu Albrecht und Isabella. Er nahm seine Gemahlin mit dahin, was den König Heinrich mehr erbitterte, als die Kabalen, welche Condé in Brüssel anstiftete. Auch in Bezug auf seine Minister, von welchen Süllȳ mit den Niederländern und den deutschen Protestanten zusammenhing, war Heinrich nicht glücklich, weil die übrigen gegen diesen sparsamen, ernsten und strengen alten Mann in steter Conspiration waren, und in Gemeinschaft mit Heinrich's Gemahlin und den Spaniern die Verbindung mit den Ketzern auf jede Weise hinderten.

Sobald die Nachricht nach Paris kam, daß der Erzherzog Leopold zum kaiserlichen Commissär und Administrator aller Jülich'schen Länder ernannt worden sei, ermunterte Süllȳ den König, nicht länger

zu säumen *). Es kam daher endlich im Jahre 1609 zwischen Heinrich und den reformirten Fürsten Deutschland's in Schwäbisch-Hall ein Vertrag zu Stande, in welchem der Kurfürst von Brandenburg und der Pfalzgraf von Neuburg viertausend Mann Fußvolk und zwölfhundert Reiter, die übrigen Glieder der Union aber viertausend Mann zu Fuß und tausend Reiter zu stellen versprachen, zu denen Heinrich zweitausend Reiter und achttausend Mann Fußvolk fügen wollte. Als nachher der Erzherzog Leopold, welcher damals noch keine Truppen bei sich hatte, seine kaiserliche Commission geltend machen wollte, erklärte Heinrich den possidirenden Fürsten, daß er selbst ihnen mit einem königlichen Heere zu Hülfe kommen werde. Er ließ darauf ein Heer von dreißigtausend Mann und Alles, was zum Kriege nöthig war, in Bereitschaft halten. Kaiser Rudolf übertrug indessen dem Erzherzog Leopold das Geschäft, die streitige Erbschaft in Beschlag zu nehmen. Dies konnte nur mit Gewalt geschehen. Auch hatte Leopold in der That Miethlinge angeworben und im Lande Jülich Verräther erkauft. Schon im December 1609 war es dort zum Kriege gekommen, und Leopold's Hauptmann hatte sich durch Verrath der Stadt Jülich bemächtigt. Er vertheidigte dieselbe hartnäckig, als die beiden Fürsten, welche man die besitzenden nannte, ihn ernstlich angriffen. Dies war gerade um die Zeit, als Heinrich ein Heer von vierzigtausend Mann aufgestellt, für richtige Zahlung des Soldes gesorgt, eine strenge Disciplin eingeführt und außerdem mit Moritz von Nassau dahin Rücksprache genommen hatte, daß er und die Holländer unter dem Vorwande, gegen Jülich zu ziehen, die spanischen Niederlande besetzen und unter sich theilen wollten. Die Franzosen sollten unerwartet alle Übergänge über die Maas besetzen, Charleroi, Maastricht und Namur zu gleicher Zeit überfallen und besetzen, und in allen großen Städten Belgien's das Volk zur Demokratie aufrufen. Die Landherren und der Adel, welcher Gerichtsbarkeit besaß, sollten verjagt, die Republik verkündigt und das Wappen der mit dem belgischen Löwen verbundenen Lilien aufgesteckt

---

*) Et icy, rieth Sülly, a lieu ce que se dit, que qui donne tost donne deux fois. Si l'affaire tire à la longueur, elle tournera en traité, qui ne se conclura jamais qu'au profit d'Autriche et au dommage des princes et du roi de France. Il faut ici tout ou rien. Il ne faut pas de Léopold dans Juliers, c'est un furet dans une garenne.

werden. Zu gleicher Zeit sollten die Holländer ihre ganze Flotte an die Küste legen und alle flandrischen Häfen sperren.

König Heinrich war schon im April 1610 im Begriffe, sich an die Spitze seines Heeres zu stellen, ließ sich aber trotz der Besorgnisse, welche er gegen seine Florentinische Gemahlin, Maria von Medicis, hegte, bewegen, diese vorher (13. Mai 1610) feierlich krönen und salben zu lassen. Er mußte seine Gemahlin, der er seinerseits in der That das Leben recht sauer gemacht hatte, am besten kennen, und gestand auch, wie wir aus Sülly's Denkwürdigkeiten sehen, diesem seinem Freunde und Minister ganz offen, daß er die Krönung derselben als sein Todesurtheil betrachte. So war es auch in der That; denn schon am Tage nach der Krönung ward er, als er in seinem Wagen in einer engen Gasse wartete, bis ihm Platz gemacht sei, durch einen Dolchstich tödtlich verwundet. Der Mörder, Franz Ravaillac, war zuerst Mönch und dann Schulmeister gewesen, hatte nachher allerlei Geschäfte getrieben und war im Kopfe verwirrt. Spanien, Albrecht und Isabella und Heinrich's Gemahlin gewannen zu viel durch diesen Mord, als daß man nicht hätte sagen sollen, sie wären mitwissend gewesen.

Der Erzherzog Leopold, der sich selbst im Lande Jülich befand, war in den ersten Monaten des Jahres nicht abgeneigt gewesen, mit den beiden besitzenden Fürsten eine Abkunft zu treffen; als er aber Heinrich's Ermordung erfuhr, lehnte er alle Vorschläge ab, und begab sich nach Prag und von da in den Elsaß, um Gesindel zum Kriege anzuwerben. In Jülich hatte er den tapferen Rauschenberger zurückgelassen. Dieser erwehrte sich nicht blos der Brandenburger und Neuburger, sondern auch Moritz von Nassau, welcher in der letzten Woche des Juli mit holländischen Truppen vor Jülich erschien, konnte die Festung nicht erobern. In Frankreich wollte Maria von Medicis, welche im Namen ihres älteren Sohnes, Ludwig XIII., die Leitung der Regierung übernommen hatte, den von ihrem Gemahle gerüsteten Kriegszug ganz aufgeben; der Regentschafts-Rath jedoch war nicht so sehr, wie sie, von Vorurtheil geblendet und beschloß, wenigstens dasjenige zu erfüllen, was Heinrich IV. der Union versprochen hatte. Der Marschall von Chatre erhielt Befehl, mit zwölftausend Mann zu Fuß und zweitausend Reitern über Köln nach Jülich zu ziehen. In der ersteren Stadt wollte ein päbstlicher

Legat, der sich dort bei Maximilian's von Baiern Oheim, dem Kurfürsten Ernst, befand, dem Marschall die Hölle heiß machen, weil er den Ketzern beistehe; der Marschall erwiderte ihm aber ganz kalt, wenn sein König ihm befehle, gegen Rom zu ziehen, so werde er auch dies thun. Er erschien am 25. August vor Jülich, und schon am 1. September mußte Rauschenberger capituliren.

Im Jülich'schen blieben nachher die Sachen gemeinschaftlich, und ein brandenburgischer Prinz ward Statthalter; der Kurfürst von Sachsen wurde von Rudolf noch einmal mit dem Lande belehnt; und Brandenburg suchte sich mit demselben abzufinden, es war aber mit Kurfürsten nichts anzufangen. Im Elsaß ließ Leopold um Straßburg und Basel herum durch die Truppen, welche nachher unter dem Namen des Passauischen Kriegsvolkes so berüchtigt wurden, schrecklichen Unfug üben. Gegen ihn schickte daher die Union ein Heer ab. Die Letztere erhielt im Herbst 1610 ein neues Oberhaupt. Am 9. September 1610 starb nämlich Friedrich IV. von der Pfalz, und der Pfalzgraf Johann II. von Zweibrücken übernahm die Vormundschaft über den erst vierzehn Jahre alten Sohn desselben, Friedrich V., sowie in Folge davon auch die Geschäfte eines Directors der Union. Die pfälzischen Truppen, welche gegen Leopold gesandt wurden, waren kein eigentliches Heer, sondern sie bestanden aus der Wehrmannschaft der Pfalz, und man hatte ihnen eine schriftliche Versicherung geben müssen, daß es ihren Rechten nicht schaden solle, wenn sie außer Landes gebraucht würden. Sie wurden so bezahlt, daß jeder Reisige bürgerlichen Standes täglich neun, jeder vom Adel elf Batzen für Futter und Mehl erhielt. Übrigens trat damals im Elsaß der später im Kampfe mit Tilly so berühmt gewordene Graf Ernst von Mansfeld zu den Protestanten über, gegen welche er bis dahin gefochten hatte.

Als der Erzherzog Leopold ins Gedränge kam, forderte Kaiser Rudolf den Herzog Maximilian von Baiern auf, ihm Hülfe zu leisten; Maximilian hatte aber keine Lust, das östreichische Haus in Deutschland noch mächtiger zu machen. Dies zeigte er auch später im dreißigjährigen Kriege, als sein Heer an der Ostsee stand und er die Verminderung der kaiserlichen Miethvölker, sowie die Entlassung Wallenstein's erzwang. Leopold allein war nicht im Stande, die Beschlüsse des kaiserlichen Reichs-Hofraths durchzusetzen; er mußte

also mit den Unirten einen Vertrag schließen. Dieser ward zu Willstätt geschlossen. Zu Folge desselben mußte der Erzherzog sein Raubvolk, welches er nachher im Passauischen wieder sammelte, entlassen, und die Unirten kehrten nach Hause zurück. Auf solche Weise war zwar der Krieg vorerst beendigt worden; Kaiser Rudolf schien aber dadurch, daß er im Sommer 1610 den Kurfürsten Christian II. von Sachsen mit den Jülich'schen Ländern belehnt hatte, auch diesen Fürsten aufregen zu wollen. Christian war jedoch zu sehr dem Trunke ergeben, um furchtbar zu sein. Nachher wurden noch viele Versammlungen und Berathungen gehalten, sowie viele Quartanten und Folianten geschrieben; wir übergehen aber alle Dinge dieser Art, weil sie durchaus fruchtlos waren.

d) Östreich und Böhmen bis zur Ausstellung des Majestäts-Briefes.

Während Rudolf die Erzherzöge Leopold und Ferdinand von Steiermark seinem Bruder Matthias offenbar vorzog, und sich sogar des von Ersterem geworbenen Kriegsvolkes in Böhmen bedienen wollte, um Matthias ganz auszuschließen, bemächtigten sich die Stände oder eigentlich der Herrenstand in allen östreichischen Erblanden einer Gewalt, welche der Kaiser und seine Brüder durchaus nicht anerkennen wollten. In Böhmen, Östreich und Ungarn führten außerdem die seit Maximilian's II. Zeit sehr verbreiteten und auch geduldeten, aber auf Betreiben des nachherigen Kardinals Khlesel gedrückten und verfolgten Protestanten eine dreiste Sprache, und ertrotzten sich von der Schwäche der Söhne Maximilian's sogar neue Privilegien. Dies erbitterte die Regierung und die Mönche, und der Geschichtschreiber des Klosters Wilhering erzählt uns in seinem 1840 zu Linz gedruckten Buche ganz naiv, wie die Regierung mit den Mönchen verbunden den Ketzern entgegen gearbeitet habe. Diesen Bericht kann man aus von Hammer's Leben des Kardinals Khlesel ergänzen. Er erzählt, wie nach dem Tode des Abtes Jakob 1587 der in Lugano gebürtige Abt Alexander dem, wie er sagt, wichtigen Rufe der Regierung, die Protestanten zum katholischen Glauben zurück zu bringen, mit der ihm eigenen Unverzagtheit, Kraft und Ausdauer gefolgt sei; Hohn, Schmach und Gefahr des eigenen Lebens habe er nicht gescheut; er sei aber dabei nur in der Nähe seines Klosters glücklich gewesen; weiter entfernt habe er sogar das

Misfallen der Regierung erregt und 1589 den Landtag nicht besuchen dürfen.

Erst nach einem Bauernkriege, welcher 1597 in Östreich ausbrach, kam Kaiser Rudolf ernstlich auf den Gedanken, die Protestanten zu beschränken, zurück; er fand aber bei den Ständen heftigen Widerstand. Die protestantischen Landstände versagten 1597 und 1598 die verlangten Bewilligungen und forderten, daß Alles im alten Stande bleibe. Sie wurden jedoch ohne Unterlaß hart bedrängt, und auch in Ungarn rief die Anarchie, deren Folgen bereits früher (Th. XIII. S. 331 ff.) angegeben worden sind, durch die Forderungen der Protestanten auf der einen, durch den Fanatismus und die Verfolgungssucht der Jesuiten auf der anderen Seite die Unruhen hervor, welche zuerst Bathori und dann Botskai für ihre Zwecke benutzten. Rudolf, der unthätig in Prag saß, bediente sich bekanntlich in Ungarn, um seinen ihm verhaßten Bruder Matthias nicht gebrauchen zu müssen, des Erzherzogs Maximilian, sowie, als dieser nach Tyrol ging, seines Bruders Ernst, und erst als der Letztere von Philipp II. in die Niederlande gerufen ward, schickte er seinen Bruder Matthias. Dieser suchte in Östreich und in Ungarn den protestantischen Theil der Stände durch einige Nachgiebigkeit zu befriedigen, als auf einmal der Jesuiten Bosheit und Rudolf's Unverstand in beiden Ländern Alles verdarb und endlich die zwei Brüder zum Kriege gegen einander antrieb. Matthias veranstaltete nämlich im Jahre 1604 einen Reichstag zu Preßburg, und suchte auf demselben den Streit dadurch zu umgehen, daß er gar kein Gesetz über Religions-Sachen in Vorschlag brachte, und sich bei Rudolf für die Protestanten zu verwenden versprach. Der Letztere vereitelte jedoch die Frucht dieser Klugheit durch einen unerhörten Schritt; er fügte nämlich den einundzwanzig Beschlüssen des Reichstages eigenmächtig einen zweiundzwanzigsten hinzu, von welchem vorauszusehen war, daß er einen neuen bürgerlichen Krieg veranlassen würde. In diesem Artikel wurden sowohl die Beschwerden der Protestanten für grundlos und unverständig, ihr Betragen auf dem Landtage für ärgerlich erklärt und die protestantischen Glieder der Stände sogar geheimer Umtriebe in den Freistädten beschuldigt, als auch alle früheren Gesetze zu Gunsten der katholischen Religion bestätigt und der Befehl ertheilt, einen jeden unerbittlich zu bestrafen, der unter irgend einem Vorwande Religions-Gegen-

stände in die öffentlichen Verhandlungen bringen werde. Jetzt brachen die beiden Häupter der Protestanten, Botskai und Bethlen Gabor (Gabriel Bethlen), welche mit den Türken in Verbindung standen, los.

Zu derselben Zeit schritten die Stände von Ober-Östreich zwar nicht zum offenbaren Aufstande, aber doch zu Erklärungen, welche einen Aufstand voraussehen ließen. Sie decretirten, ohne den Kaiser zu fragen, freie und unbeschränkte Religions-Übung, bedrohten (was besonders den Äbten und Prälaten galt) einen jeden, der dieselbe hindern werde, mit dem Verluste der ständigen Rechte, und ließen in allen Kirchen lutherischen Gottesdienst halten. Dies mußte freilich Matthias, der ja nur in Rudolf's Namen handelte, misbilligen; die Protestanten versammelten sich aber hierauf zu Horn, um die ihnen verweigerten Zugeständnisse durch eine Verbindung, welche zur Ergreifung der Waffen geschlossen war, zu erzwingen. Die ungarischen Protestanten setzten sich unterdessen, von Botskai und Bethlen Gabor geleitet und mit den Türken verbunden, in Siebenbürgen ganz fest, und machten in Ungarn Eroberungen, so daß im Herbst 1605 Gran und Neuhäusel in der Gewalt der Türken und Ungarn waren. Botskai verschmähte den ihm von den Türken angebotenen Titel eines Königs von Ungarn, und erklärte, er habe bis dahin nur um Freiheit und Glauben gestritten. Er ließ sich deshalb auch willig finden, mit Matthias Frieden zu machen, da Rudolf ganz in der Gewalt der Fanatiker war. Es wurde zuerst die Einleitung zu einem Frieden mit Botskai geschlossen, während man zugleich auch den Religions-Beschwerden der östreichischen Stände abhalf. Rudolf bevollmächtigte seinen Bruder Matthias ausdrücklich zum Abschlusse des Friedens mit Botskai, weil im Jahre 1606 das Misvergnügen mit den Leuten, welche in des Kaisers Namen regierten, überall, selbst in Böhmen, so laut ward, daß man einen allgemeinen Aufstand befürchtete, zumal da auch Matthias sich ebenso von Khlesel beherrschen und leiten ließ, wie Rudolf von den Jesuiten, und dieser Mann nicht weniger verdächtig und verhaßt war, als die Jesuiten. Der Frieden mit Botskai ward am 23. Juni 1606 zu Wien geschlossen. Er setzte fest, daß Katholiken und Protestanten freie Religions-Übung genießen sollten, und daß Botskai den erblichen Besitz des Landes Siebenbürgen, sowie der ungarischen Gespanschaften Bihar, Zarend, Szolnock und Marmaros, mit dem Titel eines Reichsfürsten erhalten,

die Comitate Szathmar, Ugotsa und Beregh aber auf Lebenszeit besitzen solle, jedoch so, daß, im Falle er unbeerbt sterbe, Alles wieder an Ungarn zurückfalle. Durch den mit dem Fürsten von Siebenbürgen gemachten Vergleich wurde der Abschluß eines Friedens mit den Türken erleichtert. Dieser ward erst am 11. November desselben Jahres zu Zsitwa Torok unterzeichnet. Erst in diesem Frieden, welcher auf zwanzig Jahre geschlossen wurde, entsagten die Türken der Ungezogenheit, den Kaiser nur König von Wien zu nennen, und erkannten ihn als Kaiser an. Auch hörten sie gegen eine Abfindungssumme von zweimalhunderttausend Thalern auf, den jährlichen Tribut zu fordern, der ihnen seit Ferdinand's I. Zeiten gezahlt worden war.

Schon vor den beiden Friedensschlüssen hatten die nächsten Anverwandten Rudolf's sich öffentlich gegen seine bald ganz unthätige, bald Alles, was Matthias unternahm, hemmende und hindernde Regierung erklärt. Nachdem nämlich Rudolf, damit der Abschluß des Friedens möglich gemacht und die Stände befriedigt würden, schon im März 1606 genöthigt worden war, seinen Bruder Matthias förmlich zum Gubernator von Ungarn zu erklären, hatte dieser im April seinen jüngeren Bruder, Maximilian, welcher seit mehreren Jahren Herrscher von Tyrol war, und seine beiden Vettern, den nachherigen Kaiser Ferdinand II. und Maximilian Ernst von Steiermark, nach Wien berufen und in Verbindung mit ihnen eine Urkunde ausgestellt, in welcher eine förmliche Entmündigung des Kaisers ausgesprochen war. Diese Urkunde hat Mailath in seine östreichische Geschichte wörtlich eingerückt. Es heißt im Anfange derselben: „Wegen des gegenwärtigen betrübten Umstands, indem fast das ganze Königreich Ungarn dahin und das hochlöbliche Haus Östreich sammt erwähntem Königreich und den angrenzenden Provinzen verheert, und neben vielen andern Ursachen leider allzuviel offenbar, daß die römisch kaiserliche Majestät, unser Bruder und Vetter, aus den ihr zu verschiedenen Zeiten sich ereignenden Gemüthsblödigkeiten zur Regierung der Königreiche sich nicht genugsam noch tauglich befinde, — — — so sind wir aus betrübtem Gemüth bewegt worden, zeitliche Fürsehung zu thun und uns in einer brüderlichen Zusammenkunft nach Wien zu vergleichen." Erst im November 1606, also nach dem Abschlusse der beiden Friedens-Verträge, ließ auch Erzherzog Albrecht in den Niederlanden eine Beitritts-Acte ausfertigen.

Da die Urkunde der Erzherzöge vorerst keinen Zweck hatte, so scheint es, daß sie nur ausgefertigt worden war, um die Stände von Östreich und Ungarn, welche im Aufstande waren, zu beruhigen. Rudolf hatte nämlich die von Matthias begünstigte Verbindung der nach Wien gerufenen Abgeordneten der Ungarn, Böhmen, Mähren und Östreicher in harten Ausdrücken misbilligt, weil alle diese Stände sich verbunden hatten, vereint gegen jeden zu stehen, der ihnen in einer sie Alle betreffenden Angelegenheit entgegen sein oder dem kurz vorher abgeschlossenen Frieden mit den Türken zuwider handeln würde. Dies konnte auf niemand anders, als auf Rudolf bezogen werden. Auch hatte der Kaiser wirklich an Matthias, welcher nur Gubernator war und also, um einen Reichstag in Ungarn halten zu können, einer Vollmacht bedurfte, diese nicht geschickt und dadurch die Veranlassung gegeben, daß der 1607 in Preßburg versammelte Reichstag nach sieben Wochen sich wieder auflösen mußte, weil Matthias nicht eintraf.

Auch Matthias, welcher besonders die Protestanten durch die Aussicht auf freie Religions-Übung für sich gewann und schon 1607 daran dachte, seinen Bruder ganz zu verdrängen, benahm sich auf eine sonderbare Weise. Er gebrauchte das Geld, welches den Türken gezahlt werden sollte, zur Befriedigung seiner Gläubiger. Die Türken drohten daher mit der Erneuerung des Krieges, und die unbezahlte ungarische Miliz, Heiducken genannt, übte unterdessen Raub und Unfug in Ungarn. Rudolf gab deutlich zu erkennen, daß er seine beiden Vettern, die steiermärkischen Brüder Ferdinand und Leopold, seinem Bruder Matthias vorziehen wolle, weil der Erstere wo möglich noch fanatischer für die römische Religion eingenommen war, als er. Schon Ferdinand's Vater, Karl, hatte in Steiermark die Protestanten ebenso ausgerottet, wie Philipp II. die Mauriskeh in Spanien; Ferdinand setzte nicht nur die Vertilgung der Ketzer in Steiermark fort, sondern er rottete sie auch in Kärnthen und Krain mit der Grausamkeit und Härte eines eifrigen Schülers der Jesuiten völlig aus. Vater und Sohn richteten ihre Verfolgungen auch gegen die Bibel, ja sogar gegen die Bücher überhaupt. Karl hatte gleich beim Anfange seiner Reaction, welche er eine Reformation im katholischen Sinne nannte, zwölftausend lutherische Bücher verbrennen lassen. Sein Sohn ließ 1600 wieder zehntausend, unter welchen

gewiß sehr viele deutsche Bibeln waren, in Graetz dem Feuer übergeben und, was für diese Art zu reformiren recht bezeichnend ist, gleich am folgenden Tage auf der Stätte, wo die Bücher verbrannt worden waren, den Bau eines Kapuziner-Klosters beginnen. Ein Jahr später wurden auf Befehl der beiden Commissäre, welche Ferdinand mit dieser Art von Reformation beauftragt hatte, in Laibach acht Wagen voll verdächtiger Bücher verbrannt. Nach einem solchen Verfahren war es ganz natürlich, daß, als 1608 von Rudolf nicht Matthias, sondern Ferdinand zu seinem Stellvertreter auf einem in Regensburg zu haltenden deutschen Reichstage ernannt wurde, die Östreicher dies als eine Art von Kriegserklärung ansahen, und daß die östreichischen, ungarischen und mährischen Stände, in welchen die Protestanten überwiegend waren, sich ganz enge an Matthias anschlossen. Zu dieser Verbindung ward auch Matthias von Khlesel ermuntert, welcher an Ferdinand einen heftigen Gegner hatte. Matthias versammelte hierauf im Jahre 1608 die östreichischen Stände in Wien, die ungarischen in Preßburg, und rief nachher auch die Ersteren nach Preßburg. Als Rudolf von dieser unstreitig revolutionären Verbindung Nachricht erhielt und Befehl gab, daß die Stände sich wieder trennen sollten, gehorchte man ihm nicht.

Von diesem Augenblicke an waren Rudolf und Matthias in offener Feindschaft, da der Letztere sich im Einverständnisse mit den östreichischen und ungarischen Ständen den Befehlen des Ersteren widersetzte, Truppen warb und die Fürsten der calvinistischen Union zu gewinnen suchte. Der lutherische Kurfürst von Sachsen suchte die Rolle eines Vermittlers zu übernehmen, und der Herzog von Braunschweig machte später den Unterhändler für Rudolf, wobei er sogar selbst nach Prag kam, und die beschwerlichsten Gesandtschaftsreisen nicht scheute. Damals war Tilly, welcher nachher in baierischen Diensten der Hauptfeldherr des dreißigjährigen Krieges ward, einer der Feldmarschälle Rudolf's; er konnte aber aus vielen Ursachen in einem Kriege zwischen Katholiken und Katholiken, zwischen einem Kaiser und dessen Bruder, der sich um die Kaiserwürde bewarb, nicht mit der Energie handeln, mit der er später auftrat. Die Unterhandlungen der beiden Brüder, über welche wir eine große Anzahl Aktenstücke besitzen, zogen sich, wie dies von dem blödsinnigen Rudolf und dem schwachsinnigen Matthias nicht anders zu erwarten war,

sehr in die Länge; wir dürfen uns aber hierbei nicht aufhalten, da wir mehr dasjenige berücksichtigen, was gethan, als was geredet und geschrieben ward. Es ist auch um so weniger nöthig, bei diesen Streitigkeiten lange zu verweilen, da Leser, welche ein Interesse für dieselben haben, alles dahin Gehörige sammt den Aktenstücken in den vier sehr starken Octav-Bänden von Hammer's Biographie des Kardinals Khlesel finden.

Ferdinand von Steiermark befand sich als des Kaisers Stellvertreter auf dem Reichstage zu Regensburg, und ging in seiner Ergebenheit gegen Rudolf so weit, daß er sogar des Matthias Gesandte zum Reichstage durch Vermittelung Maximilian's von Baiern unterwegs auffangen ließ. Ja, Matthias beschuldigt sogar in einem Schreiben an Ferdinand den General Tilly, welcher mit Truppen in Mähren stand, daß derselbe dort eine Bartholomäus-Nacht habe veranstalten wollen; denn er schreibt: „Tilly habe fürgehabt, den vornehmsten mährischen Adel zu ermorden; wenn es ihm gelungen und nicht durch zeitliche Fürsehung demselben wäre zuvorgekommen worden, wäre vielleicht ein ärgeres Blutblad daraus entsprungen, als vor Jahren in Frankreich mit dem Marschall geschehen." Da ganz Mähren im Aufstande war und auch die Böhmen überall ihre Unzufriedenheit äußerten, so erschien Matthias, welcher an Khlesel einen ganz anderen Rathgeber hatte, als Rudolf an den Leuten, die er befragte und von denen keiner mit dem Anderen übereinstimmte, schon im April mit einem Heere in Mähren. Jetzt erst, also in der Angst, that Rudolf den ungarischen und östreichischen Ständen kund, daß er den mit Ungarn und der Türkei geschlossenen Frieden billige. Matthias rückte indessen nach Czaslau vor, wohin er, nachdem sich auch die mährischen Stände mit den östreichischen verbunden hatten, die böhmischen Stände zu einer allgemeinen Versammlung auf den 4. Mai entboten hatte. Rudolf hielt diese ab nach Czaslau zu gehen, und berief sie statt dessen zu sich nach Prag, obgleich vorauszusehen war, daß er die Mehrheit derselben, welche protestantisch war, unmöglich werde gewinnen können.

Matthias näherte sich unterdessen mit seinem Heere der Stadt Prag bis auf vier Meilen, und Rudolf ward genöthigt, sich zu fügen. Er trat mit seinem Bruder in Unterhandlung, und es kam zwischen diesem und ihm eine Aussöhnung zu Stande, nach welcher

er aber noch mehr als früher über seinen Bruder erbittert war. Matthias hatte die Unterhandlung mit Rudolf durch die Stände führen lassen, oder mit anderen Worten, er hatte diese drohend auftreten lassen, und so war denn erst am 25. Juni 1608 der Vertrag zwischen beiden Brüdern geschlossen worden. Dieser Vertrag, den man in vier Exemplaren ausgefertigt hatte, ward von Rudolf gleich nach seinem Abschlusse bereut und nachher, sobald er wieder aus dem Gedränge war, nicht länger anerkannt. Vermöge desselben trat Rudolf seinem Bruder Ungarn nebst dem Königstitel, so wie das Erzherzogthum Östreich ob und unter der Enns in aller Form Rechtens ab, indem er die Stände und Unterthanen von dem ihm geleisteten Eide der Treue entband, und alle zu den abgetretenen Provinzen gehörenden Archive und Schriften, sowie auch die ungarische Krone innerhalb zwei Monaten abzuliefern versprach. Außerdem ward Matthias in dem Vertrage auch wegen des Königreichs Böhmen beruhigt; denn er erhielt den Titel und die Ansprüche eines ernannten Königs von Böhmen mit Zustimmung der böhmischen Stände, welche überdies auch ihre ausdrückliche Einwilligung dazu gaben, daß Matthias die Verwaltung und Regierung von Mähren sogleich antreten dürfe. Dagegen übernahm Matthias alle Schulden, welche Rudolf in Ungarn und Östreich gemacht hatte, und überließ seinen Antheil an Ober-Östreich dem Kaiser. Was den letzteren Punkt betrifft, so muß man wissen, daß damit der nördliche Theil von Tyrol gemeint war, wie Nieder-Östreich das Land ob und unter der Enns, Inner-Östreich Steiermark, Kärnthen, Krain und die Grafschaft Görz bedeutete. Vorder-Östreich war, was wir das Vor-Arlbergische nennen.

Die Stände von Östreich und Ungarn beruhigten sich bei dem, was ein Mann wie Khlesel ihnen eingeräumt hatte, nicht; sie wollten vielmehr eine ausdrückliche Anerkennung und sogar eine Erweiterung der den Protestanten im vorhergehenden Jahrhundert von Kaiser Maximilian II. gewährten Freiheiten. Sie unterzeichneten daher, vier Tage nach jenem Vertrage Rudolf's mit Matthias (am 29. Juni), eine Urkunde, in welcher es heißt, daß bei einer künftigen Huldigung der Länder die von den ungarischen Ständen zu Preßburg und von den östreichischen zu Eibenschütz unterzeichneten Bündnisse besonders im Punkte der Religions-Freiheit unbeschadet

seien *). Auch huldigten am 16. Oktober nur die vier katholischen Stände dem neuen Herrn; die protestantischen dagegen, welche zu Horn versammelt waren, wollten dies nicht eher thun, als bis Matthias die Religions-Freiheiten bestätigt habe. Die mährischen Stände hatten schon am 21. August gehuldigt. Wegen der das ganze Jahr 1608 hindurch verweigerten Huldigung blieb nachher Matthias oder eigentlich Khlesel mit den zu Horn versammelten Ständen in Streit. Matthias erließ einige scharfe Decrete, und die Protestanten sandten ihm, als er nach Preßburg ging, Tschernembel nach, um ihre ungarischen Bundesgenossen anzurufen. Die katholischen Stände dagegen schickten eine Gesandtschaft, um gegen die von den Protestanten verlangte Erweiterung der denselben von Maximilian II. gewährten Rechte feierlich zu protestiren.

Die Geschichte der vielen, offenbar hinterlistigen Unterhandlungen, welche Khlesel in des Matthias Namen zwei Monate hindurch mit den Protestanten führte, übergehen wir; dagegen muß nothwendig die am 19. März 1609 von Matthias gewährte, unter dem Namen der Capitulations-Resolution bekannte vollständige Duldungs-Acte erwähnt werden, weil diese ebenso, wie der sogenannte Majestäts-Brief, welchen Rudolf vier Monate nachher den Böhmen ausstellte, die Hauptveranlassung eines dreißigjährigen Religions-Krieges ward. Es war nämlich vorauszusehen, daß Ferdinand von Steiermark, welcher kurz darauf vom ganzen Hause Habsburg als künftiger Herrscher der Erblande anerkannt ward, weder die östreichische noch die böhmische Duldungs-Acte anerkennen werde, besonders da gegen die Capitulations-Resolution sowohl der Nuntius und Khlesel, als auch der Offizial des Bischofs Leopold von Passau, eines Bruders von Ferdinand, förmlich protestirt hatten. Khlesel hatte seine Protestation mit den Worten geschlossen: „Der König könne bei Verlust seiner Seligkeit das Zugeständniß Maximilian's nicht erweitern, und es wäre besser, die evangelischen Stände nähmen mit Gewalt St. Stephan und alle Kirchen ein, als daß der König ihnen etwas freiwillig

*) Auf diese dritte geheime Verbindung hat, so viel wir wissen, Herr von Hammer im Leben Khlesel's Th. II. S. 91 zuerst aufmerksam gemacht. Er meint, sie sei eine Frucht der Kabalen Tschernembel's gegen Khlesel und Matthias gewesen.

zugestehe und verbriefe; Gewalt, die für Recht gelte, sei bei Gelegenheit zurückzutreiben; Briefe und Siegel aber könnten nicht gebrochen werden; der König möge dulden, aber nicht zugestehen; die weltlichen geheimen Räthe schöben die geistlichen Sachen auf die Geistlichen, und diese fänden nicht, daß der Landesfürst in weltlichen Sachen weichen, sondern daß sie, nicht er, das vom Kaiser Maximilian gegebene Zugeständniß auszulegen berechtigt wären.

Auch die Böhmen hatten die Gelegenheit benutzt, um von Rudolf die Religions-Freiheit wieder zu ertrotzen, welche ihnen früher zugestanden, unter Rudolf's Regierung aber durch den Einfluß der Spanier und Jesuiten wieder entzogen worden war. Sie hatten nämlich, als der Kaiser beim Anzuge seines Bruders die Stände zu sich nach Prag berief, um ihre Einwilligung dazu zu erlangen, daß Matthias als ernannter König von Böhmen urkundlich anerkannt werde, durch Wenzel von Budowa fünfzehn Artikel aufsetzen lassen, welche ihnen gewährt werden müßten, wenn sie auf den Vorschlag des Kaisers eingehen sollten. Schon damals war man im Begriffe, den Herrn Jaroslaw Borzita von Martinitz, welcher allein seine Stimme gegen jene fünfzehn Artikel erhob, nach der alten Sitte der Czechen zum Fenster hinauszuwerfen; und man ließ die Artikel durch den Grafen Joachim von Schlick mit einer so heftigen Rede überreichen, daß dem armen blödsinnigen Kaiser ganz bange wurde. Er suchte zuerst Aufschub; als ihm aber mit der Absetzung gedroht wurde, rief er: „Was soll ich denn machen?" gewährte einige Artikel sogleich, und vertröstete die Stände in Rücksicht der anderen auf einen zu berufenden Landtag. Dieser Landtag ward gehalten, sobald die von Matthias nach Böhmen geführten Heere das Land verlassen hatten. Rudolf's Juristen (denn von ihm kann gar nicht die Rede sein) wollten von Lutheranern und von den Schwärmern, die man Pikarden nannte (s. Th. IX. S. 160 und 180 f.), nichts wissen, sondern nur von den in den Compactaten (s. Th. IX. S. 230) erwähnten Utraquisten; aber gerade die angesehensten und tüchtigsten Männer in Böhmen, Joachim Graf von Schlick, Heinrich Matthias Graf von Thurn und der durch seine Beredsamkeit mächtige Wenzel von Budowa, standen an der Spitze der Lutheraner und der freidenkenden Schwärmer. Da sich

auch bei dieser Gelegenheit der kaiserliche Minister Lobkowitz und die beiden Räthe, welche später wirklich zum Fenster hinausgeworfen wurden, Martinitz und Slawata, wieder gegen die Toleranz aussprachen, so blieb der Landtag ohne Resultat, und die Stände erklärten sich feindlich gegen Rudolf. Sie hielten, ohne auf das Verbot des Kaisers zu achten, eine Versammlung in der Neustadt Prag, setzten eine Regierungs-Commission oder, wie sie sich ausdrückten, dreißig Directoren ein, stellten ein Heer auf und ernannten Matthias von Thurn, Leonhard von Fels und Johann von Bubna zu Feldherren desselben. Im Mai 1609 war der letzte Landtag aus einander gegangen; schon in der Mitte Juni war die Sache dahin gekommen, daß die Stände die Artikel, wegen deren sie das, was sie das Defensions-Werk nannten, d. h. eine Regierungsbehörde von Landherren und ein Heer, eingerichtet hätten, in Prag bekannt machen ließen.

Der Kaiser gerieth in die größte Verlegenheit; denn er hatte weder Geld, noch Freunde, noch Soldaten. Dessenungeachtet erlaubte ihm sein Eigensinn und sein fanatischer Religions-Eifer nicht, den Forderungen der Böhmen nachzugeben, welche dahin gingen, daß auch den Lutheranern und den mährischen Brüdern freie Religions-Übung gestattet werde. Der spanische Gesandte (Zunniga) und der sächsische zogen ihn aus der Verlegenheit. Diese gaben ihm nämlich wahrscheinlich den Rath, welchen nach Dante Guido von Montefeltro dem Pabst Bonifacius VIII. ertheilt haben soll, als er Palästrina belagerte (prometter lungo e tener corto); denn Rudolf gewährte plötzlich Alles, und ertheilte am 11. Juli 1609 den Dissidenten die unter dem Namen des Majestäts-Briefes berühmt gewordene Urkunde, welche, als später Rudolf's Minister und seine beiden erklärten Nachfolger, Matthias und Ferdinand, nichts von den durch Rudolf gegebenen Versprechungen erfüllen wollten, den Abfall Böhmen's von Östreich und die Erwählung des Kurfürsten von der Pfalz zum böhmischen Könige veranlaßte.

In diesem Majestäts-Briefe wurde allen von der katholischen Kirche getrennten Christen nicht nur völlige Religions-Freiheit ertheilt, sondern auch die Erlaubniß gegeben, neue Kirchen zu erbauen, geistliche Obrigkeiten (Consistorien) zu bestellen und, was mit einer guten politischen Staatsordnung ganz unverträglich war, aus ihrer Gemeinde Defensoren oder Beschützer ihres Glaubens zu erwählen. Das

Letztere mußte in Böhmen ebenso nachtheilig werden, als in Frankreich die Überlassung von sogenannten Sicherheits-Plätzen an die Reformirten gewesen war; doch hatte Rudolf sich die Bestätigung der Defensoren vorbehalten. Außer den angegebenen Zugeständnissen ward ferner nicht nur die Prager Universität den Dissidenten völlig zugänglich gemacht, sondern es wurden auch alle Verordnungen, welche der Kaiser oder seine Nachfolger im Widerspruch mit denselben erlassen würden, im Voraus für nichtig und ungültig erklärt. Ein übles Zeichen für den Nutzen und künftigen Gebrauch des Majestäts-Briefes war es, daß weder der Oberst-Kanzler von Böhmen, noch der Geheimschreiber der Kanzlei etwas mit dieser Sache zu schaffen haben wollten, und daß deshalb bei der Unterzeichnung der Urkunde der Oberst-Burggraf Adam von Sternberg und der Unter-Secretär Paul Michna die Stelle derselben vertreten mußten. Von noch üblerer Vorbedeutung war es, daß auch nachher, als die katholischen und die nicht katholischen Stände einen besonderen Frieden schlossen und die Vergebung und Vergessenheit alles Früheren versprachen, Wilhelm Slawata und Jaroslaw von Martinitz ihre Unterschrift verweigerten.

Zu derselben Zeit, als ein Krieg zwischen dem Kaiser Rudolf und seinem Bruder Matthias bevorstand, wurde der Streit über die Erbschaft von Jülich nicht nur aufs neue begonnen, sondern er erhielt auch eine ganz andere Richtung, welche am Rhein einen Religions-Zwist veranlaßte. Im Elsaß war, wie oben (S. 69 f.) berichtet worden ist, der Krieg des Erzherzogs und Bischofs Leopold mit den Unirten durch den Willstätter Vertrag beendigt worden; in Jülich hatte die Union vermittelt. Es war, besonders in Folge der Bemühungen des edeln Landgrafen Moritz von Hessen-Kassel, am 10. Juli 1609 zu Dortmund ein Vertrag zwischen Brandenburg und Pfalz-Neuburg geschlossen worden. In diesem Actenstück (Rezeß) hatte man festgesetzt, daß Brandenburg und Pfalz-Neuburg sich wie bisher freundlich über den gemeinschaftlichen Besitz der Erbschaft mit einander verstehen und gemeinschaftlich die Beamten und den Statthalter ernennen sollten. An Zwist konnte es bei dieser Einrichtung nicht fehlen, da ein brandenburgischer Prinz Statthalter ward und Pfalzgraf Wolfgang Wilhelm, als er später selbst in das Land kam, allerlei Widerspruch und Widerstand erfuhr. Außerdem wollten die beiden possidirenden Fürsten auch die frühere kaiserliche

Begünstigung, nach welcher die Erblande Jülich, Cleve, Berg, Ravensburg, Mark und Ravenstein beisammen bleiben sollten, aufrecht erhalten haben, was nicht wohl geschehen konnte, wenn nicht einer von Beiden dem anderen wich. Man kam daher auf den Gedanken, den jungen Pfalzgrafen mit der Tochter des Kurfürsten von Brandenburg zu vermählen. Dies hatte jedoch einen höchst unglücklichen Ausgang; denn als Wolfgang Wilhelm mit dem Kurfürsten Johann Siegmund eine Zusammenkunft hatte und bei dieser Gelegenheit äußerte, daß man der Prinzessin das Land als Ausstattung geben könnte, wurde der dem Trunk ergebene Kurfürst so sehr erbittert, daß er auf ungezogene Weise grob ward. Daß er aufgesprungen sei und dem Pfalzgrafen eine Ohrfeige gegeben habe, konnten wir lange nicht glauben, weil wir kein anderes Zeugniß dafür kannten, als das einer Zeitung jener Zeit und eines französischen Biographen Ludwig's XIV.; wir sehen aber jetzt, daß Rommel im siebenten Theile seiner hessischen Geschichte die Anekdote bestätigt. Nach dem Tode des Markgrafen Ernst von Brandenburg, des gemeinschaftlichen Statthalters, (1613) zogen beide Fürsten, wie wir unten sehen werden, gegen einander zu Felde und besetzten jeder soviel Land, als er konnte.

c) Matthias und Rudolf II. im Kampfe über Böhmen.

Der Majestäts-Brief beruhigte die protestantischen Stände Böhmen's nur für einen Augenblick, weil Rudolf schon am Ende des Jahres 1609 bewies, daß er sich nicht für verpflichtet halte, erzwungene Zugeständnisse zu erfüllen. Er bemühte sich, seinen Bruder Matthias von der Nachfolge auszuschließen, und hegte sogar Verdacht gegen Ferdinand, dem er den Bischof Leopold von Passau vorziehen wollte. Matthias dagegen ward von allen Seiten bestürmt, den ihm ganz unentbehrlich gewordenen Khlesel zu entlassen, welcher zugleich den Protestanten und den Spaniern und Jesuiten verhaßt war. So unfähig die beiden Brüder auch waren, irgend einen verständigen Rathschluß zu fassen oder auch nur einem guten Rathe zu folgen, so rüsteten doch Beide schon im Anfange des Jahres 1610 Feindseligkeiten gegen einander. Die Fürsten und Kurfürsten des deutschen Reiches hatten dem Kaiser längst versprochen, sich in Prag um ihn zu versammeln; Rudolf bat sie jetzt, ihr Versprechen zu er-

füllen, da Matthias aufs neue in Böhmen einzufallen drohte. Als nämlich Leopold sein rohes Miethvolk im Passauischen immer vermehrte, erschracken sowohl die benachbarten Baiern als die Östreicher, und die Stände des Landes ob der Enns baten deshalb Matthias, ein Heer zu ihrem Schutze aufzustellen, was dann dieser auch that. Während Matthias in Östreich rüstete, erfuhr er, daß Leopold's Raubvolk nach Böhmen bestimmt sei; er schrieb daher insgeheim an den Grafen von Thurn, welcher an der Spitze der protestantischen Partei in Böhmen stand. Die Stände des Landes ob der Enns hatten bei der Regierung, welche von Leopold vor seiner Abreise in Passau zurückgelassen worden war, angefragt, was die starke Werbung zu bedeuten habe; es war ihnen aber keine andere Antwort gegeben worden, als daß Leopold das Heer zur Vollziehung der kaiserlichen Beschlüsse in der Jülicher Sache gebrauchen solle.

Sowohl Rudolf als Matthias bemühten sich, die deutschen Fürsten und Kurfürsten zu der lange versprochenen Versammlung in Prag zu bewegen: der Erstere, weil er in seinem Blödsinne wähnte, die Herren würden ihm zur Wiedererlangung der an seinen Bruder abgetretenen Erblande behülflich sein können, Matthias, weil er vermittelst derselben sich das Kaiserthum sichern zu können hoffte. Die Kurfürsten von Mainz, Köln und Sachsen, der Herzog Heinrich Julius von Braunschweig und der Landgraf Ludwig V. von Hessen-Darmstadt ließen sich von Rudolf bewegen, im Mai 1610 nach Prag zu kommen, während dagegen der Kurfürst von Trier ablehnte. Die anderen Fürsten, welche auf dieser mit dem Namen des Prager Convents bezeichneten Versammlung erschienen, namentlich anzuführen, halten wir für überflüssig; es darf aber nicht unerwähnt gelassen werden, daß auch die Erzherzöge Ferdinand von Steiermark und Maximilian von Tyrol dort anwesend waren, und daß ebenso aus den Niederlanden Bevollmächtigte des Erzherzogs Albrecht nach Prag kamen. Den Gesandten, welche Matthias nach Prag schickte, war eine Instruction mitgegeben, aus welcher wir die Schilderung, die er von seinem Bruder macht, mittheilen wollen, damit man sehe, daß unter einem Regenten, wie Rudolf war, Deutschland, Ungarn und Böhmen ganz ohne alle Regierung dem Zufalle preisgegeben waren. „Der Kaiser, heißt es, wolle überhaupt niemand vor sich lassen, und was man von ihm erbitte, könne nur auf Umwegen mit

großen Kosten erlangt werden. Kammerdiener, Maler, Alchymisten, Branntweinbrenner und Leute dieses Gelichters, denen sich auch des Kaisers Bruder fügen müßten, hätten die Länder regiert. Die Gerechtigkeitspflege und die Ämter seien verkäuflich, die erkauften Ämter aber nicht lange ihren Besitzern, welche bald verungnadet worden, sicher gewesen. Die geheimen Räthe seien oft Monate lang nicht vorgelassen worden und hätten diejenigen, welche bei ihnen Bescheid suchten, an Kammerdiener gewiesen. Wenn Geschäfte endlich zum Vortrage gekommen wären, so seien dieselben nicht nach dem Gutachten der geheimen Räthe, sondern ohne deren Wissen durch einen bestochenen Kabinets-Secretär oder Vice-Kanzler vorgetragen und erledigt worden. Schon gefaßte Entschließungen habe der Kaiser oft entweder nicht unterschreiben und ausfertigen wollen; die schon ausgefertigten aber habe er unter dem Vorgeben, daß er die Sache nicht wisse und von den Seinigen betrogen worden sei, oft zurückgenommen. An Termine und gerichtliches Verfahren habe sich der Kaiser nie gehalten, sondern er sei immer willkürlich zu Werk gegangen und habe nur die Leute, welche ihm dazu gerathen, begünstigt." Es folgte noch eine ganze Reihe anderer, von allen Zeitgenossen bestätigten Beschwerden, welche leicht aus der neulich von Hurter herausgegebenen, auf urkundlichen Quellen beruhenden Lebensbeschreibung des kaiserlichen Kammerdieners Lang bis ins Unendliche vermehrt werden könnten.

Der Convent zu Prag war, wie alle deutschen Reichstage, ganz erfolglos, weil nur geredet und geschrieben wurde und Keiner da war, der für den Kaiser handeln wollte, außer dem Herzog Heinrich Julius von Braunschweig, der sich vergebens unsägliche Mühe gab, das Unmögliche möglich zu machen, und vieles Geld auf Missionen verwendete, die er für Rudolf unternahm. Es konnte schon aus dem doppelten Grunde nichts für den Kaiser gethan werden, weil Khlesel, welcher gleich darauf die Kardinal-Würde erhielt, an der Spitze der von Matthias nach Prag geschickten Bevollmächtigten stand, und weil der Erzherzog Leopold, dessen Truppen im Begriffe waren, nach Böhmen aufzubrechen, in Prag eine so unermüdete Thätigkeit entfaltete, daß Casal, der Secretär Ferdinand's von Steiermark, in einem Briefe berichtet, Leopold komme Tag und Nacht nicht aus den Kleidern und schlafe in Stiefel und Sporn,

während Erzherzog Maximilian von Tyrol ihm vertraut habe, daß er bei Rudolf in achtzehn Wochen keine Audienz habe erlangen können. Zwischen Rudolf und Matthias ward vom Mai bis zum September unterhandelt und sogar ein Vertrag vermittelt. In derselben Zeit jedoch wuchs das von Leopold auf kaiserliche Kosten gesammelte Heer immer mehr an, und übte Gewalt und Raub, besonders gegen die nach Linz reisenden Kaufleute. Die Zahl dieses erzherzoglich-bischöflichen Gesindels ward auf zwölftausend Mann angegeben. Der Graf von Althaimb (Althan) stand als Feldmarschall an der Spitze; drei Obersten, Sulz, Ramée und Trautmannsdorf, dienten unter ihm, von diesen war aber nur der raubsüchtige und blutgierige Ramée anwesend. Als die böhmischen Stände und König Matthias bittere Beschwerden darüber führten, daß diese unbezahlten Horden Anstalt machten, in Östreich einzurücken, und als der Kaiser in Prag bedroht wurde, übernahm der Herzog von Braunschweig das Geschäft, den rohen Ramée zu beruhigen und für den rückständigen Sold zu sorgen; seine Bemühungen waren jedoch vergeblich. Da es nun überdies unmöglich war, die wilde Horde länger im Passauischen zu ernähren oder zu hüten, so wurden außer den östreichischen Ständen und dem König Matthias auch der Erzherzog Maximilian zu Innsbruck, der Herzog Maximilian zu München und der Erzbischof von Salzburg ernstlich besorgt.

Trotz aller Mühe, welche der Herzog Heinrich Julius sich gab, den Bruder- und Bürgerkrieg in Böhmen zu verhindern, brach dieser gleichwohl aus. Ramée ging am 21. December mit seinen Passauern über die Donau, rückte in Ober-Östreich ein, und richtete seinen Marsch über Neumarkt und Wadenkirchen nach Linz. Vorgeblich sollten die Banden sich nach Steiermark zu Leopold's Bruder Ferdinand begeben. Ihr Zug bot ein Vorspiel der Scenen dar, die man später, als Tilly nach Deutschland vorrückte, in allen Theilen des Reiches erblickte. Jene Miethlinge hausten nämlich wie Aufrührer und Räuber. Sie drangen in die Häuser ein, erbrachen Zimmer und Keller, leerten Scheuern und Ställe ganz aus, raubten Alles, was irgend Werth hatte, mishandelten Männer, Weiber und Jungfrauen, und übten, wie man bei Kurz in seiner Geschichte des Passauischen Krieges lesen kann, ohne Aufhören Raub, Brand und Mord. Die ganze Schuld des Bürgerkrieges, welcher durch den

Einmarsch des Passauer Kriegsvolkes auch in Böhmen sich ausbreitete, wird von Hammer, der in seinem Werke aus den von ihm zuerst benutzten Urkunden diese Geschichten in ein ganz neues Licht gesetzt hat, auf den Bischof und Erzherzog Leopold geworfen. Hammer sagt nämlich, über den hinterlistigen, verdammungswerthen Charakter Leopold's hätten die Geschichtschreiber bisher ihr Urtheil, und zwar zum Theil aus Mangel an gehöriger Kenntniß, zurückgehalten; Leopold habe unter dem Scheine und Vorwande, als wenn das im Passauischen geworbene Kriegsvolk nach Jülich bestimmt sei, die Zahl desselben blos in in der Absicht so sehr vermehrt, um zuerst Östreich und Mähren dem Matthias und in der Folge auch Böhmen den schwachen Händen Rudolf's zu entreißen; er habe auch seinem Bruder Ferdinand entgegengearbeitet *).

Der Herzog von Braunschweig hatte nach mancher Reise und vieler Anstrengung es endlich dahin gebracht, daß die Passauer sich verbindlich machten, ihr Rauben und Plündern einzustellen und sich aufzulösen, wenn ihnen Rudolf den rückständigen Sold zahle. Das Heer war aber, als Matthias sich anschickte, aus Wien gegen dasselbe zu Felde zu ziehen, nach Prag hin vorgerückt, und Leopold hatte endlich die Maske abgeworfen, um an der Spitze seiner Räuber zu erscheinen. Jetzt rüsteten zwar die Bürger von Prag und gleich darauf auch die böhmischen Stände Truppen aus; allein der Kaiser ließ sich von den Passauern huldigen, und diese besetzten den Hradschin, schlugen die Bürger zurück und beschossen die Altstadt aus vierzehn Kanonen, welche Leopold auf dem Hradschin hatte aufpflanzen lassen. Die ständischen Truppen fühlten sich zu schwach, und die Passauer hausten eine Zeitlang in Prag ebenso arg, wie sie überall zu thun pflegten. Mord, Brand und Raub ward in der Stadt geübt, Klöster und Kirchen wurden geplündert, ein Dutzend Mönche erschlagen, die Jesuiten aus ihrem Collegium getrieben, Geistliche und Weltliche, Weiber und Kinder mishandelt oder ermordet, bis endlich am 8. März 1611 Matthias von Wien aufbrach und langsam nach Prag marschirte, weil die böhmischen Stände eine Deputation an ihn und zugleich den Wenzel von Budowa an

*) Im zweiten Theile von Hammer's Leben des Kardinal Khlesel S. 260 f. findet man vollständige Nachricht von Leopold's Treiben; uns würde es zu weit führen, mehr darüber zu sagen.

die Stände von Mähren geschickt hatten, während sie selbst ihre Mannschaften nach Prag führten. Jetzt fand auf einmal der Kaiser, nachdem er sechs Monate lang sich mit Geldmangel entschuldigt hatte, dreimalhunderttausend Gulden in seiner Kasse, um den Passauern den rückständigen Sold zu bezahlen, damit sie abziehen möchten. Es war aber auch hohe Zeit; denn Matthias sandte achttausend Ungarn, und die Böhmen hieben Ramée's Gesindel überall, wo sie es antrafen, nieder. Ramée hielt daher auch für rathsam, das Geld zu nehmen und mit seinem Raubvolke nach Budweis zu ziehen, wo er sich befestigte.

Die böhmischen Stände hatten damals ihre vom Kaiser unabhängige Regierung, welche aus dreißig sogenannten Directoren, je zehn von jedem Stande, zusammengesetzt war, förmlich eingerichtet und diesen Regenten neun Männer, je drei aus jedem Stande, zugesellt, welche in den Kreisen gewählt als Repräsentanten des Volkes von den Directoren zu Rathe gezogen werden sollten. Als Matthias sich der Hauptstadt näherte, ward endlich Rudolf gewissermaßen ein Gefangener der Stände. Graf Thurn zog nämlich mit seinem Heere vor das Schloß, begab sich, nachdem dieses besetzt worden war, zum Kaiser und erklärte ihm, daß er gekommen sei, die Würde und die Person des Kaisers zu schützen, was sich Rudolf freilich gern verbeten hätte. Thurn ließ alsdann überall Wachen und Posten ausstellen. Der Kaiser schickte an Matthias eine demüthige Botschaft nach Czaslau, um ihn zu fragen, ob der König wirklich von den Ständen ersucht worden sei, nach Prag zu kommen, und um ihm eine Wohnung im Schlosse anzubieten. Matthias überließ die Antwort dem Kardinal Khlesel, welcher alle seine Schritte leitete, und dieser schrieb in seinem Namen: er sei allerdings von den Ständen bewogen worden, nach Prag zu kommen, er werde aber als ein getreuer Bruder dort erscheinen und laut der dem Herzoge von Braunschweig gegebenen Erklärung nichts Thätliches wider den Kaiser vornehmen; er hoffe, daß auch der Kaiser sich gegen ihn freundlich und brüderlich bezeigen werde; für die Aufnahme im Schlosse danke er, indem er seine Wohnung in der Altstadt nehmen wolle.

Am 24. März 1611 zog darauf Matthias mit großer Pracht in Prag ein, und Khlesel machte mit den auf dem Rathhause der Altstadt versammelten böhmischen Herren aus, auf welche Weise man Rudolf beseitigen könne. Dies war allerdings eine traurige

Nothwendigkeit, weil Rudolf wirklich blödsinnig war; nur war leider Matthias eben so unfähig, als sein Bruder, und wenn der Letztere von Jesuiten und Spaniern abhängig war, so stand dagegen der Erstere ganz unter dem Einflusse Khlesel's und der fanatischen Gegner der Protestanten. Das Erste, was die böhmischen Herren riethen, war die Berufung eines allgemeinen Landtages von Böhmen, Schlesien und Lausitz; dieser Rath ward auch angenommen und der Landtag auf den 24. April angesetzt. Rudolf sah voraus, daß die Böhmen ihn absetzen würden; er gab sich daher das Ansehen, als wenn er selbst seinem Bruder das Reich zusichern wolle. Er machte nämlich dem Landtage folgenden Vorschlag: „Um seine brüderliche Liebe zu dem Könige von Ungarn zu beweisen und die Böhmen für seinen Todesfall außer aller Unruhe zu setzen, wolle er seinen Bruder Matthias noch auf diesem Landtage als König ausrufen lassen und gekrönt sehen. Wenn dies angenommen werde, so wolle er mit den Ständen und mit seinem Bruder eine weitere Übereinkunft treffen." Die Stände gingen auf Rudolf's Vorschlag ein; sie ließen sich aber durch Rudolf sogleich von ihren Pflichten gegen ihn lossagen und durch den künftigen König das Versprechen geben, daß er unmittelbar nach seiner Krönung ihnen alle ihre Freiheiten bestätigen wolle. Matthias zog hierauf am 26. April mit sehr großem Pomp aus der Altstadt in den Thiergarten bei Prag und von da auf den Hradschin, ward schon am 23. Mai mit der Krone, die ihm sein Bruder hatte ausliefern müssen, feierlich gekrönt, und nahm die Huldigung der Böhmen ein. Er stellte dabei einen Revers aus, welchen Khlesel unmöglich halten konnte, weil in demselben die Anerkennung des Majestäts-Briefes, wenn auch nicht ausdrücklich, doch mittelbar enthalten war. Der Revers lautete: „Er thue in diesem Briefe vor jedermänniglich kund, daß er zugesaget habe, seines geliebten Bruders Kaisers Rudolf allen von Ihrer Majestät ausgegangenen Verschreibungen ohne Widerspruch und allerhand Verhinderung nachzukommen, dieselben wirklich zu halten und zu beschützen." Übrigens war auch das Wahlrecht der Böhmen theils durch Rudolf's Zusicherung, theils dadurch, daß Matthias durch Wahl der Stände König geworden war, anerkannt, weshalb denn auch die Böhmen später, als sie mit Ferdinand in Streit geriethen, behaupten konnten, sie hätten das Recht, auch außerhalb der regierenden Familie einen König zu wählen.

Der ganze Vorgang war am schimpflichsten für die deutschen Fürsten; denn diese, welche ihrem Kaiser gar keine Güter und Einkünfte übrig gelassen hatten, behielten einen Regenten, welcher weder Land, noch Güter, noch Geld besaß, sondern bettelarm war. Matthias hatte ihm zwar einen jährlichen Gehalt von dreimalhunderttausend Gulden und die Einkünfte aus gewissen Gütern versprochen; Rudolf würde aber nichts destoweniger in beispiellos traurigen Umständen gewesen sein, wenn ihn nicht die Gottheit zu rechter Zeit abgerufen hätte. Die deutschen Fürsten thaten auch damals, was sie seit mehreren Jahrhunderten immer gethan hatten: sie stellten sich sehr erbittert über die ihrem Kaiser von den Böhmen angethanen Kränkungen, schrieben viele und lange Briefe, sprachen Drohungen aus und hielten einen Reichstag zu Nürnberg; dabei hatte es aber auch sein Bewenden. Matthias kehrte, ohne seinen Bruder in der ganzen Zeit auch nur ein einziges Mal gesehen zu haben, nach Wien zurück; die Passauer aber wurden abgefunden, nachdem Leopold längst nach Passau gereist war. Rudolf starb zum großen Glück schon am 20. Januar 1612.

f) Erste Zeit des Kaisers Matthias.

Der Anfang der Regierung des Königs Matthias, den die Deutschen schon im Juni 1612 zu ihrem Kaiser erwählten, ward durch neue Religions-Streitigkeiten in Böhmen, Oestreich und Ungarn, sowie durch eine neue Wendung der Dinge in Jülich zugleich der Anfang neuer Verwirrungen im Reiche und in den Habsburgischen Erblanden. Was Jülich angeht, so starb, als schon die Eintracht völlig gestört und mit dem Pfalzgrafen Wolfgang Wilhelm, welchen sein Vater an den Rhein geschickt hatte, allerlei ärgerliche Zwistigkeiten gewesen waren, 1613 Markgraf Ernst von Brandenburg, des Kurfürsten Johann Siegmund Bruder, welcher in Jülich Statthalter gewesen war. Es mußte also ein neuer Statthalter bestellt werden, und Johann Siegmund, welcher gleich dem Kurfürsten von Sachsen täglich betrunken war, übertrug diese Statthalterschaft seinem Sohn Georg Wilhelm, der noch seltener nüchtern war als er. Damit war weder der alte Philipp Ludwig von Pfalz-Neuburg, noch sein Sohn Wolfgang Wilhelm zufrieden, und es entstanden zwischen Georg Wilhelm und dem jungen Pfalzgrafen so heftige Streitigkeiten,

daß die Brandenburger sich sogar weigerten, den Letzteren, der doch Mitbesitzer war, in die Festung Jülich einzulassen, als er diese einst besichtigen wollte. Wolfgang Wilhelm half sich durch einen Entschluß, welchen niemand, am wenigsten sein eifrig lutherischer Vater, erwartete; er bewarb sich nämlich schon 1612 um die Hand der jüngeren Schwester des Herzogs Maximilian von Baiern, dessen ältere Schwester mit Ferdinand von Steiermark vermählt war. Sein Vater willigte in diese Bewerbung, weil er nicht wußte, daß seinem Sohne, wie jetzt vielen Personen in Deutschland, erlaubt worden war, äußerlich Protestant zu bleiben, während er schon vor der Hochzeit Katholik geworden war. Die Dispensation des Pabstes zu dieser Ehe eines protestantischen Fürsten mit einer Prinzessin aus einem so starkgläubigen Hause wurde leicht erhalten, weil der Pabst schon wußte, daß Wolfgang Wilhelm übergetreten sei. Die Hochzeit ward im Spätjahr 1613 zu München gefeiert. Erst 1614 warf der Pfalzgraf, nach einer wunderlichen Bekehrungs-Komödie, die man mit ihm spielte, die Maske ganz ab.

Von dieser Zeit an war der Pfalzgraf innig mit Baiern verbunden, zumal da auch sein Vater, Philipp Ludwig, sich seit dem Tode des pfälzischen Kurfürsten Friedrich IV. von der Union fern gehalten hatte, weil ihm die Vormundschaft über dessen Sohn, Friedrich V., nicht anvertraut worden war. Friedrich IV. hatte zwar anerkannt, daß Philipp Ludwig nach dem Herkommen das nächste Recht an die Vormundschaft habe; er hatte aber von dem streng lutherischen Fürsten Sicherheit dafür verlangt, daß während seiner Verwaltung in der Pfalz keine Reaction gegen den Calvinismus geübt werde, und als Philipp Ludwig Bedenken trug, diese zu geben, hatte er dem Pfalzgrafen Johann II. von Zweibrücken die Vormundschaft übertragen. Dieser verlobte den jungen Friedrich V., welcher in französischer Leerheit aufgewachsen war, schon 1612 mit Elisabeth, des englischen Königs Jakob I. Tochter, welche gleich ihrem Vater nur vom Glanze des Königthums träumte. Die Hochzeit wurde in London mit verschwenderischer Pracht gefeiert. Johann von Zweibrücken schloß im Namen der Union einen Bund mit England, und traf auch die Einleitung zu einem anderen mit den Generalstaaten. Die Bestimmungen des zwischen den Letzteren und der Union geschlossenen Vertrages wurden nachher, während der junge

Kurfürst seinen mütterlichen Oheim Moritz von Oranien besuchte, berichtigt und den in Heidelberg zur Feier der Vermählung versammelten Unions-Gliedern vorgelegt, welche sie billigten. Dieses Vertheidigungs-Bündniß der Union und der Generalstaaten ward im Mai 1613 vom pfälzischen Gesandten im Haag unterzeichnet. Die Union war übrigens schon im Jahre 1611 nicht nur als eine eigene Macht abgesondert vom Reiche aufgetreten, sondern auch von anderen Staaten als solche betrachtet worden, weil damals der Mangel der inneren Einrichtung, welche dem Director keine militärische Gewalt verlieh, noch nicht fühlbar geworden war. Pfalzgraf Johann hatte nämlich als Director der Union im Juli 1611 einen Bundestag nach Rotenburg ausgeschrieben, und es hatten sich daselbst nicht blos die Abgeordneten aller Mitglieder der Union versammelt, sondern es waren auch Gesandte des Kaisers und der unter sich uneinigen Prinzen des kaiserlichen Hauses, sowie Gesandte der Republik Venedig, der reformirten Schweizer-Kantone und der Generalstaaten erschienen.

Die Union war damals unstreitig den Katholiken überlegen; denn die Länder der Jülich'schen Erbschaft, nächst Baiern der größte weltliche Staat Deutschland's, waren in den Händen des damals noch lutherischen Pfalzgrafen und des reformirten Kurfürsten, Östreich lag darnieder, und die Liga war zu jener Zeit ohne Kraft. In Östreich stand ein Bruder und ein Vetter der kaiserlichen Familie gegen den anderen, die Stände waren mit dem Regenten in Feindschaft, und die Protestanten von Ungarn, Böhmen, Östreich und Mähren fürchteten weniger von den Türken, als von Matthias und Khlesel oder von Ferdinand und den Jesuiten. Die Liga war aus dem Grunde schwach, weil Maximilian von Baiern wegen des Salzes und anderer Dinge mit Salzburg zuerst in Zwietracht und dann in offenem Kriege war. Das Erzstift Salzburg wurde von ihm besetzt, der Erzbischof verhaftet und bis an sein Ende in harter Gefangenschaft gehalten. Wegen dieser Verhältnisse schloß Maximilian auch 1611 im Namen der Liga einen Frieden mit der Union. Es ward ihm sehr schwer, seinen geistlichen Verbündeten soviel Zutrauen abzugewinnen, als er zu seinen Absichten mit der Liga bedurfte; und er war sogar mehrere Male im Begriffe, die Stelle eines Directors niederzulegen, weil die Geistlichen, aus welchen der größte Theil der Verbündeten bestand, seine Forderungen nicht zuge-

stehen wollten. Die Liga war nämlich zwar schon Ende August 1610 durch den Beitritt der drei geistlichen Kurfürsten verstärkt worden; diese hatten sich aber unter Maximilian's Direction nicht fügen wollen, und errichteten neben der oberländischen Abtheilung des Bundes eine rheinische, der sie den Kurfürsten von Mainz vorsetzten. Dies gefiel dem Herzog Maximilian gar nicht, welcher, wie aus den Actenstücken bei Wolf und Breyer hervorgeht, den Plan hatte, Dictator zu sein, die Pfaffen zu schweren Beisteuern anzuhalten und die Bundeskasse in München zu verwahren. Maximilian war deshalb auch ganz dagegen, daß der lutherische Kurfürst von Sachsen, Christian II, in die Liga aufgenommen werde, als dieser nicht nur niederträchtig genug war, darum zu bitten, sondern auch sogar den katholischen Bundestag in Würzburg (April 1611) besuchen wollte, wovon ihn Herzog Heinrich Julius von Braunschweig nur durch sehr dringende Vorstellungen abhielt. Die Union der Protestanten in Verbindung mit England und Holland blieb auch in den beiden folgenden Jahren der katholischen Liga überlegen, weil die Mitglieder der Letzteren, lauter kleine schwäbische und baierische Herren oder Äbte und Prälaten, die Beiträge zur Bundeskasse nicht leisten wollten, welche Maximilian eigenmächtig ausschrieb.

Im Jahre 1613 erhielt Maximilian einen neuen Grund, den Bund, welchen er zuweilen ganz hatte aufgeben wollen, wieder in Bewegung zu setzen. Es erhoben sich nämlich in diesem Jahre eines Theils die Protestanten der östreichischen Erblande wiederum sehr furchtbar, anderes Theils waren Pfalz-Neuburg und Brandenburg nach dem Tode des ersten Statthalters von Jülich im offenem Streite, und endlich hatte Khlesel, welcher den neuen Kaiser Matthias beherrschte und dagegen mit Maximilian, Ferdinand, Leopold und den Jesuiten tödtlich entzweit war, eine sehr bedenkliche Correspondenz mit dem Kurfürsten von Mainz begonnen. Der Letztere und Khlesel, welche eben so eifrig für den Katholicismus waren, als Maximilian, konnten leicht die Directorial-Absichten des Letzteren vereiteln. Maximilian bat daher nicht nur die wirklichen und ordentlichen Mitglieder des Bundes, sondern überhaupt alle katholischen Stände des baierischen, schwäbischen, fränkischen und rheinischen Kreises, daß sie am 1. März 1613 entweder persönlich oder durch Bevollmächtigte auf einem Bundestage zu Frankfurt erscheinen

möchten. Er wußte damals schon, daß Khlesel und der Kurfürst von Mainz die Absicht hatten, den ganz unfähigen und nichtswürdigen Kurfürsten von Sachsen in den Bund einzuschieben; er gab daher seinen Bevollmächtigten die Instruction, daß sie, falls das Khlesel'sche Project auf dem Bundestage zur Sprache kommen und von den übrigen Ständen genehmigt werden würde, sogleich in seinem Namen das Amt eines Bundes-Obersten niederlegen sollten, indem er nicht begreife, wie ein solches Project für das katholische Wesen von einigem Nutzen sein könne. Während der ganzen Dauer der Versammlung waren der Erzbischof von Mainz, welchen Khlesel inspirirte, und Maximilian, der die Kasse in München behalten, die Beiträge anordnen und Alles allein leiten wollte, in heftigem Streit, und es kam endlich dahin, daß Maximilian darauf bestand, sein Amt niederlegen zu wollen. Nur durch dringende Bitten und Vorstellungen der kleineren geistlichen Herren aus Franken und Schwaben, welche gerade unter den damaligen Umständen eine Säcularisation fürchteten, ließ Maximilian sich bewegen, sein Amt noch bis zum nächsten Bundestage zu behalten; er machte jedoch dabei die ausdrückliche Bedingung, daß die Stände dem Frankfurter Rezesse gemäß ohne Ausnahme und ohne Verzug ihre Contributionen entrichten sollten.

Der Kaiser Matthias oder vielmehr der Kardinal Khlesel hörte nicht auf, dem Herzog Maximilian entgegen zu arbeiten, so daß in dem Abschiede eines zu Regensburg gehaltenen Bundestages am 23. Oktober 1613 sogar festgesetzt wurde, es sollten fortan statt zweier Directoren drei sein. Dieses Actenstück wurde von den Bischöfen von Mainz, Bamberg, Würzburg, Eichstädt, Salzburg, Baiern, Constanz, Augsburg, Ellwangen, Worms, Hildesheim, Lüttich, Münster, Kempten und Speier, von der Stadt Köln und von den katholischen Städten des schwäbischen Kreises unterzeichnet. Maximilian war mit einem solchen Beschluß um so mehr unzufrieden, als Khlesel unter des Matthias Namen es dahin gebracht hatte, daß der eine der drei Directoren der östreichische Prinz Maximilian von Tyrol sein sollte, wodurch Khlesel den ganzen Bund an Östreich oder mit anderen Worten an sich selbst bringen wollte. Dies gelang jedoch nicht; denn man hatte durchaus kein Zutrauen zu Matthias, und Alles deutete darauf hin, daß es bald zu einem Kriege zwischen

den Gliedern der Union und denen der Liga kommen müsse. Maximilian von Baiern behielt daher die Zügel in der Hand.

g) Erste Feindseligkeiten der durch die Union und die Liga beschützten Fürsten gegen einander.

Deutschland war um 1614 wieder in einem Zustande, welcher in allen patriotischen Gemüthern den Wunsch einer durchgreifenden monarchischen und kirchlichen Einheit, von welcher Art diese auch sein möchte, erwecken mußte. Dies im Einzelnen nachzuweisen, würde in einer bloßen Übersicht der allgemeinen europäischen Geschichte zu viel Raum einnehmen; wir wollen deshalb nur diejenigen Punkte andeuten, welche für die zunächst folgende Geschichts-Erzählung die wesentlichsten sind. Eine Hauptsache war, daß sich in Deutschland zwei Bündnisse gebildet hatten, von welchen das eine unter dem Einflusse des Pfalzgrafen Johann II. von Zweibrücken, des Vormundes von Friedrich V. von der Pfalz, eine Verbindung mit England, Holland, Venedig und der reformirten Schweiz theils schon geschlossen hatte, theils zu schließen wünschte, das andere aber unter der Leitung des Herzogs von Baiern mit den Spaniern in Belgien in Correspondenz stand und auf dem letzten Bundestage darauf gedrungen hatte, daß an die seit 1610 ganz katholische Regierung von Frankreich Gesandte geschickt werden sollten, um mit diesem Staate einen Bund zu schließen und Hülfe von ihm zu erlangen. Die lutherischen Fürsten und Städte standen allein für sich; Sachsen war sogar ganz an die Jesuiten und an Östreich verkauft, weil es die Calvinisten tödtlich haßte und thörichter Weise meinte, daß es die Jülich'sche Erbschaft am besten durch bloße kaiserliche Belehnung erlangen werde. Hessen-Darmstadt war noch weiter als Sachsen von seinen Glaubensgenossen und von dem edelen Landgrafen Moritz von Hessen-Kassel getrennt, weil es mit kaiserlicher Hülfe diesen unter dem Schein Rechtens berauben zu können hoffte.

Sehr schlimm war durch Khlesel's Schuld die Stellung des neuen Kaisers Matthias geworden, indem die Kabalen dieses Mannes den Kaiser sowohl den Katholiken als den Protestanten ganz verhaßt gemacht hatten. Ferdinand von Steiermark und Leopold von Passau hegten einen bitteren Haß gegen Khlesel, und Maximilian von Baiern sah in ihm einen gefährlichen Nebenbuhler um die Gunst

des Pabstes und um das kaiserliche Ansehen, welches Matthias ganz an Khlesel hatte fallen lassen. Dieser hatte es dahin gebracht, daß Matthias nicht nur seinen Bruder Rudolf gewaltsam vom Throne getrieben hatte, sondern auch den Protestanten bald mehr, als sie nach dem strengen Rechte, wie es von Maximilian II. festgesetzt worden war, in Anspruch nehmen durften, einräumte, bald wieder Alles, was man ihnen längst eingeräumt hatte, nicht weiter gewähren wollte. Khlesel hatte endlich durch Kabalen den Herzog Maximilian verhindern wollen, die Bundeskasse der Liga für seine besonderen Zwecke zu gebrauchen.

Der Streit über die Jülich'sche Erbschaft gewann in den Jahren 1613 und 1614 durch die Einmischung des Herzogs von Baiern, des einzigen fähigen, im Rathe und im Felde gleich tüchtigen deutschen Fürsten, eine ganz neue Gestalt. Der Zwist zwischen dem Pfalzgrafen Wolfgang Wilhelm und der brandenburgischen Verwaltung der bisher gemeinschaftlich beherrschten Jülich'schen Länder ging, nach der Verheirathung Wolfgang Wilhelm's, in eine offene Feindschaft über, welche dann fremde Truppen nach Deutschland führte. Der Pfalzgraf wollte nämlich im März 1614, als er auf einer Reise nach Lüttich an der Stadt Jülich vorbei kam, diese Festung, in welcher eine Compagnie (ein Fähnlein) Neuburger und eine Compagnie Brandenburger lagen, besichtigen; der protestantische Commandant derselben ließ ihn aber nicht ein, weil er glaubte, es sei von dem Pfalzgrafen darauf abgesehen, sich der Festung zu bemächtigen. Zugleich meldete der Commandant, um auf jeden Fall gegen Gewalt gerüstet zu sein, die Sache nicht nur dem Prinzen von Brandenburg, welcher bekanntlich Statthalter war, sondern auch den Generalstaaten. Die Letzteren schickten hierauf sogleich zwei Compagnieen Fußvolk und eine Compagnie Reiter, deren Anführer jedoch erklärte, daß er im Namen der beiden besitzenden Fürsten eingezogen sei. Dies bewog den Pfalzgrafen, die Rücksicht zu vergessen, die er bisher auf den Eifer seines alten Vaters und der Pfalz-Neuburger für die lutherische Lehre genommen hatte. Er besetzte Düsseldorf für sich allein, vertrieb überall die brandenburgischen Beamten, übergab ihre Stellen seinen Leuten, und bemächtigte sich so vieler Orte, als er konnte. Die Brandenburger thaten hierauf das Gleiche.

Bald nachher trat der Pfalzgraf öffentlich zur katholischen Religion über. Dies verursachte seinem alten kranken Vater einen solchen Schrecken, daß derselbe im August starb. Dadurch ward Wolfgang Wilhelm, d. h. der Schwager der mächtigsten katholischen Fürsten, des furchtbaren Herzogs Maximilian von Baiern und Ferdinand's von Steiermark, regierender Herr. Er ertheilte zwar seinen Unterthanen eine sogenannte Religions-Versicherung, führte aber durch die Kabalen, welche Khlesel, Ferdinand und Maximilian von Baiern zu seinen Gunsten am kaiserlichen Hofe anspannen, die ersten thätlichen Feindseligkeiten der Katholiken gegen die Protestanten und damit das Vorspiel des nachher dreißig Jahre lang fortdauernden Blutvergießens herbei. Der Kaiser zog nämlich, von Wolfgang Wilhelm's Verwandten bestürmt, die Spanier nach Deutschland, deren Fanatismus die Lutheraner den Mauristen gleich setzte und sie antrieb, diese eben so zu behandeln, wie die Letzteren in Spanien behandelt worden waren.

Den Vorwand, die Spanier zu rufen, gaben zunächst die bekannten Streitigkeiten in der Stadt Aachen (s. Th. XIII. S. 345 ff.), sowie ein Zwist, welcher zwischen der katholischen Stadt Köln und dem protestantischen Orte Mühlheim entstanden war. Der Kaiser hatte diese Streitigkeiten durch seinen katholischen Reichs-Hofrath, dessen Präsident, der Graf von Hohenzollern, ein geschworener Feind des Protestantismus war, einseitig entscheiden lassen; der Kurfürst von Brandenburg aber hatte die auf Betreiben der Liga, des Herzogs von Baiern und des Kardinals Khlesel erlassenen kaiserlichen Mandate nicht als rechtsgültig anerkennen wollen und die bedrückten Aachener und Mühlheimer durch seine Truppen schützen lassen. Er hatte dem Kaiser in ziemlich heftigen Ausdrücken geschrieben, daß diese Sachen nicht vor den ganz katholischen kaiserlichen Reichs-Hofrath, sondern vor das paritätische Reichs-Kammergericht gehörten; Matthias hatte jedoch ebenso, wie früher Rudolf beim Streite mit Donauwörth, hierauf keine Rücksicht genommen und die Execution seinem Bruder Albrecht übertragen. Albrecht fragte zuerst in Spanien an, ob er die spanischen Soldaten zu diesem Zwecke gebrauchen dürfe, und ertheilte, als man dort einwilligte, dem General Ambrosius Spinola den Auftrag, gegen Aachen und Mühlheim zu Felde zu ziehen.

Wie Spinola in Aachen gegen die Protestanten verfuhr, ist bereits an einem anderen Orte (Th. XIII. S. 348) berichtet worden. Von Aachen brach er bald gegen Mühlheim auf. Schon auf dem Zuge dahin zeigte er, daß seine Spanier auch zu Gunsten des katholischen Prätendenten von Jülich gebraucht werden sollten; denn er nahm Düren und andere feste Plätze des Jülicher Landes weg. Auf dem weiteren Marsche nach Mühlheim vereinigte er mit seinem Heere fünftausend Mann zu Fuß und achthundert Reiter, welche Wolfgang Wilhelm ihm zuführte. Als er vor Mühlheim erschien, fand er nicht den geringsten Widerstand. Er ließ also die Mauern und Wälle der Stadt niederreißen, die Gräben ausfüllen und die neu erbauten Häuser abbrechen, nahm alle Vorräthe, die er in der Stadt fand, mit sich und vertrieb alle Einwohner. Da Moritz von Oranien, der sich vorher mit siebenzig Compagnieen Fußvolk und achtzehn Schwadronen Reiterei bei Schenkenschanz gelagert hatte, keine Miene machte, Spinola aufzuhalten, so rückte dieser schnell weiter, um im Auftrage des Kaisers dasjenige auszuführen, was früher Leopold von Passau hatte ausführen sollen, oder mit anderen Worten um die ganze Erbschaft des Herzogs von Jülich in Beschlag zu nehmen. Seinen ersten Angriff richtete er auf Wesel, welches gut befestigt und mit achtzig Kanonen, sowie mit den nöthigen Vorräthen versehen war, nichts destoweniger aber schon nach drei Tagen in seine Hände fiel (Anfang September's 1614). Da Spinola diese Jülich'sche Festung ernstlich beschossen, also den Bundesgenossen der Generalstaaten förmlich mit Krieg überzogen hatte, so brach Moritz ebenfalls auf und besetzte Rees, Emmerich, Kranenburg und Gennep für Brandenburg. Das deutsche Erbe wurde also von den Spaniern für den katholischen Pfalzgrafen, von den Holländern für den reformirten Kurfürsten besetzt, und als Spinola sich auch der Stadt Xanten bemächtigte, standen sich die beiden fremden Heere feindlich gegenüber. Ein Glück war es, daß Spinola gerade damals Ursache hatte, den mit Holland abgeschlossenen Waffenstillstand nicht zu verletzen. Unglücklicher Weise war aber vorauszusehen, daß, da Brandenburg nicht einmal seine eigenen von Schomberg commandirten Truppen zu bezahlen im Stande war, die Kostenrechnung der Fremden so ausfallen werde, wie sie in Donauwörth ausgefallen war, und daß die Holländer das Land so bald nicht wieder räumen würden.

Durch die Einnahme von Wesel, dessen Festungswerke Spinola sehr vermehrte, und durch die großen Verstärkungen, welche er an sich zog, wurden die Protestanten sehr belästigt und gedrückt. Es mußte also die Union sich der Sache annehmen. Dies geschah jedoch vorerst nur auf deutsche Weise, d. h. durch Reden und Schreiben. Als eine erste Friedens-Unterhandlung zu Wesel gescheitert war, wurde eine zweite zu Xanten begonnen, und hier kam man dann über einen Vertrag überein. Diesen Vertrag von Xanten unterschrieben die unirten Fürsten, die beiden Regenten der katholischen Niederlande, Albrecht und Isabella, und Spinola; als derselbe aber nach Spanien geschickt wurde, nahm der König ihn nicht an. Der Krieg würde daher fortgedauert haben, wenn nicht Spinola sich gescheut hätte, durch einen offenbaren Angriff die Holländer zur Verletzung des Waffenstillstandes zu berechtigen. Die Sache blieb also, wie sie gewesen war: die Holländer und die Spanier hielten die deutschen Städte auch ferner besetzt; der Kurprinz wohnte in Cleve, der Pfalzgraf in Düsseldorf. Ein Bundestag, welchen der Kurfürst von der Pfalz 1614 in Nürnberg hielt, endigte wie ein deutscher Reichstag, d. h. man redete und schrieb recht viel. Übrigens hatte der Pfalzgraf zwar versprochen und betheuert, daß er die Religions-Sachen ebenso in Neuburg wie in Düsseldorf im alten Stande lassen wolle; dies gaben aber sein Schwager und die Jesuiten nicht zu. Er ließ in Neuburg den Lutheranern die Hauptkirche nehmen, und betrug sich überall so, wie Convertiten sich zu betragen pflegen.

h) Erneuerung der Religions-Streitigkeiten in Östreich und Böhmen und Abfall der Böhmen vom Kaiser Matthias.

Matthias, der neue Kaiser, war niemals am Geiste und Körper stark gewesen; er ward in den Jahren 1615 bis 1617 immer schwächer, und konnte nicht einmal bewogen werden, die öffentlichen Angelegenheiten ganz dem Kardinal Khlesel zu überlassen oder diesen auch nur gegen den Haß seines Bruders Maximilian von Tyrol und gegen Ferdinand von Steiermark kräftig in Schutz zu nehmen. Es brachen daher bald ebenso gegen Matthias, wie früher gegen seinen Bruder, überall Unruhen aus, und zwar zunächst in Ungarn.

Dort hatte Matthias früher gegen Rudolf's Willen den Waffenstillstand von Zsitwa Torok mit den Türken geschlossen, durch welchen Botskai Fürst von Siebenbürgen und Herr eines bedeutenden Theiles von Ungarn geworden war (s. S. 73). Dieser hatte die Ungarn und Siebenbürger durch seine Grausamkeit erbittert, und die Letzteren hatten Bethlen Gabor an seine Stelle erwählt. Matthias hätte gern schon gleich beim Ablaufe des Waffenstillstandes den Krieg mit den Türken und mit den unzufriedenen Siebenbürgern wieder begonnen, und hatte deshalb schon 1612, nach seiner Erwählung zum deutschen Kaiser, die deutschen Stände zu einem Türken-Zuge aufgefordert; diese waren aber nicht darauf eingegangen, sondern hatten sich vielmehr Bethlen Gabor's angenommen. Matthias mußte zusehen, daß Bethlen Gabor seit dem Oktober 1612 sich mit Hülfe der Türken in Siebenbürgen als erwählter Fürst festsetzte, vom Großherrn anerkannt ward und sogar, was wir erst in unseren Tagen durch Hammer's Forschung erfahren haben, die versammelten Magnaten von Ober-Ungarn dahin brachte, daß sie dem Sultan versprachen, ihm mit Herz und Seele ergeben zu sein, seine Feinde für ihre Feinde und seine Freunde für die ihrigen zu halten, wenn er ihnen den ruhigen Besitz ihrer Güter ohne Erhöhung der Abgaben sichere. Die Türken brachen freilich jeden Augenblick den Frieden; doch räumten sie endlich die von ihnen in der letzten Zeit besetzten Theile Ungarn's, sowie ganz Siebenbürgen unter der Voraussetzung, daß Matthias ihren Schützling Bethlen Gabor als rechtmäßigen Herrscher anerkenne. Da Matthias auch die östreichischen Stände nicht bewegen konnte, ihm zu einem neuen Kriege mit den Türken Geld und Truppen zu gewähren, so mußte er froh sein, daß die Anarchie am Hofe von Constantinopel und der häufige Thronwechsel daselbst ihm Gelegenheit verschafften, einen neuen Waffenstillstand zu erhalten. Es wurde sogar am 26. Juni 1615 der sogenannte Wiener Friede, das heißt eine Verlängerung des Waffenstillstandes auf zwanzig Jahre, abgeschlossen, vermöge dessen Bethlen Gabor im Besitze blieb.

Viel wichtiger für die allgemeine Geschichte und für die des dreißigjährigen Krieges, als der Streit und die Unterhandlungen mit den Türken, welche unter den damaligen Umständen nur Ungarn und Östreich angingen, weil die Türken dem übrigen Europa nicht

mehr furchtbar waren, sind die Bemühungen Ferdinand's von Steiermark, sich das Recht der Nachfolge in Böhmen, Östreich und Ungarn, sowie auch im deutschen Reiche zu sichern. Diesen Bemühungen arbeiteten nicht blos die Protestanten, sondern auch der Kardinal Khlesel eifrig entgegen.

Da weder Rudolf noch Matthias, noch einer der anderen kaiserlichen Brüder rechtmäßige Nachkommen hatte oder haben wollte, so war schon Rudolf auf den Gedanken gekommen, die Regierung an Ferdinand zu bringen, weil die Jesuiten dann der Ausrottung des Protestantismus ganz sicher sein konnten. Schon auf dem Krönungstage des Kaisers Matthias zu Frankfurt (Juni 1612) hatten daher der päpstliche Nuntius und der spanische Gesandte durch Khlesel zu bewirken versucht, daß Matthias den Herzog von Steiermark zu seinem Nachfolger erkläre. Sie hatten auch die geistlichen Kurfürsten für diesen Plan gewonnen, und auch Maximilian von Tyrol arbeitete in Frankfurt für Ferdinand. Weil damals der Kaiser noch Erben zu erwarten hatte, konnten Khlesel und Andere der Forderung durch die Erklärung ausweichen, daß dem Kaiser vielleicht noch ein Prinz werde geboren werden. Vierthalb Jahre nachher war um so weniger Grund zu zögern, als Matthias von Tage zu Tage schwächer und kränklicher ward. Der Erzherzog Maximilian unternahm daher in harter Winterszeit eine Reise zu seinem Bruder Albrecht in die Niederlande und von dort nach Prag, um seine und seines Bruders Entsagung dem Kaiser vorzulegen. Khlesel konnte öffentlich nichts einwenden, da die Erzherzöge einig und der Pabst, sowie der König von Spanien für den Plan waren; er wußte aber auf eine sehr schlaue diplomatische Weise durchzusetzen, daß der Beschluß aufgeschoben wurde. Das ganze Jahr 1616 hindurch ward unterhandelt und kabalirt, und Khlesel gerieth in nicht geringe Verlegenheit. Endlich gab Matthias dem Andringen nach.

Auffallend ist es, daß Matthias das Nachfolge-Recht Ferdinand's gerade in Böhmen zuerst anerkennen ließ, wo man doch am heftigsten gegen den Verfolger aller nicht der römischen Kirche angehörenden Christen erbittert war. Im Juni 1617 erklärte der Kaiser den zu Prag versammelten böhmischen Ständen: „Er habe beschlossen, weil er und seine Brüder ohne Erben seien und Maximilian und Albrecht der Erbfolge entsagt hätten, seinen Vetter, den

Erzherzog Ferdinand, an Sohnes Statt anzunehmen. Die Stände möchten dies genehmigen und, im Fall er unbeerbt sterbe, den Erzherzog als König und Herrn annehmen und sich über einen zur Krönung festzusetzenden Tag vereinigen." Dem widersprach zwar im Namen aller Protestanten Graf Heinrich Matthias von Thurn, indem er behauptete, eine solche Verkündigung könne nur auf einer allgemeinen Versammlung der Stände von Böhmen, Mähren und der Lausitz gemacht werden; viele Mitglieder nahmen aber den Vorschlag an. Die meisten gingen freilich sogleich auf ihre Güter. Der Erzherzog Ferdinand wurde darauf als des Matthias erklärter Nachfolger anerkannt. Man machte ihm jedoch folgende Bedingungen: Er müsse den Ständen die gewöhnliche Pflicht und den Eid leisten und alle Rechte und Privilegien, welche jemals den Einzelnen oder der Gesammtheit gewährt worden waren, bestätigen; er müsse außerdem gleich bei der Krönung den Ständen einen Revers darüber ausstellen, daß er sich während der Lebzeiten des Matthias ohne Bewilligung desselben und ohne Befragung der obersten Landesbeamten, Land-Rechtsbeisitzer und Hof- und Kammeräthe, sowie zweier ständischer Abgeordneten aus jedem Kreise und sechs Abgeordneten von Prag und anderen Städten durchaus keine Regenten-Handlung erlauben werde. Ferdinand ertheilte sogleich eine schriftliche Bewilligung dieser Forderungen, und wurde hierauf am 9. Juni 1617 als König von Böhmen ausgerufen und am 29. Juni mit großer Feierlichkeit gekrönt.

Wie wenig Ferdinand geeignet war, den Frieden der Erbstaaten und die Ruhe Deutschland's in einer Zeit zu erhalten, als Alles darauf ankam, die beiden Formen christlicher Religion auf gleiche Weise zu schützen und zu schonen und die Anhänger derselben innerhalb der ihnen vorgeschriebenen Schranken zu halten, zeigte sich gleich darauf, indem er eine Heirath, zu welcher er Neigung hatte, blos der Religion wegen nicht einging. Auf einer Reise nach Dresden nämlich, welche Matthias, Maximilian und Ferdinand unternahmen, und auf der es ihnen gelang, den Kurfürsten ganz für Östreich zu gewinnen und dadurch die Wahl Ferdinand's zum deutschen Kaiser zu sichern, lernte Ferdinand die noch ganz junge Wittwe des verstorbenen Kurfürsten Christian's II., eine Schwester Christian's IV. von Dänemark, kennen. Dieser gab er so auffallende Beweise seiner

Zuneigung, daß jedermann glaubte, er werde ihr seine Hand anbieten, da er im vorhergehenden Jahre seine Gemahlin, die baierische Prinzessin Maria Anna, verloren hatte. Er fürchtete aber wahrscheinlich durch die Heirath der eifrig lutherischen dänischen Prinzessin in seinem gegen den Protestantismus entworfenen Feldzugs-Plane gestört zu werden. Übrigens wurde er nach seiner Rückkehr aus Dresden ohne besondere Schwierigkeiten auch in Schlesien, Mähren und der Lausitz, sowie im folgenden Jahre auch in Ungarn als erklärter Nachfolger des Kaisers Matthias anerkannt.

In Böhmen zuerst gab sich die Unzufriedenheit mit der Ernennung des Jesuiten-Freundes und Ketzer-Verfolgers zum Nachfolger im Reiche durch gesetzwidrige Handlungen zu erkennen, und zwar gerade weil die Katholiken unvorsichtig triumphirten und auf ihren Gütern die Protestanten beeinträchtigten. Als Matthias aus Prag nach Wien gereist war, hatte er sieben katholische Herren, unter welchen auch der fanatische Wilhelm Slawata und Jaroslaw Borzita von Martinitz waren, und drei Protestanten oder vielmehr Utraquisten zu Statthaltern eingesetzt. Ferdinand selbst, welcher alle Manieren eines großen Herrn und eines Jesuiten hatte, und der, wenn er wollte, freundlich und herablassend mild sein konnte, hatte die Böhmen, denen weder Rudolf noch Matthias je gefallen hatten, für sich eingenommen; die Geistlichen und die Grundherren seines Glaubens verdarben aber wider Alles. Sie nahmen gleich nach seiner Abreise so wenig Rücksicht auf die Allen zugesicherte Religions-Freiheit, daß Wolfgang Selender Prossowitz, Abt von Braunau, die auf seinem Gebiete neu gebaute protestantische Kirche verschließen und der Erzbischof von Prag, Johann Lohelius, die zu Klostergrab erbaute sogar schleifen ließ, weil sie behaupteten, Matthias habe dies gebilligt, indem sie als Grundherren auf ihrem eigenen Gebiete dazu berechtigt seien. Dies reizte den utraquistischen Theil der Stände, welcher hierauf, ohne die katholischen Stände zur Theilnahme aufzufordern, eine außerordentlich zahlreiche Versammlung hielt und durch dieselbe nicht nur die Erklärung, daß der Kaiser kein Recht gehabt habe, den Äbten das, was sie gethan hätten, zu erlauben, aussprechen, sondern auch eine heftige Beschwerdeschrift bei dem Kaiser einreichen ließ. Diesen Schritt nahm der Letztere übel, oder vielmehr Khlesel rieth ihm, jetzt, wo er Alles, was er gewollt, erlangt habe, den

Ketzern nicht weiter nachzugeben. Matthias ließ den Statthaltern befehlen, diejenigen Stände, welche eigenmächtig die erwähnte Versammlung berufen hätten, vorzufordern und ihnen in seinem Namen zu erklären, daß Alles, was in Braunau und Klostergrab geschehen, auf königlichen Befehl geschehen sei, und daß die Stände den Majestäts-Brief und andere Privilegien misbrauchten. Unglücklicher Weise war eine Drohung beigefügt, welche Matthias damals offenbar nicht ausführen konnte. Es hieß nämlich, die Haupt-Personen bei den letzten Versammlungen sollten als Aufrührer betrachtet werden, und man werde Mittel finden, sie als solche zu bestrafen.

Um dieselbe Zeit war der hitzige und heftige Graf Heinrich Matthias von Thurn tödtlich beleidigt worden. Man hatte ihm nämlich im Oktober 1617 das Burggrafen-Amt zu Karlstein, mit welchem die Verwahrung der böhmischen Krone und der Freiheitsbriefe des Königreiches verbunden war, entzogen. Dies verschaffte dann den Unzufriedenen den Vortheil, einen Anführer zu erhalten, der eine persönliche Rache auszuführen hatte, obgleich derselbe freilich als Anführer im Kriege fast stets unglücklich war. Wir können in Schiller's poetische Auffassung von Thurn's Charakter und Thaten nicht einstimmen; wir wollen aber auch in Zeiten, wie die unserigen sind, nichts gegen dieselbe einwenden. Der Graf von Thurn wird von uns besonders darum erwähnt, weil er bei dem Widerstande der Mehrheit der Stände gegen die oben erwähnten Befehle, welche an die Statthalterschaft erlassen worden waren, die Hauptrolle erhielt. Es waren nämlich, als diese Befehle ankamen, nur der Oberst-Burggraf Adam von Sternberg, nebst Wilhelm Slawata, Jaroslaw von Martinitz und Diepold von Lobkowitz in Prag anwesend; die anderen Glieder der Statthalterschaft dagegen befanden sich auf ihren Gütern. Die vier genannten Herren ließen diejenigen Stände, welche die Beschwerde geführt hatten, vor sich laden und machten ihnen dann die kaiserlichen Befehle bekannt. Die Vorgeforderten erklärten, sie würden nach einem Monat wieder kommen und Bescheid geben. Als sie zum zweiten Male erschienen, zogen sie, von einer großen Zahl vollständig zum Kriege gerüsteter Leute umgeben, geradezu auf das Schloß, in welchem die vier Statthalter ihrer warteten. Die ersten Herren des Reiches erschienen bei dieser Gelegenheit in Waffen, ließen das Schloß besetzen und berathschlagten

im sogenannten grünen Zimmer, was sie den vier Statthaltern sagen wollten. Diese Berathung benutzte der Graf von Thurn, um den von Natur heftigen böhmischen Herren mit Beziehung auf den Fanatismus, welchen Slawata und Martinitz seither bewiesen hatten, darzuthun, daß, so lange diese beiden Fanatiker am Leben wären, nichts als Verfolgung zu erwarten sei. Seine Vorstellungen fanden Gehör. Als die Herren hierauf in den Saal eintraten, redete der Oberst-Burggraf ihnen freundlich zu, sie möchten von ihrem gewaltsamen Beginnen abstehen. Kolon von Fels erwiderte ihm, sie hätten gar nichts gegen ihn und gegen Diepold von Lobkowitz, ihre Beschwerde gelte ganz allein den Herren von Slawata und Martinitz. Unmittelbar nachher rief Wenzel von Raupowa: „Werft sie nach alt-böhmischer Sitte zum Fenster hinaus!" Sogleich drängte sich eine Anzahl der Herren um den Oberst-Burggrafen und den Groß-Prior von Lobkowitz und führten sie am Arm aus dem Saale, während Martinitz und Slawata in demselben zurückblieben. Diese Beiden erschöpften sich vergebens in Vorstellungen. Wilhelm von Lobkowitz und vier andere Magnaten packten den Ersteren und warfen ihn zum Fenster hinaus, standen aber, nachdem dies geschehen war, ganz betroffen da. Nun führte Graf Thurn ihnen auch den Slawata zu, indem er ausrief: „Da habt ihr ihn!" Als auch dieser aus dem Fenster geworfen war, that man das Gleiche mit dem Geheimschreiber Philipp Fabricius Platter. Alle drei wurden wie durch ein Wunder gerettet, weil gerade unter dem Fenster ein Haufen zerrissener Papiere und weichen Sandes lag. Der Geheimschreiber stand sogleich wieder auf den Beinen, eilte nach seiner Wohnung in der Altstadt und von da nach Wien, wohin er dem Kaiser, welcher damals am Podagra krank lag, die erste Nachricht von dem Vorgefallenen brachte. Martinitz und Slawata wurden von ihren herbeieilenden Bedienten aufgehoben und in das Haus des Oberst-Kanzlers von Lobkowitz gebracht. Sie wurden zwar von dem Grafen Thurn und seinen Leuten auch dort aufgesucht; aber die Beredsamkeit und Schönheit der Polyrena von Lobkowitz schützte die Mishandelten, welche sie in das Bett hatte bringen lassen. Martinitz rettete sich nachher verkleidet in Gesellschaft eines Wundarztes nach München; Slawata, dem man wegen einer schweren Verletzung am Kopfe einen Wundarzt gestattete, wurde in einem Hause bewacht.

Diese gewaltsame That der böhmischen Großen war am 23. Mai 1618 geschehen. Unmittelbar nach derselben wurde der Aufstand förmlich organisirt und, ohne den Kaiser zu fragen, eine ständische Regierung für Böhmen eingerichtet, sowie an einer Verbindung mit dem protestantischen Theile von Ungarn und mit den protestantischen Ständen Östreich's gearbeitet. Die ganze Sache ward von dem Grafen Thurn betrieben, welcher an der Spitze der bewaffneten Macht stand. Die böhmischen Stände versammelten sich nämlich am Tage nach dem erwähnten Vorfall auf dem Schlosse, erwählten aus ihrer Mitte dreißig Directoren der Staats-Angelegenheiten, und bevollmächtigten dieselben, die inneren wie die auswärtigen Angelegenheiten von Böhmen selbstständig zu leiten. Diesen Directoren mußten der Schloßhauptmann Dionysius Czernin von Chudenitz und die Magistrate aller drei Städte den Eid der Treue leisten.

Als die Nachricht von diesen Ereignissen nach Wien kam, erhob sich ein Sturm gegen den Kardinal Khlesel, weil er aus persönlichen Absichten und Rücksichten bisher allen Bestrebungen der Jesuiten, der Spanier und der Erzherzöge Maximilian und Ferdinand entgegengewirkt hatte. Aus dem', was neulich Herr von Hammer in seinem Leben Khlesel's aktenmäßig zusammengestellt hat, geht selbst bei einer nur flüchtigen Durchlesung der großen Masse von Auszügen aufs deutlichste hervor, theils wie groß Khlesel's Talente waren, theils wie unumschränkt er regierte, theils wie bösartig und arglistig seine Natur war. Selbst in dem Augenblicke, als nachher Thurn böhmische Truppen an die östreichische Grenze ziehen ließ und Ferdinand, der sich in Preßburg befand, darauf bestand, daß die Empörung der Böhmen augenblicklich ganz niedergeschlagen werde, spielte Khlesel, welcher insgeheim alle übrigen Minister gegen sich hatte, eine sonderbare Rolle. Er wollte sich zugleich die Gunst der Böhmen sichern und dem Nachfolger seines Herrn, welcher Letztere unmöglich mehr lange leben konnte, keinen Anstoß geben. Um den beiden Erzherzögen zu gefallen, rieth er auf der einen Seite in seinem Gutachten sehr dazu, daß man den Aufstand eilig unterdrücke; andererseits schickte er aber Abgeordnete nach Böhmen, und ließ im Namen des Kaisers nicht nur die Aufrechthaltung des Majestäts-Briefes versprechen, sondern auch durch den Grafen Khuen, Thurn's

Schwager, mit diesem über die gütliche Beilegung des Streites unterhandeln. Als nachher der Erzherzog Maximilian, welcher in Wien auf den Kardinal einen Schuß hatte richten lassen, der aber diesen nicht traf, die Kriegsrüstung gegen die Böhmen sehr eifrig betrieb, that Khlesel immer alles Mögliche, um dieselbe zu hemmen oder zu vereiteln. Man beschloß also, ihn von Matthias zu entfernen.

Aus den Akten über die Art, wie Khlesel in dem Augenblicke, wo es Entscheidung galt, unterhandelte und sich des armen kranken Matthias gegen Maximilian und gegen den König Ferdinand bediente, geht allerdings deutlich hervor, daß der Kardinal rasch und plötzlich entfernt werden mußte, wenn anders die alte Staats-Religion auf die Weise aufrecht erhalten werden sollte, wie Maximilian, Ferdinand, der spanische Gesandte, Graf Ognate, der Nuntius und die Jesuiten wollten. Dies schien um so dringender, da Khlesel in dem Augenblicke, wo ein Befehlshaber des gegen Böhmen bestimmten Heeres bis zum Eintreffen des eigentlichen Führers, des Grafen Boucquoi, ernannt werden sollte, die Ernennung von Thurn's Schwager Khuen bewirkte. Es wurde daher in einer Berathung, welche Ferdinand und Maximilian mit dem spanischen Gesandten hielten, die gewaltsame Entführung des Kardinals beschlossen. Nach den gewöhnlichen Nachrichten hatten sie dazu die Einwilligung des Pabstes erhalten; Hammer hat aber bewiesen, daß dies ungegründet ist, wenn auch der Nuntius im Geheimnisse war. Der Kardinal hatte den König Ferdinand schon bei dessen Krönung in Preßburg dadurch erbittert, daß er in die Krönungs-Acte eine Clausel eingeschoben hatte, nach welcher Ferdinand vor dem Tode des Matthias zu keiner Regenten-Handlung berechtigt sein sollte. Er hatte deshalb schon auf dem Wege von Preßburg nach Wien aufgehoben werden sollen, war aber denen, die ihm aufpaßten, dadurch ausgewichen, daß er einen anderen Weg einschlug. In Wien mußte ihm der Nuntius das Ausweichen unmöglich machen. Ferdinand und Maximilian machten ihm am 19. Juli 1618 einen Besuch und nöthigten ihn so zu einem Gegenbesuch auf der Hofburg. Diesen machte Khlesel am folgenden Tage in Begleitung des Nuntius, welcher ihn mit in seinen Wagen nahm und zwar nicht officiell, aber gewiß in vertraulicher Weise von dem, was geschehen sollte, unterrichtet war. Der Letztere kehrte sogleich wieder nach Hause zurück. Als der

Kardinal bei Hofe anlangte, waren Ferdinand, Maximilian und der spanische Gesandte in den inneren Zimmern. Das Vorzimmer ward unmittelbar nach dem Eintritte des Kardinals verschlossen, und er so von seinem Gefolge getrennt. Im Vorzimmer fand er seine drei ärgsten Feinde, den Freiherrn von Preiner, welchen er mehrere Male vergebens zu stürzen versucht hatte, den Obersten Dampierre und die Kammerherren Colalto und Montecuculi. Er ward sogleich in ein Nebenzimmer gebracht, wo ihm der Freiherr von Preiner erklärte: das ganze kaiserliche Haus habe sich mit Matthias und dem Pabste dahin verständigt, ihn seiner Unthaten und schlecht geführten Regierung wegen nicht länger am Hofe zu dulden; er solle also seinen Kardinals-Hut und -Mantel mit einem schwarzen Hut und Rock vertauschen und den beiden Kammerherren folgen. Khlesel protestirte; allein Dampierre antwortete ihm in dem rohen Tone, welcher zum Unglück Deutschland's nachher dreißig Jahre lang militärischer Ton blieb und in den meisten Orten sich bei der Polizei und den Kriminal-Gerichten erhalten hat: „Du ehrvergessener loser Bub', deine bösen Stücke können dir ferner nicht passirt werden; wirst du nicht gehorsamer, so wird man dir Anderes weisen." Khlesel mußte hierauf seinen rothen Hut und Mantel mit einem schwarzen Hut und Kleide vertauschen, und ward durch einen verborgenen Gang der Hofburg auf die Bastei geführt, über welche Erzherzog Maximilian vier Tage vorher einen besonderen Fahrweg nach dem Schotten-Thor hatte anlegen lassen. Von dort wurde der Kardinal durch den Herrn von Preiner in einem sechsspännigen Wagen unter dem Geleite von zweihundert von Dampierre angeführten Reitern bis Schottwein gebracht. Khlesel sagte bei dieser Gelegenheit zu Preiner: „Der Herr freut sich meines Unheils, aber das seine blüht gewiß." Von Schottwein wurde er in einer von Reitern umgebenen Sänfte durch Steiermark und Kärnthen nach Tyrol gebracht. Acht Tage nach seiner Abführung aus Wien befand er sich auf seines Feindes Maximilian Schloß Ambras in Tyrol, ehe irgend jemand in Wien wußte, wohin er gekommen sei. Der Kaiser Matthias hatte Alles geschehen lassen müssen; er wollte jedoch ungeachtet seiner Schwäche und Ohnmacht den Freiherrn von Preiner nicht um sich dulden, weil derselbe als kaiserlicher Diener sich hatte gebrauchen lassen, den Kardinal gegen des Kaisers Willen von seiner

Seite zu reißen. Khlesel durfte trotz der Verwendung des Pabstes erst 1627 wieder in sein Bisthum reisen.

Die Böhmen, bei welchen nur noch drei Städte, Pilsen, Budweis und Krumlow, dem Kaiser getreu geblieben waren, hatten unterdessen seit dem 1. Juni 1618 alle Jesuiten aus ihrem Königreiche vertrieben und, obgleich die Stände von Mähren nicht gemeine Sache mit ihnen machen wollten, ein bedeutendes Heer gerüstet. Sie hatten sowohl die Vermittelung der mährischen Stände, welche drei Gesandte nach Prag schickten, als auch die ganz sonderbarer Weise ihnen angebotene Vermittelung des Königs Ferdinand abgelehnt, und drangen jetzt nach Östreich vor. Matthias wurde endlich so lange gestachelt, und Ferdinand nahm sich der Angelegenheiten mit und ohne Willen des Kaisers so kräftig an, daß zwei Heere aufgestellt wurden. Diese bestanden, da man sich weder auf Östreich noch auf Ungarn, Mähren oder die Lausitz recht verlassen konnte, aus Miethlingen, welche mit spanischem Gelde geworben worden waren. Den Oberbefehl über das Ganze erhielt einer der von Spinola gebildeten Generale, der im Hennegau geborene Wallone Karl Longueval, Graf von Boucquoi. Unter ihm führte der Lothringer Heinrich Düval, Graf von Dampierre, ein zweites Heer. Sowohl Matthias als Ferdinand bestürmten gleich anfangs den Herzog Maximilian von Baiern, daß derselbe, weil es der alleinseligmachenden Religion gelte, sie mit Geld und Truppen unterstütze. Maximilian vertröstete den Kaiser damit, daß er ihm helfen werde, sobald die anderen Fürsten das Gleiche thäten; dem König Ferdinand aber ließ er auf seine scheinbar sehr herzlichen und brüderlich feurigen Briefe durch die Kanzlei antworten. Maximilian war kein blinder Fanatiker; er war ein Diplomat und wollte warten, bis er die Noth seines brüderlichen Freundes benutzen könne, um sein Gebiet zu erweitern. Dieser Fall mußte nothwendig bald eintreten, da Ferdinand weder Geld noch Truppen, Maximilian dagegen die Kasse der Liga und ein auf Kosten derselben geworbenes, gut organisirtes und ganz vortrefflich angeführtes stehendes Heer hatte.

Die Böhmen wandten sich an den jungen Kurfürsten Friedrich V. von der Pfalz, um durch ihn in einer Religions-Sache die Unterstützung der protestantischen Union zu erhalten, deren Director er

war. Christian von Anhalt, Friedrich's Mit-Director und sein Statthalter in der Ober-Pfalz, ein ganz leerer Mann, der aber von Friedrich als väterlicher Rathgeber und Freund geachtet wurde, hatte ebenso wie dieser romantische und poetische Ansichten vom politischen Leben. Er hatte den jungen Fürsten schon zu manchen Planen und Reisen für luftige politische Projecte bewogen, und wollte jetzt auch den böhmischen Aufstand für die Union und für den Protestantismus benutzen. Es zeigte sich nur zu bald, daß Beide, Friedrich und Christian, weder im Rathe dem König Ferdinand gewachsen waren, noch im Kriege dem Herzoge Maximilian von Baiern die Wage halten konnten. Die Union berathschlagte im Juni 1618 auf einer Versammlung zu Karlsburg und im Oktober desselben Jahres auf einer anderen zu Rotenburg an der Tauber über die böhmischen Angelegenheiten; die einzige Hülfe aber, die sie der Sache des Protestantismus gewährten und bei der elenden inneren Organisation des Bundes, sowie bei der egoistischen Politik der Lutheraner, besonders der Fürsten von Hessen-Darmstadt und Kur-Sachsen, allein gewähren konnte, bestand in leeren Versprechungen.

Im August 1618 rückten Boucquoi und Dampierre mit ihren Banden in Böhmen ein; sie erbitterten aber das ganze Land durch ihre gegen Lutheraner und Utraquisten verübten Grausamkeiten und durch unerhörte Gräuelthaten, gleich denen, welche Tilly und Wallenstein bald nachher in ganz Deutschland begingen. Dampierre wurde bei Czaslau und dann im September noch einmal bei Lomnitz geschlagen. Auch Boucquoi, welcher gerades Weges nach Prag ziehen wollte, ward bei Budweis vom Grafen Thurn zurückgeworfen. Für die böhmische Sache nahmen die Stände von Schlesien Partei, und im Oktober schickte auch die Union Hülfe, indem sie den Grafen Ernst von Mansfeld bewog, sich mit den tausend Reitern, welche er geworben hatte, den Böhmen in Sold zu geben. Ernst von Mansfeld war der Bruder des Grafen Karl von Mansfeld, welcher zugleich mit dem Vater, Peter Ernst, in den Niederlanden lange Zeit hindurch für Spanien und Östreich gegen den Protestantismus und gegen die Freiheit einen glücklichen Krieg geführt hatte. Auch Ernst selbst hatte zuerst in den Niederlanden und im Elsaß nach Art der Condottieri an der Spitze von Banden für Östreich gestritten, nachher aber die Partei und die Religion gewechselt (s. S. 69), und der Herzog

von Savoyen hatte, als er mit der Union ein Bündniß schloß, ihn beauftragt, mit seinem Gelde in Deutschland Truppen zu werben, die er gelegentlich der Union überlassen solle. Die tausend Reiter, welche Mansfeld geworben hatte, schickte jetzt der Herzog von Savoyen dem Kurfürsten von der Pfalz als dem Haupte der Unirten zu, und dieser überließ sie, nach geheimen Unterhandlungen, welche Breyer in Maximilian's Leben näher bezeichnet hat, den Böhmen. An der Spitze seiner Banden eroberte Mansfeld am 21. November 1618 die Stadt Pilsen, welche nächst Prag die bedeutendste in Böhmen war, nach langem Wiederstande. Er gründete durch diese Eroberung nicht nur seinen Kriegsruhm, sondern er verlieh dadurch auch dem Aufstande Festigkeit.

Die Lage des Kaisers ward von Tage zu Tage bedenklicher. Zwar hatte ihm Philipp III. von Spanien dreimalhunderttausend Kronen Subsidien geschickt, und ließ auch seine Truppen in Italien in Bereitschaft halten; allein die Schlesier schickten, obgleich sie den Abfall der Böhmen nicht billigten, zweitausend Mann Fußvolk und tausend Reiter, wie sie sagten, zur Vertheidigung der evangelischen Religion, und zu gleicher Zeit nahmen die östreichischen Stände, unter welchen der protestantische Theil überwiegend war, eine Stellung ein, die weniger dem Kaiser als den Böhmen günstig war. Die Letzteren gestatteten nicht, daß in ihrem Lande für den Kaiser geworben und Schieß- und Mund-Vorrath für das Heer desselben durch Östreich nach Böhmen gebracht werde. Sie sperrten alle Grenzen, mit Ausnahme der böhmischen, und gaben dem Kaiser statt der geforderten Hülfe blos guten Rath. Als Boucquoi in Östreich Winter-Quartiere beziehen wollte, folgten ihm die Böhmen unter dem Grafen Joachim Schlick auf dem Fuße nach, und nahmen ihm nicht nur alles Vieh und alle gemachte Beute ab, sondern bemächtigten sich auch der siebenzigtausend Gulden, welche in der Kriegskasse waren. Sie drangen sodann in Östreich selbst ein und eroberten Swietla durch nächtlichen Überfall.

Im Winter versuchte König Sigmund III. von Polen durch Drohungen, sowie Kurfürst Johann Georg I. von Sachsen durch freundliche Vorstellungen, die Böhmen zur Niederlegung der Waffen zu bewegen. Die Drohungen des Polen-Königs wurden von den siegenden Böhmen verachtet und die Bemühungen des sächsischen

Kurfürsten durch Thurn und Fels, welche ganz mit den Habsburgern brechen wollten, vereitelt. Eine Versammlung zu Eger, welche der Kurfürst vorgeschlagen hatte, kam nicht zu Stande, weil Matthias gerade an dem Tage, an welchem sie gehalten werden sollte, plötzlich starb (20. März 1619).

Durch den Tod des Kaisers Matthias wurden die Angelegenheiten des Habsburgischen Hauses bedenklicher als je, da am 2. November 1618 auch Maximilian von Tyrol starb und folglich Ferdinand II., gestützt auf die Jesuiten, die Spanier und den Pabst, allein den Protestanten Ungarn's, Böhmen's, Östreich's, Mähren's und Schlesien's gegenüber stand. Nur eine einzige böhmische Stadt (Budweis) befand sich noch in der Gewalt der Östreicher, als die Krone an Ferdinand kam. Der neue Herrscher ließ daher den Böhmen zuerst sehr vortheilhafte Vorschläge machen, deren Ablehnung von Seiten der Letzteren nur dadurch entschuldigt werden konnte, daß man behauptete, die Erfahrung habe bewiesen, daß Fürsten, welche von den Jesuiten geleitet würden, nicht verpflichtet zu sein glaubten, Ketzern Wort zu halten. In dieser Weise hatte allerdings kurz vorher Ferdinand selbst in Steiermark, Kärnthen und Krain gehandelt, als er, ungeachtet aller eidlichen Zusicherungen und bestehenden Ordnungen, die Protestanten vertilgte. Ebenso hatte auch Wolfgang Wilhelm von Pfalz-Neuburg ganz neulich, trotz aller Anordnungen seines Vaters und trotz seiner eigenen Betheuerungen, sowohl in Jülich und Berg, als in Neuburg den Protestantismus gewaltsam beeinträchtigt. Dessenungeachtet würden die Böhmen eine Aussöhnung wenigstens versucht haben, wenn nicht Thurn und Fels einen überwiegenden Einfluß auf die dreißig Directoren gehabt hätten, welche damals im Namen der Stände Böhmen beherrschten. Ferdinand hatte, da er die Directoren nicht wohl sogleich förmlich anerkennen konnte, zuerst an die Statthalterschaft geschrieben und sich zu Allem, was Rechtens sei, erboten; da aber die Statthalterschaft sowie die Beamten, an welche er sein Schreiben richtete, und die er in demselben bestätigte, nicht mehr existirten, so ließ er durch den Ober-Landeshofmeister Adam von Waldstein den Directoren ein ausführliches Schreiben übergeben, in dessen Aufschrift sie „die aus allen drei Ständen des Königreichs zu Prag versammelten Personen" genannt wurden. Als dieses Schreiben nicht beantwortet wurde, schickte

Ferdinand an den Oberst-Burggrafen von Sternberg eine Urkunde, in welcher er folgende Versprechungen machte: „Er wolle den Majestäts-Brief aufrecht halten lassen und den Böhmen das Recht der Königswahl, sowie alle ihre Privilegien und Herkommen bestätigen; er wolle ferner nicht nur den Utraquisten, sondern auch allen Anderen volle Religions-Freiheit gewähren, das Vergehen gegen Slawata und Martinitz nicht ahnden, die Vertreibung der Jesuiten aus Böhmen bestätigen und sogar zuerst die Waffen niederlegen und seine Truppen aus Böhmen zurückziehen." Die Directoren wollten weder diese Urkunde annehmen, noch von einer Waffenruhe hören.

Jetzt begann Boucquoi, dessen Heer unterdessen durch Wallonen und Italiäner verstärkt worden war, den Krieg in Böhmen wieder. Mansfeld, der ihn aufhalten sollte, war ihm nicht gewachsen und mußte zusehen, wie die Feinde eine böhmische Stadt nach der anderen einnahmen. Thurn selbst hatte sich mit dem böhmischen Hauptheere nach Mähren gewendet, um zuerst diese Provinz und dann auch Östreich innig mit den Böhmen zu vereinigen, besonders weil in Mähren an der Spitze des ständischen Heeres der Kardinal von Dietrichstein, Bischof von Ollmütz, stand, welcher nebst dem Fürsten von Lichtenstein und dem Freiherrn von Zierotin das Haupt der katholischen Partei war. Thurn besetzte in Mähren zuerst die Stadt Znaym, in welcher der protestantische Theil der Stände versammelt war, sowie nachher auch Brünn, Iglau und Ollmütz, und rief dann die katholischen und protestantischen Stände nach Brünn. Bei diesem Einfalle Thurn's in Mähren focht der bald darauf an der Spitze des kaiserlichen Heeres allen deutschen Fürsten so furchtbar gewordene Albrecht von Wallenstein an der Spitze eines einzigen Regiments mit solcher Tapferkeit gegen die Protestanten, daß er Ferdinand's Gunst in hohem Grade gewann*).

*) Das Regiment, welches Wallenstein anführte, war von den mährischen Ständen geworben worden. Wallenstein erkannte jedoch die Beschlüsse des Landtages nicht an, verachtete die Befehle der böhmischen Directoren, und ließ seinen Vettern, den Herren von Waldstein, welche im böhmischen Heere dienten, melden, er wolle sie deswegen einmal mit Prügeln und Ruthen tractiren. Er beunruhigte Thurn's Heer, wo er nur immer konnte. Er mußte sich zwar bald durch die Flucht retten, nahm aber die ganze Kriegskasse (hunderttausend Gulden) mit nach Wien. Die mährischen Stände setzten ihn ab und drohten, sich wegen des Geldes an Dietrichstein zu halten; Ferdinand schickte dieses daher wieder zurück.

Als Mähren von Thurn's Truppen besetzt war, schloß der mährische Landtag eine Union mit den Böhmen, ernannte ein Directorium von vierundzwanzig Personen, vertrieb die Jesuiten und bestellte in allen Städten ausschließlich Protestanten zu Herren des Rathes. Thurn marschirte hierauf nach Östreich. Er erschien am 6. Juni 1619 vor Wien, wo sowohl die katholischen als die evangelischen Stände um Ferdinand versammelt waren. Dort war man durchaus nicht entschlossen, dem Feinde entgegenzugehen, oder auch nur dazu gerüstet; denn wenn Thurn sogleich gestürmt hätte, so würde man keine hundert Soldaten gegen ihn haben gebrauchen können. Diesmal ward Ferdinand durch Unterhandlungen gerettet, und zwar nicht durch das Resultat derselben, sondern vielmehr durch das bloße Hin- und Herschicken und das lange Gerede. Thurn ließ sich nämlich ganze sechs Tage lang durch Unterhandlungen hinhalten, und dies verschaffte, nachdem kurz vorher Boucquoi über Mansfeld einen Sieg erfochten hatte, dem Grafen Dampierre die erforderliche Zeit, um nach Wien fünfhundert Reiter zu schicken, welche gerade in dem Augenblicke in die Burg eingelassen wurden, als Ferdinand zugleich durch die Böhmen vor der Stadt und durch eine Deputation der östreichischen evangelischen Stände zur Entscheidung gedrängt wurde. Thurn verweilte zwar nachher noch einige Tage vor Wien und ließ auch die Stadt beschießen; er erhielt aber gleich darauf von den Directoren den Befehl, nach Prag zu eilen, weil diese Stadt von Dampierre und Boucquoi, welche sich vereinigt hatten, bedroht ward.

Ferdinand überließ die Leitung der Angelegenheiten vorerst seinem Bruder, dem unruhigen und räuberischen Soldatenfreund Leopold, welcher nach dem Tode des Erzherzogs Maximilian diesem in Tyrol nachgefolgt war, und eilte am 10. Juli 1619 nach Frankfurt, wohin ihn die deutschen Kurfürsten zur Kaiserwahl eingeladen hatten, da sie mit Recht keine Rücksicht auf die Protestation der Böhmen nahmen, die ihm die Führung der böhmischen Kurstimme aus dem Grunde streitig machten, weil er von ihnen nicht als ihr König anerkannt worden sei. Ferdinand, der auch den Kurfürsten von Sachsen für sich hatte, wurde am 27. August 1619 zum Kaiser gewählt und im September gekrönt, nachdem er wenige Tage vorher in Böhmen förmlich abgesetzt und ein Protestant an seiner Stelle erwählt worden war.

In Böhmen war, nachdem Ernst von Mansfeld Pilsen erobert hatte, nur noch Budweis von Ferdinand's Truppen besetzt geblieben. Um diese Stadt zu erobern, wagten Ernst von Mansfeld und der Graf von Hohenlohe sich unvorsichtig gegen Boucquoi, welcher in Budweis durch Wallonen und Italiäner verstärkt worden war, ins Feld. Sie wurden von diesem am 9. Juni bei Netolitz (Krumau) überfallen und erlitten eine schwere Niederlage, indem Boucquoi ihre Reiterei zusammenhieb, ihr Fußvolk zersprengte und ihr Gepäck wegnahm. Hierauf besetzte das kaiserliche Heer eine Stadt des Landes nach der anderen. Dies bewog die Directoren, den Grafen von Thurn mit dem Hauptheere eilig nach Böhmen zurückzurufen. Thurn's Einfluß war damals so groß, daß die Directoren den weisen Rath Wilhelm's von Lobkowitz, die Umstände zu benutzen, um von Ferdinand alles das, was sie lange gewünscht hatten, zu erlangen, verschmähten und einen Landtag nach Prag beriefen. Auf diesem erschienen auch Abgeordnete von Mähren, Schlesien und der Lausitz. Auch die östreichischen protestantischen Stände beschickten denselben und traten der Verbindung bei, welche damals zwischen Mähren, Schlesien und Böhmen geschlossen wurde. Das Letztere ward freilich nachher von den Östreichern nicht gebilligt; sie beharrten aber doch dabei, da sie ihre Misbilligung nicht kund machten. Um sich der Hülfe der protestantischen Union zu versichern, faßten die Böhmen, welche den zu Nürnberg gehaltenen Bundestag derselben beschickten, am 17. August 1619 den raschen und übereilten Beschluß, Ferdinand der ihm unter Matthias ertheilten Rechte eines böhmischen Königs verlustig zu erklären.

II. Der dreißigjährige Krieg.

1. Bis zum Vordringen des Heeres der katholischen Liga an die Weser.

Die Böhmen und ihre Verbündeten, die Mähren, Lausitzer und Schlesier, säumten nicht, nach Ferdinand's Absetzung zu einer neuen Wahl zu schreiten. Diese lenkte Wilhelm von Rupa, welcher als vortrefflicher Redner gepriesen wurde, aber offenbar ein schlechter Staatsmann war, auf den Kurfürsten Friedrich V. von der Pfalz. Von diesem Augenblicke an schien es unvermeidlich, daß durch den Streit des Kaisers um die böhmische Krone die protestantische Union und die katholische Liga, der Kurfürst Friedrich V. von der Pfalz und der Herzog Maximilian von Baiern in einen offenen Krieg geriethen. Keiner, der ein Urtheil hatte, konnte zweifeln, daß in diesem Falle die Sache der Protestanten unterliegen werde; denn Maximilian hatte ein geübtes stehendes Heer, und die Kasse der Liga stand ihm zu Gebote, auch wenn die Liga selbst neutral blieb; Friedrich dagegen hatte kein Heer, sondern nur Miethlinge, welche bereit waren, ihn in demselben Augenblicke zu verlassen, in welchem seine Geldmittel erschöpft waren, und überdies war die Organisation der Union so beschaffen, daß er von derselben weder Geld noch Beistand erwarten konnte.

Die Hülfe Maximilian's von Baiern mußte Ferdinand um jeden Preis zu erkaufen suchen. Maximilian war, wie wir wissen, ein Mann, welcher, sobald es seinen Vortheil galt, keine Rücksicht kannte und weder durch seinen fanatischen Religions-Eifer, noch durch Mit-

leiden von dem geraden Wege zu seinem politischen Ziele abgeleitet wurde. Dies bewies er besonders in seinem ganz ungerechten Kriege mit dem Erzbischof von Salzburg. Er besetzte nicht nur das ganze Land desselben und trieb unter dem Namen von Kriegskosten gewaltsam ungeheuere Contributionen ein, sondern er verfolgte auch den sehr alten Erzbischof bis über die östreichische Grenze hinaus, kerkerte ihn nachher ein und hielt ihn bis an sein Ende gefangen, ohne auf die Vorstellungen von Kaiser und Reich oder auch auf die des Pabstes die geringste Rücksicht zu nehmen. Er zwang den alten Mann, welchen er sehr hart behandelte, die zwischen Salzburg und Baiern wegen des Salzes ganz rechtsgültig abgeschlossenen Verträge nach seinem eigenen Willen abzuändern. Er ließ ihn nachher sogar förmlich absetzen und an seine Stelle einen Anderen wählen, der sich ihm fügte. Als der Pabst den alten Erzbischof nach Rom verlangte (1611), ertheilte Maximilian dem Gefangenen nicht nur keine Erlaubniß zur Reise, sondern er gab auch nicht einmal zu, daß derselbe, anstatt in dem Schlosse Werfen eingesperrt zu sein, sich in einer baierischen Stadt aufhalten durfte, obgleich der Erzbischof sich erboten hatte, die ihm angewiesene Pension von vierundzwanzigtausend Gulden als Unterpfand in des Kurfürsten Händen zu lassen.

Dieselbe schlau berechnende Politik, welche den Herzog in anderen Dingen leitete, ward von ihm auch in Hinsicht auf die Angelegenheiten der durch ihn von jeder Spur des Protestantismus gereinigten Religion befolgt. Er hütete sich, wie wir wissen, da, wo nicht sein eigener Vortheil ihm klar einleuchtete, das Schwert zu ziehen, und war dagegen sogleich bereit, unter dem Vorwande der Vollziehung eines Urtheiles, welches der Reichs-Hofrath wegen einer Procession erlassen hatte, die Protestanten in Donauwörth auszutilgen und diese Stadt zu Grunde zu richten. Ebenso benahm er sich in Beziehung auf die katholische Liga. Diese hatte er bilden geholfen, so lange nur geistliche Fürsten und schwache Reichsstände, die sich ganz in seinen Willen fügten, zu derselben traten; er wollte aber mit ihr nichts mehr zu thun haben, sobald die drei geistlichen Kurfürsten sich anschlossen, und er gab sie ganz auf, als man neben ihm zwei andere Directoren derselben einsetzen wollte und unter diese einen östreichischen Erzherzog einschob (s. S. 93). Er hatte schon seit 1611

mehrere Male das Directorium niederlegen wollen; am Anfange des Jahres 1616 gab er dasselbe wirklich, wie er sich ausdrückte, dem Kurfürsten von Mainz anheim. Er selbst zeigte damals den meisten Mitgliedern der Liga, sowie dem Erzherzog Ferdinand zu Graetz, dem spanischen Hofe und dem Pabste an, daß er die Stelle eines Bundes-Obersten der Liga niedergelegt habe. Da die Lage der Dinge gerade im Jahre 1616 sehr bedenklich für die geistlichen Herren war, so waren diese über Maximilian's Zurücktreten sehr betroffen, und alle, besonders aber die Bischöfe von Bamberg und Würzburg, baten ihn flehentlich, an seiner Stelle zu bleiben. Maximilian war eigentlich gar nicht Willens, seiner Stelle gänzlich zu entsagen; er wollte nur nicht in einer und derselben Verbindung mit dem Kurfürsten von Mainz und mit einem östreichischen Erzherzoge sein. Er ließ sich daher leicht erbitten, mit seinen schwächeren Nachbarn einen besonderen Bund einzugehen, dessen Kasse und Macht ganz in seiner Hand wäre. Dieser neue Bund, dessen Artikel am 17. Mai 1617 in München aufgesetzt wurden, ward ausdrücklich nicht Liga genannt; auch erwähnte man in der Stiftungsurkunde der Religion nicht, sondern es hieß nur, die Bischöfe von Bamberg, Würzburg und Eichstädt und der gefürstete Probst von Ellwangen hätten sich mit dem Herzoge von Baiern zu einer vertraulichen nachbarlichen Versicherung auf vier Jahre vereinigt, und wenn diese Dauer nicht hinreichend sei, so wollten sie Alles daran wagen, um nicht mit Schmach unterdrückt zu werden. Der Bund sollte nur vertheidigend sein, auch Keinem, der einen Anderen rechtswidrig angreife, Hülfe leisten. Die Beiträge sollten nach der Reichs-Matrikel oder den sogenannten Römer-Monaten in die Kriegskasse nach München geliefert werden, und zwar so, daß jedes Glied des Bundes sogleich fünfunddreißig Monate einsende und sechsunddreißig andere in Bereitschaft halte. Die volle Macht über das Bundesheer wurde dem Herzoge von Baiern überlassen; doch sollte er für den Kriegsrath dem Bunde einige kriegserfahrene Männer vorschlagen, die er, wenn er sie tauglich finde, zu Rath ziehen solle. Jetzt vereinigte also der Herzog von Baiern alle deutschen Kräfte der katholischen Partei in Deutschland in einem Brennpunkte, und dies geschah zu eben der Zeit, als die protestantische Union öffentlich zu erkennen gab, daß sie aus ganz verschiedenartigen Bestandtheilen zusammen-

gesetzt, und daß keiner unter den Unirten einer Aufopferung für den anderen fähig sei.

Der junge Kurfürst Friedrich V. von der Pfalz, welcher scheinbar an der Spitze der Protestanten stand, war unstreitig dem Herzoge von Baiern, den man, da der neue Kaiser in seinen Erblanden genug zu thun hatte, als das Haupt der deutschen Katholiken betrachten muß, in keiner Rücksicht gewachsen, und sein Schwiegervater, Jakob I. von England, der sich selbst nicht helfen konnte, vermochte noch viel weniger einem Anderen kräftig beizustehen. Friedrich war ein ganz guter Privatmann; er war aber in französischer Gesellschaft aufgewachsen und, wie sein Freund, der Herzog von Bouillon (s. S. 57), voll jugendlicher politischer Projecte, in denen ihn seine in den Vorurtheilen der Stuart's erzogene Gemahlin und sein sehr gelehrter und geschickter Diplomat, Ludwig Camerarius, bestärkten. Er hatte den Vorsatz gefaßt, eine glänzende politische Rolle zu spielen; es fehlten ihm jedoch zu dieser alle Fähigkeiten, welche dagegen der durchaus praktische Herzog von Baiern in hohem Maße besaß. Maximilian war ein ausgezeichneter Staatsmann und Feldherr, Friedrich dagegen keines von Beiden, und Christian von Anhalt, den wir schon oft als Mentor des jungen Kurfürsten erwähnt haben, bewies seine Unfähigkeit im Kabinet und im Felde nachher durch die That.

Die Union hatte längst die Böhmen unterstützt, und Kurfürst Friedrich hatte schon im April 1619 den Achatius von Dohna nach Prag geschickt, wo dieser dann sehr eifrig darauf drang, daß sich die böhmische Nation in Friedrich's Schutz begeben solle. Friedrich selbst reiste, als von der Königswahl der Böhmen die Rede war, nach Amberg in der Ober-Pfalz. Niemand glaubte, daß er die übereilte Wahl der Böhmen ebenso übereilt annehmen würde, zumal da die zur Kaiserwahl in Frankfurt versammelten deutschen Kurfürsten ihm kurz vorher in einem Schreiben dringend ans Herz gelegt hatten, daß er dadurch sich, seine Familie und das deutsche Reich in ein sicheres Verderben stürzen werde. „Was Ew. Liebden, schrieben sie, werden zu hoffen haben, das dürfte der Ausgang vielleicht zu früh lehren; ja, es ist zu besorgen, daß wir den Ausgang dieses blutigen Krieges nicht mehr erleben werden, sondern Ew. Liebden den jungen Herrschaften einen mächtigen Feind und sehr

schweren Krieg hinterlassen werden." Als Friedrich gegen Ende August die Nachricht von der auf ihn gefallenen Wahl der Böhmen erhielt, waren Christian von Anhalt und der Markgraf Joachim Ernst von Brandenburg-Ansbach bei ihm. Von diesen rieth der Erstere dringend zur Annahme der Wahl. Am meisten redeten ihm sein Hofprediger Scultetus und seine Gemahlin Elisabeth, die Tochter des englischen und schottischen Königs Jakob I., zu. Scultetus suchte seinen Herrn zur Annahme der böhmischen Krone aus dem Grunde zu bewegen, weil er ein eben so heftiger und auf die Ausbreitung seiner Dogmatik erpichter Calvinist war, als seine Gegner, die sächsischen und würtembergischen Hoftheologen, heftige Lutheraner waren, wie zwei der Letzteren, Thumm und Osiander, durch gemeine Schmähschriften bewiesen. Friedrich's Gemahlin war durch den Glanz einer Krone geblendet, obgleich sie, als Wilhelm von Rupa, der die Wahl auf Friedrich gelenkt hatte, ihr Verdienst in Betreff der Annahme derselben durch Friedrich pries, ihm mit einer sehr frommen Wendung antwortete. Wilhelm von Rupa empfing sie nämlich bei ihrem Einzuge in Böhmen zu Waldsachsen unweit Eger, und machte ihr in einer französischen Anrede jenes Compliment; sie erwiderte ihm aber, was sie in der Sache gethan habe, das habe sie zur Ehre Gottes gethan. Auch Friedrich's V. Diplomat, Camerarius, rieth dringend zur Annahme der Krone, und man sieht bei Senkenberg in der Fortsetzung von Häberlin's deutscher Geschichte oder besser in der Schrift von Rusdorf selbst, daß Camerarius sogar noch später, als Friedrich nach seiner Vertreibung aus Böhmen sein Kurfürstenthum durch die Niederlegung der böhmischen Krone retten wollte und sein vertrauter Diener Rusdorf ihn dazu antrieb, dem Hofe durch Abrathen schmeichelte. Das Letztere geschah zu der Zeit, als Friedrich, gestützt auf eine Deutung des Propheten Daniel und der Offenbarung Johannis und auf die der Constellation, ganz sicher zu wissen vorgab, daß er alles Land, welches er gerade damals ganz verloren hatte, mit dem Schwerte wieder erobern werde.

Bei den Mitgliedern der Union, welche Friedrich Anfang September's in Rotenburg versammelte, fand er wenig Neigung zur Unterstützung seines sehr gewagten Unternehmens, sich durch den Aufstand der Böhmen ein Königreich zu verschaffen. Er reiste also nach Heidelberg, um daselbst mit seinen Freunden und Räthen noch

einmal zu berathen. Wie er dort zagte und schwankte, wen er zu Rath zog, welchen weisen Rathschlag ihm Maximilian von Baiern gab, darüber können die Leser das Nähere in Häusser's Geschichte der Pfalz finden; wir eilen zum Resultat. Was den Herzog von Baiern betrifft, so hatte Friedrich ihn durch eine eigene Gesandtschaft um seinen Rath in der schwierigen Angelegenheit bitten lassen, und Maximilian hatte ihn in einer freundlichen Antwort väterlich von dem tollen Beginnen abgemahnt. Der Brief, welchen Maximilian dem Kurfürsten schrieb, ist vortrefflich und beweist jene gesunde, klare und verständige Einsicht in das politische Verhältniß des Kaisers zum Reiche und der Fürsten zu Östreich, durch welche Maximilian sich vor allen Fürsten seiner Zeit auszeichnete. Nach vielem Zögern und Zagen kehrte Friedrich am 4. Oktober von Heidelberg nach Amberg zurück. Er hatte schon vor seiner Abreise deutlich zu erkennen gegeben, daß er entschlossen sei, die ihm angebotene Krone von Böhmen anzunehmen. Da Friedrich, als er dies that, wegen der Verbindung des Grafen Thurn mit Bethlen Gabor und den evangelischen Ständen Östreich's offenbar die katholische Kirche bedrohte, so hätte Maximilian der Sache nicht ruhig zusehen dürfen, wenn ihn auch nicht der Kaiser so dringend um Beistand angerufen hätte, als in dem Augenblicke geschah. Auch hatte er wirklich am Ende des zuvor erwähnten Briefes fein und versteckt angedeutet, daß es ihm unmöglich sein würde, ruhig zu bleiben, wenn Böhmen dem Habsburgischen Hause entrissen werde. Der Kurfürst von Sachsen, also ein Lutheraner, erklärte sich ebenfalls gewissermaßen drohend über Friedrich's ihm kund gegebene Absicht. Ein Heer hatte Friedrich nicht, und die Union, die er von Amberg aus noch einmal um Unterstützung ersuchte, lehnte sein Gesuch ab. Er ließ sich dessenungeachtet nicht zurückhalten. Am 31. Oktober 1619 zog er in Prag ein, und am 4. November ward er daselbst mit großer Feierlichkeit zum Könige von Böhmen gekrönt.

Die Lage der Dinge war im ersten Augenblicke dem Scheine nach für Friedrich sehr günstig; denn auch der protestantische Fürst von Siebenbürgen, Bethlen Gabor, hatte, von den Türken unterstützt, während der Reise Ferdinand's zur Kaiser-Krönung gegen Ferdinand's Stellvertreter, den Erzherzog Leopold, das Schwert gezogen. Bethlen Gabor besetzte damals in kurzer Zeit Ober-Ungarn, und die große

Zahl von Unzufriedenen strömte ihm zu. Auch nach Nieder-Östreich drang er vor, und Leopold gerieth in Wien so sehr in die Enge, daß er Boucquoi eilig aus Böhmen zurückrief.

Die Nachricht von den Fortschritten Bethlen Gabor's erhielt Kaiser Ferdinand II., als er auf seiner Rückreise von Frankfurt in München verweilte, um den Beistand der Liga und des Herzogs Maximilian zu erflehen. Dorthin hatte, weil es jetzt der katholischen Religion zu gelten schien, auch der Kurfürst von Köln seinen Ober-Hofmeister, den Grafen von Hohenzollern, geschickt, welcher im Namen der geistlichen Kurfürsten unterhandeln sollte; und auch der spanische Gesandte, Graf Ognate, war gegenwärtig. Die Vorstellungen dieses Kerns der katholischen Macht in Deutschland, zu welchen auch der damals noch lebende Vater Maximilian's die seinigen fügte, bewirkten, daß Maximilian die Leitung der ganzen Liga wieder übernahm und dem Kaiser seine Hülfe versprach. Er that dies jedoch nur unter gewissen Bedingungen, welche Ferdinand gewährte, weil er sich durchaus nicht zu helfen wußte. Maximilian trat dabei freilich als Vertheidiger der Religion auf; allein die Bedingungen des zwischen ihm und Ferdinand geschlossenen Vertrages, durch den er sich verbindlich machte, dem Kaiser wieder zum Besitze Böhmen's zu verhelfen, beweisen aufs klarste, daß er seinen Vortheil auch für den Fall sicher stellte, wenn der Kaiser nicht völlig obsiegen sollte, oder wenn die Sache sich gar zu sehr in die Länge ziehen würde. Es kann in diesem kurzen Abrisse der Geschichte kein Auszug des Münchener Vertrages mitgetheilt werden; wir wollen daher nur einen Punkt im dritten Artikel desselben hervorheben und den ganzen fünften Artikel einrücken. Der Erstere lautet: „Da der Herzog, wenn er sich an die Spitze stelle, sich großer Gefahr und vielfachem Verluste aussetze, so sollten der Kaiser und sein ganzes Haus, bei Verpfändung aller ihrer Habe und Güter, verbunden sein, dem Herzoge sowohl jeden Landschaden, als auch alle seinen der Liga schuldigen Beitrag übersteigende Unkosten gemäß den von ihm vorzulegenden Berechnungen zu ersetzen, einstweilen aber und bis die Erstattung erfolge, ihm soviel pfandweise einräumen." Der fünfte Artikel enthält, ohne daß es deutlich ausgesprochen ist, Maximilian's eigentlichen, zum Theil gelungenen, zum Theil durch Wallenstein's und Gustav Adolf's Erscheinung vereitelten Plan. Dieser Artikel lautet

nämlich: „Was der Herzog den Feinden von den östreichischen Landen etwa entreißen würde, das sollte ihm mit allen Nutzungen und Rechten so lange verbleiben, bis jeder erlittene Schaden und alle außerordentliche Kriegskosten ihm erstattet seien. Auch werden er und seine Erben nur die Oberhoheit des östreichischen Herrn in diesen Besitzungen anerkennen. Doch solle von denselben das Salz-, Mauth- und Bergwerk-Wesen, wofern die übrigen Güter hinreichten, ausgenommen seyn."

Friedrich V. war um dieselbe Zeit, als der einzige deutsche Fürst, der ein stehendes Heer und tüchtige Feldherren hatte, sich verbindlich machte, für Ferdinand und für die katholische Religion gegen ihn auszuziehen, nur darauf bedacht, wie er der Vortheile des Königthums genießen und königlich glänzen könne.

Thurn und Bethlen Gabor hatten, wie es hieß, gegen achtzigtausend Mann zur Einschließung von Wien versammelt, gaben aber dieses Unternehmen plötzlich wieder auf. Boucquoi hatte die Brücke über die Donau abgebrochen und sich in das Innere von Wien gezogen, und Ferdinand war aus Graetz nach Wien geeilt, hatte aber keine Truppen mitgebracht; Jedermann war daher erstaunt, als Thurn und Bethlen Gabor, statt von ihrer großen Übermacht Vortheil zu ziehen, sich plötzlich trennten. Indessen war gerade die übergroße Zahl ihrer Truppen Schuld an ihrem Aufbruche; denn sie sahen sich außer Stande, ihre vielen Leute zu ernähren. Von Thurn's Heer wird uns berichtet, daß in ganz kurzer Zeit zweitausend Böhmen theils wegen der unerwartet früh eingetretenen Kälte, theils wegen schlechter Nahrung gestorben seien. Bethlen Gabor aber hatte die ganze Gegend von Preßburg bis Wien leer von Menschen und von schlachtbarem Vieh gefunden und außerdem die Nachricht erhalten, daß der für ihn commandirende General Rakoczy von den katholischen kaiserlichen Truppen des Hofrichters (judex curiae) Georg Homonai geschlagen worden sei.

Dies Alles war im December 1619 geschehen, als Maximilian mächtig rüstete, um allenfalls sowohl die Union als ihren Schützling Friedrich V. niederzuwerfen; die Union regte sich dessenungeachtet durchaus nicht. Die Union und die Liga hielten im December Versammlungen, die Erstere zu Nürnberg, die Letztere zu Würzburg; aber die Union war ohne Kopf und ohne Herz, während die Liga dem einzigen deutschen Fürsten, der zu großen Dingen geboren war,

als Werkzeug diente. Wäre Moritz von Hessen Haupt der Union gewesen, so würde Maximilian wenigstens mehr Schwierigkeiten gefunden haben; mit Friedrich V. ward er leicht fertig. Maximilian bewog die Mitglieder der Liga zu außerordentlichen Anstrengungen und zur Aufstellung eines Heeres von fünfundzwanzigtausend Mann. Während die Kasse der Liga ganz in die Gewalt des Herzogs von von Baiern gegeben wurde und man ihm den Auftrag ertheilte, ein Heer zu rüsten, das er im folgenden Jahre als das seinige gebrauchte, waren Friedrich's Finanzen so schlecht bestellt, daß Thurn sich auch aus dem Grunde so schnell von Wien entfernen mußte, weil er sonst Gefahr lief, daß seine Böhmen, denen ihr Sold nicht ausgezahlt ward, ohne Weiteres nach Hause zurückgehen würden. Die Unirten hatten, anstatt ein Heer aufzustellen und eine ansehnliche Kriegskasse zu errichten, nach der hergebrachten deutschen Sitte vier Gesandten nach München geschickt, um mit Maximilian zu unterhandeln, der sie alle im Kabinet und im Felde weit übersah. Der Bericht dieser Gesandten über das, was sie in München und auf der Reise gesehen hatten, stimmt durchaus nicht zu der Neutralität, zu welcher sie riethen, und über die man nachher einen förmlichen Vertrag mit der Liga schloß, vermöge dessen die Häupter der Union und die protestantische Religion der Liga preisgegeben wurden, deren Neutralität ein bloßer Schein war. „Überall, sagen die Gesandten in ihrem Berichte, hätten sie Vorbereitungen zum Kriege bemerkt; man befestige München, man mustere das Landvolk und fahre ununterbrochen in den Werbungen fort; Spanien werde öffentlich für die Hauptstütze der Katholiken erklärt; die Jesuiten eiferten gegen alle Vergleichsvorschläge; ja, man behaupte in München sogar, daß die Mehrzahl der Evangelischen wenigstens nicht wider den Kaiser sein werde." Alles war im Winter 1719—20 dem Könige von Böhmen entgegen. Die Union nahm sich seiner Sache nicht an; sein Schwiegervater Jakob I., welcher an eine Vermählung seines Sohnes mit einer spanischen Prinzessin dachte, zeigte sich sehr unzufrieden mit der Annahme der böhmischen Krone; Moritz von Oranien, welchem früher Friedrich's Wagestück eine Freude gewesen war, konnte ihm nicht helfen, weil er mit den Arminianern Holland's viel zu thun hatte und die orthodoxen Calvinisten benutzen wollte, um die Republikaner zu verderben. Selbst von Bethlen Gabor

durfte Friedrich für das Jahr 1620 nichts hoffen, weil dieser ganz unerwartet im Januar mit dem Kaiser über einen Frieden unterhandelte, was, obgleich nichts aus der Sache ward, für Ferdinand vortheilhaft war.

Während nachher Maximilian seinen General Tilly nach Ober-Östreich ziehen und gegen die protestantischen Stände so verfahren ließ, als wenn sie Türken wären, that Friedrich nichts, wodurch er die Achtung der Böhmen hätte verdienen können, sondern vielmehr gar Manches, was dieselben kränken mußte. Dahin gehörte besonders das, was er theils aus eigener Bewegung, theils auf Anrathen seines eiteln und calvinistisch streitsüchtigen Hofpredigers Scultetus in Betreff der Äußerlichkeiten des Gottesdienstes that. Dies war doppelt unvorsichtig, da der strenge Calvinismus nur eine geringe Zahl Anhänger in Böhmen hatte, und ebenso wenig die Lutheraner als die Utraquisten Kirchen mit nackten Wänden und ohne Altar und Altarschmuck duldeten. Scultetus gab gerade im Jahre 1620, wo man Alles hätte aufbieten sollen, um die Lutheraner bei guter Laune zu erhalten, ein Buch heraus, in welchem er den Cultus derselben, besonders den Schmuck und die Bilder ihrer Kirchen, als einen Götzendienst verdammte*). Dieses Buch rief eine ganze Fluth von lutherischen Schmähschriften hervor, von denen wir nur einige anführen wollen, weil in den Titeln derselben die Bilderstürmerei, welche Scultetus in Prag üben ließ, von der gehässigsten Seite aufgefaßt wird**). Weit heftiger, als die württembergischen Lutheraner, tobten und schimpften die sächsischen gegen den Calvinismus und insbesondere gegen Scultetus und seinen Beschützer. Der Dresdener Hofprediger Hoe von Hoenegg, welcher Alles über den Kurfürsten Johann Georg I. vermochte und, wie seine Feinde behaupteten, sogar von den Gegnern der Protestanten bestochen war, tobte in Briefen, in donnernden Predigten, in Schriften gegen Scultetus, gegen Friedrich und gegen die Sache der Böhmen.

---

*) Kurzer, aber schriftmäßiger Bericht von den Götzenbildern.

**) Thumm, ein grundgelehrter Lutheraner, schrieb zuerst seinen Scultetus der Bilderstürmer (Iconoclastes) und dann seinen Scultetus der Irrlehrer (Cacodoxus), ebenso Osiander seinen Scultetus der Atheist. Hierauf schrieb wieder Thumm seine Teufels-Apotheke (Panurgia Satanae), sowie Osiander in einem einzigen Jahre vier Handbücher von Streitfragen (Enchiridia controversiarum).

Der König von Böhmen schwankte und zagte. Anstatt Himmel und Erde aufzubieten und überall selbst thätig und gegenwärtig zu sein, bemühte er sich, Maximilian's von Baiern Verwendung zu erlangen, und wollte um einen Waffenstillstand zu einer Zeit nachsuchen, als dieses Ansuchen offenbar Schwäche verrieth. Gleich darauf beleidigte er die beiden brauchbarsten Generale, Ernst von Mansfeld und den Grafen von Thurn, dadurch, daß er sie hinter Christian von Anhalt und den Grafen von Hohenlohe zurücksetzte, welchen Beiden niemand als er Feldherrn-Talente zutraute. Daß Hohenlohe diese Talente nicht besitze, bewies er später in der Schlacht auf dem weißen Berge; Christian von Anhalt verstand das, was man Repräsentiren nennt, recht gut, gefochten hatte er nie viel. Er war ein galanter Herr an Friedrich's Hofe, hatte früher eine Sendung an Heinrich IV. und an Kaiser Rudolf II. gehabt, war Director der Union zu einer Zeit, als nur zu reden, zu schreiben und zu reisen war, war Statthalter der Ober-Pfalz und drängte sich zuletzt in Böhmen vor; gleich nachher verschwand er plötzlich von der Bühne.

Friedrich V. hatte durchaus keine Anstalten getroffen, wie sein großes Unternehmen sie erforderte; Maximilian dagegen hatte für Alles im Voraus gesorgt. Er hatte sogar, nachdem von ihm Philipp III. lange vergebens bestürmt worden war, einen neuen Gesandten, Leuker, nach Spanien geschickt, welcher die Mittel kannte, mit denen man an Philipp's Hofe etwas ausrichten konnte. Leuker bewirkte, daß Spinola Befehl erhielt, aus den Niederlanden in die Unter-Pfalz zu ziehen. Auch den Pabst wußte Maximilian durch die Vorstellung, daß es jetzt oder nie Zeit sei, die Ketzer auszurotten, zur Zusage einer bedeutenden Geldunterstützung zu bringen. Maximilian wußte, daß Sachsen und Hessen-Darmstadt eher gegen, als für Friedrich ins Feld ziehen würden, und daß kein Fürst außer Moritz von Hessen-Kassel Muth und Entschlossenheit habe; er bewog daher vor dem Beginne des Krieges den Kaiser, drohende Abmahnungen ausgehen zu lassen. Der Kaiser schickte nicht blos an Friedrich, sondern auch an alle mit ihm verbundenen Fürsten drohende Briefe, in denen es hieß, daß er, wenn Friedrich nicht bis zum Juni seinem Beginnen entsagt habe, den Gesetzen und Constitutionen des Reiches gemäß gegen ihn mit Strenge verfahren werde. Frankreich hatte zwar unter Heinrich IV. eine enge Verbindung mit der protestantischen Union

angeknüpft, um die Macht Spanien's und Östreich's zu schwächen; allein Heinrich's Nachfolger, Ludwig XIII., wurde ganz von seinem Lieblinge Luynes beherrscht, und dieser hatte ihn eines Theils in einen bürgerlichen Krieg mit seiner eigenen Mutter verwickelt, und durfte anderes Theils den Pabst und die päbstliche Partei in Frankreich nicht beleidigen. Als daher jetzt, im entscheidenden Augenblicke, die Union bei den Franzosen Hülfe suchte, ward die Vermittelung Frankreich's den Protestanten verderblich. Luynes pralt in seinen Briefen, er habe in Europa ein so großes Ansehen, daß die fremden Mächte sich an ihn wendeten; er that aber nichts weiter, als daß er den Herzog von Angouleme mit einem glänzenden Gefolge auf die zu Ulm gehaltene Versammlung der Union sandte, und durch diesen im Juli 1620 einen Vertrag zwischen der Union und der Liga zu Stande brachte, wie ihn gewiß Maximilian und Ferdinand II. selbst nicht erwartet hatten. Die Liga, hieß es in dem Vertrage, wolle mit der Union in Frieden bleiben; dieser Frieden solle sich aber nicht auf Böhmen erstrecken, was schon aus dem Grunde abgeschmackt war, weil gleich darauf gerade um Böhmen's willen das Haupt der Union seines Landes und seiner Würde verlustig erklärt wurde. Am auffallendsten ist, daß man bei Gelegenheit des Ulmer Vertrages nicht einmal dafür Sorge trug, daß die Spanier nicht in Deutschland gebraucht werden dürften. Wir gehen hier wie überall nicht über dasjenige hinaus, was sich nicht mit Documenten belegen läßt, und schweigen deshalb auch über die Mittel, deren die französischen Vermittler sich bedient haben mögen, um die Ulmer Versammlung zu einer so schmählichen Übereinkunft zu bewegen. Da Kur-Sachsen sich für Ferdinand erklärte und das Versprechen gab, die Lausitz zu besetzen und Schlesien zu schützen, und da König Siegmund III. von Polen dem Kaiser achttausend Kosacken zu Hülfe schickte, so war durch den Vertrag von Ulm der Kampf um Böhmen im Grunde schon zu Gunsten des Kaisers und der Katholiken entschieden, noch ehe das Heer der Liga an den böhmischen Grenzen erschien.

Der Kaiser hatte zu derselben Zeit, als in Ulm unterhandelt ward, mit Bewilligung des Pabstes und sogar seines Beichtvaters den niederöstreichischen Ständen volle Religions-Freiheit versprochen, wenn sie die Verbindung mit Böhmen aufgäben. Dies veranlaßte zuerst eine Spaltung unter den Ständen und dann die Vernichtung ihrer

Religions-Freiheit unter einem Schein Rechtens. Sie verweigerten nämlich die Annahme des Angebotenen, wenn sie nicht den Bund mit Böhmen beibehalten dürften; als aber nachher Dampierre, Boucquoi und die Kosacken drohten, huldigten gleichwohl einige, und es wurden daher bald alle unterworfen. In Ober-Östreich erschien Maximilian mit seinem Heere. Er besetzte dieses Land, welches ihm bis zur Zurückerstattung seiner Kriegskosten als Unterpfand überlassen worden war, und behandelte die Bewohner und die Stände desselben als unterworfene Feinde, weil die Letzteren ihrem rechtmäßigen Herrn nicht hatten huldigen wollen. Schon im September 1620 stand das baierische Heer in Böhmen, die Sachsen fielen in die Lausitz ein, Dampierre suchte Preßburg zu besetzen, und Boucquoi vereinigte seine Truppen mit den Baiern, deren Zahl dadurch auf zweiunddreißigtausend Mann stieg, welchen Friedrich kaum einundzwanzigtausend entgegensetzen konnte.

Daß die Protestanten das leichtsinnige Beginnen des Kurfürsten von der Pfalz nicht unterstützen wollten, ließe sich, seitdem der Letztere den Pragern seinen nackten Cultus mit Gewalt aufgezwungen hatte, allenfalls noch von Seiten des Eifers für Religion entschuldigen; das Schimpflichste aber für alle deutschen Fürsten ohne Unterschied war, daß sie ihr Vaterland durch die Spanier verwüsten ließen. Dies muß man jedoch besonders dem Landgrafen Ludwig V. von Hessen-Darmstadt und dem Kurfürsten Johann Georg I. von Sachsen zuschreiben, welche überhaupt im dreißigjährigen Kriege eine Rolle spielten, wie die an Rußland verkauften polnischen Magnaten sie im achtzehnten Jahrhundert gegen ihr Vaterland gespielt haben, und zwar aus denselben egoistischen Beweggründen. Ohne den Convent, welchen diese beiden Fürsten im März 1620 zu Mühlhausen mit den Kurfürsten von Mainz und Köln und einigen vertrauten Räthen Maximilian's hielten, würde Spinola nimmer gewagt haben, sich soweit von der Basis seiner Operationen zu entfernen, als er bald nachher durch seinen Zug nach der Unter-Pfalz that. Zu Mühlhausen ward nämlich eine politische Verbindung verabredet, welche in der damaligen Zeit, wo die Fürsten und Vornehmen ihr religiöses Interesse noch nicht, wie jetzt oft ohne Bedenken geschieht, von dem des Volkes und der Geringen zu trennen wagen durften, eben so unpolitisch als anstößig war. Der Kurfürst von Sachsen, welcher gleich seinem

Vorgänger Christian II. selten nüchtern war, erlangte auf jenem Convent nicht einmal, daß beim Siege der katholischen Partei ihm für sich und für die anderen sächsischen Stände der Fortbesitz der schon seit hundert Jahren säcularisirten geistlichen Güter unbedingt zugesichert ward, sondern die Katholiken machten auch dabei eine beschränkende Clausel. Nichtsdestoweniger gelobten alle in Mühlhausen versammelten Fürsten, also auch Johann Georg von Sachsen und Ludwig von Hessen-Darmstadt, dem Kaiser sowohl in der gegenwärtigen Noth, als auch in jeder künftigen Bedrängniß ähnlicher Art ihren Beistand. Der Kurfürst von Sachsen versprach noch außerdem, daß er auch die Stände des sächsischen Kreises zu derselben Verpflichtung bewegen wolle. Endlich sagten die anwesenden Fürsten, deren Privat-Absicht der Kaiser fördern sollte, deren Staats-Interesse aber dem kaiserlichen ganz entgegengesetzt war, sich noch gegenseitige Hülfe und Unterstützung zu. Auf welche Art dem Kaiser in jedem Augenblicke beizustehen sei, ward dem Kurfürsten von Sachsen und dem Herzoge von Baiern überlassen.

Das baierische Heer, welches unter Maximilian's oberer Leitung Tilly anführte, stand schon am 12. August an den Grenzen von Böhmen, und am 8. September vereinigte sich in Böhmen Boucquoi mit demselben. Zu gleicher Zeit drang Spinola mit vierundzwanzigtausend Mann spanischer und niederländischer Truppen in die Unter-Pfalz ein, ohne daß das zuerst bei Oppenheim und dann bei Worms stehende Heer der Union auch nur Miene machte, ihm ein Hinderniß in den Weg zu legen. Das Letztere kann man übrigens nach unserer Meinung sehr gut damit entschuldigen, daß es eine Verwegenheit gewesen wäre, das unirte Heer dem Kern der spanisch-wallonischen Truppen und einem Führer wie Spinola gegenüber zu stellen, obgleich zwei Helden, Friedrich Heinrich von Nassau mit holländischen und englischen Truppen und Landgraf Moritz mit seinen Hessen, sich bei dem protestantischen Heere befanden. Spinola drang unaufhaltsam vor. Schon im Anfange des November verwüsteten seine Spanier nach Art der Mauren den größten Theil der Gegenden an dem Rhein, der Mosel und der Nahe und streiften bis in die Wetterau. Kaub, Simmern und die ganze Grafschaft Sponheim im Westen, sowie Friedberg, Gelnhausen und Wetzlar im Osten wurden von ihnen gebrandschatzt. Nur Frankenthal,

welches damals für sehr fest gehalten wurde, behauptete sich längere Zeit hindurch.

Wir können in einer allgemeinen Geschichte den kriegerischen Unternehmungen, welche während der Monate September und Oktober in Mähren, Böhmen, Schlesien und am Rhein gemacht wurden, nicht im Einzelnen folgen und noch weniger dieselben beurtheilen; doch scheint uns die Behauptung gegründet, daß Friedrich klüger gehandelt haben würde, wenn er sich in Prag eingeschlossen hätte, anstatt dem großen kaiserlichen und baierischen Heere entgegenzugehen. Die feindlichen Truppen würden in einem Lande, dessen Einwohner heftig erbittert waren, schwer zu versorgen gewesen sein, das Geld würde ihnen bald gemangelt haben, und einzelne Schaaren würden einzeln aufgerieben worden sein. Friedrich ließ sich aber durch seine Rathgeber bewegen, eine Schlacht im offenen Felde vorzuziehen.

Diese Schlacht ward am 8. November 1620 auf dem weißen Berge bei Prag geliefert, und in ihr wurde das böhmische Heer, welches nicht Mansfeld und Thurn, sondern Anhalt und Hohenlohe geordnet hatten, innerhalb einer einzigen Stunde auseinander gesprengt und vernichtet. Die unmittelbare Folge davon war, daß Friedrich in demselben Augenblicke aus Böhmen fliehen mußte, als die Spanier sein Kurfürstenthum am Rhein besetzten. Der entflohene König ward weder in Sachsen noch in Brandenburg geduldet, und mußte im Haag eine Zufluchtsstätte suchen. In Böhmen behauptete sich nach seiner Entfernung noch einige Zeit hindurch der Graf von Mansfeld. Dann mußte auch dieser der Übermacht weichen. Er zog in die Ober-Pfalz, um von da aus in Verbindung mit dem Markgrafen Georg Friedrich von Baden, der auch im Unglück seines Nachbarn Freund blieb, der Unter-Pfalz Hülfe leisten zu können. Böhmen, sowie Mähren, Schlesien und die Lausitz wurden theils von Ferdinand's Truppen, theils von den Baiern und Sachsen für Ferdinand und in dessen Namen besetzt. Damals waren übrigens auf Maximilian's dringendes Verlangen schon längst alle Vorbereitungen getroffen, um den unglücklichen Friedrich auch seiner Kur-Würde und eines Theiles seiner Stamm-Länder zu berauben. Maximilian's Biograph hat aus den Quellen Alles zusammengestellt, was dazu dienen kann, um sowohl die ächt italiänische Politik und jesuitische

Verstellung Maximilian's in dieser Zeit kennen zu lernen, als auch um zu sehen, wie er sich, schon ehe Friedrich besiegt war, auf dessen Unkosten bereichert hatte, und ganz besonders, wie er sich dessen Kur-Würde im Voraus hatte zusichern lassen, obgleich Friedrich derselben ohne Zustimmung der Kurfürsten nicht beraubt werden konnte. Schon Ende April 1620 hatte Ferdinand ein drohendes Schreiben an Friedrich erlassen, und im Mai hatte er bei seinem Reichs-Hofrath angefragt, ob er diesen Fürsten nicht in die Acht erklären könne, was der Reichs-Hofrath natürlich bejahte; Maximilian hatte aber nach seiner feinen Art gerathen, nicht zu rasch vorzugehen, da man Ursache habe, vorerst noch den Kurfürsten von Sachsen zu schonen. Die eigenmächtige und einseitige Achtserklärung wurde daher erst im Januar 1621 erlassen und am 29. dieses Monats durch den Vice-Kanzler des Kaisers feierlich verkündigt.

In Ober- und Nieder-Östreich, in Böhmen, Mähren, Schlesien und der Lausitz wurde mit einem Schein Rechtens die protestantische Religion und die ständische Freiheit völlig beschränkt und eine furchtbare Reaction organisirt. Was das erstere Land betrifft, so setzte dort Maximilian, welchem in Gemäßheit des Münchener Vertrags dasselbe einstweilen überlassen blieb, den Statthalter Herbersdorf ein, und schon dieser ließ die östreichischen Stände schwer büßen; nach einem halben Jahre aber wurde das Land noch viel härter mitgenommen. Herbersdorf forderte monatlich sechsundzwanzigtausend Gulden für seine baierischen Truppen, und trieb, wenn man sich mit der Unmöglichkeit entschuldigte, die Summe aufzubringen, das Geld militärisch ein. Auch untersagte er den Ständen, sich ohne seine Bewilligung zu versammeln. Erst nach einem halben Jahre kam der Sturm über die protestantischen Urheber der Weigerung, dem Kaiser Ferdinand zu huldigen. Alle, welche an den Unruhen Theil genommen hatten, wurden eingezogen und dann gegen sie ein gerichtliches Verfahren eingeleitet. Zwar wurden in Östreich nicht, wie in Böhmen, zahllose Hinrichtungen und Güter-Einziehungen vorgenommen; aber das Land wurde von dem baierischen Statthalter auf ähnliche Weise behandelt, wie früher die Donauwörther Bürgerschaft vom baierischen Kommandanten behandelt worden war. Man schaltete mit gefühlloser Härte und mit soldatischem Despotismus; denn wenn die Stände dem Statthalter das Geld für die vermehrten

Truppen verweigerten, so drohte er, seine zügellosen Soldaten sich selbst zu überlassen und ihnen zu erlauben, das, was sie brauchten, wegzunehmen. Dies Alles war ein gutes Mittel, um die Östreicher, denen endlich der Kaiser Vergebung anbot, zu zwingen, daß sie sich, um wieder an ihren alten Herrn zu kommen, der Zahlung der sechs Millionen, welche als Ablösungssumme zu entrichten waren, unterwürfen. Übrigens veranlaßte der furchtbare Druck, welchen Östreich damals erlitt, auch einen Bauernkrieg, der es dann nöthig machte, die baierische Besatzung noch einige Zeit im Lande zu lassen.

Wenn Ferdinand in Beziehung auf politische Verbrechen mit seinen Östreichern einige Nachsicht hatte, so betrieb er dagegen sowohl in Ober- als in Nieder-Östreich die gewaltsame Zurückführung der Abtrünnigen in den Schoß der katholischen Kirche mit unerbittlicher Strenge, weil er, wie Philipp II. von Spanien, in der Einheit des Glaubens das sicherste Unterpfand für Treue, Gehorsam und Ruhe seiner Unterthanen zu finden meinte. Es wurde, was dem Religions-Frieden gemäß war, Allen ohne Unterschied des Ranges und Standes befohlen, sich innerhalb eines bestimmten Termins zu erklären, ob sie katholisch werden oder auswandern wollten. Dies ward jedoch erst dann streng durchgeführt, als man, kurz vor Gustav Adolf's Einmischung in den deutschen Krieg, in Wien und in München die Hoffnung gefaßt hatte, den Protestantismus in ganz Deutschland ausrotten zu können. Vorher ward durch das kaiserliche Mandat vom 20. August 1625 den Bauern wenigstens eine beschränkte Duldung zugesichert. Als es strenge Ausführung galt, wurde den beiden oberen Ständen für ihre Erklärung eine Frist von drei Monaten, sowie den geadelten Personen und den Bewohnern der Städte eine Frist von nur einem Monat gegeben; die Bauern dagegen sollten, wie dies neuerdings mit den unirten griechischen Christen in Polen und Litthauen geschehen ist, sogleich polizeilich in die alte Kirche zurück getrieben werden. Diese Verordnung war aber unmöglich durchzusetzen. Eine spanische Einheit des Glaubens wurde daher, trotz des spanischen Unverstandes und Despotismus, den man bewies, nicht hergestellt. Die Menge der feilgebotenen Güter konnte in einer solchen Zeit nicht angebracht werden; es mußten von Zeit zu Zeit die Fristen verlängert werden, und da die Stände die Ausführung zu überwachen hatten, so fanden viele

Protestanten bei ihren Glaubensgenossen und durch dieselben Mittel, um durchzuschlüpfen. Der größte Theil der Einwohner kehrte indessen zum alten Glauben zurück, natürlich nicht aus Überzeugung, eher aus Furcht und aus Liebe zum heimathlichen Boden; doch zogen auch viele Adelige und Nichtadelige, ja sogar Bauern mit Zurücklassung von Habe und Gut in die Ferne. Jodokus Stülz in seiner 1840 erschienenen Geschichte des Klosters Wilhering erzählt uns sehr naiv, wie bei den hartnäckigen Leuten geringen Standes die militärische Gewalt, die man sehr hart anwendete, Nachgiebigkeit und Gehorsam zur Folge hatte, da die Widerspenstigen und die Verführer in grausige Kerker geworfen wurden. Nichts destoweniger habe, fügt er ganz kalt hinzu, Ferdinand jeden Zwang vermieden und nur gegen diejenigen Gewalt gebraucht, welche eidlich versprochen gehabt hätten, katholisch zu werden; diejenigen dagegen, welche dies nicht gethan, hätten nur ihrer Herrschaft das Freigeld bezahlt, sowie an den Vitzdom die Nachsteuer, dann hätten sie von dannen ziehen können.

In Böhmen war es besonders der Jesuit und Beichtvater Lamormain, welcher durch sein Zureden von dem Verdienste, das der Kaiser sich um den alleinseligmachenden Glauben erwerben werde, die Abneigung Ferdinand's gegen eigentliche Grausamkeit zu überwinden wußte, als Slawata und Martinitz an ihren freisinnigen Landsleuten Rache nehmen wollten. Ferdinand hatte anfangs das über eine große Zahl böhmischer Herren und Gemeinen ausgesprochene Urtheil nicht bestätigen wollen. Sobald er dies gethan hatte, wurden dreiundvierzig angesehene Herren, welche nicht so glücklich gewesen waren, sich durch die Flucht zu retten, nach Prag gebracht, um ihr Urtheil zu empfangen; dreißig andere aber, welche entflohen waren, wurden geächtet und ihrer Güter beraubt. Unter den Letzteren befand sich auch der Graf von Thurn. Von jenen dreiundvierzig wurden siebenundzwanzig am 21. Juni 1621 hingerichtet und die übrigen zu weniger harten Strafen verurtheilt. Wenn der Raum uns erlaubte, die Namen und den Stand der Hingerichteten, sowie die Art ihrer Hinrichtung anzugeben, so würde man erkennen, daß die nach dem Siege auf dem weißen Berge begangenen Grausamkeiten, die sich nachher über ganz Böhmen und Schlesien ausdehnten, ärger waren, als die Gräuel des Religions-

Krieges in Frankreich. Wir wollen nur vier von den Hingerichteten namentlich anführen und dabei die Bemerkung hinzufügen, daß die Übrigen den Kern des hohen Adels, die Blüthe des Ritterstandes und der Rechtsgelehrten von Böhmen bildeten. Der erste von jenen vier Männern war Graf Andreas Schlick, Herr von Passaun und Elnbogen, Oberst-Landrichter, Director und Landvogt in der Ober-Lausitz. Ihm ward zuerst die rechte Hand und dann das Haupt abgehauen. Unmittelbar nach ihm wurde der durch seine Beredsamkeit berühmte böhmische Kammer-Präsident und Grundherr dreier Herrschaften, Wenzel Budowicz von Budowa, hingerichtet, und nach diesem der Kammer-Präsident Christoph Harant. Beide hatten zu den Directoren gehört. Der vierte von den Hingerichteten, welche wir namentlich anführen wollen, war Johann Jessenius von Jessen, einer der berühmtesten Ärzte seiner Zeit und Professor am Carolinum. Er ward auf ganz empörende Weise behandelt; denn man schnitt ihm, ehe er enthauptet wurde, auf dem Schaffot die Zunge aus, viertheilte am folgenden Tage seinen Leichnam unter dem Galgen, und steckte die einzelnen Stücke desselben in den Straßen der Stadt auf Pfähle auf. Zwei der verurtheilten Herren wurden vor den Fenstern des Rathhauses der Altstadt an einen zu diesem Zwecke errichteten Galgen gehenkt.

Der Kaiser, welcher am 29. Januar 1621, also lange vor den eben erwähnten Grausamkeiten, die Achtserklärung Friedrich's V., dessen Kur-Würde nebst der Ober-Pfalz längst dem Herzoge von Baiern zugesichert worden war, hatte verkündigen lassen, benutzte diese Achtserklärung, um sich in Schlesien zu bereichern. Er schloß nämlich in seine eigenmächtige, dem deutschen Staatsrechte durchaus widersprechende Achts-Sentenz auch den Grafen von Hohenlohe, den Fürsten Christian von Anhalt und den Markgrafen Johann Georg von Brandenburg-Jägerndorf ein. Das Land des Letzteren einzuziehen, hatte Ferdinand durchaus kein Recht; denn wenn auch der Inhaber des Lehens Jägerndorf sich desselben verlustig gemacht hatte, so gehörte doch das Land dem Hause Brandenburg, nicht dem Kaiser. Der Kurfürst von Brandenburg war nicht im Stande, dem Kaiser seinen Raub streitig zu machen; er und alle seine Nachfolger warteten aber auf eine passende Gelegenheit, ihre Ansprüche an Jägerndorf geltend zu machen. Diese Gelegenheit fand erst

Friedrich II. von Preußen im Jahre 1740, und er vergalt dann dem östreichischen Hause Gleiches mit Gleichem, indem er die Verlegenheit der Tochter des Kaisers Karl VI. benutzte, um ganz Schlesien an sich zu bringen.

In Schlesien bewirkte die Verwendung des Kurfürsten von Sachsen, daß eine Spur des Protestantismus übrig blieb; in Böhmen dagegen ward durch das Schreckens-System, welches eintrat, der größte Theil der liegenden Güter durch Beraubung oder Vernichtung ihrer protestantischen Besitzer an Katholiken gebracht. Die Sache wurde ganz systematisch betrieben und die Austreibung der protestantischen Lehrer und Geistlichen, sowie die Vernichtung des Gottesdienstes auf mehrere Jahre vertheilt. Zuerst erfolgten die oben erwähnten Hinrichtungen und Güter-Einziehungen. Hiermit war gleich in den ersten Tagen nach der Prager Schlacht die Austreibung aller Calvinisten verbunden. Erst im Oktober des folgenden Jahres kam die Reihe an die Lutheraner. Schon im Mai des Jahres 1622 ließ der Kaiser in ganz Böhmen ein Mandat ausgehen, durch welches Alle, die an den Unruhen öffentlich oder insgeheim Theil genommen hatten, unter Androhung der furchtbarsten Strafen, falls sie diesem Gebote nicht gehorchen würden, aufgefordert wurden, sich vor dem Statthalter zu stellen und ihre Schuld zu bekennen. Es stellten sich siebenhundertachtundzwanzig begüterte Herren und baten um Gnade. Man ließ ihnen das Leben; ihre Güter aber wurden ihnen ganz oder auch nur zum Theil genommen, und entweder verkauft oder dem Kammergut einverleibt oder denen überlassen, die sich um den Kaiser und die katholische Religion verdient gemacht hatten. Ferdinand und seine Jesuiten waren und blieben taub gegen die Vorstellungen der lutherischen und sogar auch der katholischen Reichsfürsten; ja, sie hörten nicht einmal auf die spanischen Vorstellungen, daß man Unmögliches durchzusetzen suche. Schon im Jahre 1624 wurde aller nicht-katholische Gottesdienst zuerst in Prag und dann in ganz Böhmen, selbst auf dem Lande, verboten. Im Jahre 1627 ward der Majestäts-Brief für aufgehoben und ungültig erklärt und dabei hinzugefügt, daß künftighin nur Katholiken in Böhmen geduldet werden sollten. Da diese Maßregel mit Strenge durchgesetzt wurde, so wanderten diejenigen, welche ihre Religion nicht ändern wollten, nach Sachsen, Brandenburg,

Preußen, Holland und in die Schweiz. Man gibt die Zahl der Familien, welche damals Böhmen verließen, auf dreißigtausend an. Unter ihnen sollen hundertfünfundachtzig Familien vom Herren- und Ritterstande gewesen sein.

Wir übergehen, um für wesentlichere Dinge Raum zu gewinnen, die vielen Berathschlagungen der deutschen Fürsten über die pfälzische Angelegenheit, bei welchen immer Ludwig V. von Hessen-Darmstadt in der Hoffnung, durch des Kaisers Gunst seinen edeln Verwandten Moritz von Hessen-Kassel zu übervortheilen, die Hauptrolle spielte. Das Ende der diplomatischen Sendungen und Schreibereien war, daß Ludwig von Darmstadt und der Kurfürst von Mainz den Herzog von Würtemberg und den Markgrafen Joachim Ernst von Brandenburg dahin brachten, daß dieselben sich mit ihnen verbanden, um am 12. April 1621 mit Spinola einen Vertrag zu schließen, durch welchen der Kurfürst von der Pfalz aufgegeben ward. Die genannten Fürsten überließen in diesem zu Mainz geschlossenen Vertrage den Spaniern die Pfalz; denn sie gaben zu, daß die Union sich verbindlich machte, sich der Pfälzer Sache nicht weiter anzunehmen. Wir glauben nicht, daß Markgraf Georg Friedrich von Baden-Durlach, welcher der Sache der Pfalz auch noch ferner getreu blieb, Recht hatte, wenn er behauptete, die Fürsten von Hessen und Würtemberg seien bestochen gewesen; diese sahen nur weiter, als er, und erkannten, daß mit den schwachen und zagenden Verbündeten nichts anzufangen sei.

In dieser Zeit, als Spinola die Pfalz besetzte und Maximilian nach Beendigung des Krieges in Böhmen Anstalt machte, den Grafen von Mansfeld aus der Ober-Pfalz zu vertreiben, regte sich endlich Friedrich's Schwiegervater, Jakob I. von England, zu dessen Gunsten; er verdarb aber auch in dieser Sache, wie überall, wo er sich einmischte, mehr, als er gut machte. Wir werden es in der Geschichte der englischen Revolution viel mit Jakob's Erbärmlichkeit zu thun haben und auf den Zusammenhang seiner geringen Theilnahme an dem Schicksale seines Schwiegersohnes mit dem von ihm entworfenen Plane, seinem Sohne eine spanische Prinzessin zur Gemahlin zu verschaffen, zurückkommen; hier erwähnen wir nur das, was Jakob's Hülfeleistungen für seinen Schwiegersohn angeht. In dieser Beziehung gab er in der Mitte des Jahres 1620 Geld zur Bildung eines

böhmischen Heeres her und ließ auch Truppen werben; er wurde aber bald vom spanischen Gesandten an seinem Hofe überredet, daß er besser thue, sich ganz ruhig zu verhalten, weil man alsdann die Pfalz nicht angreifen würde. Am Schlusse des Jahres 1620 ließ er wieder mit englischem Gelde in England werben, wo man mit Freuden sah, daß er endlich erwache. Es wurde damals ein nicht ganz unbedeutendes Heer von Engländern aufgestellt, welches dann mit den Holländern unter Friedrich Heinrich den oben (S. 128) erwähnten Zug nach Worms machte, aber von den Unirten nicht gehörig unterstützt ward. Von diesen Engländern blieben die meisten in der Pfalz zurück, wo sie nachher Frankenthal, Heidelberg und Mannheim gegen Spinola vertheidigten, als derselbe schon alle übrigen Städte besetzt und seine Spanier gleich Vandalen und Mongolen das schöne Land verwüstet hatten. Was später von England durch Briefe und Gesandtschaften geschah, hat Häusser in seiner Geschichte der Pfalz genau und vollständig angeführt; wir werden erst später in der englischen Geschichte Einiges erwähnen.

Nur drei Vertheidiger der Sache des Kurfürsten von der Pfalz versuchten das Äußerste, Graf Ernst von Mansfeld, Markgraf Georg Friedrich von Baden-Durlach und Prinz Christian von Braunschweig. Ernst von Mansfeld, welcher von Zeit zu Zeit Geldsendungen aus England erhielt und, wenn diese nicht ausreichten, im Lande der Freunde wie der Feinde entsetzlich hauste, hatte zuerst von Pilsen aus in Böhmen und nachher in der Ober-Pfalz mit Maximilian und Tilly glücklich gefochten, war aber im Oktober den vereinigten Truppen Beider nicht gewachsen und gerieth, während er wegen eines Abzuges unterhandelte, in eine so bedenkliche Lage, daß man ihn verloren gab. Er machte jedoch damals einen meisterhaften Marsch, durch den er mit seinem Miethvolke in die Unter-Pfalz gelangte. Seinen Weg dahin nahm er über Nürnberg, Windsheim und Rotenburg, und überall lieferte und zahlte man, um seiner furchtbaren Schaaren schneller los zu werden, gern Alles, was er forderte. In der Unter-Pfalz war das Hauptheer der Spanier unter Spinola selbst genöthigt gewesen, zur Vertheidigung der Niederlande wieder am Rhein hinab zu ziehen, und Gonzalez von Cordova, welcher zurückgeblieben war, hatte vom August bis Ende September mit den Engländern und Pfälzern einen schweren

Kampf gehabt. Cordova belagerte, als Mansfeld eben heranzog, Frankenthal drei Wochen lang vergebens und soll in dieser Zeit mehr als dreitausend Mann verloren haben. Die Erscheinung des Grafen von Mansfeld nöthigte ihn, die Belagerung von Frankenthal eiligst aufzuheben; denn man gab die Zahl der Truppen des Grafen, welcher bei Mannheim die Pfälzer und Engländer an sich gezogen hatte, auf mehr als zwanzigtausend Mann an. Der Krieg wurde dann sowohl von Mansfeld, als von den Spaniern mehr zum Verderben des Landes, als zur Entscheidung des Streites zwischen dem Kurfürsten Friedrich und dem Kaiser geführt, bis Tilly über die Bergstraße heranzog, von Ladenburg bis Mosbach weit und breit Alles verheerte und am 20. Oktober 1621 Heidelberg zur Übergabe aufforderte.

Da Mansfeld noch unbesiegt und der Commandant von Heidelberg ein ritterlicher Mann und ein tüchtiger Officier war, so konnte man an die Eroberung dieser damals festen Stadt nicht denken; man stürmte aber dagegen bald den einen, bald den anderen kleinen Ort, lieferte sich kleine Gefechte und plagte im Winter und in den ersten Monaten des Jahres 1622 das unglückliche Land. Gonzalez von Cordova hauste mit den Spaniern in Alzei, Kreuznach und Oppenheim; Tilly verheerte die Ufer des Neckar; Mansfeld verwüstete die Besitzungen des Bischofs von Speier im Elsaß, überfiel und plünderte Elsaß-Zabern, konnte aber Hagenau nicht einnehmen, und zog endlich, nachdem er am Rhein und sogar im Breisgau Alles rein ausgeplündert hatte, an das Haardt-Gebirge. Er hauste zwischen Germersheim und Landau auf dieselbe Weise, wie Tilly am Neckar. Um diese Zeit hatte der Kurfürst Friedrich *) den Entschluß gefaßt, sich in die Mitte seiner Pfälzer, welche standhaft ausharrten und tapfer für ihn kämpften, zurückzubegeben, weil sein Schwiegervater und die Holländer das Geld herschossen, mit welchem sowohl Mansfeld seine Leute bezahlen, als auch Christian von Braunschweig und Georg Friedrich von Baden-Durlach sich für Friedrich gehörig rüsten konnten. Er kam im April 1622 aus dem Haag nach Heidelberg zurück.

*) Was Friedrich V. und die Pfalz angeht, so folgen wir überall nicht unseren Collectaneen, sondern Häusser.

Von den beiden zuletzt genannten Männern, welche für die Sache des Kurfürsten fochten, war Christian von Braunschweig, der Administrator des säcularisirten Bisthums Halberstadt, damals erst einundzwanzig Jahre alt. Er träumte, weil er wahrscheinlich viele Rittergeschichten gelesen hatte, von idealer Liebe zu einer idealen Dame, von Aufopferung und Heldenthum für den Gegenstand seiner Kampf=Gelübde, welcher nach der Weise des alten Ritterthums eine schöne und leidende Dame war. Es heißt nämlich, der junge, jedoch ziemlich rohe ritterliche Prinz habe, nach Art der Ritter der alten Liebes=Gerichtshöfe oder cours d'amour (s. Th. VI. S. 324), einen ihm geschenkten Handschuh der Kurfürstin Elisabeth an seinen Helm befestigt und den Eid geschworen, die Waffen nicht eher niederzulegen, als bis er dem Kurfürsten und seiner Gemahlin wieder zu dem Ihrigen verholfen habe. Er warb mit allem Gelde, das er aufbringen konnte, ein Heer von den Leuten, welche damals den Krieg als Gewerbe trieben, und nährte dasselbe auf Unkosten der von ihm heimgesuchten Gegenden. Vorerst verweilte er in Westphalen, wo er durch die holländischen Truppen, welche Cleve, Mark und Ravensberg besetzt hielten, unterstützt wurde. Er hatte den Plan, durch das Gebiet der Landgrafen von Hessen=Kassel und Hessen=Darmstadt in das Mainzische und von da in die Pfalz zu ziehen. Landgraf Moritz ließ um der guten Sache willen ihn mit seinen Raubhorden durch sein Land ziehen; Ludwig aber, der das Interesse seiner Glaubensgenossen überall und immer seiner selbstsüchtigen Politik nachsetzte, vereinigte seine Truppen mit den Baiern, welche aus der Pfalz dem Prinzen Christian entgegengeschickt worden waren, und ließ ihn in Verbindung mit Mainzern am 20. December 1621 im Busecker Thal in der Wetterau feindlich angreifen. Christian wurde geschlagen und genöthigt, sich mit seinen Miethlingen wieder nach Westphalen zurückzuwenden, wo er dann einstweilen die geistlichen Staaten brandschatzte.

Kurfürst Friedrich traf gerade zu rechter Zeit bei Mansfeld's Heere ein; denn diesem waren damals von Seiten der Spanier und des Kaisers Anerbietungen gemacht worden, welche einem abenteuernden Grafen sehr annehmbar erscheinen mußten. Man wollte ihm die Landvogtei Hagenau, die deutsche Fürstenwürde und die eingezogenen Güter des Prinzen Moritz von Oranien geben, sowie auch die

Werbegelder seiner Truppen bezahlen. Er sollte außerdem, wenn er unter Spinola Dienste nehmen wollte, einen monatlichen Gehalt von Spanien beziehen und niemand als Spinola über sich haben. Die Erscheinung des Kurfürsten Friedrich bewirkte, daß Mansfeld die mit den Feinden angeknüpften Unterhandlungen abbrach und der Sache Friedrich's wieder aufrichtig anhing. Mansfeld setzte damals bei Germersheim über den Rhein, um sich mit dem dritten uneigennützigen Vertheidiger des Kurfürsten, dem Markgrafen Georg Friedrich von Baden-Durlach, zu vereinigen. Georg Friedrich hatte, um sein Land und seine Kinder nicht in sein Schicksal zu verwickeln, die Regierung niedergelegt oder vielmehr seinem Sohn, Friedrich V., überlassen und ebenso, wie späterhin Albrecht von Wallenstein für den Kaiser, für Friedrich V., wenn auch nicht, wie wir lesen, fünfzehntausend Mann, doch wenigstens ein bedeutendes Heer auf seine eigenen Kosten geworben. Dieses Heer vereinigte sich mit den Truppen Mansfeld's, und Beide zogen dann gegen Tilly, den sie am 27. (17.) April 1622 aus seiner sehr guten Stellung zwischen Wiesloch und Mingolsheim herauslockten und erst dann ernstlich angriffen. Tilly ward in diesem Treffen bei Mingolsheim geschlagen und verlor einige tausend Mann; seine Gegner verstanden aber den Sieg nicht zu benutzen. Der Markgraf war ein schlechter General und Mansfeld nicht sehr verträglich; sie trennten sich also von einander und wurden hierauf einzeln geschlagen. Dagegen vereinigte sich der Anführer der von Spinola zurückgelassenen spanischen Trupen, Gonzalez von Cordova, mit Tilly, und Beide folgten dann dem Markgrafen, der sich zwischen Heilbronn und Wimpfen lagerte, auf dem Fuße nach. Sie griffen den Markgrafen bei Wimpfen an und schlugen ihn nach einem hartnäckigen Kampfe nicht nur völlig, sondern zerstreuten auch sein Heer; der Markgraf selbst war genöthigt, sein Heil in der Flucht zu suchen, und rettete sich nach Stuttgart zu dem Herzoge von Würtemberg. Dieser Schlag war um so unheilvoller, da gerade damals alle Aussicht vorhanden gewesen war, daß auch der Herzog von Würtemberg für die protestantische Sache die Waffen ergreifen werde. Nach der Niederlage des Markgrafen bei Wimpfen wäre es freilich thöricht vom Herzoge von Würtemberg gewesen, wenn er sich hätte in den Krieg einmischen wollen.

Mansfeld, bei dem sich der unglückliche Kurfürst Friedrich befand, machte, nach dem am 26. April oder am 6. Mai des neuen Styls gelieferten Treffen von Wimpfen, einen sehr kühnen Versuch, sich mit Christian von Braunschweig, welcher unterdessen ein neues Heer gesammelt hatte, auf einem großen Umwege zu vereinigen und dabei gelegentlich die egoistische und verrätherische Politik des Landgrafen Ludwig von Hessen-Darmstadt zu bestrafen. Das Letztere gelang ihm, indem er von Mannheim aus plötzlich verheerend wie ein Waldstrom gegen Darmstadt zog, um den Landgrafen und seinen Sohn in ihrer eigenen Residenz aufzuheben. Diese waren freilich Beide schnell geflohen; sie fielen aber den feindlichen Truppen in die Hände und wurden gefangen nach Mannheim gebracht, wo Friedrich V., wie von einem feinen Manne nicht anders zu erwarten war, sie ehrenvoll und höflich behandelte. Nach etwa vier Wochen wurden sie, auf das dringende Verlangen des deutschen Fürsten-Collegiums, unter leidlichen Bedingungen wieder in Freiheit gesetzt. Mansfeld mußte sich schon am 30. Mai wieder von Darmstadt zurückziehen, weil die Baiern und die Kaiserlichen seine Entfernung benutzten, und Mannheim zu besetzen suchten.

Während dieser Zeit hatte sich Christian von Braunschweig in Westphalen, besonders im Münsterland und im Paderbornischen umher getrieben und seine Banden nicht nur auf Unkosten des Landes und seiner Bewohner durch Beraubung der Kirchen und Klöster, der Geistlichen und Weltlichen ohne Unterschied genährt und besoldet, sondern auch durch die Aussicht auf Beute sehr vermehrt. Er selbst rühmte sich in der Umschrift der Münzen, welche er aus der goldenen Statue des heiligen Liborius in Paderborn hatte schlagen lassen, seiner räuberischen Wuth. Er nannte sich nämlich auf diesen Münzen „Gottes Freund und der Pfaffen Feind", als wenn irgend jemand Gott lieben könne, der eine ganze Klasse seiner Mitmenschen haßt und die Kirchen plündert. Daß Christian sich des Letzteren mit einem der französischen Schreckenszeit würdigen Witze gerühmt habe, bezeugen alle gleichzeitigen Geschichtserzählungen. Während nämlich der so eben erwähnte militärische Witz doch nur die römische Religion traf, verhöhnte Christian das Christenthum selbst dadurch, daß er, als er die zwölf silbernen Apostel von Paderborn in Münzen umschmelzen ließ, spottend sagte, er verhelfe den Aposteln

jetzt dazu, daß sie endlich in alle Welt gehen und alle Heiden lehren könnten.

Nachdem Christian sein Raubheer bedeutend verstärkt hatte, zog er im Mai 1622 durch das Fuldaische aufs neue in die Wetterau, richtete aber jetzt seinen Marsch nach dem Main. Er bewies auch bei dieser Gelegenheit, daß er zwar ein Raubritter von Franz von Sickingen's Schlag und Art, aber kein Feldherr sei, was dieser doch gewesen war. Er hätte nämlich, als der Kurfürst von Mainz in der Angst, es möchte ihm und seinem Lande ebenso wie den westphälischen Bischöfen ergehen, die Spanier und Baiern herbeigerufen hatte, diesen, welche an Zahl seinem Heere weit überlegen waren und von einem Cordova und Tilly angeführt wurden, ausweichen und um jeden Preis eine Verbindung mit Mansfeld suchen sollen. Das Letztere hätte auf dem rechten Rhein-Ufer geschehen können, wenn Christian die Bergstraße hinauf gezogen wäre, anstatt den am linken Rhein-Ufer herabziehenden Mansfeld in seiner Stellung zu erwarten. Christian, welcher rund um Frankfurt herum weit und breit Alles verheert hatte, war bei Höchst gelagert, als am 20. Juni 1622 die besten Truppen der damaligen Zeit ihm ein Treffen anboten. Er hätte dasselbe unter keiner Bedingung annehmen sollen; denn er hatte den achtzehn zum Theil schweren Geschützen Tilly's nur drei schlechte und schlecht bediente Kanonen entgegen zu setzen, und auch seine Reiterei war schlecht, weil die Begüterten ihn für eine Art Räuberhauptmann hielten und Begüterte damals vorzugsweise zu Pferde dienten. Auch hätte er einem Treffen recht gut ausweichen können, da eine Brücke über den Main ihm den Übergang auf das andere Ufer möglich machte. Allein er besaß mehr Ritterlichkeit als militärisches Talent, und zog sich also selbst eine arge Niederlage zu. Sein Fußvolk kämpfte zwar sechs Stunden lang sehr tapfer; dies hatte aber keinen anderen Erfolg, als daß die Niederlage seines Heeres nur um so blutiger ward. Die Hälfte seiner Truppen blieb, von den übrigen ward ein Theil zersprengt oder kam im Main und im Moraste um, mit dem Reste zog Christian nach der Bergstraße, wo er sich mit Mansfeld vereinigte. Der letztere Umstand beweist, daß Christian schon früher recht gut, wenn auch mit einigem Verluste, sich mit Mansfeld hätte vereinigen können.

Das protestantische Heer unter Christian von Braunschweig und Ernst von Mansfeld, bei welchem auch Kurfürst Friedrich sich befand, blieb selbst nach der Schlacht bei Höchst dem katholischen unter Tilly gewachsen. Dieses Heer hauste in den Gegenden von Straßburg und im nördlichen Elsaß furchtbar, als plötzlich König Jakob I. seinen Schwiegersohn überredete, dem Kampfe im Felde zu entsagen, um das Opfer der treulosen spanischen Politik zu werden, von welcher Jakob selbst am Narrenseil herum geführt ward. Jakob ließ sich von den Spaniern durch die Versicherung täuschen, daß, wenn Friedrich sich demüthige, den Kampf aufgebe und sein Land nur auf kurze Zeit dem Kaiser überlasse, dieser ihm verzeihen und sein Land zürückgeben werde. Diese plumpe Täuschung nahm Friedrich für eine aufrichtige Zusage. Es wurden hierauf unter Jakob's ohnmächtiger Vermittelung in Brüssel Unterhandlungen gepflogen, welche aber natürlich ohne Resultat blieben. Schon während dieser Unterhandlungen übertrug Kaiser Ferdinand, um das verpfändete Ober-Östreich wieder zu erhalten, ohne Rücksicht auf die Kurfürsten und das Reich Friedrich's Kurwürde nebst der Ober-Pfalz an Maximilian von Baiern. Im Juli entließ Friedrich den Grafen von Mansfeld und den Prinzen Christian förmlich aus seinen Diensten, indem er ihnen rieth, mit ihrem Miethvolke anderswo eine Unterkunft zu suchen. Als Beide aus der Pfalz abzogen, setzte Gonzalez von Cordova mit den Spaniern ihnen nach. Er holte sie ein, und lieferte ihnen ein blutiges Treffen, in welchem Christian seinen einen Arm verlor. Christian rettete sich mit einem Theile der Seinigen nach Holland; Mansfeld suchte in Ost-Friesland ein Unterkommen. Kurfürst Friedrich hatte sich zur Entlassung Beider zwar zum Theil aus dem Grunde entschlossen, weil er sich auf das von den Spaniern seinem Schwiegervater gegebene Versprechen verließ, daß sein Land nur für ihn in Beschlag genommen werden würde; allein er hatte sich dabei doch auch durch das Mitleid mit seinen armen Unterthanen und Nachbarn leiten lassen, welche von Mansfeld's und Christian's Miethlingen eben so arg mishandelt wurden, als von den Spaniern und von Tilly's Baiern und Kosacken. Schon im August erkannte Friedrich, wie schmählich er und sein Schwiegervater getäuscht worden waren. Er verließ hierauf sein Land noch einmal. Er begab sich zuerst nach Sedan

zum Herzoge von Bouillon und kehrte dann in die Niederlande zurück.

Tilly vollendete jetzt die Eroberung der Unter-Pfalz, wo sich einige tapfere Pfälzer noch in den befestigten Orten wehrten. Drei Städte besonders mußte Tilly zuerst erobert haben, ehe er daran denken konnte, die protestantische Religion ebenso in der Unter-Pfalz auszurotten, wie sie um dieselbe Zeit in der Ober-Pfalz ausgerottet ward. Diese Städte waren Heidelberg, Mannheim und Frankenthal. Tilly griff zuerst Heidelberg an. Er wurde damals durch Truppen verstärkt, welche der rohe Bischof von Passau und Straßburg, Erzherzog Leopold von Tyrol, in die Pfalz führte. Der Commandant der pfälzischen Truppen in Heidelberg, von der Merven, that als Kriegsmann Alles, was er an der Spitze des rohen Gesindels, welches unter ihm diente, thun konnte; denn er vertheidigte die Stadt mit kaum zweitausend Mann bis zum 15.—16. September, und behauptete sich, auch als die Stadt durch Sturm genommen worden war, noch bis zum 19. im Schloß. Dann capitulirte er unter leidlichen Bedingungen. Schon am 20. September griff Tilly den tapferen Engländer Horace de Vere an, welcher Mannheim vertheidigte. Dieser mußte schon am 1. November capituliren, und zog hierauf am 4. November ab. Frankenthal ward in diesem Jahre nicht mehr eingenommen. Dagegen dehnte Tilly damals seine Quartiere bis in die Wetterau hinein aus. Dieser Umstand und der Einfall, welchen nachher Christian von Braunschweig in Westphalen versuchte, dienten den kaiserlichen und ligistischen Heeren als Vorwand, um sich auch an der Weser auszubreiten und dem Kriege eine ganz neue Wendung und Gestalt zu geben.

2. Rückblick auf die skandinavische und russische Geschichte in der letzten Zeit vor dem dreißigjährigen Kriege.

a. Dänemark und Schweden in der ersten Zeit Christian's IV. und Karl's IX.

Da in Folge des Vordringens der katholischen Truppen nach Norddeutschland zuerst Dänemark und dann Schweden sich in den deutschen Krieg einmischten, so ist es nöthig, hier zunächst einen Blick auf die skandinavische Geschichte zu werfen, welche im drei-

zehnten Bande (S. 355—406) bis zum Regierungsantritte Christian's IV. von Dänemark und Karl's IX. von Schweden geführt worden ist. Wir wollen die Hauptpunkte aus dem letzten Theile des dort bereits Angegebenen, mit besonderer Beziehung auf die Theilnahme Dänemark's und Schweden's am dreißigjährigen Kriege, noch einmal zusammenstellen, und beginnen mit der Geschichte Christian's IV., welche uns von selbst zu Karl's IX. Geschichte leiten wird.

Christian IV. war, als sein Vater Friedrich II. im April 1588 starb, erst elf Jahre alt; er war aber schon als Kind zum Könige gewählt worden, und da er nachher ebenfalls die Vorsicht hatte, seinen Sohn Friedrich III. noch bei seinen Lebzeiten wählen zu lassen, so hörten seit seinem Regierungsantritte die Wahlstreitigkeiten in Dänemark auf. Unter seinem Sohne wurde sogar die ganze Verfassung des kleinen Reiches geändert. In Dänemark hatte, wie wir wissen, der sogenannte Reichsrath oder mit anderen Worten der Kern des Güter besitzenden Adels durch die Wahl-Capitulationen den Königen nach und nach alle Vorrechte ihrer Würde auf dieselbe Weise entzogen, wie die Wahl-Capitulationen der deutschen Kaiser diesen alle Bedeutung der Herrschaft raubten. Auch in Dänemark waren die königlichen Güter, aus deren Ertrag die Kosten der Verwaltung bestritten, sowie das Heer und die Festungen unterhalten werden sollten, nach und nach in die Hände des Adels gekommen, welcher, da er dem Könige keine Rechenschaft schuldig war, die Festungen verfallen ließ und die Güter als sein Eigenthum betrachtete. Der Reichsrath bestand zu verschiedenen Zeiten aus einer verschiedenen Zahl von Mitgliedern; als Christian's Vater starb, gab es zwanzig Mitglieder.

Der Reichsrath machte der Mutter und dem Vatersbruder des Prinzen die Regentschaft streitig, und übertrug dieselbe an vier Reichsräthe. Diese suchten vergebens auch die Verwaltung der Herzogthümer Schleswig und Holstein an sich zu ziehen, welche nach deutschem Brauche der Mutter überlassen blieb. Die Stände von Holstein und Schleswig benutzten sogar die Minderjährigkeit und den Streit mit der dänischen Regentschaft, um ein Recht an sich zu reißen, das ihnen zwar von einem früheren Könige ertheilt, bisher aber noch nie ausgeübt worden war. Christian I. hatte nämlich, ganz gegen alle deutsche Gesetze und Herkommen, den Ständen von

Holstein das Recht gegeben, den Regenten zu wählen oder doch wenigstens die Regierung an einen von ihnen zu bestimmenden Prinzen des herzoglichen Hauses zu übertragen. Dies war doppelt schwer auszuführen, seitdem es mehrere Linien des regierenden Hauses gab, weshalb auch die verwittwete Königin und Herzog Philipp von Holstein-Gottorp sich anfangs heftig widersetzten. Als Christian IV. heranwuchs, suchte er sich von der ihm aufgedrungenen Verpflichtung frei zu machen. Er bediente sich dazu des deutschen Kaisers ebenso, wie man im Mittelalter sich überall des Pabstes zu bedienen pflegte. Dies konnte er freilich nur in den Herzogthümern thun; denn in Dänemark wurden Kaiser Rudolf's II. Briefe so wenig berücksichtigt, daß, als dieser dem jungen Könige erlaubte, schon im siebenzehnten Jahre sich der Vormundschaft zu entziehen (als er ihm die veniam aetatis ertheilte), die Dänen darauf gar keine Rücksicht nahmen. In Dänemark blieb Christian bis zu seinem zwanzigsten Jahre unter den Flügeln des Reichsrathes, und als man ihn endlich (1596) die Regierung antreten ließ, mußte er eine Capitulation unterschreiben, welche ihn noch mehr beschränkte, als seine beiden Vorgänger beschränkt gewesen waren. In den Herzogthümern dagegen erweiterte er die monarchischen Rechte; denn er wehrte nicht allein, daß nach der damals in Deutschland herrschenden Sitte seine Brüder durch Ertheilung von Herrschaften versorgt würden, sondern er bewirkte auch, daß in dem holsteinischen Hause das Recht der Erstgeburt festgesetzt werde. Dazu und zur Aufhebung von Christian's I. Wahl-Privilegium in den deutschen Landen sollte das Patent dienen, welches Kaiser Rudolf II. ihm ertheilte und Kaiser Matthias nachher bestätigte. Durch dieses Patent wurde das von Christian I. den Ständen ertheilte Wahlrecht, als mit den deutschen Reichsgesetzen im Widerspruch stehend, gänzlich cassirt. Die genannten Kaiser, welche Beide sogar in ihrem eigenen Palaste keine Gewalt besaßen, maßten sich in jenem Patente kaiserliche Rechte über Dänemark an. Übrigens hatte Christian IV. dieses Patent, welches das Recht der Erstgeburt und der Nachfolge ohne Wahl aufstellte, sich schon im Jahre 1608 von dem kaiserlichen Hofe zu verschaffen gewußt; er hatte aber dasselbe, sowie die darüber geführten Unterhandlungen sorgfältig geheim gehalten, weil zu befürchten war, daß die in ihren Rechten bedrohten dänischen Großen,

sowie die Stände von Holstein und Schleswig dagegen arbeiten möchten. Erst im Jahre 1616, wo eine Wahl vorgenommen werden sollte, welche durch das kaiserliche Patent verhindert werden konnte, trat Christian mit diesem hervor. Damals starb Johann Adolf von Holstein-Gottorp, Christian's Vetter und Schwager, und die holsteinischen Stände wollten dessen Sohn, Friedrich III., nicht ohne Wahl als ihren Herzog anerkennen. Christian zeigte den Ständen von Holstein das kaiserliche Patent, welches die Untheilbarkeit der beiden Theile der Herzogthümer, des herzoglichen und des königlichen, sowie die erbliche Nachfolge in Beiden und das Vorrecht des Erstgeborenen vor den Nachgeborenen aussprach; in Schleswig, wo er selbst der höchste Herr war, ließ er ein eigenes Edict darüber ausgehen. Die Stände widerstrebten zwar; Christian hatte aber Truppen in Bereitschaft, um sie zu zwingen. Friedrich III. wurde also ohne Wahl angenommen, und später war kein Streit mehr über die Wahl. Dagegen gab es stets Zwistigkeiten zwischen den dänischen Königen und den Herzögen von Holstein-Gottorp, die sich in Schleswig-Holstein getheilt hatten.

Fast alle Unternehmungen Christian's IV. waren rühmlich für ihn, bis er sich in die deutschen Angelegenheiten einmischte; bis dahin war er sogar den Schweden überlegen. Er genoß in diesen ersten glänzenden Jahren seiner sechszigjährigen Regierung des Zutrauens aller Stände seines Reiches; denn er schonte, was ihm nachher verderblich ward, den Reichsrath und seine Privilegien und Usurpationen, bediente sich der angesehenen und tüchtigen Glieder desselben zu seinen Geschäften, und beförderte sie zu den ersten Ämtern der Verwaltung, welche musterhaft geführt ward, weil er die in Geschäften ergrauten Männer auswählte, selbst unermüdliche Thätigkeit bewies und viel Einsicht hatte. Er machte auch durch die Art, wie er den Verfall der Hanse benutzte, um Norwegen zu heben, seinen Namen in ganz Europa berühmt. Er änderte die ganze Einrichtung Norwegen's auf zeitgemäße Weise, und schiffte selbst an der ganzen Küste bis nach Wardoehus hinauf, um für den Handel günstige Orte auszusuchen und anlegen zu lassen. Auch für den Handel von Island, welches damals noch in ganz anderen Zuständen und Verhältnissen war als jetzt, ergriff er passende Maßregeln. Er zog ferner zweimal seinem Verwandten, dem Herzoge

von Braunschweig, in dessen Kriege mit der Stadt Braunschweig, zu Hülfe, welche damals noch von ihren Verbündeten, den Hanseaten, unterstützt ward, deren Bund sich bald darauf auflöste. Er brachte endlich, durch Benutzung des damals zwischen Dänemark und Schweden herrschenden Hasses, seine Dänen sogar dahin, daß sie ihn in den Stand setzten, ein kleines stehendes Heer zu unterhalten.

Ehe die glücklichen Kriege Christian's mit Karl IX. und dessen Sohn Gustav Adolf, sowie die Veranlassung zu seiner Einmischung in den dreißigjährigen Krieg berichtet werden können, müssen wir noch eine Übersicht der ersten Geschichte des schwedischen Herrscherhauses einschieben, welches nach Christian's II. von Dänemark Vertreibung durch Gustav Wasa gegründet worden war. Gustav Wasa selbst war im eigentlichen Sinne des Wortes der Befreier seiner Landsleute von fremdem Joche; er war außerdem ein strenger militärischer Regent, erhielt und schützte aber die alte Verfassung, nach welcher der Bauernstand neben den Bürgern, Edelleuten und Geistlichen in Reichssachen befragt werden mußte. Dagegen sorgte er schlecht für die Bildung seiner Söhne. Der älteste derselben, welcher unter dem Namen Erich XIV. sein Nachfolger ward, wüthete bekanntlich (s. Th. XIII., S. 398 ff.) gegen Brüder, Verwandte und Unterthanen als Tyrann und Wahnsinniger. Die Brüder desselben aber, Johann II. und Karl IX., hatten sich seiner kaum auf eine ganz entsetzliche Weise entledigt, als sie unter einander zerfielen. Sie blieben nachher ihr ganzes Leben hindurch in Streit. Diesen Streit machten die Jesuiten aus bloßem Eifer für ihren Glauben unversöhnlich, als Johann sich mit der Schwester des letzten Jagellonen, Siegmund's II. von Polen, vermählt hatte. Johann selbst war anfangs Willens, zur Religion seiner Gemahlin überzutreten, erkannte aber doch, daß er dadurch seine Krone aufs Spiel setzen werde, und gebot deshalb den von den Kanzeln herab schimpfenden und tobenden Jesuiten Schweigen. Dagegen ließ er seinen Sohn Siegmund III., damit derselbe sich um das Reich seines mütterlichen Großvaters bewerben könne, in der katholischen Religion erziehen. Zum Könige von Polen ward Siegmund III. dann freilich 1587 erwählt; er gerieth aber gerade dadurch den Schweden gegenüber in eine sehr zweideutige Lage, und zwar aus drei ganz verschiedenen Gründen. Erstens verlangten sowohl die

protestantischen Schweden als die katholischen Polen, daß er ausschließlich in ihrem Lande wohnen solle. Dann waren beide Nationen wegen des Besitzes von Liefland mit einander in Streit; und endlich hatte, was das Bedeutendste war, Siegmund's Oheim, Karl IX., Lust und gewissermaßen auch ein Recht, ihn aus Schweden zu verdrängen.

In Betreff des Letzteren geht aus dem, was Geijer urkundlich berichtet, deutlich hervor, daß, nachdem Erich XIV. besonders durch Karl's Bemühung gestürzt worden war, Johann II. zwar allein den Königstitel führte und Karl nur Herzog von Wärmeland und Südermanland hieß, daß aber die Regierung von Schweden im Grunde Beiden gemeinschaftlich war. Als im Herbst 1592 Johann, dessen Sohn Siegmund III. sich damals in Polen befand, gestorben war, eilte Karl sogleich herbei und gab durch Alles, was er sagte und that, zu erkennen, daß er zwar seinem Neffen den Königstitel nicht streitig machen, wohl aber die königlichen Rechte allein ausüben wolle. Er hatte auch Zeit genug, sich in den Besitz der Regierung zu setzen; denn Siegmund erhielt, was uns bei der Schnelligkeit, an die wir gewöhnt sind, sehr auffallen muß, die Nachricht von seines Vaters Tode erst nach zwei Monaten. Fast ein ganzes Jahr hindurch führte Karl die Regierung von Schweden allein. Er benutzte diese Zeit mit der ihm eigenen Schlauheit und Consequenz, um Alles zur Ausschließung Siegmund's vom schwedischen Throne vorzubereiten. Nachdem endlich am 30. September 1593 Siegmund in Stockholm angekommen war, trat Karl ihm sogleich als Repräsentant des Protestantismus, sowie als Vertheidiger seiner eigenen Ansprüche und der schwedischen National-Rechte ganz öffentlich entgegen. Er verlangte, daß Siegmund die Religions-Freiheit, sowie die Wahl des Erzbischofs und der anderen Bischöfe bestätigen, jeden Dienst nur Einer Person auftragen, den päbstlichen Legaten aus seinem Rathe entfernen, ihm (dem Herzog Karl) den Genuß aller Königs-Rechte in seinem Fürstenthume zusichern, und endlich sich erklären solle, in welcher Absicht er aus Polen nach Schweden gereist sei. Nachdem Karl diese Forderungen seinem Neffen zugeschickt hatte, reiste er, um sich gegen Nachstellungen zu sichern, nach Nyköping.

Von diesem Augenblicke an arbeitete Karl daran, die Unzufriedenheit der schwedischen Stände über den Jesuitismus Siegmund's

und über die vielen Polen, welche dieser mitgebracht hatte, zu benutzen und als Haupt der ständischen Opposition gegen den König recht auffallend hervorzutreten. Dies geschah besonders, als sich der König weigerte, den Ständen noch vor seiner Krönung eine Art Wahl-Capitulation zu gewähren. Karl trat am 19. Januar 1594 als Organ der Stände auf, und bat den König, denselben die verlangte Versicherungs-Urkunde zu ertheilen. Siegmund sah sich genöthigt dies zu thun. Er lud hierauf seinen Oheim ein, seiner Krönung beizuwohnen. Karl folgte dieser Einladung und erschien in Begleitung von einigen tausend Mann Soldaten, fand aber dessen ungeachtet rathsam, seine Wohnung nicht im Schlosse, sondern in der Stadt zu nehmen, und ging nie anders als von seinen Soldaten umgeben aus. Durch die Krönung gewann der König nichts; denn er hatte außer dem Heere, welches der Generalgouverneur von Finnland, Klaus Flemming, commandirte, keine Truppen in Schweden und wurde von Karl stets als Feind beobachtet und begleitet.

Auch in Polen hatte Siegmund kein Heer, über welches er als König hätte gebieten können. Die Polen hatten ihm sogar einen bestimmten Termin für seine Rückkehr gesetzt, so daß er nöthig fand, sich schon am 14. Juli 1594 wieder einzuschiffen, um nach Polen zurückzureisen. Er ließ seinen Oheim Karl im Besitze der ganzen königlichen Macht, welche dieser seit seines Bruders Erich Tod stets vermehrt hatte. Siegmund hatte sich kaum eingeschifft, als Karl seine Unzufriedenheit mit allem dem, was Siegmund zur Beschränkung seines Einflusses gethan hatte, sowie mit der von ihm angeordneten neuen Besetzung der bedeutenden Stellen im Reiche laut aussprach. Er verlangte, gestützt auf das Ansehen, das er sich bei den Schweden verschafft hatte, daß ihm in Abwesenheit des Königs die Regierung unbedingt übertragen und der Titel eines Reichsvorstehers ertheilt werde, daß er als solcher Alles einrichten und verordnen dürfe, daß seine Beschlüsse gleiche Gültigkeit mit den königlichen haben, und daß alle Beamten des Reiches ihm zu unbedingtem Gehorsam verpflichtet sein sollten. Über diese Forderungen ward, so lange Siegmund mit seiner Flotte noch an der schwedischen Küste lag, unterhandelt. Siegmund konnte freilich in der Ausdehnung, wie Karl es verlangte, demselben keine Vollmacht ertheilen; er konnte sie ihm aber auch nicht ganz verweigern, weil alle eigentliche Gewalt in Karl's Händen

war. Er willigte sogar ein, daß Karl als erster Reichsstand, unter Beistimmung und mit Befragung sämmtlicher Reichsräthe, die Staats-Verwaltung leiten solle, und machte nur die Beschränkung, daß derselbe keine Reichstage halten und keine neuen Gesetze und Ordnungen einführen dürfe. Dies ließ Karl sich nicht gefallen. Auch ward er gleich nach des Königs Abreise von den Reichsräthen ersucht, nach Stockholm zu kommen und mit ihnen an den Staatsgeschäften Theil zu nehmen.

Schon am 2. September 1594 kamen die Reichsräthe, ohne vorher den König befragt zu haben, mit Karl dahin überein, daß sie ihn für ihren Präsidenten und für den Reichsvorsteher halten, ohne seine Einwilligung keine Beschlüsse fassen und in Betreff derjenigen Geschäfte, welche in Siegmund's Abwesenheit vorgenommen würden, Alle für Einen Mann stehen wollten. Gleich darauf entfernte Karl den Katholiken, welchem Siegmund die Statthalterschaft der Hauptstadt anvertraut hatte, von seiner Stelle. Er bewies überhaupt großen Eifer für den Protestantismus, als dessen Feind sich Siegmund nicht nur offenbar erklärt hatte, sondern auch nachher durch die That zu erkennen gab. Karl brachte es bald dahin, daß sein Neffe in Schweden sehr wenige Freunde behielt; nur Klaus Flemming, der Generalgouverneur von Finnland, blieb demselben bis an seinen Tod getreu. Karl's Endziel war, seinen Neffen, dessen Einfluß auf die schwedischen Angelegenheiten er längst vernichtet hatte, förmlich absetzen und sich zum König wählen zu lassen. Dazu benutzte er die Unzufriedenheit der Schweden mit Siegmund's Religion und mit seinem beständigen Aufenthalt in Polen, wo man ihm die Reise nach Schweden nicht erlaubte. Schon auf dem Reichstage, welchen die Schweden gegen den ausdrücklichen Befehl des Königs seit dem 30. September 1595 zu Süderköping in Ostgothland hielten, ward Karl Regent im eigentlichen Sinne des Wortes, obgleich er sich gegen den Vorwurf der Untreue, den ihm sein Neffe machte, feierlich verwahrte. Er versprach nämlich, die Erbfolgeordnung gewissenhaft aufrecht zu halten, setzte aber bösartiger Weise hinzu: „er zweifle nicht, daß auch der König seinem bei der Krönung geschworenen Eide nachkommen werde." Auf jenem Reichstage wurden folgende Beschlüsse gefaßt: „Die katholische Religion soll im ganzen Reiche abgeschafft werden. Herzog Karl soll bis zur Zurückkunft des Königs Reichsvorsteher sein, und die

Stände sollen ihm Treue und Gehorsam geloben. Alle Berichterstattung nach Polen, sowie jede Appellation oder Beschwerdeführung an den König ist verboten. Ohne Genehmigung des Reichsvorstehers hat kein königlicher Befehl Gültigkeit. Dem Herzoge ist erlaubt, gemeinschaftlich mit den vornehmsten Ständen und Reichsräthen alle Stellen zu besetzen. Doch sollen bei wichtigeren Ämtern dem Könige drei Personen vorgeschlagen werden, von denen er eine auswählen und bestätigen muß; zögert er aber mit dieser Bestätigung, so hat der Herzog das Recht, selbst jemanden zu ernennen."

Diesen Reichstags-Beschlüssen setzte Siegmund ein gegen seinen Oheim gerichtetes heftiges Mandat entgegen. Auch schickte er im August 1596 eine glänzende Gesandtschaft, welche in seinem Namen und in dem der polnischen und litthauischen Stände Gegenvorstellungen machen sollte. Karl ließ diese Gesandten, welche aus Mitgliedern der angesehensten Familien Schweden's und aus polnischen und litthauischen Magnaten bestand, bis in den Oktober hinein auf eine Audienz warten. Dann ertheilte er ihnen, nach einem neuen Verzuge, eine weitschweifige juristische Antwort. Zugleich suchte er die Furcht des Volkes vor Jesuiten und Polen auf seine Weise zu benutzen. Er drohte, die Regierung niederzulegen, und führte diese Drohung auch wirklich am 2. November in Gegenwart der Stände und Reichsräthe aus. Siegmund und ein sehr großer Theil der Aristokratie, welcher mehr von einem abwesenden Schattenkönige, als von einem strengen, sparsamen und grausamen Reichsvorsteher zu hoffen hatte, waren mit diesem Schritte Karl's sehr zufrieden, und der König schrieb ihm, daß er seine Entlassung annehme und die Geschäfte vorerst einigen Reichsräthen auftrage. Dies hatte Karl nicht erwartet; er begab sich daher in sein Herzogthum Südermanland und erließ von dort aus eine Proclamation des Inhalts, daß er, um drohenden Verwirrungen vorzubeugen, die Regierung bis zur Zeit eines nach Süderköping zu berufenden Reichstages wieder übernehme, und daß alle Statthalter und Commandanten keinen anderen Befehlen als den seinigen zu gehorchen hätten. Auch erklärte er in derselben Proclamation Siegmund's Stütze, den Generalgouverneur von Finnland, und die Stenbock's für Landesverräther und für abgelöste Glieder des Reiches, zu deren Verfolgung jedermann aufgefordert sei. Nichtsdestoweniger wurde Flemming von ihm eingeladen, nach Stockholm

zu kommen, sowie auch nachher dem Reichstage zu Süderköping beizuwohnen. Erst als Flemming Beides ablehnte, beschloß Karl, Anstalten zu treffen, um denselben in Finnland feindlich anzugreifen. Diesen Beschluß führte er freilich nicht aus; er trieb aber durch Aufforderung und Unterstützung die von Flemming's Miethlingen hart gedrückten Finnländer dahin, daß sie sich gegen ihren Generalgouverneur erhoben. Auf solche Weise brach 1596 in Finnland ein Aufstand aus, bei dessen Unterdrückung Flemming durch seine Miethlinge so arge Verheerungen und Gräuel verüben ließ, daß die Bauern sich in die Wälder und Moräste flüchteten und von dort aus einen mörderischen Krieg mit allen Beamten und Anhängern des Königs Siegmund führten, welcher aus Polen Leute und Befehlshaber an Flemming schickte. Es gelang dem Gouverneur endlich, den Aufruhr mit den Waffen zu dämpfen, nachdem er nicht weniger als fünftausend Bauern niedergehauen hatte. Man rechnete, daß in dem einen Jahre des Aufstandes über zehntausend Menschen das Leben verloren hätten. Im Mai 1597 starb Flemming, und nun unterlag auch in Finnland die königliche Partei dem Anhange Karl's. Dieser zog selbst an der Spitze eines Heeres nach Finnland, und eroberte Wiborg und Abo. Er kehrte bald wieder nach Schweden zurück, um den Reichsrath und die Stände zu bewegen, daß sie den König im eigentlichen Sinne des Wortes absetzten.

Dies hatte große Schwierigkeiten, weil Karl nicht gerade beliebt war, und weil die Schweden ihren Eid nicht verletzen wollten. Karl war indessen Herr in Schweden und Finnland; Siegmund dagegen wurde nicht nur in Liefland als rechtmäßiger Herrscher anerkannt, sondern es eroberte auch Arwid Stålarm, welcher nach Flemming's Tode königlicher Befehlshaber in Finnland war, für ihn Abo und das übrige Finnland wieder. Siegmund führte endlich, nachdem er das ganze Jahr 1597 hindurch mit Karl in offenem Streite gewesen war und dieser ihm die schwedische Flotte zur Überfahrt versagt hatte, seinen Entschluß aus, nach Schweden zu gehen und sich mit Gewalt in den Besitz des Landes zu setzen, dessen gekrönter König er war. Er schiffte am 3. Juli 1598 auf Fahrzeugen, deren er sich im Hafen von Danzig bemächtigt hatte, fünftausend Mann Polen und ein sehr glänzendes Gefolge ein, wurde aber, als er an der Küste von Schweden landen wollte, durch die schwedische

Flotte, welche ausschließlich seinem Neffen angehörte, daran gehindert. Da er dessen ungeachtet nicht zurückkehrte, so schien ein innerer Krieg unvermeidlich zu sein. Karl hatte die Bewohner des eigentlichen Swen-Reiches, Dalarne's und Norrland's, sowie die seines Herzogthums Südermanland für sich; Stockholm dagegen erklärte sich für Siegmund, für welchen auch der größere Theil der im Heere dienenden Mannschaft vom Götha-Reich Partei zu nehmen bereit war. Karl und Siegmund unterhandelten einen ganzen Monat hindurch mit einander; endlich griff aber der Erstere am 8. September 1598 die mit Siegmund gelandeten Polen bei Stegeborg ernstlich an. Er wurde jedoch von den Polen umgangen und wäre geschlagen worden, wenn nicht Siegmund's Unentschlossenheit oder auch seine Rücksichtsnahme auf die unter Karl dienenden Schweden ihn gerettet hätte. Nicht lange nachher eroberte Karl, nachdem seine Flotte mit Verstärkungen angekommen war, Stegeborg; und am 25. September 1598 lieferte er am Flüßchen Stänge in der Nähe von Linköping eine Schlacht, die man nach der Brücke jenes Flüßchens die Schlacht bei Stängobro nannte, und in welcher Siegmund's Heer geschlagen ward.

Nun wurden sogleich neue Unterhandlungen eingeleitet, und in Linköping kamen am 28. September Siegmund und Karl endlich über folgende Punkte überein. Beide sollten nicht nur die Waffen niederlegen, sondern es sollten auch die fremden Soldaten mit Ausnahme der Leibwache Siegmund's fortgeschickt werden. Ferner sollte die Regierung dem König Siegmund, der nach Stockholm reisen wolle, übergeben werden; doch müsse derselbe innerhalb vier Monaten einen Reichstag berufen, und bis dieser gehalten sei, sollten alle von Karl ernannten Beamten in ihren Ämtern bleiben. Schon dieser eine Punkt zeigte deutlich, daß, wenn Siegmund Lust hatte, in Schweden zu bleiben, er dort unter der Vormundschaft seines Oheims stehen werde. Ein anderer Artikel gab ebenso deutlich zu erkennen, was alle diejenigen zu erwarten hätten, welche aus Treue gegen ihren rechtmäßigen König den offenbaren Absichten Karl's entgegen sein würden. Es wurde nämlich zwar von beiden Seiten Vergessenheit des Geschehenen zugesagt; von dieser blieben aber ausdrücklich die fünf Reichsräthe ausgeschlossen, welche dem König Siegmund nach Polen gefolgt waren, und deren Auslieferung Karl forderte. Siegmund weigerte sich zwar anfangs, dieselben auszuliefern; er verstand

sich aber nachher doch dazu. Nach dem Abschlusse dieses Vertrages segelte Siegmund nicht, wie er erklärt hatte, nach Stockholm, sondern nach Danzig; er überließ also selbst das Reich seinem Oheim.

Karl hatte längst Alles vorbereitet, um die Religion seines Neffen und dessen Abwesenheit dazu benutzen zu können, daß derselbe durch ein förmliches Gesetz vom Throne ausgeschlossen werde. Dies geschah schon im folgenden Jahre unter dem ganz eiteln Vorwande, daß nach dem Vertrage von Linköping die Stände das Recht haben sollten, sich demjenigen von Beiden zu widersetzen, welcher den Vertrag nicht genau beobachte. Die Stände versammelten sich im Anfange des Jahres 1599 zu Jönköping, und kündigten dem Könige Treue und Gehorsam auf, falls er nicht nach Schweden zurückkehre und den Gesetzen des Reiches gemäß regiere. Auf einem anderen Reichstage, welcher am 24. Juli 1599 zu Stockholm eröffnet wurde, geschah endlich der entscheidende Schritt. Es ward erklärt, daß, wenn Siegmund nicht innerhalb sechs Wochen seinen Sohn Ladislaus nach Schweden schicke, um in der evangelischen Lehre zum König des Landes erzogen zu werden, nicht nur die Schweden des ihm geleisteten Eides entbunden, sondern auch seine Nachkommen auf ewige Zeiten ihres Erbrechtes auf die schwedische Krone verlustig sein sollten. Zugleich wurde Herzog Karl zum Erbfürsten des Reiches erklärt. In Bezug auf Finnland aber ward ausgesprochen, daß dasselbe, falls es sich jenem Beschlusse nicht freiwillig unterwerfe, mit Gewalt der Waffen dazu gezwungen werden solle. Endlich ward noch gegen jeden, der sich den Beschlüssen der Stände widersetze, die Strafe des Landesverrathes ausgesprochen.

Die zuletzt erwähnte Androhung ward nachher unter Karl auf eine ganz furchtbare Weise ausgeführt; denn man erzählt uns, daß er während seiner Regierung über hundertundvierzig Menschen als Verräther habe hinrichten lassen. Gleich im Jahre 1598 ward eine furchtbare Verfolgung über alle Anhänger des Königs Siegmund verhängt. Überall, wo Karl erschien, ließ er diese mit unerhörter Strenge mit oder ohne gerichtliches Verfahren grausam hinrichten. Ganz Schweden floß in Blut. Auch Finnland wurde hart mitgenommen. Karl ging nämlich im Sommer 1599 nach diesem Lande hinüber, unterwarf die Einwohner, eroberte Wiborg und Abo wieder, und ließ in diesen beiden Städten allein achtundzwanzig Personen

als Hochverräther enthaupten. Unter diesen war auch der edele und ritterliche Johann Flemming, der Sohn des Reichs-Marschalls Klaus Flemming, welcher bis an seinen Tod Finnland für den König vertheidigt hatte. Nachdem Karl aus Finnland nach Schweden zurückgekehrt war, ließ er das Urtheil, welches eine Commission über viele seit anderthalb Jahren in sehr harter Haft gehaltene Reichsräthe ausgesprochen hatte, durch die von ihm eingeschreckten Reichsstände bestätigen. Jene Commission, welche auf dem im März 1600 zu Linköping versammelten Reichstage ernannt worden war, bestand aus achtunddreißig Reichsräthen und Personen vom höchsten Adel, aus vierundzwanzig Officieren der Reiterei, alle von Adel, aus zwanzig Officieren vom Fußvolk, aus vierundzwanzig Bürgern, aus dreiundzwanzig Vögten, aus den rechtskundigen Beisitzern derselben und aus vierundzwanzig Bauern. Vier der angeklagten Reichsräthe bekannten sich schuldig und wurden begnadigt, die übrigen wurden verurtheilt und am 20. März hingerichtet. Die Stände waren so eingeschreckt, daß sie nicht blos das Urtheil bestätigt, sondern sogar auch die Verpflichtung, es gegen jedermann zu vertheidigen, übernommen hatten. Die Verfolgungen und Grausamkeiten Karl's, welche wir nicht einzeln aufzählen wollen, trafen mehrentheils nur den Adel, und zwar vorzugsweise den höheren und höchsten. Die Geistlichkeit war mit Ausnahme des Erzbischofs, welchen Karl absetzte, ganz für ihn, weil sie durch ihn des Königs Siegmund und des von diesem beschützten Papismus entledigt ward. Auf die Bauern aber konnte Karl sich ganz und gar verlassen, weshalb man ihn auch den Bauernfreund nannte.

Er hätte schon auf dem Reichstage zu Linköping den Königstitel, welcher ihm von den Ständen angeboten wurde, annehmen können; allein er verband, wie alle Usurpatoren, mit einer unbegrenzten Herrschsucht tiefe Verstellung und Heuchelei. Er lehnte vorerst den Titel ab und begnügte sich mit der tyrannischen Macht, die man ihm nicht streitig machen konnte. Er nahm sogar die Miene an, als wenn er sich fürchte, das Recht von Siegmund's jüngerem Bruder, dem erst elf Jahre alten Herzog Johann von Ostgothland, zu verletzen. Im Sommer 1600 ging Karl um so eiliger nach Liefland hinüber, als Siegmund, um von den Polen in seinem Kriege mit Karl unterstützt zu werden, dieser Nation das noch in seiner Gewalt

befindliche Esthland abgetreten hatte. Karl's Zug nach Liefland war glücklich, weil weder die Liefländer noch die Esthländer unter katholischer und polnischer Herrschaft stehen wollten. Ganz Esthland erklärte sich sogleich für Karl; die liefländischen Festungen aber wurden belagert und mehrere derselben im Jahre 1601 erobert; nur Kockenhausen, Dünamünde und Riga blieben von den Polen besetzt. Die Polen rüsteten jedoch 1601 ein Reichsheer, an dessen Spitze der Großkanzler Zamoisky im Herbste Liefland verheerte, während Karl in Finnland verweilte, wo er sich im Anfange des Jahres 1602 vom Adel huldigen ließ. Im Sommer desselben Jahres rief er eine Ständeversammlung nach Stockholm, um die ganze Nation zu größeren Anstrengungen für den liefländischen Krieg zu bewegen. Die Stände zeigten auf dieser Versammlung zwar große Misstimmung über einen Krieg, den sie für unnöthig hielten; sie fügten sich aber nichtsdestoweniger den Forderungen Karl's. Dagegen ward die Geistlichkeit sehr unzufrieden, weil sie in Karl dasjenige zu finden glaubte, was ihre Brüder in Sachsen Krypto-Calvinismus nannten.

Im Jahre 1604 glaubte endlich Karl dadurch, daß er 1602 und 1603 alle Ämter und Stellen mit seinen Anhängern besetzt und seinen Gegnern Schrecken eingeflößt hatte, sich vollkommen in den Stand gesetzt zu haben, förmlich von der Krone Besitz zu nehmen. Er berief daher, um dies auszuführen, auf den Februar 1604 einen Reichstag nach Norköping. Hier gab er sich anfangs das Ansehen, als wenn er von den Lasten und Beschwerden der Reichsvorsteherschaft niedergedrückt sei und deshalb wünsche, daß die Stände entweder den König Siegmund ins Land zurückrufen oder dessen Bruder Johann zum Könige wählen möchten. Allem Anschein nach hatte er sich mit dem jungen Herzog Johann, der weder Lust noch Fähigkeit hatte, ein Land zu regieren, in welchem man einen eisernen Stab führen mußte, schon längst über die ganze Sache verständigt, damit die Welt überzeugt werde, daß Karl auf ganz rechtmäßige Weise den Thron besteige. Johann erklärte am 6. Mai 1604 den Ständen: daß er sich nicht fähig fühle, die Reichsverwaltung zu führen, welche mit Recht zu wiederholten Malen seinem Oheim übertragen worden sei; er vereinige daher seine Bitten mit denen der Stände, daß Herzog Karl doch die Königswürde übernehmen möge, indem er selbst seinen Rechten entsage und für den Fall, daß

er seinen Oheim überleben würde, das Versprechen gebe, Karl's ältestem Sohne bis zu dessen Mündigkeit mit seinem Rathe beizustehen. Natürlich erklärte sich darauf Karl sogleich bereit, die, wie er sich ausdrückte, ihm aufgebürdete Last zu übernehmen. Am 22. Mai ward von den Ständen eine Erbfolgeordnung oder, wie sie es nannten, eine Erbvereinigung festgestellt, in deren Einleitung noch einmal die Nachkommen des Königs Johann II. von der Thronfolge ausgeschlossen und die Gründe ihrer Ausschließung angegeben wurden. Seit diesem Augenblick nannte sich Karl „der Schweden, Wenden, Gothen auserwählter Erbfürst." Sein damals zehn Jahre alter Sohn Gustav Adolf wurde als Kronprinz und sein zweiter Sohn Karl Philipp als Erbfürst des Reiches anerkannt. Im Falle weder diese beiden Prinzen noch Herzog Johann von Ostgothland männliche Erben hätten, sollte die damals noch unverheirathete älteste Tochter Karl's das Reich erben. Dies war der Inhalt des Norköpingischen Erbvertrages. Karl war ungeachtet desselben eigentlich nie völlig mit seinen Ständen zufrieden, wie schon daraus hervorgeht, daß er immer die Krone wieder niederzulegen drohte, und sogar im März 1606 in seinem Tagebuch anmerkte, er habe sie wirklich dem Herzog Johann übergeben, was jedoch keineswegs der Fall war.

Die Härte und Strenge Karl's war für die Zeiten und Umstände unstreitig sehr wohlthätig, und seine Neigung zur Autokratie war nicht verderblich, theils weil er die beiden unteren Stände begünstigte und dagegen die beiden oberen niederhielt, theils weil noch viel Charakter in den einzelnen Menschen war und man folglich sich ihm so kräftig widersetzte, daß er oft ganz verdrießlich ward. Karl gehörte übrigens unter die wenigen lutherischen Fürsten, welche der Lehre Calvin's nicht mit dem zelotischen Fanatismus der würtembergischen und sächsischen Theologen entgegenstrebten. Er hatte mit seinen unduldsamen Geistlichen einen harten Kampf, wie es denn überhaupt einer eisernen und heftigen Natur bedurfte, um Ordnung und Ruhe wiederherzustellen.

Karl gerieth mit seinen drei Nachbarn nach einander in Krieg, und den einen dieser Kriege, den polnischen, vererbte er sogar noch auf seinen Sohn. In diesem Kriege unterstützte die schwedische Nation ihren König kräftiger und anhaltender, als die polnische den

ihrigen. Der Letztere (Siegmund III.) verstand vom Kriegswesen gar nichts; die Polen erfochten daher zwar, so lange der Großkanzler Zamoisky lebte, manche Vortheile im Felde, konnten dieselben aber nicht behaupten, weil sie kein stehendes Heer hatten. Die bedeutendste Niederlage erlitt Karl 1605 bei Kirkholm in einer Schlacht, in welcher er selbst zugegen war; die Polen konnten jedoch, da sie sich damals in den russischen Bürgerkrieg einmischten, ihren Krieg mit den Schweden nicht lebhaft betreiben.

b) Rußland vom Ende des Mittelalters an bis zur Thronbesteigung des Hauses Romanow.

Rußland war in der letzten Zeit des Mittelalters den Tataren unterworfen gewesen (s. Th. IX., S. 50 und Th. XII., S. 90), hatte sich aber unter Iwan Wasiljewitsch I. dem Großen (1462—1505) vom tatarischen Joche wieder frei gemacht und einen Platz unter den Mächten Europa's erlangt. Iwan hatte nämlich im Jahre 1487 nicht blos die Tataren besiegt, sondern auch Kasan eingenommen und, statt daß vorher die Khane der sogenannten goldenen Horde die russischen Großfürsten einzusetzen pflegten, die Ernennung dieser Khane an sich gebracht. Außerdem hatten er und sein Sohn und Nachfolger alle Großfürstenthümer unter ihrer Herrschaft vereinigt. Der Letztere, Wasilji Iwanowitsch (1505—1533), brachte auch Smolensk, welches hundertundzehn Jahre unter polnischer Herrschaft gewesen war, wieder an das Reich, und schloß Bündnisse mit dem römischen Kaiser, dem türkischen Sultan, dem Könige von Dänemark, den Schwertbrüdern in Liefland, dem Herzoge von Preußen, dem Pabste und auf sechszig Jahre mit Schweden. Nur mit den Polen und mit den Tataren der Krimm blieb er fast beständig in Krieg.

Sein Nachfolger, Iwan Wasiljewitsch II. (1533—1584), den man mit Recht den Schrecklichen (Groznyi) genannt hat, war, was leider oft der Fall ist, moralisch betrachtet ein Ungeheuer und wüthete ärger, als eine Hyäne, politisch angesehen aber war er, sowohl in Betreff der inneren Verwaltung, als in Rücksicht auf die Begründung der Einheit in der Regierung und auf die Erweiterung der Grenzen, ein sehr großer Regent. Seine mehr als kannibalische Grausamkeit und Wuth flößt uns zu großen Schauder ein, als daß

wir über dieselbe Einzelnes berichten möchten. Was seine Verdienste als Regent angeht, so verkündigt die Münze, die er schlagen ließ, durch ihre Benennung und durch ihr Gepräge, von welchem diese herstammt, die Grundlage, auf welche der Schreckliche und seine späteren Nachfolger das Reich gründeten, dessen Czaar und Selbstherrscher (Autokrator) Iwan sich seit 1547 nannte. Er ließ nämlich auf den geringeren Münzen einen Reiter mit dem Spieß (kopje) prägen; davon erhielten diese Münzen den Namen Kopieik oder Kopeken. Als die Tataren den von ihm eingesetzten Khan von Kasan vertrieben hatten, zog Iwan 1552 vor diese Stadt und nahm sie mit Sturm. Dies führte ihn in die Nähe der Tscheremischen, welche dann gleich den arischen Tataren ebenfalls dem russischen Reiche einverleibt wurden. In Kasan bestellte er einen russischen Statthalter und setzte einen russischen Abt als Erzbischof ein. Im Jahre 1554 ward das Reich der Tataren von Astrachan ebenfalls, wenn auch nicht unmittelbar mit Rußland vereinigt, doch abhängig und tributpflichtig gemacht. Auch Liefland und Esthland würde Iwan unterworfen haben, sowie er Siege über die Tataren der Krimm erfocht und Otschakow eroberte; allein Esthland unterwarf sich, um Schutz gegen die unerhörten Grausamkeiten und Verheerungen der Russen zu erhalten, den Schweden, und Liefland ward von Gotthold Kettler den Polen überlassen, während dieser für sich selbst Kurland als polnisches Lehen erhielt (s. Th. XIII. S. 399). Aus dieser Ursache führte der Czaar seit dem Jahre 1561 Krieg mit den Schweden und Polen.

Die Kosacken am Don, welche durch ihre Räubereien und Streifzüge dem russischen Handel verderblich waren, befehdete Iwan ebenfalls, und er übte gegen die Führer der Banden, die sich unter ihnen gebildet hatten, seine gräßlichen Peinigungen und Mishandelungen. Es gesellten sich daher mehrere Tausende derselben zu ihrem Ataman Jermak Timofejew, und streiften unter ihm vom Don und der Wolga an östlich, bis sie das Uralische Gebirge erreichten, wo schon damals sehr viel Gold gefunden ward. Am Flusse Irtisch hatte ein Nachfolger des mongolischen Herrschers (Batu) das Turanische Czaaren-Reich gegründet, welches durch den Ruf der in demselben angehäuften Gold-Schätze die raubenden Kosacken über den Ural lockte. Die schwachen Bewohner dieses Mongolen-Reiches

waren den furchtbaren Kosacken nicht gewachsen. Der letzte ihrer Czaaren (Kuczum), welcher in einem befestigten Orte unterhalb Tobolsk an dem rechten Ufer des Irtisch wohnte, wurde von Jermak mehrere Male geschlagen, seine Hauptstadt erobert und er selbst in der letzten Hauptschlacht (1580) getödtet. Jermak konnte indessen ebenso wenig, als früher Strongbow und die Engländer, welche mit ihm Irland eroberten (s. Th. VII. S. 48), allein mit seinen Begleitern das von ihm besetzte Land behaupten; um aber aus seinem Vaterlande Verstärkung zu erhalten, bedurfte er der Erlaubniß des Tyrannen, vor dessen Grausamkeit er geflohen war. Er schickte deshalb Gesandte mit Geschenken nach Moskau, wo er dann für sich und seine Leute Verzeihung und die erbetenen Truppen erhielt. Dies war der Anfang der Erweiterung des russischen Reiches bis nach Kamtschatka hin und bis zur Grenze der chinesischen Tatarei.

Iwan Wasiljewitsch II. starb 1584 und hinterließ zwei Söhne, Feodor I. und Dimitrji Iwanow. Von diesen übernahm der ältere, Feodor I., die Regierung. Er führte dieselbe jedoch nur dem Namen nach; denn alle Gewalt kam in die Hände des Boris Gudunow, eines Bruders seiner Gemahlin, der den Czaaren Feodor, welcher von den Geschäften fast gar keine Notiz nahm, unbedingt beherrschte und auch dessen Bruder von der Regierung ausschloß. Iwan der Schreckliche hatte den russischen Staat ganz neu eingerichtet und Gericht, Recht, Gesetze und die Verwaltung, soweit dies durch Ukasen geschehen kann, autokratisch festgestellt; unter Feodor I. ward auch eine geistliche Autokratie begründet, welche später Peter der Große mit der weltlichen vereinigte. Bis auf Feodor's I. Zeit waren nämlich die russischen Erzbischöfe dem Patriarchen von Constantinopel untergeordnet gewesen; auf Gudunow's Veranlassung aber ward die russische Kirche selbstständig. Der Patriarch Jeremias von Constantinopel, welcher nach Moskau gekommen war, um Almosen zu erbitten, weihte (26. Januar 1589) den Erzbischof Jvow (Hiob) zum Patriarchen. Eine Kirchenversammlung zu Constantinopel bestätigte dies, und die Erzbischöfe von Nowgorod, Rostow, Kasan und Krutizu wurden zu Metropoliten, zwölf Bischöfe zu Erzbischöfen ernannt.

Den Bruder des Czaaren, Dimitrji, ließ Boris Gudunow nach Ulitsch bringen und dort am 15. Mai 1591 heimlich ermorden.

Hierauf gewann Gudunow, welcher unermeßlich reich war, viele Bojaren durch Geschenke und den Adel überhaupt durch eine Gesetzgebung, die den gemeinen Mann wieder aller der Vortheile beraubte, welche Iwan der Schreckliche durch seine Gesetze ihm verschafft hatte. Gudunow verordnete, daß alle Dienstboten in die Knechts-Register eingetragen werden sollten, daß diejenigen, welche für ein Darlehen dienten, nicht berechtigt sein sollten, das Geld zurück zu zahlen, sondern bis an ihren Tod mit Weib und Kind dem Gläubiger angehören sollten. Freie Leute, die einem Herrn mehr als ein halbes Jahr gedient hatten, sollten auch wider ihren Willen demselben zugeschrieben und beim Entweichen als Leibeigene behandelt werden. Die Bauern sollten in die Grundbücher ihrer Wohnorte eingetragen, diejenigen aber, welche in den letzten fünf Jahren ihren Wohnort verlassen hätten, mit ihrer Habe und mit Weib und Kind dem Eigenthümer, der sie zurück verlange, übergeben werden. Übrigens ward unter dem schwächlichen und fast beständig kranken Feodor I. das russische Reich nach Außen sehr vergrößert. Nicht blos im östlichen Sibirien wurden neue Eroberungen gemacht, sondern Boris Gudunow, welcher Alles leitete, benutzte auch den Streit Karl's IX. von Schweden mit Siegmund III., um Stücke des schwedischen Gebiets an sich zu reißen. Er eroberte Iwangorod, Jamburg und ganz Ingermanland und verwüstete ganz Esthland und Liefland. Doch behielt Schweden im Frieden von 1595 Narwa, Rewal und einige andere Orte.

Feodor I. starb 1598. Mit ihm erlosch die Linie der von Rurik (s. Th. VI. S. 99) abstammenden Großfürsten; nur der Bruder von Feodor's Mutter, Nikitsch Romanow, und dessen ältester Sohn, Feodor Nikitsch, waren entfernte Sprößlinge des ausgestorbenen Herrscherhauses. Auf diese ward jedoch von den Bojaren, die sich zur Wahl eines neuen Czaaren versammelten, keine Rücksicht genommen, weil Boris Gudunow mit Hülfe des Patriarchen Jwow die Wahl auf sich zu leiten wußte. Gudunow erwarb sich in den ersten Jahren seiner Regierung nicht unbedeutende Verdienste um die innere Verwaltung des Reiches. Es traten jedoch seit dem Jahre 1601 mehrere Betrüger auf, welche sich für den ermordeten Dimitrji ausgaben und das Reich verwirrten. Der erste Pseudo-Demetrius war der ehemalige Mönch Otrepiew. Dieser, dem

es an Talent nicht fehlte, fand in Rußland anfangs nur Wenige, die seiner Erdichtung von der Art, wie er gerettet worden sei, Glauben schenkten. Er wandte sich deshalb nach Polen, wo besonders Mniszeck, Woiwode von Sendomir, sich seiner annahm, ihm Hülfe versprach und ihm, im Fall er Czaar werde, seine Tochter zur Gemahlin zu geben verhieß. König Siegmund III. von Polen, welchen Otrepiew 1603 ebenfalls um Hülfe bat, wollte zwar seinetwegen keinen Krieg mit den Russen anfangen; er erlaubte aber allen polnischen Magnaten, besonders dem Woiwoden von Sendomir, den Abenteurer auf eigene Rechnung zu unterstützen. Otrepiew, der hierauf den Namen Dimitrji förmlich annahm, erfocht mit Hülfe der Polen am 21. December 1604 einen Sieg über die ihm entgegengeschickten Russen, und drang dann tiefer in das Land ein, wo Viele durch die neuen Gesetze, welche Godunow unter Feodor's Regierung zu ihrem Nachtheile gemacht hatte, erbittert waren und sich deshalb an den Schützling der Polen anschlossen. Godunow hatte jedoch bereits ein Heer von Miethsoldaten gesammelt, bei welchem sich besonders viele deutsche Reiter befanden; mit diesem Heere schlug er am 20. Januar 1605 den falschen Dimitrji. Er verfolgte aber seinen Sieg nicht, wie er hätte thun sollen, und verzagte zuletzt. Als er daher im April 1605 plötzlich starb, behaupteten Viele, er habe Gift genommen, um einem schlimmeren Schicksale zu entgehen.

Der Sohn des Verstorbenen, Feodor II., welcher erst sechszehn Jahre alt war, wurde zwar unter der Vormundschaft seiner Mutter als Nachfolger anerkannt, war aber den Umständen nicht gewachsen. Er und seine Mutter wurden daher verlassen und verhaftet und dann auf Otrepiew's Befehl schon am 11. Juni 1605 ermordet. Otrepiew, welcher unter lautem Jubel des Volkes in Moskau eingezogen war, benahm sich indessen von Anfang an höchst unvorsichtig, obgleich es ihm gelungen war, Feodor's I. Wittwe zu bewegen, daß sie seine Lüge bekräftigte, indem sie ihn als ihren jüngeren Sohn anerkannte; später, als das Glück von ihm wich, nahm sie ihr Zeugniß wieder zurück. Otrepiew setzte den Patriarchen ab und vernachlässigte auf höchst unvorsichtige Weise den griechischen Cultus, um den lateinischen zu begünstigen. Als nämlich die mit ihm verlobte Tochter des Woiwoden von Sendomir, Marina, in Begleitung vieler vornehmen Polen und eines Heeres von viertausend

Mann Polen, welche der Czaar zur Leibwache annahm, nach Moskau kam, erhielten alle diese freie Übung ihrer Religion. Überdies erlaubten sich die polnischen Garden in Moskau selbst die größten Gewaltthätigkeiten, und als an einem derselben die verdiente Strafe vollzogen werden sollte, hinderten die Anderen es mit Gewalt. Marina, welche der Czaar nach seiner Vermählung am 8. Mai 1606 krönen und salben ließ, wurde, obgleich sie katholisch blieb, von dem durch Otrepiew eigenmächtig eingesetzten Patriarchen als rechtgläubige Czaarin in das Kirchengebet eingeschlossen. Otrepiew fröhnte außerdem nicht nur auf verschwenderische Weise allen Genüssen, sondern er und seine Gemahlin bewiesen auch große Ergebenheit gegen den Pabst, mit dem sie correspondirten. Den Jesuiten, denen Otrepiew Wohnungen in der Nähe des Kreml anwies, ward öffentliche Religions-Übung erlaubt, und diese tobten dann auf ihre gewohnte Weise von den Kanzeln herab. Dagegen vernachlässigte der Czaar die griechischen Gebräuche in ganz auffallender Art, indem er die Fasten nicht hielt und weder die Feste mitfeierte, noch die Bilder anbetete. Dies allein wäre hinreichend gewesen, um das russische Volk von ihm abwendig zu machen, wenn auch keine anderen Ursachen hinzu gekommen wären. Einer der angesehensten Bojaren, der Knäs oder Fürst Wasilji Iwanowitsch, glaubte überdies erfahren zu haben, daß man die Absicht habe, den ganzen höheren Adel auszurotten. Dieser Mann stellte sich daher in der Nacht vom 16. auf den 17. Mai 1606 an die Spitze der tobenden Masse der Einwohner Moskau's, und griff den Kreml sowie die denselben vertheidigenden Polen an. Nach achtstündigem Kampfe, in welchem zweitausend Menschen das Leben verloren, wurde der Czaar erschossen, seine Gemahlin aber nebst vielen Polen gefangen genommen und dann in den Kerker geworfen.

Als auf diese Weise die Polen besiegt waren, begab sich Wasilji Iwanowitsch, den man von seiner Geburtsstadt Schuja, wo seine Vorfahren einst als ein Zweig der Theilfürsten von Nowgorod und Susdal regiert hatten, den Schujaischen nannte, am 20. Mai mit seinen Anhängern auf den Marktplatz von Moskau, wo ihn das Volk als Czaar anerkannte. Das Reich, die Russen sowohl als die Kosacken, unter denen der schreckliche Iwan Ordnung und Zucht eingeführt hatte, war zu sehr in Verwirrung gerathen, als daß es

leicht wieder hätte zur Ruhe gebracht werden können. Es gehört indessen nicht zu unserer Aufgabe, mehr von der russischen Specialgeschichte aufzunehmen, als zum Verständnisse der dänischen und schwedischen unumgänglich erforderlich ist. Nach Wasilji Iwanowitsch's Ernennung zum Czaaren, als überall das Volk im Aufstande war, trat alsbald unter den Kosacken des Dniepr ein neuer Betrüger auf, der sich schon zu Otrepiew's Zeit für den Czaarewitsch Peter, den Sohn Feodor's I., ausgab. Diesen nahm der General Bolotnikow, der ein Heer gegen den Czaar gebildet hatte, in Schutz. Gegen beide Rebellen, die sich in Tula befestigt hatten, führte Wasilji im Juni 1607 ein überlegenes Heer. Sie wurden genöthigt, sich ihm durch eine Capitulation zu ergeben, welche, wie Bolotnikow hätte voraussehen sollen, der Czaar nicht erfüllte. Dieser ließ vielmehr den falschen Peter aufknüpfen und den General Bolotnikow ersäufen. Der Aufstand war auf solche Weise kaum gedämpft, als ein neuer ausbrach. Es hatten nämlich der Vater der in Moskau gefangen gehaltenen Marina und ihre Verwandten sich Mühe gegeben, in Polen einen neuen Pseudo-Demetrius aufzutreiben, und endlich einen Schulmeister Namens Iwan gefunden, welcher in Moskau geboren war, aber den größten Theil seines Lebens in Polen zugebracht hatte. Dieser Betrüger, welcher in der russischen Geschichte Dimitrji II heißt, ward besonders von polnischen großen Herren, die nach Beute gierig waren, unterstützt, und auch König Siegmund III. selbst hatte ihm Beistand versprochen. Er zog an der Spitze einer großen Zahl von Leuten, die sich zu ihm gesellten, aus Polen gerades Weges nach Moskau. Sein Heer vermehrte er besonders dadurch, daß er ebenso, wie vorher Bolotnikow gethan hatte, bekannt machen ließ, die Leibeigenen derjenigen Bojaren und Knäse, welche in Wasilji's Diensten beharrten, sollten, wenn sie ihm schwören und dienen würden, ihrer Herren Güter besitzen, und es solle ihnen erlaubt sein, die hinterlassenen Töchter derselben zu heirathen. Wasilji dagegen glaubte die Polen, welche dem vorgeblichen Dimitrji bereits zweimal zum Siege verholfen hatten, gewinnen zu können, wenn er Marina und die vielen in Moskau gefangenen Polen in Freiheit setze; er verfehlte aber den beabsichtigten Zweck. Die in Freiheit gesetzten fielen nämlich unterwegs in Dimitrji's Gewalt, und Marina schämte sich nicht, diesen zweiten Dimitrji als ihren wiedergefundenen Gemahl

Dimitrji I. anzuerkennen. Anderthalb Jahre lang lagen nachher die Schaaren des Abenteurers bei dem zwölf Wersten von Moskau entfernten Dorfe Tuschim. Dann wurde er durch ganze Horden von Kosacken und durch neue Schaaren aus Polen so sehr verstärkt, daß er wieder gegen Moskau ziehen konnte, welches er früher schon einmal vergebens einzunehmen versucht hatte. Übrigens zeichnete sich damals unter den polnischen Heerführern, welche die grausigsten Verheerungen in Rußland verübten, besonders der Starost von Uswiäk, Johann Sapieha, aus.

In dieser Bedrängniß wandte sich Wasilji an König Karl IX. von Schweden, welcher noch immer mit den Polen im Krieg war und, wie wir wissen, 1605 eine blutige Niederlage bei Kirkholm erlitten hatte. Karl war, so lange der Großkanzler Zamoisky die polnischen Heere anführte, diesen nicht gewachsen; als aber Zamoisky gestorben war, wurde Karl seinem Neffen Siegmund überlegen. Im Jahre 1609 bewogen ihn die Fortschritte, welche die Polen 1608 in Rußland gemacht hatten, sich mit dem Czaar Wasilji gegen dieselben zu verbinden. Der Letztere, von Dimitrji's Schaaren in seiner Residenz bedroht, hatte seinen Neffen Skopin Schuiski an Karl IX. geschickt, und es wurde dann am 28. Februar 1609 zu Wiborg eine Übereinkunft mit Karl zu Stande gebracht. Nach derselben ward der Friedensvertrag von 1595 auf ewige Zeiten erneut und außerdem Folgendes festgesetzt: Rußland entsagte für immer seinen Ansprüchen an Liefland, und Wasilji trat nicht nur Kerholm an Schweden ab, sondern er versprach auch, dem König Karl mit einem Heere gegen Siegmund III. beizustehen. Dagegen verpflichtete sich Karl, dem Czaar dreitausend Reiter und zweitausend Mann Fußvolk zu Hülfe zu schicken, welche Truppen aus deutschen, französischen, englischen, schottischen und niederländischen Miethlingen bestanden und von Wasilji monatlich hunderttausend Thaler erhielten. Endlich versprachen noch beide Theile, daß keiner ohne den anderen Frieden machen wolle. Übrigens ward der Artikel wegen Kerholm's sehr geheim gehalten und deshalb auch vorerst nicht erfüllt. Die schwedischen Hülfstruppen wurden von den beiden größten Feldherren des Nordens, Jakob de la Gardie und Ewert Horn, angeführt. Schon am 4. April vereinigte der Erstere sein Heer mit dem des Knäsen Skopin Schuiski. Die Russen erkannten damals in Skopin Schuiski ihren

Retter; denn er trieb bis zum Monat August die Polen und die empörten Russen aus dem ganzen nördlichen Rußland und schlug Sapieha aufs Haupt. Das Kloster der heiligen Dreifaltigkeit oder das Troizkoi-Kloster hielt durch seine ungeheuern Mauern den Dimitrji II. und die Polen unter Sapieha und Lissowsky sechszehn Monate lang auf, was uns freilich in unserer Zeit unglaublich scheint. Als endlich überall im südlichen und westlichen Rußland Unruhen ausbrachen, und zugleich die Tataren das Land überschwemmten, erklärte auch der polnische Reichstag dem König Siegmund III. zu Gefallen den Russen den Krieg. Siegmund zog darauf im September 1609 gegen die Russen. Er fand indessen vor Smolensk einen Widerstand, den er nicht erwartet hatte; denn der tapfere Woiwode Schein vertheidigte die Stadt anderthalb Jahre lang, so daß sie erst im Juni 1611 erobert werden konnte.

Von diesem Augenblicke an erreichte die Verwirrung in Rußland den höchsten Grad. Dimitrji II. ward in Tuschim von den Polen verlassen und floh nach Kaluga, von wo aus er mit den Russen, die sich dort wieder um ihn sammelten, Raub und Mord übte; gegen Wasilji aber erhob sich sogar in Moskau selbst eine Partei, als derselbe die unter de la Gardie dienenden Miethlinge gegen Siegmund ausgeschickt hatte. Diese Miethlinge empörten sich, als das Geld zu ihrem Solde nicht ankam, gegen ihre Anführer, plünderten das Gepäck ihrer eigenen Generale und Officiere, gingen schaarenweise zum Feinde über und traten endlich mit Siegmund in Unterhandlung. Nichtsdestoweniger ernteten damals Ewert Horn und Jakob de la Gardie großen militärischen Ruhm; denn sie führten vierhundert Schweden und Finnländer aus dem Inneren Rußland's glücklich nach der schwedischen Grenze zurück. Der Czaar Wasilji gerieth, als er von den Schweden verlassen worden war, in die bedenklichste Lage. Nachdem nämlich der polnische General Zolkiewsky mit seinen dreitausend Mann Truppen das gegen ihn ausgeschickte Heer des Czaaren theils an sich gelockt, theils geschlagen und de la Gardie zum Abzuge nach Nowgorod genöthigt hatte, nahm er mit den Deutschen, Polen und Franzosen und mit den Russen seiner Partei dieselbe Stellung bei Tuschim ein, von welcher aus Dimitrji II. im vorhergehenden Jahre Moskau bedroht hatte. Die Einwohner von Moskau aber empörten sich gegen Wasilji und

suchten dann die Hülfe der Polen dadurch zu erlangen, daß sie dem jungen Ladislaus, dem Sohne Siegmund's, die Czaaren-Würde anzubieten beschlossen. Den seitherigen Czaaren zwang man, sich als Mönch einkleiden zu lassen. Er weigerte sich zwar standhaft Mönch zu werden; man fragte aber nichts darnach, sondern ließ ohne Weiteres die Einkleidungs-Formel vorlesen, und der Knäs Turenin sprach in Wasilji's Namen die schrecklichen Gelübde aus (Juli 1610). Bei dieser Absetzung waren viele der vornehmsten Russen, Geistliche und Weltliche, thätig, weil man dem Czaar Wasilji den Gehorsam unter dem Vorwande aufkündigte, daß er Gott misfällig sei und die Strafe, die er durch seine Sünden verdient habe, auf sein Volk ziehe. Es half ihm nichts, daß der Patriarch anderer Meinung war. Sein Nebenbuhler, Dimitrji II., ward in Kaluga von einem Tataren ermordet.

Nach Wasilji's Absetzung bildete sich ein Bojaren-Rath, welcher alle Städte zum Aufstande rief und sie aufforderte, Streiter zur Vertheidigung des Reiches und angesehene Männer zur Wahl eines neuen Czaaren nach Moskau zu senden. Über diese Wahl war große Verschiedenheit der Meinungen. Ein Bojar trug auf die Erwählung des polnischen Prinzen Ladislaus an; das Volk dagegen, vom Patriarchen Hermogenes geleitet, wollte einen Czaar aus derjenigen Familie gewählt haben, welche in entferntem Grade mit Rurik's Stamm verwandt war. Diese Familie waren die Söhne und Enkel des Nikitsch Romanow, des Bruders von Feodor's I. Mutter. Nikitsch Romanow hatte fünf Söhne hinterlassen, von welchen der älteste Feodor Nikitsch hieß. Dieser war nebst seinen vier Brüdern von Boris Gudunow grausam verfolgt und nachher gezwungen worden, als Mönch in ein Kloster zu gehen, und war später unter dem Namen Philaret Patriarch von Rostow geworden. Seine Gemahlin und sein fünf Jahre alter Sohn, Michael Feodorowitsch Romanow, lebten in der Verbannung auf ihrem Erbgute. Der Letztere war es, welchen das Volk zum Czaaren gewählt haben wollte, da sein Vater, nachdem man ihn zum Eintritt in den geistlichen Stand gezwungen hatte, nicht wählbar war; er war aber zur Zeit von Wasilji's Absetzung erst sechszehn Jahre alt. Man zog ihm daher, als Zolkiewsky mit den Polen vor Moskau erschien, den polnischen Prinzen Ladislaus vor.

Die Anerkennung des Letzteren ward durch einen Vertrag, welchen der Hetman am 17. August 1610 mit den Bojaren schloß, an viele beschränkende Bedingungen geknüpft. Mit diesem Vertrage schickte man den Patriarchen Philaret und den Fürsten Wasilji Golyzin zum König Siegmund. Dieser trug mit Recht Bedenken, seinen jungen Sohn den Russen anzuvertrauen, und verlangte, daß man ihn selbst zum Czaaren erwähle. Als die beiden Gesandten der Bojaren darauf nicht eingingen, behielt er sie in Polen zurück. Unterdessen waren Zolkiewsky und seine Polen gegen den Vertrag in Moskau eingerückt und hatten den Kreml besetzt. Da nun überdies der König von Polen auf der Übergabe des damals noch immer von dem Woiwoden Schein vertheidigten Smolensk bestand, so glaubte man, Siegmund wolle Rußland mit Polen vereinigen. Es forderten daher Schein und die beiden Gesandten der Bojaren, Philaret und Golyzin, den Patriarchen von Moskau auf, den Polen nicht zu trauen. Der Letztere, ein sechszigjähriger Mann, ermahnte hierauf in Briefen, die er an die einzelnen Städte ergehen ließ, seine Landsleute zur Vertheidigung ihres Glaubens und ihrer väterlichen Einrichtungen, indem er sie aufforderte, Truppen nach Moskau zu schicken, und sie zugleich von dem Eide entband, den sie dem polnischen Prinzen geleistet hatten (December 1610).

Hierauf zogen die Mannschaften von fünfundzwanzig Städten gegen Moskau, wo die Polen immer noch den Kreml besetzt hielten und durch den von ihnen verübten Unfug, durch Raub und durch Verachtung des griechischen äußeren Gottesdienstes die Russen erbitterten. Mit den Truppen von Räsan und Severien erschien Läpunow vor Moskau; aus Kaluga, Tula, Nischnei-Nowgorod, Murom und anderen Gegenden kamen viele in den russischen Annalen genannte Fürsten. Im März 1611 versuchte der Vortrab von Lupunow's Heer unter dem Fürsten Poscharski die Bevölkerung Moskau's beim Sturm auf den Kreml zu unterstützen; allein die Masse von siebenmalhunderttausend rohen Russen vermochte nichts gegen die fünftausend Polen und zweitausend Deutschen im Kreml. Die eindringenden Russen hatten, um sich den Weg zum Kreml zu bahnen, die Eckhäuser der Gassen angezündet; die ganze aus hölzernen Gebäuden bestehende Stadt wurde von den Flammen ergriffen; Tausende von Menschen kamen durch das Feuer oder durch das Schwert

um; alle Russen zerstreuten sich, und schon am folgenden Tage war keiner von ihnen mehr zu sehen; selbst Poscharski hatte sich verwundet zurückgezogen. Ganz Moskau, welches damals weite Felder und Gärten in seinen Ringmauern einschloß und vier Meilen im Umfang hatte, lag bis auf den Kreml in Asche; alle Paläste der Knäsen, Bojaren und reichen Kaufleute waren in zwei Tagen ein Raub der Flammen geworden. Daß jedoch, wie die russischen Geschichten erzählen, hunderttausend Menschen umgekommen seien, müssen wir bezweifeln. Dagegen ist es ausgemacht, daß man sich höchst ungeschickt benahm, um das Häuflein Polen aus dem Kreml zu treiben. Als sich die Volksmasse aller Gegenden um Moskau zusammendrängte, hatte man endlich drei Hauptanführer, Läpunow, Dimitrji Trubetzkoi und Iwan Saruzki, gewählt; diese waren aber unter sich uneinig. Trubetzkoi stellte sogar einen neuen falschen Dimitrji auf, indem er einen entlaufenen Diakonen, Isidor, unter dem Namen Dimitrji zum Czaaren machte. Dieser Dimitrji ward in Pskow ausgerufen; Kasan dagegen und Wiätka huldigten dem Sohne der Marina. Im Juni 1611 mußte endlich die Stadt Smolensk capituliren. Im September erschien der Pole Chodkiewicz mit einem neuen Heere im Kreml, wo er dann Siegmund's Anzug erwartete. Andererseits eroberte damals de la Gardie Nowgorod und bewog eine mächtige Partei, Karl's IX. jüngeren Sohn, Karl Philipp, zum Herrscher zu verlangen, um von Schweden Beistand gegen die Polen zu erhalten.

In dieser allgemeinen Noth der Russen ward, wie die russischen Chroniken berichten, ein schlichter Bürger von Nischnei-Nowgorod durch Begeisterung und durch Aufopferung für das Vaterland der Retter der russischen Nationalität. Dieser Bürger war der reiche Fleischer Kosma Minin, Vorsteher einer der Vorstädte von Nischnei-Nowgorod. Er ermunterte seine Mitbürger, daß sie, Alt und Jung, sich erheben, Soldaten ausheben, ihre Häuser verkaufen und ihre Weiber und Kinder zum Pfande geben sollten, um ihr Vaterland zu erlösen. Sein Aufruf fand Gehör, so daß, wie die russischen Chroniken sagen, in Folge desselben unzählige Schaaren sich in Jaroslaw vereinigten. Minin hatte gleich im Anfange des Aufstandes den Namen „erwählter Mann des ganzen moskowitischen Reiches" angenommen, überließ aber bescheiden die Anführung des

Heeres dem Poscharski. Die Sache zog sich jedoch trotz des Enthusiasmus, welchen Minin erweckt hatte, in die Länge, weil Läpunow, dessen Heer nicht blos aus Russen, sondern auch aus Polen und Kosacken bestand, in Räsan zugleich mit den Bürgern von Alt-Nowgorod den schwedischen Prinzen Karl Philipp, Trubetzkoi aber in Pskow den neuen falschen Dimitrji als Czaaren anerkannt hatte, statt daß Minin einen Sprößling von Rurik's Stamm erwählt haben wollte. Erst im August 1612 gelang es dem wackeren Bürger, alle Anführer für seinen Zweck zu vereinigen. Poscharski brach hierauf in demselben Augenblicke gegen Moskau auf, als Siegmund mit seinem Heere schon bis Wiasma gekommen war. Der Letztere wollte sich mit Chodkiewicz und mit Struß, dem Commandanten des Kreml, und ihren Polen verbinden; Poscharski griff aber mit dem von Nischnei-Nowgorod ausgerüsteten Heere am 20. August 1612 die Polen unter Chodkiewicz an, und brachte denselben nach einem dreitägigen Kampfe eine Niederlage bei. Chodkiewicz zog hierauf nach Litthauen, während Struß zur Vertheidigung des Kreml zurück blieb. Am 22. Oktober ward von den Russen, welche Minin's Beredsamkeit endlich für einen gemeinschaftlichen Plan vereinigt hatte, auch der Kreml durch Sturm genommen, und nun wagte Siegmund nicht weiter vorzugehen.

Jetzt forderten die Bojaren, welche den Sieg erfochten hatten, durch Rundschreiben vom 27. November alle Russen auf, zum Behuf der Erwählung eines neuen Czaaren aus einer edeln Familie Bevollmächtigte nach Moskau zu schicken. Diese trafen im März 1613 dort ein. Ihre Zahl war nicht im Voraus bestimmt gewesen; es erschienen aber drei Metropoliten, ebensoviel Erzbischöfe, zwei Bischöfe, sechszehn Archimandriten, vierzehn Igumenen, vier Mönche, drei Protopopen, fünf Popen, siebenzehn Bojaren, achtundvierzig höhere Staatsbeamte, fünfundfünfzig amtfreie Männer der ersten Geschlechter, drei tatarische Magnaten und die Abgeordneten von vierundvierzig Städten. Die Versammelten wählten den Sohn des obenerwähnten Patriarchen Philaret von Rostow, Michael Feodorowitsch Romanow, welcher damals erst achtzehn Jahre alt war und bei seiner Mutter auf einem Erbgute lebte. Sohn und Mutter sträubten sich anfangs gegen die Annahme der Krone, sie wurden aber endlich doch dazu gebracht. Der neue Czaar, dessen Vater Philaret damals aus der

polnischen Gefangenschaft losgekauft wurde, kam zwei Monate nach seiner Erwählung am 19. Mai 1613 in Moskau an. Er fand außer unsäglicher Verwirrung im Inneren zwei auswärtige Feinde vor, den König Siegmund III. von Polen und den König Gustav Adolf von Schweden. Dies führt uns auf die schwedische Geschichte zurück.

c) Erste Zeit Gustav Adolf's.

König Karl IX. von Schweden hatte gleich im Jahre 1609, als er dem russischen Czaaren Hülfstruppen schickte und von denselben nur ein kleiner Theil unter Gefahren und Noth nach Liefland zurückkehrte, den Krieg mit Rußland eifrig betreiben wollen. Er hatte deshalb einen Reichstag nach Stockholm berufen, aber den Ritterstand, wie immer, ganz abgeneigt gefunden, ihn zu unterstützen, so daß der Reichstags-Beschluß nur im Namen der Priester, Bürger und Bauern erlassen worden war. Karl hatte bei dieser Gelegenheit den Adel so heftig gescholten, daß ihn ein Schlag rührte und er seit dem weder ganz verständlich reden, noch wie früher in Geschäften sehr thätig sein konnte. Er hatte indessen an de la Gardie und Ewert Horn zwei sehr tüchtige Generale. Der Erstere eroberte im Jahre 1611 Kerholm, welches bis dahin von Rußland noch immer nicht herausgegeben worden war. Gleich darauf nahm er sogar Nowgorod ein und bewirkte, daß eine Partei in Rußland dem königlichen Prinzen Karl Philipp den russischen Thron anbot. Ein Krieg mit Dänemark hinderte jedoch Karl IX., seinen großen General zur rechten Zeit mit derjenigen Energie zu unterstützen, die ihm auch in seinen letzten Jahren noch eigen blieb, selbst als er durch den Schlag gelähmt worden war.

Christian IV. von Dänemark und Karl IX. von Schweden waren nie Freunde gewesen. Christian hatte stets den von Karl verfolgten schwedischen Großen Aufenthalt und Schutz gewährt, und seit der Krönung Karl's (1608), bei welcher Gelegenheit dieser zugleich seinen ältesten Sohn Gustav Adolf zu seinem Nachfolger und zum Herzog von Finnland, den zweiten, Karl Philipp, zum Herzog von Ostgothland und den jüngsten, Johann, zum Herzog von Südermannland erklärte, waren beide Könige immer mehr gegen einander erbittert worden. Christian würde schon damals längst einen Krieg

begonnen haben, wenn nicht der dänische Reichsrath, von dem er abhängig war, sich bis zum Jahre 1610 geweigert hätte, in einen Krieg mit Schweden, welchem auch Karl auf jede Weise auszuweichen suchte, einzuwilligen. Den Vorwand zu diesem Kriege gaben nicht nur die drei Kronen, das Symbol der Herrschaft über ganz Skandinavien, welches beide Regenten in ihrem Wappen behalten hatten, sondern auch die Aufnahme der vielen schwedischen Unzufriedenen in Dänemark, sowie der Besitz der öden Lappmarken, welche eigentlich für keines der beiden Reiche einen Werth hatten, und des Städtchens Sonnenburg auf der Insel Oesel. Die Hauptsache war jedoch, daß Christian seine Besitzungen jenseit des Sundes zu erweitern hoffte. Dänemark besaß nämlich damals noch die bevölkertsten und fruchtbarsten Provinzen des jetzigen Schweden's, Schonen, Halland, Blekingen, Bohus und Herjedalen, welche den fünften Theil der Bevölkerung von ganz Schweden enthielten.

Die Briefe, welche die beiden Könige vor dem Beginne des Krieges mit einander wechselten, lassen an Ungezogenheit und Grobheit Alles hinter sich, was in dieser Gattung auf den Fischmärkten von Hamburg oder London Geniales geleistet wird; wir enthalten uns daher, Proben dieses Styles zweier Könige zu geben. Den Krieg erklärte Christian schon im April 1611, Karl erst später. Bereits im Mai nahm das dänische Heer die Stadt Kalmar; das Schloß derselben fiel erst nachher durch Verrath in die Gewalt der Dänen. König Karl, an der Zunge gelähmt und zum Handeln nicht mehr fähig, erschien zwar bei seinem Heere; er überließ aber die Leitung des Krieges seinem Sohn Gustav Adolf, den die Natur mit allen Anlagen zum Feldherrn und mit allen Eigenschaften eines frommen, gütigen, weisen Regenten begabt hatte. Karl hatte ihn kurz vorher, wie man dies in Schweden bei der Volljährigkeits-Erklärung zu thun pflegte, im siebenzehnten Jahre unter großer Feierlichkeit wehrhaft gemacht.

Obgleich zum Feldherrn geboren, suchte Gustav Adolf doch, als er nach seines Vaters Tode (Oktober 1611) König geworden war, den Frieden mit Dänemark durch Aufopferung kleiner Vortheile zu erkaufen, weil er die Siege und Eroberungen de la Gardie's in Rußland benutzen wollte. Er schickte schon im Jahre 1611 einen Herold mit Friedensvorschlägen ab; aber die Dänen blieben vorerst grob,

wie sie gewesen waren, wiesen den Herold an der Grenze zurück, und gaben dem jungen Könige nicht einmal den Königstitel, sondern nannten ihn nur Herzog. Der Krieg wurde daher im Jahre 1612 fortgesetzt. Die Ereignisse desselben sind für die allgemeine Geschichte von keiner Bedeutung. Für Schweden war es nachtheilig, daß die Dänen Kalmar und die Festung Elfsburg auch im Jahre 1612 behaupteten, obgleich die Schweden ihrerseits auch Jemtland und Herjedalen besetzten. Christian IV. konnte in diesem Kriege ebenso wenig auf die dänische Aristokratie rechnen, als er nachher in seinem deutschen Kriege von derselben unterstützt wurde. Er ward deshalb im Laufe des Jahres geneigt, die vortheilhaften Bedingungen anzunehmen, welche ihm von Schweden angeboten wurden.

Gustav Adolf, hitzig, heftig und ideal, ließ sich schon damals, wie in seinem ganzen übrigen Leben, von einem kalten, praktischen, für diplomatische und politische Geschäfte geborenen Mann, Axel Oxenstierna, leiten, den er, obgleich derselbe damals erst achtundzwanzig Jahre alt war, sich als Kanzler zur Seite setzte. Oxenstierna glich als politisches Genie dem Kardinal Richelieu, seinem Zeitgenossen, dem er auch in Rücksicht seines sehr wenig liebenswürdigen Charakters und seines Hochmuths ähnlich war. Es war gewiß Gustav Adolf's schönste Eigenschaft, daß er, der die Welt durch seine Begeisterung für alles Hohe und Große in Staunen setzte, doch als Regent stets zurücktrat, wenn er einsah, daß die Berechnung und kalte Klugheit des Kanzlers der öffentlichen Sache nützlicher sei, als seine eigene Idealität. Oxenstierna und drei andere Reichsräthe unterhandelten 1612, unter Vermittelung der Bevollmächtigten Jakob's I. von England, welche man zuließ, um dem Stolze dieses wunderlichen Fürsten zu schmeicheln. Die Unterhandlungen währten von Mitte December 1612 bis Mitte Januar 1613. Am 19. Januar 1613 ward in dem Dorfe Knäröd am Laga-Strom in Halland der Frieden unterzeichnet. Die Hauptschwierigkeit bei der Unterhandlung war die Herausgabe von Kalmar und Elfsburg, welche Schweden mit Geld erkaufen mußte. Im Frieden von Knäröd war überhaupt der ganze Vortheil auf Seiten der Dänen; denn Schweden mußte seinen Ansprüchen auf Sonnenburg, sowie der Herrschaft über die See-Lappen von Titisburg bis Warängar in Norwegen entsagen und Jemtland nebst Herjedalen zurückgeben. Dänemark zog dagegen seine Truppen aus

Kalmar und aus der Insel Oeland, und versprach nach sechs Jahren auch Elfsburg zurückzugeben, wenn ihm innerhalb dieser Zeit eine Million Reichsthaler von Schweden gezahlt sei. Der Streit über die drei Kronen blieb auf sich beruhen, und dieses Wappen ward später noch einmal zum Vorwande eines Krieges gemacht.

Der junge König von Schweden konnte sich jetzt gegen Rußland wenden, wo während des sogenannten Zwischenreiches von 1610 bis 1613, auf Karl's IX. Wunsch und auf die drohende Forderung, welche de la Gardie an die von ihm eroberte ungeheuere Stadt Alt-Nowgorod ergehen ließ, eine mächtige Partei Gustav Adolf's Bruder, Karl Philipp, zum Czaaren verlangte. De la Gardie hatte damals schon längst verlangt, daß man den schwedischen Prinzen zu ihm herüber schicke, damit er ihn an der Spitze des Heeres in seiner Hauptstadt einsetze; Gustav Adolf trug aber nach dem Tode seines Vaters Bedenken, seinen Bruder den Russen anzuvertrauen oder des russischen Reiches wegen einen Krieg zu führen. Als man endlich nach dem Abschlusse des Friedens mit Dänemark im Juli 1613 den Prinzen nach Wiborg schickte, war, wie wir wissen, schon in den ersten Monaten des Jahres 1613 Michael Romanow Czaar geworden. Dieser neue Beherrscher von Rußland schickte sogleich Gesandte an Gustav Adolf, und machte ihm das Anerbieten, daß er die Bedingungen erfüllen wolle, unter welchen Wasilji im Jahre 1609 mit Karl IX. Frieden geschlossen hatte (s. S. 165). Darauf ging jedoch Gustav Adolf nicht ein. Er rief vielmehr de la Gardie aus Nowgorod ab, um ihn dem russischen Heere entgegenzustellen, und schickte Ewert Horn statt seiner nach Nowgorod. De la Gardie erfocht im Juli 1614 einen glänzenden Sieg bei Staraja Russa, und nöthigte die Russen, ihre Verschanzungen bei Branitza zu räumen. In demselben Jahre entriß er ihnen die Festung Augdow, die sie früher den Schweden wieder abgenommen hatten. Der König, welcher de la Gardie zuerst mit nach Schweden genommen hatte, schickte ihn nachher nach Narwa, wo unter holländischer und englischer Vermittelung über einen Frieden unterhandelt werden sollte, während Ewert Horn den Oberbefehl über das gegen die Russen bestimmte Heer erhielt. Die Russen waren bereit, Frieden zu schließen; Horn verlangte aber die Abtretung von Nowgorod, sowie fünfzig Tonnen Goldes für die Kriegskosten und als Unterpfand für die

Zahlung derselben die feste Stadt Pleskow am Peipus-See. Dies konnten freilich die Russen nicht zugestehen. Horn und Gustav Adolf erschienen daher im Juli 1615 vor der Stadt Pleskow, wo der Erstere alsbald bei einem Ausfalle der Russen das Leben verlor. Die Belagerung hatte nachher nur geringen Fortgang, da es den Schweden an Geld fehlte und die im inneren Kriege Rußland's zu Grunde gerichteten und ausgesogenen Umgegenden nichts liefern konnten. Dadurch ward Gustav Adolf, welcher in den drei letzten Jahren Gelegenheit gehabt hatte, seine großen Feldherrn-Talente unter den beiden größten Generalen jener Zeit auszubilden, geneigt gemacht, seine Forderungen herabzustimmen, und der englische Gesandte bewog die Russen zur Annahme.

Auf diese Weise kam unter englischer Vermittelung am 27. Februar 1617 zu Stolbowa, einem zwischen Ladoga und Tichwin gelegenen, jetzt nicht mehr vorhandenen Dorfe, der sogenannte ewige Friede zwischen Schweden und Rußland zu Stande. Vermöge desselben erkannte Gustav Adolf den Czaar Michael Feodorowitsch Romanow förmlich an, entsagte im Namen seines Bruders Karl Philipp allen Ansprüchen desselben auf den russischen Thron, und versprach, Nowgorod nebst allen zum Bezirke dieser Stadt gehörenden Landstrichen zurückzugeben. Dagegen entsagte Rußland dem Besitze von ganz Karelien und Ingermanland, trat den Schweden die von ihnen eroberte Festung Kexholm und das ganze zu demselben gehörige Lehen förmlich ab, räumte ihnen die festen Orte Jama, Iwangorod, Nöteburg und Koporie ein, bestätigte die Abtretung von Liefland und zahlte zwanzigtausend Rubel.

Ehe nachher Gustav Adolf als Retter der protestantischen Religions-Verfassung nach Deutschland zog, hatte er Gelegenheit, sich in einem langjährigen Kriege mit Polen vollständig zu einem großen General und Regenten auszubilden. Die erste Schule hatte er unter Horn und de la Gardie gemacht. Die Geschäfte des Kabinets leitete in den ersten sechzehn Jahren seiner Regierung ein Mann wie Axel Oxenstierna, welcher später auch nach Gustav Adolf's frühem Tode den schwedischen Angelegenheiten mit großem Glücke vorstand.

3. Der dreißigjährige Krieg von der Einmischung Christian's IV. an bis zum ersten Auftreten Wallenstein's.

Während Gustav Adolf nach der Beendigung seines russischen Krieges mit Siegmund III. von Polen kämpfte, wurde Christian IV. in die deutschen Händel verwickelt. Dieser König, der in seinem Reiche Dänemark weit beschränkter, abhängiger und ärmer an Hülfsquellen war, als in seinen deutschen Herzogthümern Schleswig und Holstein, stand damals in Europa in großem Ansehen, und hatte nicht blos Norwegen neu eingerichtet und in Flor gebracht, sondern auch in außer-europäischen Welttheilen Niederlassungen angelegt und Handelsverbindungen angeknüpft. Er hatte sich übrigens der deutschen Bürgerfreiheit schon längst feindlich gezeigt, was denn freilich weder deutsche Städte noch deutsche Fürsten geneigt machen konnte, ihn in ihren inneren Streitigkeiten über politische oder religiöse Freiheit um Beistand anzurufen. Er hatte, während er in Dänemark eine Art von sehr insolenter Adels-Aristokratie dulden mußte, in Deutschland oder vielmehr gegen Deutsche ein strenges monarchisches Recht geltend zu machen gesucht. Er hatte unter Andern den übrigens gelehrten und wackeren Herzog Heinrich Julius von Braunschweig, dessen wir oben (S. 83—92) in Kaiser Rudolf's II. Geschichte gedacht haben, mit einem Heere unterstützt, als derselbe die Stände seines Herzogthums und die Freiheit der damals noch zur Hanse gehörenden Stadt Braunschweig zu unterdrücken suchte. Nach dem Tode des Herzogs Heinrich Julius (1613) zog Christian auch dem Nachfolger desselben, Friedrich Ulrich, zu Hülfe. Er hatte außerdem nicht allein der Übergewalt der Hanse in Norwegen ein Ende gemacht, sondern war auch sonst gegen diesen Bund, der schon zwölf Jahre später sich völlig auflöste, despotisch verfahren. Er hatte die Herrschaft der Ostsee ganz unbedingt in Anspruch genommen, wollte keine Kriegsschiffe der Hanse, selbst nicht die gegen Seeräuber bestimmten, dort dulden, erkannte das Stapelrecht, dessen Hamburg damals noch genoß, nicht an, und dachte, um dieser Stadt zu schaden, an die Errichtung eines Hafens in Glückstadt, die übrigens nachher den Hamburgern wenig Nachtheil brachte.

Bei Christian's zweitem Zuge gegen Braunschweig, den er 1615 machte, um für seinen Verwandten, den Herzog Friedrich Ulrich,

diese damals freie Stadt zu einer herzoglichen zu machen, regten sich zugleich die Holländer und die Stände des niedersächsischen Kreises gegen ihn. Die Holländer schickten Truppen, und Herzog Christian von Lüneburg zog als Kreis-Oberst gegen den König von Dänemark und den Herzog von Braunschweig ins Feld. Um den dänischen Gelüsten besser Widerstand leisten zu können, schlossen die Städte Lübeck, Hamburg, Bremen, Magdeburg, Braunschweig und Lüneburg 1616 mit den Herzögen von Lüneburg und Mecklenburg ein Vertheidigungs-Bündniß gegen Christian, und Hamburg, welches als holsteinische Stadt das Schicksal von Braunschweig zu fürchten hatte, suchte beim Kaiser um die Reichsfreiheit nach. Sowohl Christian als der Herzog von Holstein bemühten sich, die Gewährung dieser Bitte der Hamburger zu verhindern; der Kaiser ertheilte aber dessen ungeachtet den gewünschten Freibrief, obgleich die Stadt erst nach dem westphälischen Frieden zur Anerkennung desselben gelangte.

Die Umstände änderten sich gleich in den folgenden Jahren, als die Truppen der katholischen Liga an der Weser erschienen und die Stände des niedersächsischen Kreises sich mit der Gefahr bedroht sahen, der von ihnen eingezogenen Güter der Kirche wieder beraubt zu werden. Bei der Spaltung der verschiedenen Linien der Herzöge des welfischen Hauses, bei denen das Directorium jenes Kreises seit langer Zeit war, mußte man einen Fürsten suchen, welcher weniger als diese Herzöge vom Kaiser zu fürchten hatte. Die Linien der Herzöge von Lüneburg, Wolfenbüttel, Zelle, Haarburg und Dannenberg stritten über das Fürstenthum Grubenhagen, und der Kaiser hatte gegen Wolfenbüttel für Zelle und Dannenberg entschieden. Während die welfischen Herzöge mit einander in Zwist lebten, war Friedrich Ulrich, das Haupt der sogenannten mittleren Linie Braunschweig's, nicht blos ein schwacher Mann, sondern es reichten auch seine Mittel nicht aus, um ein Heer zu unterhalten. Man wandte sich daher um so mehr an Christian IV., als dieser ein besonderes Interesse hatte, sich den Plänen des Kaisers und der Liga zu widersetzen. Übrigens that Friedrich Ulrich alles Mögliche, um den Schein zu meiden, als wenn er sich auf irgend eine Weise des Kurfürsten von der Pfalz oder der protestantischen Sache annehmen wolle. Er und seine Mutter gaben sich namentlich die größte Mühe, seinen Bruder, den bekannten Abenteurer Christian, von seinem Unternehmen

abzumahnen, und Friedrich Ulrich schickte sogar Truppen gegen seinen Bruder aus, als derselbe über die Weser gehen wollte. Als daher 1621 Spinola seinen Zug in die Pfalz machte, wandten sich Alle an Christian IV.

Dieser hatte schon früher, wie aus Schlegel's Anmerkungen zu Niels Slange's Geschichte Christian's IV. hervorgeht, auf Bitten des englischen Königs Jakob I. recht ansehnliche Summen, unter Andern einmal zweimalhunderttausend Thaler, für den unglücklichen Friedrich V. von der Pfalz hergegeben. Im Anfange des Jahres 1621 veranstaltete er zu Segeberg in Holstein eine Versammlung, welcher auch der Kurfürst Friedrich V. beiwohnte. In Segeberg waren außer diesem und dem dänischen Könige englische, holländische, brandenburgische, hessische und pommerische Gesandte, sowie Christian von Lüneburg, damals noch Kreis-Oberst, Friedrich Ulrich von Braunschweig, August von Sachsen-Lauenburg und Johann Kasimir von Weimar persönlich anwesend. Es wurde dort eine Verbindung zwischen Dänemark, Holland und England verabredet. Sogar die dänischen Stände ließen sich damals bewegen, Geld und Truppen zu bewilligen, von denen man jedoch vorerst keinen Gebrauch machte. Was damals geschrieben und verabredet, sowie was später in Bremen ausgemacht und von Jakob I. und den Holländern versprochen wurde, wollen wir in einer allgemeinen Geschichte nicht angeben, weil es am Ende nur auf einen Brief an Ambrosius Spinola und auf eine Vorstellung an den Kaiser hinaus lief. Der Brief an Spinola ward am 5. März 1621 von Christian IV. und den Herzögen Friedrich Ulrich von Braunschweig und Christian von Lüneburg unterschrieben; er hatte aber keinen Erfolg, obgleich nach des Erzherzogs Albrecht Tode nicht nur dessen Gemahlin Isabella, welche von da an allein in den Niederlanden regierte, sondern sogar auch der König von Spanien bessere Gesinnungen für Friedrich V. zeigten, als vorher. Der Kaiser und seine Jesuiten lachten der armseligen niedersächsischen Fürsten mit dem großen Titel und Hofstaat und dem kleinen Gebiete.

Christian von Braunschweig war freilich ein ganz anderer Mann, als sein Bruder, der Herzog Friedrich Ulrich; denn er hatte mit zehn Thalern im Sacke seine Abenteuer begonnen und verzagte nicht, als er zwei Schlachten und einen Arm verlor. Er sammelte vielmehr aufs neue Soldaten in Westphalen und Niedersachsen und

wollte, als man ihn dort nicht dulden konnte, in die Niederlande zurückkehren. Auf diesem Marsch ereilte ihn Tilly am 9. August 1623 unweit der Grenze bei Stadtlohn und schlug ihn zum dritten Male. Durch diesen Sieg der katholischen Liga ward endlich Christian IV., welcher seinem Sohne einige der bedeutendsten westphälischen und niedersächsischen Stifter verschafft hatte, um sich selbst besorgt gemacht, da Tilly seine Truppen in Westphalen und nachher auch in Hörter einquartierte.

Das Verfahren, welches Tilly vorher in Heidelberg und überhaupt in der Unter-Pfalz eingehalten hatte, und das ihm von seinem Herrn, dem Herzog Marimilian, ausdrücklich befohlen worden war, sowie das rücksichtslose Benehmen des Kaisers gegen den Kurfürsten Friedrich V. von der Pfalz mußten bei den größtentheils protestantischen Ständen des niedersächsischen Kreises nothwendiger Weise die größte Besorgniß erwecken. Was das Erstere angeht, so hatte Tilly 1622 besonders gegen die Reformirten in der Pfalz Härte und Gewalt geübt. Er hatte ihnen die Kirchen und Kirchengüter wieder entrissen, um dieselben den Katholiken zurückzugeben; ebenso hatte er die unschätzbare Heidelberger Bibliothek, welche wegen ihrer Handschriften von allen Gelehrten Europa's benutzt und bewundert ward, auf fünfzig Wagen nach Baiern bringen lassen, von wo sie dann durch Marimilian als Geschenk für den Pabst nach Rom geschickt wurde. Was den Kaiser betrifft, so hatte dieser in den ersten Monaten des Jahres 1623 über die Kurwürde Friedrich's V. und über dessen Besitzungen, welche nicht dem Kurfürsten, sondern seinem ganzen Geschlechte gehörten, ganz willkürlich geschaltet. Da nämlich Marimilian von Baiern dem Kaiser eine Rechnung von dreizehn Millionen für die aufgewendeten Kosten gemacht hatte und einen bedeutenden Theil von Östreich als Unterpfand besetzt hielt, so eilte Ferdinand II., sein ehemals auf Unkosten Friedrich's V. gegebenes Versprechen (s. S. 121 f. u. 129 f.) zu erfüllen. Er trug auf einem im Januar 1623 zu Regensburg gehaltenen Convent, bei welchem nur wenige Fürsten sich persönlich oder durch Gesandte einfanden, unter der Zustimmung der katholischen Mitglieder desselben darauf an, daß dem Kurfürsten Friedrich V. die Kur-Würde und die Ober-Pfalz abgesprochen und an Marimilian von Baiern übertragen werde. Dagegen protestirten nicht blos die beiden ganz nichtigen Kurfürsten von Sachsen und Brandenburg,

welche Gesandte geschickt hatten, sondern auch der Verräther der deutschen und protestantischen Sache, Ludwig V. von Hessen-Darmstadt, der persönlich anwesend war. Der Kaiser nahm aber keine Rücksicht darauf, sondern belehnte schon am 25. Februar 1623 den Herzog Maximilian, welchem er die Ober-Pfalz bereits abgetreten hatte, feierlich mit der Kur-Pfalz und den zu ihr gehörigen Rechten, Regalien und Lehen. Weil jedoch auch der katholische Pfalzgraf Wolfgang Wilhelm von Neuburg als nächster Anverwandter des Beraubten seine Unzufriedenheit laut aussprach, so ward eine Clausel beigefügt, um nach deutscher Weise den Agnaten dasjenige durch Worte zu sichern, was sie durch die That verloren hatten. Beendigt wurde die Sache erst später, wie wir unten sehen werden.

Der Kaiser verfuhr damals um so dreister, da nicht ein einziger deutscher Fürst sich geregt hatte, als seine Juristen schon im Jahre 1621 durch einen arglistigen Ausdruck angedeutet hatten, daß er sich an das Versprechen nicht gebunden halte, welches die katholischen Fürsten im März 1620 zu Mühlhausen der protestantischen Union gegeben hatten. In Mühlhausen war nämlich versprochen worden: „daß, wenn die Protestanten sich nicht in die böhmischen Angelegenheiten mischten und kein Erzstift, kein Kloster, kein geistliches Gut weiter angriffen, die Katholischen weder selbst, noch durch Andere thätlich (de facto) und außer Rechtens irgend einen von ihnen aus einem Besitze verdrängen wollten." Schon diese Worte waren, da die Katholiken ja im Rechte zu sein behaupteten, verfänglich genug gewesen; der Kaiser gab aber, als Christian später um Belehnung ansuchte und sich gegen ihn auf die Erklärung von Mühlhausen berief, sogar die Antwort: „er wisse nicht, ob bemeldete conditiones annehmlich."

Christian IV. hatte seit dem Jahre 1621 eifrig dahin gearbeitet, daß sein Sohn Friedrich zum Coadjutor des holsteinischen Prinzen, welcher protestantischer Erzbischof von Bremen war, gewählt werde. Dies war endlich auch geschehen, wiewohl gegen den Willen des Erzbischofs, der erst nachher seine Zustimmung dazu ertheilte. Auch in Verden und Osnabrück, wo Herzog Philipp von Braunschweig Bischof war, bemühte Christian sich, seinem Sohne die Nachfolge zu verschaffen. Er erreichte in Verden seinen Zweck dadurch, daß er dem Bischof Philipp, welcher in Geldverlegenheit war, aus derselben half.

Dies meldet Christian in seinem Tagebuche mit folgenden Worten: „Am 19. November (1622) gab ich den Verden'schen Gesandten sechszigtausend Thaler in Gold und Silber, damit mein Sohn Friedrich zum Stifte Verden kommen möchte. Denselben Tag gab ich dem Verden'schen Kanzler dreitausend Thaler, die er Bothmern zustellen lassen sollte, um dafür eine Vicarie an Herzog Friedrich zu ertheilen." Der dänische Prinz ward in Verden gleich darauf Bischof. Außerdem überließ ihm Christian von Braunschweig nach seiner Niederlage auch das Bisthum Halberstadt. In Osnabrück dagegen war Tilly's Einfluß mächtiger, als der des Königs von Dänemark; und es wählten daher die katholischen Mitglieder des Kapitels, mit Übergehung des dänischen Prinzen, den katholischen Grafen von Hohenzollern.

Die Stände des niedersächsischen Kreises berathschlagten damals allerlei mit einander und wollten auch Truppen aufstellen; es geschah aber nichts, und Tilly's Soldaten übten überall Gewalt und Druck. Der Kaiser brachte es in dieser Zeit dahin, daß der Pfalzgraf von Neuburg seine Protestation gegen das gewaltsame Verfahren in der kur-pfälzischen Sache aufgab, und daß Landgraf Ludwig V. von Hessen-Darmstadt, welcher bisher nur insgeheim die Sache der Protestanten verrathen hatte, ebenfalls seine Protestation zurücknahm. Was das Letztere betrifft, so hatte Ludwig IV. von Hessen, einer der vier Söhne Philipp's des Großmüthigen, bei der Theilung des Landes Hessen Marburg erhalten und bei seinem Tode (1604) über dieses zu Gunsten Darmstadt's durch Testament verfügt. Dagegen hatten sich aber die Landgrafen von Hessen-Kassel aufgelehnt, weil Ludwig's Land ein Familiengut sei, und es war darüber ein Proceß entstanden, welcher zwanzig Jahre dauerte und jetzt durch den Kaiser zu Gunsten Darmstadt's entschieden wurde. Nur Sachsen und Brandenburg protestirten noch immer; sie schickten auch im Jahre 1623 eine Gesandtschaft an den Kaiser, welche jedoch eben so fruchtlos war, als alle früheren. Auch sie gaben indessen bald nach.

Im Jahre 1624 schienen sich endlich die Umstände so zu ändern, daß so wohl Gustav Adolf von Schweden, welcher damals in Polen Krieg führte, als Christian IV. von Dänemark Neigung zeigte, den weiteren Fortschritten der kaiserlichen Heere eine Schranke zu setzen. An Gustav Adolf hatte sich der Kardinal Richelieu gewendet,

welcher von dem französischen König Ludwig XIII. in sein Kabinet aufgenommen worden war und der Ausbreitung der spanischen und östreichischen Macht entgegen zu arbeiten suchte, ohne darum selbst Krieg anzufangen. Gustav Adolf schenkte auch wirklich den französischen Gesandten Gehör, und Richelieu traf zu gleicher Zeit Anstalten, die Holländer zu unterstützen, welche mit den Spaniern wieder in Krieg waren und von Spinola bedrängt wurden. Der schwedische König machte aber damals Bedingungen, welche den Franzosen, sowie auch den Engländern zu übertrieben schienen. Im Jahre 1624 jedoch verlobte sich der Sohn des englischen Königs Jakob I., Karl I., mit der französischen Prinzessin Henriette, die er dann im folgenden Jahre heirathete, und seit dieser Zeit schien es wirklich, als wenn zugleich die Engländer, Franzosen und Dänen für die Aufrechthaltung der deutschen Verfassung und der protestantischen Religion die Waffen ergreifen wollten. Von den deutschen Fürsten dagegen war nichts zu erwarten. Der Landgraf von Hessen-Darmstadt war dadurch, daß der Kaiser ihm einen günstigen Spruch in der Marburger Angelegenheit ertheilt und zugleich einige Ämter der Kur-Pfalz gegeben hatte, von diesem gewonnen worden. Kurfürst Georg Wilhelm von Brandenburg war auf gemeine Weise dem Trunke ergeben, und sein Minister, Adam von Schwarzenberg, hatte sich dem Kaiser verkauft. Die niedersächsischen Herzöge der verschiedenen Linien waren arm, schwach und zaghaft, und einer von ihnen, Christian von Lüneburg, welcher Oberster des niedersächsischen Kreises war, hatte sich ebenfalls dem Kaiser verkauft. Dem Kurfürsten von Mainz hatte der Kaiser die Bergstraße als einen Theil der Beute der Liga abgetreten. Unter diesen Umständen war nur von dem dänischen König Christian IV. etwas zu hoffen. Dieser hatte jetzt einen doppelten Grund, gegen die Liga aufzutreten, da die Bisthümer seines Sohnes Friedrich von den ligistischen Truppen immer härter mitgenommen wurden, und da er auch für seinen jüngeren Sohn ein Bisthum in Mecklenburg erlangt hatte. Er war überdies dadurch bedroht, daß sogar der Markgraf Christian Wilhelm von Brandenburg in seinem Stifte Magdeburg, der Herzog Christian von Lüneburg in Bezug auf Hoya und der Graf von Schauenburg wegen des Klosters Möllbeck von den kaiserlichen Truppen bedrängt wurden. Kaiser Ferdinand verstärkte nämlich damals das Heer in Westphalen

und Niedersachsen mit Kosacken, die er aus Polen hatte kommen lassen, und welche weit und breit schrecklich hausten. Beschwerte man sich bei Tilly, so verwies er auf Kurfürst Maximilian; klagte man beim Kaiser, so hatte dieser allerhand Ausflüchte. Das vormalige Kloster Möllbeck sollte wieder mit Mönchen bevölkert werden; im Stift Bremen wollte man den Prinzen Friedrich verdrängen und den Katholiken Hasenbach einsetzen; die Bisthümer Halberstadt, Münster und Osnabrück sollten wieder ganz katholisch werden; im Stifte Verden endlich wurde das Amt Sick, welches an Dänemark verpfändet war, von Tilly's Truppen ohne Weiteres besetzt.

Die Franzosen, die Generalstaaten und König Jakob von England waren endlich übereingekommen, sich der Sache des vertriebenen Kurfürsten von der Pfalz, so weit es, ohne daß sie selbst Krieg anfingen, geschehen konnte, thätig anzunehmen. Die Franzosen hatten bereits Christian von Braunschweig in ihren Sold, sowie die Engländer den Grafen Mansfeld in den ihrigen genommen, und Beide hatten in England und Frankreich Leute geworben. Auch standen Beide schon im Begriff, mit diesen aufs neue in Westphalen einzubrechen. Sie konnten aber für sich allein auf keinen Erfolg ihrer Unternehmungen gegen Tilly rechnen, und doch waren auch die Holländer nicht im Stande, ihnen beizustehen, da diese nach dem Ablaufe ihres Waffenstillstandes mit Spanien ihre Truppen gegen Spinola nöthig hatten, der ihre Festungen in Holländisch-Brabant belagerte. Alles kam daher auf Christian IV. von Dänemark an. Dieser hatte damals schon ein Heer bei Itzehoe vereinigt, und ward jetzt auch zum Kreis-Obersten in Niedersachsen erwählt. Christian von Lüneburg nämlich, der seitherige Kreis-Oberst, hatte für rathsam gehalten, diese unter den damaligen Umständen gefährliche Stelle niederzulegen (December 1625), und es ward zur Wahl eines neuen Kreis-Obersten in Braunschweig ein Kreistag gehalten, auf welchem man im Mai 1625 den König Christian IV. zum Kreis-Obersten erwählte. Diese Wahl mußte als ein Signal des Krieges erscheinen, zumal da Christian sich dadurch, daß Tilly Truppen gegen Mansfeld und gegen Christian von Braunschweig ausschickte, bewegen ließ, sein Heer von der Elbe gegen die Weser hin zu führen. Dies geschah, noch ehe Christian das Bündniß mit England und Holland, über welches Jahre lang unterhandelt worden war, und das erst im December zu Stande kam, abgeschlossen hatte.

Auch bei dieser Gelegenheit vereitelten Selbstsucht, kleinliche Eifersucht und engherzige Politik deutscher Fürsten und ihrer Familien, schon vor dem Beginne des Krieges, jede Hoffnung, daß die Bemühungen derjenigen Fürsten, welche gegen die Hierarchie und die kaiserliche Autokratie zu streiten entschlossen waren, gelingen würden. Schon vor Christian's Erwählung zum Kreis-Obersten von Nieder-Sachsen war im März eine Versammlung zu Lauenburg gehalten worden, auf welcher sich auch Landgraf Moritz von Hessen-Kassel einfand, dessen Land durch die Einquartierung von Tilly's Horden sehr litt, und es war dort zwischen allen holsteinischen Prinzen, dem Erzbischofe von Bremen, dem Herzoge von Braunschweig und dem Herzoge von Mecklenburg eine Verbindung geschlossen worden. Die beiden Lüneburger waren aber ausgeblieben, der eine, Christian, Bischof von Minden, weil er, wie wir wissen, eine verderbliche Neutralität beobachten wollte, der andere, sein Bruder Georg, der in Zelle residirte und mit einer Tochter Ludwig's V. von Hessen-Darmstadt vermählt war, weil er für klug hielt, sich gegen seine Glaubensgenossen für die Päbstler zu erklären. Der Letztere focht auch später, als Gustav Adolf in Deutschland erschien, gegen diesen und ging nachher wieder von den Kaiserlichen zu den Schweden über, um diese dann ebenfalls zu verrathen.

König Christian machte im April die mit den niedersächsischen Fürsten getroffenen Verabredungen, bei welchen auch nicht die leiseste Erwähnung von Feindseligkeiten gegen den Kaiser gethan worden war, dem König Gustav Adolf bekannt. Er schrieb ihm damals: er habe die Absicht, schon im Mai mit vierundzwanzigtausend Mann an der Weser da, wo der Feind am stärksten sei, zu erscheinen; er wünsche aber durchaus nicht, das Werk allein zu betreiben, und wolle den König von Schweden keineswegs abhalten, die Hülfe zu leisten, zu welcher derselbe sich bereitwillig gezeigt habe; er sei vielmehr ebenso, wie Richelieu und die Generalstaaten, der Meinung, daß einem so mächtigen Feinde billig zwei Kriegsheere an verschiedenen Orten entgegengestellt werden sollten, und er erinnere den König Gustav Adolf an das Versprechen, welches derselbe früher schon den französischen und brandenburgischen Gesandten gegeben habe. Gustav Adolf nahm zwar die Botschaft freundlich auf, zog aber gleichwohl lieber nach Liefland, wo er in kurzer Zeit Kockenhausen, Dannenberg

und Selborg den Polen entriß und dann weiter nach Litthauen vordrang. Dies hatte wenigstens den einen Vortheil, daß die Polen verhindert waren, ihr Versprechen zu erfüllen und den Kaiser durch einen Einfall in Brandenburg zu unterstützen.

Christian IV. hatte schon am 18. Mai an den Kaiser ein Schreiben gerichtet, welches als eine Kriegserklärung angesehen werden konnte. Er meldete nämlich dem Kaiser, daß er zum Kreis-Obersten des niedersächsischen Kreises erwählt sei, und zeigte zugleich an, welche Stellung dieser Kreis seit der Versammlung zu Lauenburg angenommen habe. Man sei, schrieb er, entschlossen, endlich die verderblichen Einquartierungen und Kriegslasten zu beseitigen, welche einige Stände dieses Kreises, dem Religions-Frieden und den Reichsgesetzen zuwider, erdulden müßten, und mit denen auch die anderen bedroht würden. Außerdem erinnerte Christian daran, daß der Kaiser nichts von dem, was er ihm und seinem Bundesgenossen, dem Könige von England, in Betreff des Kurfürsten von der Pfalz versprochen, erfüllt habe. Der Kaiser antwortete zwar ganz höflich, aber immer in der alten Manier, nämlich verschiebend und vertröstend, während die Gewaltthätigkeiten immer ärger wurden. Er wolle, sagte er, im August einen Reichstag zu Ulm halten; dies hieß aber nichts Anderes, als daß er den König und die Protestanten in den April schicken wolle. Auch forderte Tilly in des Kaisers Namen den König Christian auf, das Kreis-Obersten-Amt niederzulegen, weil noch nie ein fremder König dasselbe geführt habe.

Die Spanier hatten um jene Zeit Breda erobert, und schickten Verstärkungen an Tilly, welcher gleich darauf Hörter besetzte und dies damit entschuldigte, daß Christian von Braunschweig ins Clevische eingefallen sei. Der Letztere und Graf Mansfeld hatten, wie oben angegeben worden ist, in England und Frankreich Miethstruppen geworben, die sich später eben so leicht zerstreuten, als sie gesammelt worden waren; sie hatten trotz ihres Geldmangels und vieler widrigen Umstände ein Heer von zwölf- bis fünfzehntausend Mann vereinigt, und waren aus der Gegend von Wesel, wo sie sich zuerst gelagert hatten, in das Kölnische eingefallen. Als Tilly gegen sie den Grafen von Anhalt schickte, begann auch Christian IV., welchem Karl I., seit drei Monaten Beherrscher von England, damals einen Theil der von seinem Vater versprochenen Subsidien auszahlen ließ, die Feind-

seligkeiten. Er zog im Anfang des Juli aus Holstein nach Hameln. Es schien in diesem Augenblicke, als wenn beide Theile entschlossen wären, den Streit im Felde auszumachen; allein auf der einen Seite ward Christian dadurch, daß er zu Hameln mit seinem Pferde in den Graben des Walles hinabstürzte, genöthigt, drei Wochen lang das Zimmer zu hüten, und auf der anderen hatte Tilly noch nicht alle seine Truppen zusammengezogen. Zu derselben Zeit stellte der Kaiser unerwarteter Weise neben dem Heere der Liga, welches von Tilly commandirt wurde, ein anderes auf, das gleich den Söldnerschaaren, welche im vierzehnten Jahrhundert im südlichen Europa das Schicksal der Länder und Völker entschieden und einem Franz Sforza zur Herrschaft von Ober-Italien verhalfen, nur seinen Feldherrn, nicht aber den Kaiser als Herrn und Eigenthümer anerkannte.

4. Fortsetzung der Geschichte des dreißigjährigen Krieges bis zum Frieden von Lübeck.

Albrecht von Wallenstein, welcher in diesem dänisch-deutschen Kriege neben Tilly als Oberfeldherr glänzte, dessen Privatgeschichte wir aber billig übergehen, hatte sich schon früh an Ferdinand II. angeschlossen und ihm, noch ehe derselbe Kaiser ward, in einem Kriege mit Venedig als Führer einer Schaar freiwilliger Streiter gedient. Er gehörte einer der angesehensten Familien böhmischer Herren an, und einer seiner Verwandten war Ober-Land-Hofmeister. Er war ursprünglich Protestant gewesen und hatte auf einer protestantischen Universität studirt, nachher aber die Religion geändert. Schon vor den böhmischen Unruhen genoß er der Gunst der kaiserlichen Minister, und ward mit der Tochter des kaiserlichen Kämmerers und Geheimenrathes Karl von Harrach vermählt. Diese Heirath setzte ihn in den Besitz eines unermeßlichen Vermögens, er zog seit dem besonders durch den Glanz seines Hauswesens und einen fürstlichen Aufwand die Aufmerksamkeit der Böhmen auf sich. Er wurde damals in den Grafenstand erhoben, und war kaiserlicher Kammerherr, als der Aufstand in Böhmen ausbrach. In diesem wurde er, wie wir bereits an einem anderen Orte (S. 112) angegeben haben, als Oberster der mährischen Land-Miliz aus Ollmütz getrieben, nahm aber die Landeskasse mit sich, welche der Kaiser nachher ersetzen mußte,

um den Kardinal von Dietrichstein aus der Gefangenschaft zu befreien. Die Summe, welche der Kaiser von diesem Gelde zurückbehielt, wurde angewendet, um für Wallenstein ein neues Regiment Kürassiere zu werben. Mit diesem und mit anderen Truppen, die man ihm anvertraute, wehrte er, als Bethlen Gabor den Waffenstillstand aufgekündigt hatte, die Ungarn von Mähren ab und schlug sie in einem blutigen Treffen bei Standschütz. Gleich darauf besiegte er am 18. Oktober 1621 den Markgrafen Johann Georg von Brandenburg-Jägerndorf bei Kremsier, worauf Bethlen Gabor wieder Frieden zu schließen suchte und Johann Georg seiner Besitzungen in Schlesien beraubt wurde. Schon damals zeichnete ihn Ferdinand nicht allein durch Verleihung vieler eingezogenen Güter und Herrschaften aus, sondern er erhob ihn auch in den Reichsgrafen-Stand, und gab ihm als Ersatz für die von ihm im Kriege für den Kaiser verwendeten Summen die Herrschaft Friedland, welche dem Protestanten Christoph von Rödern abgenommen worden war. Wallenstein ward hierauf Mitglied des kaiserlichen Kriegsrathes, und seine Briefe aus dieser Zeit, welche Förster hat drucken lassen, beweisen, daß er schon damals, als er noch nicht Führer eines Heeres war, sich eben so brutal, großsprecherisch und abenteuernd benahm, als später an der Spitze der kaiserlichen Heere. Die übrigen Mitglieder des Kriegsrathes fanden daher auch, als Tilly, von Christian IV. und dessen Verbündeten bedroht, die Hülfe eines kaiserlichen Heeres forderte, das Anerbieten Wallenstein's, ohne viele Kosten des Kaisers, welcher kein Geld hatte, vierzig- bis fünfzigtausend Mann aufzustellen, anfangs abenteuerlich; Wallenstein's Schwiegervater Harrach beredete aber den Kaiser, sich auf dieses Anerbieten einzulassen.

Wie Wallenstein dabei verfuhr, und auf welche Weise man damals Heere aufstellte und gebrauchte, werden die Leser am besten aus den nachfolgenden Worten der Khevenhüller'schen Annalen ersehen können. „Es sei, sagt Khevenhüller, darauf mit Wallenstein beschlossen worden, daß er erstlich zwanzigtausend Mann und demnächst das Übrige werben solle, und ihm seien etliche Crayse in Böhmen zu Muster- und Sammelplätzen eingeräumt worden, daraus er und aus den andern Orten, wo er hinkommen, so viel Contributionen gezogen, daß er nicht allein das Volk versammelt, sondern noch sich und die Seinigen

reich gemacht und also der Erste gewesen, der diesen modum Krieg zu führen ohne Entgelt des Kriegsherrn-Beutels gefunden." Dieser Zweck wurde dadurch erreicht, daß Wallenstein über hundert Obersten-Patente an sehr angesehene Herren, deren Namen Khevenhüller (X. S. 803) mitgetheilt hat, unter der Bedingung überließ, daß diese für Mannschaft und Officiere sorgten. Die Aristokratie betrachtete solche Patente gerade so, wie man heut' zu Tage Eisenbahn-Actien betrachtet; denn jeder Oberst ertheilte wieder Patente an Hauptleute und diese wieder an ihre Officiere, ohne daß der Kaiser darüber befragt wurde. Eine ganz natürliche Folge der Preisgebung des eigenen Landes an die Junker und an die aus allen Gegenden Europa's herbeiströmenden Abenteurer war das, was Khevenhüller gleich nach dem Berichte vom glänzenden Erfolge der Werbungen hinzufügt. „Weil nun, sagt derselbe, dieses Volk zur Einquartierung in Böhmen zu viel sein wollen und Erweiterung von Nöthen gewesen, also hat der Kaiser um den halben Junium der Einquartierung halber theils (in Rücksicht) dieses Volks an den fränkischen und nächst angrenzenden schwäbischen Kreis ein Missiv ergehen lassen." Der wesentliche Inhalt des nachher eingerückten langen und langweiligen Schreibens ist der kurze Satz, der Kaiser finde es billig, daß er, um seine Erblande mit der Plage der Heuschrecken von Wallenstein's Heer zu verschonen, diesen den vom Kriegs-Theater ganz entfernten schwäbischen und fränkischen Kreis zum Sammelplatz und zum Aussaugen anweise. Dies wird in der Kanzlei-Sprache so ausgedrückt: „Se. kaiserliche Majestät hätten diesmal nicht darüber gekonnt, den Sammelplatz theils in obgemeldeten fränkischen, theils schwäbischen Kreises Grenzen anzuordnen, in Erwägung, daß die Erblande, weil sie zur Unterhaltung gedachter Armada stets und allein contribuirten, auch durch die vorige vielfältige zur Defension des Reichs und dessen getreuer Stände und der werthen Christenheit angewendete Anstrengung gänzlich erschöpft, mit angezogener Versammlung zu belegen nicht möglich." Wir theilen diese Stellen in der Absicht mit, um zu beweisen, daß die Missive und Hofzeitungen des siebenzehnten Jahrhunderts denen unserer Zeit ganz gleich waren. Die nöthigen Summen erpreßte Wallenstein durch eine Härte, welche um so drückender war, weil sie ganz systematisch geübt wurde. Schon bei seinem Marsch durch Franken hatte allein

die Stadt Nürnberg, der er und sein Kaiser gar nichts vorzuwerfen hatten, ihm hunderttausend Gulden zahlen müssen.

Wallenstein marschirte nachher mit einem Heere, welches täglich anwuchs, durch Hessen, Hannover und Braunschweig in die Stifter Halberstadt und Magdeburg, während Tilly im westphälischen und niedersächsischen Kreise glänzende Vortheile erlangte, einen Ort nach dem anderen einnahm und endlich das ganze Herzogthum Braunschweig besetzte. In diesen Gegenden war Georg von Lüneburg, welcher in Zelle residirte, damals schon ganz offen zum Verräther an der Sache der Protestanten geworden, weil er beim Tode des kinderlosen Herzogs Friedrich Ulrich von Braunschweig eine besondere Begünstigung vom Kaiser erwartete. Er hatte schon seither stets den Spion des Letzteren gemacht; sein offener Übergang zu den Kaiserlichen wäre daher eher ein Gewinn als ein Verlust für die Protestanten gewesen, wenn Georg nicht auch seinen Bruder Christian, welcher in Lüneburg regierte, zum Abfall veranlaßt hätte. Zum Glück für die Protestanten waren auch Tilly und Wallenstein nicht einig. Keiner von Beiden wollte den Anderen als Oberfeldherrn anerkennen; Wallenstein weigerte sich sogar, achttausend Mann an Tilly abzugeben, und beide Heere marschirten, ohne sich über einen Plan zu verständigen. Da man in jener Zeit, wie nachher sogar noch im siebenjährigen Kriege, beim Beginne des Winters sichere Quartiere bezog, so schlugen die protestantischen Verbündeten einen während desselben zu haltenden Kongreß vor. Dieser trat auch wirklich in Braunschweig zusammen. Wallenstein führte aber bei Gelegenheit desselben, ohne Tilly oder den Kaiser vorher zu fragen, eine so brutale Sprache, daß man seine Manier nur mit derjenigen vergleichen kann, welche in unserer Zeit Bonaparte gegen die Schwachen einhielt. Es war offenbar dem Wallenstein, der schon damals ein Fürstenthum für sich zu erobern hoffte, mit den Unterhandlungen nicht Ernst, während der Kurfürst Maximilian und sein General nicht abgeneigt waren, eine Übereinkunft zu treffen. Als im folgenden Jahre (1626) der Feldzug wieder eröffnet wurde, nahm Wallenstein seine Richtung nach Osten hin, weil Mansfeld, anstatt mit Christian IV. vereinigt Tilly's Heer aufzusuchen, durch Mecklenburg an die Elbe zog, um an diesem Flusse her in Schlesien und Böhmen einzudringen, dort einen Krieg zu erregen und Bethlen Gabor aufs neue ins Feld zu rufen.

Im Westen, wo endlich Christian IV. wieder bei seinem Heere erschienen war, bildete sich damals der Herzog (d. h. Prinz) Bernhard von Sachsen-Weimar neben Christian von Braunschweig zu der großen Rolle, die er später viele Jahre lang in diesem Kriege spielte. Er stand zugleich mit Christian von Braunschweig an der Spitze eines Heeres in Westphalen. Der Letztere erkrankte damals, und es gehört zu den Unglücksfällen, welche die Vertheidiger der protestantischen Sache um jene Zeit trafen, daß Christian im Mai 1626 gerade in dem Augenblicke starb, wo seine Tollkühnheit hätte nützlich werden können. Unterdessen war Mansfeld durch Mecklenburg an die Elbe gezogen. Er hatte vorher Verstärkung von Christian IV. erhalten, unter dessen Befehlen er und Christian von Braunschweig standen, seit Beide von dem englischen Könige förmlich in Sold genommen worden waren. Wallenstein war ihm bei jenem Zuge zuvor gekommen und hatte Zerbst eingenommen, während er zugleich den Oberst Altringer mit einer Heeresabtheilung zur Vertheidigung der Brücke von Dessau abordnete. Hier erfolgten dann die ersten bedeutenden Gefechte, welche, auch abgesehen von der nicht lange nachher erfolgten Niederlage Christian's IV., das Schicksal Deutschland's entschieden. Nachdem nämlich Mansfeld zweimal (am 9. und 11. April) einen vergeblichen Angriff auf die bei der Dessauer Brücke angelegten Schanzen gemacht hatte, suchte er den Obersten Altringer einzuschließen; dieser behauptete aber seine Verbindung mit Wallenstein, welcher einem dritten Angriffe Mansfeld's dadurch zuvorkam, daß er mit seinem ganzen Heere herbeizog. Darauf führte Mansfeld, welchem die Ankunft Wallenstein's und seiner Truppen verborgen geblieben war, am 25. April 1626 sein Heer noch einmal gegen die feindlichen Schanzen; sobald er aber sah, daß er es mit dem ganzen Heere Wallenstein's zu thun haben werde, ordnete er einen schnellen Rückzug an. Wallenstein folgte ihm jedoch auf dem Fuße nach. Er zersprengte das ganze Heer Mansfeld's, so daß diesem, wie es heißt, von zwanzigtausend Mann nur noch fünftausend übrig blieben. Die Anderen kamen theils auf dem Schlachtfelde um, theils wurden sie gefangen. Eine ziemlich große Zahl von ihnen nahm bei Wallenstein Dienste. Mit dem geringen Reste seiner Truppen zog Mansfeld zunächst in die Mark Brandenburg.

Wallenstein ward gleich darauf, gerade als es im niedersächsischen Kreise zwischen Tilly und Christian IV. zu einem entscheidenden Kampfe kommen sollte, genöthigt, aus dem nördlichen Deutschland nach Schlesien aufzubrechen. Mansfeld war nämlich in der Mark durch tausend aus England geschickte Schotten*), sowie durch mecklenburgische Truppen, durch zweitausend Mann vom dänischen Heere und durch fünftausend, welche Herzog Johann Ernst von Sachsen-Weimar ihm zuführte, verstärkt worden, und hatte auch französische Subsidien erhalten. Mit diesem Heere, das zwanzigtausend Mann stark gewesen sein soll, brach Mansfeld Ende Juni 1626 über Frankfurt an der Oder nach Crossen auf, und gelangte über Glogau, Breslau, Oppeln und Ratibor nach Jablunka, wo Bethlen Gabor versprochen hatte, sich mit ihm zu vereinigen. Wallenstein zog, nachdem er die Linie der Elbe und die Städte des Magdeburgischen hatte besetzen lassen, dem Grafen Mansfeld über Jüterbogk durch die Lausitz nach. Mansfeld ließ eine große Zahl seiner Truppen in Schlesien zurück und eilte selbst in den gebirgigen Theil von Ungarn, um sich mit Bethlen Gabor zu vereinigen, war aber diesem und den Ungarn sehr unwillkommen. Wallenstein war nicht viel besser daran als Mansfeld, obgleich er in Mähren und Schlesien ebenso hauste, wie vorher in Deutschland. Schlesien wurde damals von Mansfeld's Truppen, die sich dänische nannten, und von den kaiserlichen auf gleiche Weise mishandelt. Man beklagte sich bitter am kaiserlichen Hofe, daß Wallenstein die Güter der Familien, die er zu seinen Feinden rechnete, namentlich die der Herren von Lichtenstein und von Dietrichstein, hart mitgenommen habe. Wallenstein vermehrte damals sein Heer bis auf vierzigtausend Mann. Den Unterhalt für dasselbe erpreßte er in Schlesien; er machte aber dessen ungeachtet dem Kaiser eine Rechnung, welche von derselben Art war, wie diejenige, die Maximilian von Baiern für den Zug gegen Donauwörth und für den Krieg in Böhmen gemacht hatte. In Ungarn, wo die Bewohner des Gebirges von Mansfeld's Raubgesindel auf der einen und von Wallenstein's Horden auf der anderen Seite gepeinigt wurden, erbot sich Bethlen Gabor, ein Mann ohne Treue und Glauben, aufs neue zum Frieden, obgleich er von einem türkischen Pascha unterstützt wurde. Dadurch

*) Niels Slange im Leben Christian's IV. sagt dreitausend.

ward Mansfeld genöthigt, sein Heer aufzulösen, um auf einem sicheren Wege durch Dalmatien wieder auf den Kampfplatz zu gelangen. Den Rest seiner Truppen übergab er dem Herzog Johann Ernst von Weimar, welcher nach Schlesien zurückkehrte; er selbst ging durch Dalmatien, erkrankte aber im Dorfe Urakowicz, zwischen Spaletro und Sarajo, und starb dort in seinem sechsundvierzigsten Lebensjahre. Wallenstein begab sich, nachdem er sein Heer auf der Donau-Insel Schütt einquartiert hatte, im Winter nach Wien, um im Frühjahr 1627 wieder nach Schlesien zu ziehen, wo Christian Wilhelm, Administrator des Bisthums Magdeburg, und Herzog Johann Ernst von Weimar mit den ihnen von Mansfeld überlassenen Truppen sich noch immer behaupteten.

Tilly hatte während des vorhergehenden Winters oft an Krankheit und an jener Melancholie gelitten, die von Zeit zu Zeit seinen Geist niederdrückte. Er hatte damals sein Lager häufig im Hessischen aufgeschlagen und es dem edeln Landgrafen Moritz unmöglich gemacht, seinen Glaubensgenossen beizustehen. Christian IV., dessen Haupt-Quartier während der ersten Monate des Jahres 1626 in Wolfenbüttel war, hatte auf der einen Seite einen großen Theil der Mark Brandenburg besetzt, und breitete auf der anderen sein Heer über das Stift Osnabrück und einen Theil des Bisthums Münster aus. Im Frühling griff Tilly die Stadt Münden an. Da Hannöverisch-Münden damals, wie viele kleine Orte, befestigt war, so scheint es, daß Khevenhüller und Andere, wenn sie von der Belagerung der Stadt reden, sie mit Preußisch-Minden verwechseln. Es lag in der Stadt eine dänische Besatzung, die sich bis zum 9. Juni vertheidigte, zum großen Ärger Tilly's, welcher die Stadt nicht im Rücken lassen durfte, wenn er Christian's Heer angreifen wollte. Tilly eroberte endlich durch einen mörderischen Sturm, bei dem er viele Leute verlor, die Stadt; der Commandant vertheidigte sich aber nachher noch im Schlosse, welches Tilly erst nach einem Verlust von fünf- bis sechshundert Mann einnehmen konnte. Die hartnäckige Gegenwehr der Belagerten veranlaßte ein schreckliches Blutbad. Von mehr als dreitausend Soldaten, Bürgern, Bauern, Weibern und Kindern, die sich auf das Schloß geflüchtet hatten, blieben keine fünfzig am Leben, und auch diese wären niedergemetzelt worden, wenn sie sich nicht in Keller und andere Schlupfwinkel versteckt hätten, aus denen sie erst nach einigen Tagen wieder hervorkrochen.

Ehe Tilly nachher gegen Braunschweig vorrückte, bedrängte er den Landgrafen Moritz in Kassel und erzwang von ihm die Vollziehung des Reichshofraths-Urtheiles wegen der Abtretung des Marburgischen Gebietes an Hessen-Darmstadt, welches durch des Kaisers Gunst den Besitz von St. Goar, Rheinfels und der ganzen niederen Grafschaft Katzenellnbogen erlangte. Moritz mußte außerdem allen Verbindungen mit den Feinden des Kaisers entsagen und den kaiserlichen Truppen den Durchzug durch sein Land jederzeit offen halten. Übrigens wurden St. Goar und Rheinfels von ihren Commandanten noch bis in den September hinein behauptet. Auch Göttingen hielt die Truppen Tilly's, welchem Herzog Georg von Lüneburg um jene Zeit zehntausend Mann zuführte, vom 23. Juni bis zum 11. August auf. Nachher wurde Tilly zwar von Nordheim nach Göttingen zurückgetrieben; er hinderte aber, durch seine Verbindung mit den von Wallenstein an der Elbe zurückgelassenen Truppen, den König von Dänemark nach Thüringen zu ziehen und die sächsischen Herzoge und Moritz von Hessen für seine Sache zu benutzen. Als hierauf Christian IV. aus dem Eichsfelde nach Wolfenbüttel zurückmarschirte, kamen beide Heere einander so nahe, daß eine Schlacht unvermeidlich ward. Diese Schlacht erfolgte am 27. oder nach dem alten Kalender am 17. August 1626 bei dem Städtchen Lutter, das man zum Unterschiede von Königslutter bei Helmstädt Lutter am Barenberge zu nennen pflegte. Sie war blutig, und endigte mit einem entscheidenden Siege des ligistischen Heeres. Christian, dessen Thätigkeit und Tüchtigkeit Tilly in seinem Berichte an den Kaiser rühmt, verlor mehrere tausend Mann, welche theils getödtet, theils gefangen genommen wurden. Unter den Ersteren befand sich auch des Landgrafen Moritz von Hessen-Kassel jüngerer Sohn, Philipp. Tilly verfolgte seinen Sieg zwar sehr eifrig, mußte aber doch die Belagerung von Wolfenbüttel, wo Christian sein Heer wieder sammelte, aufgeben. Dieser behauptete nicht nur die Stadt Wolfenbüttel, sondern auch Nordheim bis in das folgende Jahr.

Der Verlust, welchen Christian durch die Schlacht bei Lutter erlitten hatte, war freilich nicht so groß, als man hätte denken sollen; denn er vermißte sogar vier Wochen nach dieser Schlacht, als er Musterung hielt, nur viertausend fünfhundert Fußgänger und sechszehnhundert Reiter. Allein er war unter den deutschen Städten und

Fürsten wie verrathen und verkauft. Auch der Herzog Friedrich Ulrich von Braunschweig hatte nach derselben Politik, welche die deutschen Fürsten stets irre leitete, dem Könige von Dänemark seine Truppen entzogen, ohne dadurch etwas Anderes zu gewinnen, als daß von dieser Zeit an sein Land ebenso arg von den Dänen, als von den Ligisten verheert und ausgesogen wurde. Ja, wir werden später sehen, daß sogar Christian's Verwandter, Herzog Friedrich III. von Holstein-Gottorp, ihn verließ. Christian vertheidigte sich indessen in den nördlich von der Elbe gelegenen Gegenden noch so lange, bis Wallenstein aus Schlesien zurückkehrte und an die Ostsee marschirte. Dabei leisteten ihm Georg Friedrich von Baden-Durlach, welcher nach seiner Niederlage bei Wimpfen ein mit englischem Gelde geworbenes Heer commandirte, und der jüngere Graf Thurn, der aus Schlesien hatte weichen müssen, gute Dienste. Einen großen Verlust erlitten Christian und die Sache der Protestanten dadurch, daß im December 1626 Herzog Johann Ernst von Weimar, Mansfeld's Waffengenosse, in Schlesien starb. Der Markgraf von Baden-Durlach behauptete sich in Mecklenburg und Pommern, bis Wallenstein's Oberst Arnim, welcher den einfältigen Kurfürsten Georg Wilhelm von Brandenburg peinigte und plagte und in dessen Lande Kriegs-Materialien, Vorräthe und Geld erpreßte, ihn nach Holstein drängte. Wallenstein selbst nöthigte Thurn und die anderen Generale der von Mansfeld in Schlesien zurückgelassenen Truppen, durch die Mark nach Mecklenburg zu ziehen, was ihnen Arnim, den er in die Mark beordert hatte, sehr schwierig machte. Schon am 21. August ertheilte Wallenstein von Cottbus aus an Arnim den Befehl, ganz Mecklenburg zu besetzen und von Wismar und Rostock die Aufnahme kaiserlicher Besatzungen zu fordern. Er selbst traf am 30. August in Dömitz ein.

Von diesem Augenblicke an ward Christian von Tilly auf der einen, von Wallenstein auf der anderen Seite gedrängt, und diese besprachen sich im September zu Lauenburg über den zu befolgenden Plan. Christian suchte zwar, wie schon 1625 geschehen war, Frieden zu schließen; man machte ihm aber so brutale Forderungen, daß es nicht nöthig ist, dieselben anzuführen. Das vereinigte katholische Heer war nach den uns überlieferten Angaben, als es in Holstein einrückte, achtzigtausend Mann stark. Tilly führte den linken Flügel

desselben und lagerte sich bei Pinneberg; Wallenstein zog an der Spitze des rechten gegen Glückstadt und besetzte Ende September's Itzehoe. Zu derselben Zeit schlug Graf Schlick, welcher mit dem äußersten rechten Flügel über Lübeck zog, den Markgrafen von Baden-Durlach, der sich schon bei Wimpfen als einen schlechten General bewiesen hatte. Übrigens geht aus Wallenstein's Briefen hervor, daß er schon damals die Absicht hatte, sich Mecklenburg auf dieselbe Weise als Besitzthum anzueignen, wie der neue Kurfürst von Baiern die Ober-Pfalz an sich gebracht hatte. Auch überließ der Kaiser ihm das Land nachher als Unterpfand, weil Ferdinand den Herzog von Mecklenburg als abtrünnigen Vasallen verfolgte, obgleich hie und da fälschlich behauptet wird, er habe denselben in die Acht erklärt.

Damals trat man auch offen mit dem Plane hervor, den Städten und weltlichen Herren die geistlichen Güter, die sie seit einem Jahrhundert besessen hatten, wieder zu entziehen. Wallenstein's Heer vermehrte sich jetzt fast täglich, was leicht möglich war, da dasselbe auf Kosten des Landes, in welchem es gerade lag, unterhalten und verpflegt wurde. Dieses Heer drang aus Schleswig nach Jütland vor und nöthigte Christian IV., sich auf die dänischen Inseln zurückzuziehen. Tilly dagegen war auf Westphalen und auf die Gegenden der unteren Weser hingewiesen, weil es hieß, daß die Holländer eine Flotte mit Truppen in diesen Fluß schicken würden. Im Winter 1627 vertheilte Wallenstein, während Tilly Bremen, Braunschweig und Lüneburg aussog, sein Heer im Brandenburgischen. Er erpreßte dort ebenso, wie in Mecklenburg und Pommern drückende Steuern, obgleich der Kurfürst von Brandenburg ganz kaiserlich war und gleich den Beherrschern von Sachsen und Hessen den neuen Kurfürsten von Baiern, der ihnen vom Kaiser eigenmächtig aufgedrungen worden war, anerkannte. Die Dänen waren indessen im Bremischen immer noch stark, und hatten 1627 auch aus Schottland Verstärkungen erhalten. Dagegen verstärkte Adolf, der Bruder des Herzogs Friedrich III. von Holstein-Gottorp, Wallenstein's Heer mit einem Regiment zu Fuße und einem anderen zu Pferde, welche Beide er auf eigene Kosten für den Dienst des Kaisers angeworben hatte.

Schon in dieser Zeit äußerte Wallenstein in seinen von Förster herausgegebenen Briefen die größte Besorgniß, daß Gustav Adolf sich von Polen aus in den deutschen Krieg einmischen möchte. Zu

einem solchen Schritte konnte der schwedische König allerdings durch viele Gründe bewogen werden, zu welchen wir auch den Umstand zählen, daß Gustav Adolf mit einer Schwester des Kurfürsten Georg Wilhelm von Brandenburg vermählt war. Indessen stand der Letztere so gänzlich unter dem Einflusse seines an den Kaiser verkauften Ministers Adam von Schwarzenberg, daß ihm mehr vor den Schweden angst war, als vor den sein Land auf die grausamste Weise mishandelnden Miethlingen Wallenstein's. Gerade in dem Augenblicke, als Gustav geneigt gewesen wäre, ihm Hülfe zu leisten (1627), benahm sich Georg Wilhelm in Bezug auf den polnischen König, dessen Lehensmann er als Herzog von Preußen damals noch war, treulos gegen Gustav Adolf, indem er nicht einmal die Bedingungen erfüllte, die sein Schwager ihm zuvorkommend gewährt hatte. Er wurde nichtsdestoweniger von Wallenstein gleich im Anfange des Jahres 1628 als Untergebener behandelt, obgleich er des Kaisers Willen viel unbedingter befolgte, als der neue, von Georg Wilhelm jetzt anerkannte Kurfürst Maximilian, den es sehr zu verdrießen begann, daß der Kaiser ganz Deutschland der Brutalität Wallenstein's unbedingt überließ. Der Kaiser selbst hatte durchaus nichts im Auge, als den Jesuiten zu Gefallen überall die Protestanten und den Protestantismus verfolgen und ausrotten zu lassen, wobei dann allerdings, während Ferdinand II. keineswegs hart oder grausam war, die Beamten und Officiere, welche seinen Willen vollzogen, mit unerbittlicher Strenge verfuhren.

Wallenstein zeigt in seinen Briefen und Befehlen aus dieser Zeit dieselbe Art von Genialität, sowie von politischer und administrativer Einsicht und von militärischer Überlegenheit über die zaghaften und kleinlichen deutschen Fürsten, welche die meisten Geschichtschreiber an Bonaparte preisen. Er läßt im Brandenburgischen die Steuern für sich erheben, und verbietet sogar dem Kurfürsten die Erhebung derselben, worüber dieser sich ganz vergebens am kaiserlichen Hofe beschwert; er verfährt mit Mecklenburg, als wenn es ihm schon eigenthümlich, nicht blos als Pfand, angehöre. Wie drückend die Manier Wallenstein's war, und auf welche Weise er und seine Generale und Officiere bis zum Korporal herab, gleich dem Kaiser Napoleon und seinen sämmtlichen Franzosen, sogar befreundete Länder behandelten, mögen einige Beispiele zeigen. Wallenstein verordnete, daß in der

Mark Brandenburg jedem Musketier sieben und jedem Reiter zwölf Gulden monatlich zur Verköstigung gezahlt werden sollten; die Soldaten erzwangen aber neben diesen Geldern auch noch die Kost dazu. Montecuculi, welcher in der Neumark lag, forderte für sich, seinen Generalstab und zwölf Compagnieen monatlich neunundzwanzigtausend fünfhundert Gulden, für seine Tafel zwölfhundert Gulden, für die Tafel jedes Ober-Lieutenants sechshundert Gulden, für drei Compagnieen vom Puttlitz-Regiment eintausend neunhundert und vierzig Gulden und für Werbegelder viertausend achthundert Gulden. Die Obersten machten für ihre eigene Rechnung Erpressungen, wie in unserer Zeit jeder Franzose ebenfalls that, obgleich auch Wallenstein ebenso, wie Bonaparte, oft scharf darein fuhr und die härtesten Befehle gegen seine Officiere ergehen ließ. So erhob z. B. der Oberst Hebron von den Städten der Mittelmark monatlich siebentausend Gulden, der Oberst Fahrenbeck von der Stadt Ruppin wöchentlich zweitausend Gulden.

Gustav Adolf's Thaten und Charakter, sowie seine große Thätigkeit, welche nicht, wie es bei Georg Wilhelm von Brandenburg und auch bei Christian IV. der Fall war, durch unerhörtes Trinken geschwächt war, flößten dem Wallenstein Scheu ein, und Gustav Adolf war der einzige Gegner, den dieser, wie Bonaparte den Lord Wellington, durch sein Schimpfen ehrte. Wallenstein unterhandelte zwar am Ende des Jahres 1627 mit dem Könige von Schweden; er gebot aber nichtsdestoweniger, Maßregeln der Art gegen ihn zu nehmen, wie sehr oft die Engländer sie ohne Bedenken gegen Freunde nehmen, wenn sie fürchten, daß diese bald Feinde werden könnten. Er schrieb im November 1627 an den Oberst Arnim, welcher an der Küste der Ostsee commandirte: „Was Sschwedische schief anbelangt, bitte, wolle der Herr keine Zeitt verlieren, sondern dieselbige sofort abbrennen lassen; denn bis dato haben wir noch kein verbündnis mit ihm gemacht undt menniglich sagt, das er die leit gern bey der Nasen herumführt. Nun bedarf er keiner schief, wenn er allein sein Künigreich defendiren will; will er aber zu uns, sollen sie ihm deswegen abgebrennt werden, denn wir bedürfen seiner bey uns nicht." Obwohl Wallenstein damals mit Gustav Adolf in Unterhandlung war, so glaubte er doch wahrzunehmen, daß, wie er sich ausdrückt, dem Könige so wenig zu trauen sei, als seinem Schwager Bethlen;

er gab deshalb Befehl, dem Könige von Polen die verlangten viertausend Mann zu Hülfe zu schicken, damit der König von Schweden in Preußen beschäftigt werde. Übrigens mußte damals auch der Herzog Bogislav XIV. von Pommern, der gar nichts mit dem Kriege zu thun hatte, trotz alles seines Sträubens den kaiserlichen Truppen Quartier in seinem Lande geben.

Schon damals ließ Wallenstein, obgleich er noch nicht zum Admiral auf der Ostsee ernannt worden war, alle Häfen an ihr besetzen und wollte dieselben, obwohl es, wie er sich ausdrückt, ziemlich viel sei, insgesammt befestigt und Schiffe zusammengebracht haben. Schon im Anfange des Jahres 1628 nennt er sich in der Überschrift seiner Ordres „von Gottes Gnaden Herzog von Friedland." Später spricht er in denselben von seinem Herzogthum Mecklenburg, obgleich ihm der Kaiser bis dahin noch keine andere als eine mündliche Versicherung gegeben hatte, daß er dieses Herzogthum erhalten solle. Er trägt seinem theueren Arnim auf, dafür zu sorgen, daß die mecklenburgischen Herzöge aus dem Lande gehen, das heißt wohl, daß Arnim sie so lange chikaniren solle, bis sie ihm aus dem Wege gehen. Im Juni setzte er zu seinen vielen anderen Titeln auch noch den „des oceanischen und baltischen Meeres General."

Jetzt erkannten Gustav Adolf und sein Kanzler Oxenstierna, daß eines Theils Christian IV. bald werde Frieden machen müssen, und daß anderes Theils von den deutschen Fürsten gar nichts zu erwarten sei. Gustav Adolf sagt in einem Briefe: „Sogar die Herzöge von Mecklenburg, die seinen Rath und Beistand begehrt hätten, der Herzog von Holstein und der Erzbischof von Bremen seien ganz und gar kaiserlich." Die Sache berührte ihn doch zu nahe, da er sich bewogen fand, nicht allein, wie er schreibt, „bei dem bedrückten Zustande der mecklenburgischen Fürsten, seiner Verwandten, die jungen Herzöge, ihre Söhne, in seinem Lande versorgen und unterhalten zu lassen", sondern auch zu hindern, daß Wismar und Stralsund in Wallenstein's Hände fielen.

Der Kaiser schien damals die deutsche Constitution ändern zu wollen und in häufigen Kurfürsten-Tagen, in welchen jetzt die Stimmenmehrheit katholisch war, das Mittel gefunden zu haben, der Reichsversammlungen entbehren zu können. Es war aber schlimm für Ferdinand's Absichten, daß er seine Beschlüsse durch Wallenstein aus-

führen lassen mußte, welcher allzu rasch und rücksichtslos vorschritt, mit Maximilian von Baiern nicht gut stand und den General Tilly sowie die deutschen Fürsten durch Hochmuth und Raubsucht beleidigte, so daß sich am Ende Alles über ihn beschwerte. Schon auf einer Versammlung, welche 1627 zu Würzburg gehalten ward, beklagten sich die Fürsten und Kurfürsten, protestantische wie katholische, über den Unfug, den die kaiserlichen Truppen überall verübten, und über die dictatorische Gewalt, welche Wallenstein vom Kaiser erhalten hatte. Sie hatten die Absicht, in Bezug darauf Verfügungen zu treffen, beschränkten sich aber am Ende auf den Beschluß, eine Gesandtschaft an den Kaiser zu schicken, wovon sie sich schon darum etwas mehr Wirkung versprachen, weil der Kaiser damals seinen Sohn Ferdinand III. zum römischen König gewählt zu haben wünschte. Der Kaiser vertröstete die Gesandtschaft auf einen Kurfürsten-Tag, welcher im Oktober 1627 gehalten werden solle, und den er beschicken wolle. Auch die Berathschlagungen, welche die Kurfürsten auf dieser in Mühlhausen Statt gefundenen Versammlung hielten, beseitigten die vorhandenen Übel nicht, sondern führten vielmehr neue herbei, weil die Entscheidung in den Händen der fanatischen Partei lag, der es nicht um die Religion und um christliche Andacht und Gottesverehrung, sondern um weltliche Herrschaft und um Geld und Gut zu thun war. Alle Kurfürsten, geistliche wie weltliche, erklärten auf jener Versammlung sich zwar dafür, daß dem Kriege mit Dänemark ein Ende gemacht werden solle; sie wollten aber zugleich dem Kaiser zur Vernichtung des unglücklichen Friedrich V. behülflich sein, wenn nur ihre eigenen Länder nicht ferner mit Durchmärschen, Einquartierungen und Contributionen beschwert würden. Mit dem Könige von Dänemark, so lautete ihre Erklärung, riethen sie dem Kaiser Frieden zu machen, sobald derselbe darum ansuche; und bei dieser Gelegenheit, bemerken sie noch weiter höflich, aber doch ganz deutlich, könne man auch wegen der Abdankung der Kriegsvölker und wegen Verhütung der daher zu besorgenden Unordnungen die nöthigen Maßregeln treffen; auch hoffe man, daß der Kaiser keine neuen Werbungen gestatten und die vor kurzem erst angeworbenen und noch nicht gemusterten, dem Reiche aber schon höchst schädlich gewordenen Truppen wieder entlassen möge.

Indem man auf diese Weise gegen die militärische Autokratie des Kaisers und gegen Wallenstein's Dictatur protestirte, forderte man vom Kaiser Dinge, welche ohne eine sehr große Militär-Macht und ohne einen Mann, wie Wallenstein war, unmöglich durchgeführt werden konnten. Man kam nämlich in Mühlhausen zuerst auf den Gedanken einer vollständigen ultramontanen Art von Reaction, welche in Süddeutschland begonnen und nach dem Frieden mit Dänemark auch auf ganz Norddeutschland ausgedehnt wurde. Die geistlichen Fürsten nämlich, unterstützt vom päbstlichen Nuntius Caraffa, verlangten auf dem Mühlhauser Kurfürsten-Tage, der Kaiser solle die Protestanten dazu zwingen, daß sie alle seit dem Passauer Frieden, also seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts, für weltliche Zwecke verwendeten geistlichen Güter ihrer ursprünglichen Bestimmung zurückgäben. Dies war gerade dasjenige, was Kaiser Ferdinand, sein Beichtvater und seine Jesuiten wünschten. Ferdinand ließ daher auch sogleich an Würtemberg, an Straßburg, Ansbach, Nürnberg, Schwäbisch-Hall, Ulm und andere Städte den Befehl ergehen, die seit dem Passauer Frieden säcularisirten geistlichen Güter herauszugeben. Zu derselben Zeit wirkte der Nuntius Caraffa für Ferdinand's Sohn, Leopold Wilhelm, die Provision der Abtei Hersfeld aus, welche im Besitze des Landgrafen von Hessen-Kassel war; und die protestantischen Domherren von Halberstadt sahen sich durch Mittel, die man in unserer Zeit leider nur zu gut kennt, genöthigt, denselben Prinzen zum Bischof von Halberstadt zu erwählen. Noch weit ärger war das Verfahren mit dem Bisthum Magdeburg, auf welches Brandenburg und Sachsen bei Erledigungen Anspruch hatten. Dort war Markgraf Christian Wilhelm von Brandenburg Erzbischof oder, wie der bei einem protestantischen Bischof gebräuchliche Titel lautete, Administrator des Stiftes. Dieser tapfere Prinz hatte aber in Verbindung mit den Dänen dem Kaiser vielen Schaden gethan, und war dafür in die Acht erklärt worden. Nachdem deshalb Wallenstein im Januar 1628 das Bisthum Magdeburg ganz besetzt hatte, erklärte das Dom-Kapitel, um die Einziehung desselben zu verhindern, Christian Wilhelm als einen Geächteten für abgesetzt, und wählte oder, wie man, wenn eine Wahl ohne nachfolgende Bestätigung des Kaisers oder des Pabstes nicht gültig sein konnte, sich auszudrücken pflegte, postulirte den zweiten Sohn des Kurfürsten Johann Georg I.

von Sachsen, August. Dies wurde dann dem Kaiser durch eine Deputation des Kapitels angezeigt. Der Kaiser gab aber zur Antwort, er müsse, so freundlich auch sein Verhältniß zu Sachsen sei, doch die Sache dem Pabste überlassen, welcher das Beste der Religion berücksichtigen werde. Der Pabst ernannte hierauf den zuvor erwähnten kaiserlichen Prinzen Leopold Wilhelm zum Erzbischof von Magdeburg. Dieser nahm indessen, um nicht mit Sachsen offenbar zu brechen, nicht sogleich Besitz von dem Erzbisthum, sondern übertrug die Verwaltung der Stiftslande vorerst dem katholischen Grafen Wolfgang von Mansfeld.

Auf dem Kurfürsten-Tage zu Mühlhausen war endlich auch die Angelegenheit der Beraubung Friedrich's V. von der Pfalz durch die Mehrheit der katholischen Stimmen entscheidend berichtigt worden, weil man erst dort das eigenmächtige Verfahren, welches Maximilian von Baiern und der Kaiser 1623 auf dem Regensburger Convent (s. S. 179) eingeschlagen hatten, von Reichs wegen als im Rechte begründet anerkannte. Die Kurfürsten erklärten nämlich in Mühlhausen, daß der Kaiser mit allem Rechte die Kosten für die Ausführung des gegen den Kurfürsten von der Pfalz gethanen Spruches von diesem fordern und sich zu diesem Zwecke an dessen Land und Leute halten könne. In Folge davon wurde dann am 22. Februar 1628 zu München Alles in eine förmliche Urkunde gebracht, durch welche der Kaiser sein Ober-Östreich zurückerhielt und dagegen dem Herzog Maximilian die Kur-Würde, ohne den vorher mit der Abtretung derselben verbunden gewesenen Vorbehalt, zusicherte. Der Kaiser trat vermöge dieses Vertrages die Ober-Pfalz und den diesseit des Rheins gelegenen Theil der Unter-Pfalz dem Kurfürsten von Baiern käuflich ab, und als Kaufpreis wurden die dreizehn Millionen Gulden angesehen, welche Maximilian dem Kaiser für Kriegskosten und deren Zinsen angerechnet hatte. Dagegen gab der Kurfürst sein Unterpfand Ober-Östreich zurück, behielt sich aber vor, daß, wenn er aus der Pfalz verdrängt werden sollte, ihm das Pfandstück zurückgegeben werden müsse.

Im April dieses Reactions-Jahres 1628 übertrug der Kaiser auch die Länder der von ihm schon im Januar eigenmächtig abgesetzten und ihrer Länder verlustig erklärten Herzöge von Mecklenburg, Adolf Friedrich's I. zu Schwerin und Johann Albrecht's II. zu Güstrow,

einstweilen als Pfand an Wallenstein. Reichsfürst war dieser schon geworden, als er das Herzogthum Sagan in Schlesien erhalten hatte. Die mecklenburgischen Landstände wurden im April 1628 genöthigt, an Wallenstein die Huldigung zu leisten. Während auf diese Weise Mecklenburg dem Herzog von Friedland untergeben wurde, ließ dagegen die Stadt Stralsund ihre Befestigungen vermehren und widersetzte sich den Zumuthungen Wallenstein's, indem sie zugleich dem Kaiser die größte Ergebenheit bezeugte und sich anbot Geld zu zahlen. Sie schickte eine Deputation an den Kaiser, und erhielt von demselben einen günstigen Bescheid; als dieser aber überreicht wurde, gerieth Wallenstein erst recht in Zorn und befahl dem Obersten Arnim, Stralsund zu beschießen und zu stürmen. Hierauf begann im Mai 1628 der Angriff auf die Stadt. Diese erhielt indessen von Schweden und Dänemark sowohl zu Wasser als zu Land Beistand. Christian IV., welcher bald nachher selbst mit seiner Flotte bei Wolgast und Rügen erschien, warf den Oberst Holk mit einigen Compagnieen in die Stadt, und schickte, da Arnim seinen Angriff den ganzen Monat Mai hindurch fortsetzte, nicht allein eine bedeutende Verstärkung nebst Proviant und Munition, sondern auch ein schottisches Corps unter Monroe; Gustav Adolf aber sandte aus Preußen hundert Ochsen, ebenso viele Tonnen Pulver und sechs halbe Kartaunen, weil es hieß, daß der Feind täglich mehr als hundert Kugeln in die Stadt werfe. Als die Belagerung fortdauerte und mit immer größerem Nachdruck betrieben ward, schickte Christian wieder drei Kriegsschiffe, während zugleich Gustav Adolf tausend Mann in die Stadt warf und ihr einen tüchtigen Obersten lieh. Nachher erschien der dänische König selbst mit sechs Kriegsschiffen und hundertfünfzig anderen Fahrzeugen in der Nähe von Stralsund, und nahm eine solche Stellung ein, daß Wallenstein's Leute von Rügen abgeschnitten wurden und man die Batterieen für einige Zeit zurückziehen mußte. Christian eroberte damals Wolgast, gab aber die unhaltbare Stadt wieder auf, nachdem er einen ganzen Vorrath von Kanonen, Flinten, Kugeln und Pulver in seine Schiffe hatte bringen lassen. Da Christian hierauf wieder nach Kopenhagen zurückkehrte und Holk in Stralsund zu strenge verfuhr, so knüpften die Bürger der Stadt zugleich mit Wallenstein und mit Schweden Unterhandlungen an, um von jenem billige Bedingungen und von diesen Schutz zu erlangen. Schon am

23. Juni ward zwischen ihnen und den Schweden ein Vertrag abgeschlossen, in welchem Gustav Adolf der Stadt seinen Schutz versprach, diese aber sich vorbehielt, daß dadurch in ihrem Verhältnisse zu Kaiser und Reich und zu ihrem unmittelbaren Herrn, dem Herzoge von Pommern, durchaus nichts geändert werde. Es stimmte daher auch Wallenstein, dessen Correspondenz mit Arnim in den Monaten Mai, Juni und Juli sich fast ausschließlich auf Stralsund bezieht, seine Forderungen sehr herab. Dies geht unter Andern aus dem Berichte der Deputation hervor, welche von den Stralsundern am 30. Juni an Arnim gesandt wurde; denn in diesem Berichte heißt es: „Der Herr General sagte: Die Herren sollen Generalpardon haben, sie sollen den Dänholm (welcher mit Sturm genommen war) behalten; Volk will ich auch nicht in die Stadt legen; ihr sollt aber Volk in der Stadt behalten, Kur-Brandenburg Pommern und der Stadt Befehl. Auch soll die Stadt sicher sein, daß man sie mit Zumuthungen der Religion halber verschonen werde." Die Unterhandlungen führten zu keinem Ziele, obgleich die Stralsunder, wie aus den von Förster herausgegebenen Briefen Wallenstein's hervorgeht, viele demüthigen Anerbietungen machten.

Wallenstein war besonders über die Schweden, welche einen Oberst und Truppen in die Stadt gesendet hatten, sehr erzürnt. Er ließ den schwedischen Officieren aufpassen, und als Oxenstierna ihm wegen der Auswechselung einen lateinischen Brief schickte, drückte er sich in einem Schreiben an Arnim sehr verdrießlich darüber aus, daß derselbe ihn in der Aufschrift nicht Admiral des oceanischen und baltischen Meeres genannt habe. Auch über den Magistrat von Stralsund war er so erbittert, daß er schon am 18. Juli, als die Unterhandlungen noch fortdauerten, Lust hatte, die förmliche Belagerung wieder anzufangen. Er schreibt an Arnim: „Ich hab' gemeint, wenn die von Stralsundt forth wie sie gewest seindt böse Buben bleiben wollten, daß nicht schaden thete, daß wir unsere Preparationes fort machen theten, id est, die paterien, die stück, so von Stettin und Anklam angelangt seindt, daß sie hieher gebracht werden u. s. w." Die Verachtung, mit der er von den Schweden spricht, beweist am besten, in welch' großem Ansehen schon damals Gustav Adolf als General und seine Schweden als Soldaten standen. Wallenstein schreibt in einem Briefe vom 7. August an Arnim: „Der Oberst

Fahrensbach bericht mich, das der Künig aus Sschweden mit sieben Regimentern zu schief gegangen, nun weis ich wol, daß in allem der schwedischen canaglia nicht über dreitausend man seindt, hab aber doch den Herrn avisiren wollen, daß er in hinter-Pommern befiehlt, alerte zu seyn; denn der Sschwed thuet uns nichts aperto Marte, er möchte aber u. s. w."

Wallenstein ward übrigens damals endlich inne, daß er Gefahr laufe, bei neuen Unternehmungen weder von Tilly noch vom Kurfürsten von Baiern weiter unterstützt zu werden, und daß er am kaiserlichen Hofe selbst unzählige Feinde und Neider habe. Er ward deshalb geneigt, der Brutalität zu entsagen, die er bis dahin gezeigt hatte, so oft ihm, mittelbar oder unmittelbar, Frieden mit Dänemark angeboten worden war. Jedermann, selbst der Kaiser, fügte sich damals in Wallenstein's Willen, huldigte ihm und ließ sich Alles von ihm gefallen. Er selbst glaubte auf dieselbe Weise, wie Bonaparte sich für den Erkorenen des Weltschicksals hielt, daß sein Schicksal in den Sternen geschrieben sei. Den großen Kepler, welchen Kaiser Ferdinand als Astronomen fast hatte verhungern lassen, und der sich jetzt in Wallenstein's Stadt Sagan aufhielt, gebrauchte er als seinen Hof-Astrologen. Er correspondirte mit demselben und bewog auch den Kaiser, die dreizehntausend Gulden, die er dem großen Manne als rückständigen Gehalt schuldig war, zu zahlen; wenigstens ließ Ferdinand eine Urkunde darüber ausstellen, welche Kepler dem Zahlmeister einhändigte. Wallenstein hielt ferner zu Güstrow als Herzog von Mecklenburg einen glänzenden Hof, und ließ dagegen die ganze herzogliche Familie in der kläglichsten Dürftigkeit leben, obgleich die beiden Herzöge von Mecklenburg, deren Land er schon seit April 1628 als Unterpfand besaß, erst am 9. Juni 1629 durch ein kaiserliches Manifest entsetzt wurden und der Lehensbrief für Wallenstein erst am 16. Juni ausgestellt ward.

Von Wallenstein's Truppen stand ein großer Theil in Pommern, um Stralsund zu belagern und die Schweden in Preußen zu beobachten; ein anderer Theil war in Jütland vertheilt. Sie hielten dort, ohne Unordnungen zu üben oder zu dulden, die beste Mannszucht, schützten Handel und Verkehr und mischten sich in die protestantische Kirchenordnung nicht. In den Herzogthümern wurden sie sehr belästigt, weil die Besatzungen von Glückstadt und Krempe, sowie

die Bauern ihnen keine Ruhe ließen, und die Bewohner der Inseln nicht blos bald in diesem, bald in jenem Hafen landeten, sondern auch alle Zufuhr hemmten, die aus Spanien und Dünkirchen kommenden Schiffe kaperten und sogar einmal Bremen einnahmen. Auch in der Elbe erschienen dänische Schiffe; doch mußte Stade, welches ein schottisches Corps unter Morgan heldenmüthig vertheidigte, capituliren. Der Kaiser selbst hinderte damals, weil ihm der Krieg nichts kostete und Wallenstein den Kurfürsten von Baiern entbehrlich machte, den Abschluß eines Friedens noch weit mehr als Wallenstein. Es war daher ein Glück für Dänemark, daß, gerade nachdem sich besonders Sachsen und Brandenburg das ganze Jahr 1628 hindurch vergebens bemüht hatten, den Kaiser zum Frieden zu bewegen, ein Streit über die Nachfolge im Herzogthum Mantua entstand, welcher einen Theil der Kräfte des Kaisers in Anspruch nahm. Es traten nämlich, als im December 1627 der Herzog Vincentius II. von Mantua kinderlos gestorben war, zwei Prätendenten der Nachfolge in diesem Herzogthum auf, von welchen der eine durch Frankreich, der andere durch Spanien und den Kaiser begünstigt ward; der Letztere mußte also suchen, seinen Krieg auf Deutschland zu beschränken, um es nöthigenfalls in Italien mit den Franzosen aufnehmen zu können. Da nun überdies der dänische König in Rücksicht der Hanse-Städte einerlei Interesse mit Wallenstein hatte, indem er dieselben nicht gern aufkommen lassen, Wallenstein aber sie unterwerfen wollte, so verständigte man sich beiderseits leicht über die Einleitung zu Friedensverhandlungen. Diese sollten in Lübeck gehalten werden, und Wallenstein mußte sich gefallen lassen, daß auch Tilly neben ihm zum Bevollmächtigten bei dem Friedens-Kongreß ernannt ward.

Wallenstein ernannte drei Herren, Balthasar von Dietrichstein, Richard von Walmerode und Hannibal von Schaumburg, zu Unter-Bevollmächtigten; Tilly schickte den Grafen von Kronsfeld und den Herrn von Ruppa. Die Verhandlungen begannen damit, daß die dänischen Bevollmächtigten Vorschläge machten, in Bezug auf welche Wallenstein sich anmaßte, als Herr über Krieg und Frieden in einer an den dänischen Reichsrath gerichteten Schrift die Antwort zu ertheilen. Dies nahm König Christian nicht an; er forderte vielmehr die eigene Unterschrift des Kaisers, was denn auch gewährt wurde.

Auch gegen Wallensteins Titel General des oceanischen und baltischen Meeres protestirten die Dänen. Obgleich sowohl Wallenstein als Tilly sehr oft aufs neue einen brutalen Ton annahmen, so näherte man sich doch, weil Christian, um für Dänemark gute Bedingungen zu erlangen, sich um Deutschland und um die Rechte der protestantischen Fürsten ebenso wenig bekümmerte, als diese sich vorher um ihn bekümmert hatten. Während der Berathungen meldeten sich schwedische Bevollmächtigte, indem einer derselben, Salvius, von der Insel Langeland aus um Zulassung zum Kongreß und um sicheres Geleit bat. Salvius hatte jedoch in seinem Briefe auch der Stadt Stralsund erwähnt, und dies war genug, um Wallenstein, der den König von Schweden haßte, weil er ihn fürchtete, in Wuth zu setzen. Wallenstein erklärte gerade heraus, daß er, so lange eine schwedische Besatzung in Stralsund wäre, mit den Schweden nichts zu thun haben wolle. Man glaubte damals mit dem schwedischen Könige leicht fertig werden zu können, weil dieser nicht zugleich in Kurland, in Polnisch-Preußen und in Deutschland Krieg führen konnte. Der Lübecker Kongreß endigte mit einem Friedensvertrage, welcher am 12. Mai 1629 abgeschlossen wurde. In diesem Frieden von Lübeck versprach Christian nicht nur, sich in die deutschen Angelegenheiten nicht weiter zu mischen, als es ihm wegen des Herzogthums Holstein gebühre, sondern er gab auch dem Herzoge von Holstein alles das, was er im Kriege ihm entrissen hatte, wieder zurück, und entsagte im Namen seiner beiden Söhne allen Ansprüchen auf die deutschen Bisthümer, die er für dieselben erworben hatte. Dafür erhielt er alle ihm abgenommenen Landstriche und Städte mit allen Hoheiten und Rechten zurück.

Der Rücktritt des dänischen Königs von der Theilnahme am Streite der Protestanten mit dem Kaiser machte es diesem möglich, eine wichtige Maßregel auszuführen, die er schon zwei Monate vor dem Abschlusse des Lübecker Friedens ergriffen hatte. Wir meinen das im März 1629 erlassene kaiserliche Restitutions-Edict. Zu diesem Edict, welches besonders in Norddeutschland die ganze Gestalt der Dinge verändern mußte, wurde Kaiser Ferdinand durch die geistlichen Kurfürsten, die Jesuiten und seinen Beichtvater Lamormain bewogen; denn er selbst würde, wenn er seiner eigenen Politik überlassen geblieben wäre, sich wohl schwerlich gerade in dem Augenblicke,

als ganz Deutschland über Wallenstein's Despotismus und über die ohne Befragung der deutschen Fürsten durchgesetzte Beraubung der Herzöge von Mecklenburg erbittert war, zu einem solchen Schritt entschlossen haben. War ja doch sogar der eifrig katholische General Colalto der Meinung, daß es unmöglich sei, die Reaction so weit zu treiben, als die geistlichen Kurfürsten in Mühlhausen gefordert hatten! Die geistlichen Fürsten, der Pabst und die Jesuiten behaupteten, daß der Passauer Religions-Frieden (s. Th. XII. S. 296 ff.) das Jahr 1552 als Schranke der Einziehung geistlicher Besitzungen festgesetzt habe, und daß somit die Protestanten zwar alles das, was sie vor diesem Jahre besetzt hätten, behalten dürften, dagegen aber kein Recht hätten, das seit 1552 Eingezogene weltlich zu gebrauchen. Man hatte sich über diese Sache lange gestritten, bis endlich der Kaiser, sobald man des Friedens mit Dänemark sicher zu sein glaubte, jenes Machtwort einseitiger Deutung, das man Restitutions-Edict nannte, auszusprechen wagte.

Dieses Edict oder mit anderen Worten der autokratische Befehl des Kaisers, Alles auf den Stand des Jahres 1552 zurückzuführen und alle geistlichen Güter, welche später eingezogen worden wären, zurückzugeben, wurde nicht allein am 6. März 1629 öffentlich bekannt gemacht, sondern es ward auch alsbald zur Ausführung geschritten. Der Kaiser ordnete nämlich für jeden Kreis Commissäre an, welche unter dem Schutze von Executions-Truppen das Edict zur Vollziehung bringen sollten. In Augsburg erschien der Freiherr von Senftenau als kaiserlicher Commissär, und forderte vom Stadtrathe die Wiederherstellung der geistlichen Gerichtsbarkeit des Bischofs und die Abschaffung jeder anderen als der katholischen Religions-Übung, indem er mit Gewalt einzuschreiten drohte, wenn man nicht sogleich Gehorsam leiste. Der Stadtrath gehorchte, und nun mußten vierzehn evangelische Prediger die Stadt verlassen, alle evangelischen Kirchen wurden geschlossen und sogar der Privat-Gottesdienst bei schwerer Strafe verboten. In Kaufbeuern, Ulm und Regensburg, sowie in fast ganz Schwaben und Franken ward auf ähnliche Weise verfahren. Die kaiserlichen Soldaten nahmen Besitz von den reichsten ehemaligen Klöstern. Dem Erzbischofe von Köln wurde zugetheilt, was vom Bisthum Hildesheim an die Herzöge von Braunschweig oder Lüneburg gekommen war. In Halberstadt wurden die evangelischen Mit-

glieder des Dom-Kapitels abgesetzt und den fünf katholischen die Schlüssel der Kirchen und des Archivs übergeben. Der kaiserliche Prinz Leopold Wilhelm, welcher schon Bischof von Straßburg, Passau und Halberstadt war, erhielt durch den Pabst auch das Erzbisthum Magdeburg und später noch das Erzbisthum Bremen. In Norddeutschland allein traf das Gebot des Restitutions-Edicts, nach welchem die seit 1552 von den Protestanten säcularisirten Klöster und Stifter den Katholiken zurückgegeben werden mußten, sieben Bisthümer und Erzbisthümer des obersächsischen und ebenso viele des niedersächsischen Kreises. Diese Bisthümer waren: im ersteren Kreise Meißen, Merseburg, Naumburg, Brandenburg, Havelberg, Lebus und Kamin, im niedersächsischen Kreise Bremen, Magdeburg, Minden, Halberstadt, Verden, Lübeck und Ratzeburg. Die Ausführung des Restitutions-Edict's wurde dadurch erleichtert, daß, nachdem Christian IV. im Lübecker Frieden sich von den deutschen Angelegenheiten ganz zurückgezogen hatte, niemand in Deutschland sich thätlich zu widersetzen wagte.

5. Der dreißigjährige Krieg vom Lübecker Frieden an bis zur Zeit der Entlassung Wallenstein's.

Zu derselben Zeit, als der König von Schweden und der Kardinal Richelieu, welcher Frankreich regierte, sich einander näherten, um der drohenden Übermacht des Kaisers und des spanischen Königs entgegenzutreten, fühlten auch die katholischen Fürsten die Möglichkeit, daß Ferdinand II. vermittelst Wallenstein's das Ziel erreichen könne, nach welchem Karl V. vergebens gestrebt hatte. Es war nämlich jetzt möglich, daß der Kaiser, auf Wallenstein's Despotismus und Militär-Macht gestützt, noch einen Schritt weiter gehe, als die geistlichen Kurfürsten zu Mühlhausen ihm gerathen hatten, d. h. daß er die alten kaiserlichen Rechte erneuen könnte, welche die Fürsten durch Trug und Gewalt an sich gebracht hatten. Es war ein Glück für Deutschland, daß der schwedische König, von Ruhmbegierde und Enthusiasmus getrieben, sich zur Rettung vor Autokratie an die Engländer, Holländer und Franzosen anschloß; denn die evangelischen Fürsten wollten, wenn wir Moritz von Hessen, die thüringischen Herzöge und den Herzog von Würtemberg ausnehmen, weder von Patriotismus noch von Aufopferung etwas wissen. Der Kurfürst von Sachsen wurde

zwar von dem Restitutions-Edict empfindlich betroffen und noch mehr für die Zukunft bedroht; er ließ sich aber mit der sehr zweideutigen Vertröstung abfinden, daß er „in Ansehung seiner von Alters her inhabenden Stifter" verschont bleiben solle. Der König von Schweden war daher die einzige Zuflucht der Protestanten, zumal da er nicht, gleich dem Kurfürsten von Sachsen, die Calvinisten noch mehr als die Papisten haßte. Er war um so mehr im Stande, die Protestanten zu retten, da er die deutsche Sache nicht, wie der Kardinal Richelieu, blos als Diplomat übernahm, um sich gelegentlich für katholische Zwecke mit dem Kaiser zu verbinden, sondern vielmehr von wahrer Begeisterung für die rein evangelische Lehre erfüllt und somit im Stande war, Alles zu wagen.

Gustav Adolf hatte, als er die Regierung antrat und an der Ostsee-Küste mit den Russen den oben (S. 174 f.) erwähnten Krieg führen mußte, die Festungen Riga und Kockenhausen in den Händen des polnischen Königs lassen müssen; dagegen waren Rewal, Narwa und Wittenstein in seiner Gewalt. Er hatte nachher mit Polen einen Waffenstillstand geschlossen, welcher mehrere Male verlängert und bis zum 20. Januar 1616 ausgedehnt wurde. Als nach Ablauf desselben die Polen den Herzog Wilhelm von Kurland vertrieben, schickte Gustav Adolf Truppen nach Liefland, und eroberte 1617 unter Wilhelm's Beistande zuerst Dünamünde und dann auch Pernau. Eine schwedische Heerabtheilung belagerte die Stadt Riga, und nahm auch eine Schanze derselben, mußte aber, als die von Radziwil angeführten Polen herankamen, wieder zurückweichen. Auch konnten die Schweden nicht verhindern, daß die Polen im Winter 1618 nach ihrer Weise schändliche Verheerungen in Liefland und Esthland ausübten. Bei dieser Gelegenheit bewies sich Gustav Adolf des Berufes, die in Deutschland unterdrückte Freiheit der Predigt des von allen Schlacken gelehrten Truges gereinigten Evangelium's zu retten, durchaus würdig. Er verbot nämlich seinen Generalen, den Polen Gleiches mit Gleichem zu vergelten und mit den Bauern statt mit den Soldaten Krieg zu führen. Nach einem nochmaligen Waffenstillstande und nach langen vergeblichen Unterhandlungen führte er endlich im Juli 1621 ein neues Heer und eine Flotte nach Liefland. Damals machte er die Kriegsartikel bekannt, auf welche die Disciplin und Einrichtung seines Heeres gegründet werden sollten. In diesen

Kriegsartikeln, welche Gustav Adolf mit eigener Hand geschrieben hatte, findet sich freilich ein Satz, der unseren Begriffen von den constitutionellen Rechten, wie die schwedische Nation sie hatte, nicht ganz angemessen ist. Es heißt nämlich in ihnen, der König, als Gottes Bevollmächtigter auf Erden, sei der höchste Richter sowohl im Kriege als im Frieden.

Eine ansehnliche Flotte brachte den König nach Riga. Vor dieser Stadt verschanzte er sein in vier Abtheilungen getrenntes Heer auf einem Sandhügel; die eigentliche Belagerung von Riga aber begann erst am 13. August. Sie dauerte, da die Polen nicht zum Entsatze herbeikamen, nur wenig länger als einen Monat. Am 16. September zogen die Schweden in die Stadt ein, die sich unter der Bedingung ergeben hatte, daß sie künftig dem schwedischen Könige auf dieselbe Weise gehorche, wie sie vorher dem polnischen gehorcht hatte. Gustav's Freunde und Feinde rühmen die Mannszucht, welche damals jede bei der Einnahme von Städten gewöhnliche Unordnung verhinderte. Nicht lange nach der Eroberung von Riga starb Gustav Adolf's Bruder, Karl Philipp, der ihn nach Liefland begleitet hatte (Januar 1622). Dorpat und Kockenhausen blieben noch den Polen, weil der König dem Herzoge von Kurland zu Gefallen sein Heer in dessen Land führte. Die gemachten Eroberungen wurden von den Schweden auch nachher behauptet; zu einem Frieden aber konnte der König die Polen nicht bewegen. Dagegen ward von Zeit zu Zeit wieder ein Waffenstillstand geschlossen, sowie denn überhaupt der Krieg bis zum Jahre 1625 nicht gerade lebhaft geführt wurde. In diesem Jahre blokirte des Königs Flotte die polnischen Häfen der Ostsee; Gustav Horn und Jakob de la Gardie sollten Dorpat angreifen und die Polen nöthigen, ihre Kräfte zwischen Liefland und Kurland zu theilen, der König selbst wollte in Kurland einrücken. Dorpat wurde schon am 15. August 1625 erobert; und Gustav Adolf nahm, nachdem ihm schon Mitte Juli Kockenhausen die Thore geöffnet hatte, am 17. September auch Mietau durch Capitulation ein.

Damals, wie im folgenden Jahre, zeigt sich Gustav Adolf, nach seinen eigenen Briefen zu urtheilen, bewunderungswürdig groß als König, als Feldherr und als Mensch. Als König macht er die weisesten Anordnungen nicht allein für Liefland, Esthland und Kurland, welche Provinzen Unsägliches zu leiden hatten, sondern auch

für Schweden, das er im Felde und von der Fremde her so regiert, wie er nur immer in seiner Residenz hätte thun können. Seine Thaten als Feldherr haben wir kurz erwähnt, weil das Einzelne zu prüfen nicht unseres Faches ist und außerdem blos der Specialgeschichte angehört. Als Mensch zeigt er überall die größte Theilnahme für die Leiden der Seinigen, sorgt für die Ernährung der Hungernden und für Bekleidung der durch die Kälte Leidenden, und geht dabei in das Einzelnste ein, weil, wie er schreibt, sein Kriegs-Commissär Mans Martensson alle diese Sachen höchst unfleißig bestellt hatte. Er übernimmt selbst die Sorge für seine Leute und entsagt für sich der Bequemlichkeit, um jedem Bedürfnisse seiner Leute Genüge zu leisten, die er auch mit doppelten Strümpfen, tuchenen und wollenen, versieht.

Als Gustav Adolf 1626 zum Heere zurückgekehrt war, ging er zwar zuerst über die Düna und drang nach einem im Felde erfochtenen Siege in Kurland vor; er hatte aber schon seine Absicht auf Deutschland gerichtet, wo die Übermacht auf Seiten der Feinde seiner Religion war, und suchte deshalb den Krieg nach Polnisch-Preußen zu versetzen, damit er gelegentlich sich von den Polen weg gegen Wallenstein's Heer richten könne. Am 15. Juni erschien er plötzlich mit Heer und Flotte vor Pillau. Schon am 26. ward diese Stadt eingenommen. Am 30. brachte er Braunsberg, am 1. Juli Frauenburg, am 6. die ansehnliche Stadt Elbing, welche damals bedeutend befestigt war, und am 8. Marienburg in seine Gewalt. Gleich darauf nahm er Dirschau ein, in dessen Nähe er eine Brücke über die Weichsel schlug, und seine Streif-Corps erreichten die pommerische Grenze. Sein ganz unfähiger und armseliger Schwager, der Kurfürst Georg Wilhelm von Brandenburg, suchte Gustav Adolf's Eifer für die reine evangelische Lehre nicht nur nicht zu benutzen, sondern er conspirirte sogar mit den Polen gegen ihn. Was die Letzteren betrifft, so erschien ihr König, Siegmund III., zu spät im Felde, um die Fortschritte der Schweden aufhalten zu können. Übrigens ließ Gustav Adolf damals, als er selbst sich wieder entfernte, Axel Oxenstierna als Regent des eroberten Landes zurück. In dieser Zeit ward ihm seine Tochter Christina geboren, welche ihm später in der Regierung folgte und, gleich vielen Hochgeborenen unserer Zeit, durch Genialität, Emancipation, Romantismus, Philosophie und

Katholicismus ihrem armen Volke lästiger ward, als sie ihm durch Despotismus jemals hätte werden können.

Dürften wir hier die Unternehmungen Gustav Adolf's in den drei folgenden Jahren und zugleich die unablässige persönliche Thätigkeit, die er sowohl im Felde als auch im Kabinet bei der Verwaltung von Schweden, Finnland, Liefland und Kurland entfaltete, genau berichten, so würden wir leicht nachweisen können, daß er gleich dem Kaiser Bonaparte stets das Größte wie das Kleinste selbst anordnete. In Schweden ließ er, wenn er selbst abwesend war, seinen Schwager, den Pfalzgrafen Johann Kasimir von Zweibrücken-Kleeburg, dessen Sohn (Karl X.) später König von Schweden ward, als seinen Stellvertreter zurück. In Kurland erfocht de la Gardie bei Wenden einen glänzenden Sieg. Die ganze Aufmerksamkeit des Königs war während jener drei Jahre auf die deutschen Angelegenheiten gerichtet. In Bezug auf diesen Punkt wagen wir freilich nicht zu behaupten, daß Gustav Adolf's Wunsch, dem nach dem Lübecker Frieden mit völliger Unterdrückung bedrohten deutschen Protestantismus beizustehen, blos aus ritterlichem Muthe und aus der Begeisterung für den Gedanken, der reinen Lehre des Evangeliums seinen Arm zu leihen, hervorgegangen sei; denn ein irrender Ritter war Gustav Adolf nicht; dessenungeachtet hatte aber seine aufrichtige und einfache Religiosität, die aus dem Gemüthe, nicht aus dem Verstande oder der Phantasie stammte, sowohl auf ihn als auf seine Schweden den größten Einfluß.

England, Frankreich und Holland thaten Alles, was in ihrem Vermögen stand, um den schwedischen König zu bewegen, daß er das Werk unternehme, welches auszuführen Christian IV. von Dänemark nicht im Stande gewesen war. Von diesen drei Staaten hätte England den schwedischen König am kräftigsten unterstützen sollen, weil Kurfürst Friedrich V. von der Pfalz, der Schwager des damaligen englischen Königs Karl I., nur dann wieder eingesetzt werden konnte, wenn die kaiserliche Partei im Reiche völlig unterlag; allein Karl I. war wie sein Vorgänger Jakob I. mit seinem Volke in einen Verfassungsstreit verwickelt, der es ihm unmöglich machte, Geld oder Truppen von der Nation zu erhalten. Frankreich, welches vom Kardinal Richelieu in Ludwig's XIII. Namen mit unbeschränkter Gewalt regiert ward, suchte dem Kaiser und den Spaniern aus politischen Gründen

eine mit französischem Gelde unterstützte Macht entgegenzusetzen; es konnte aber nicht wünschen, daß die schwedische d. h. die protestantische Partei in Deutschland obsiege. Diese Politik der Franzosen würde Gustav Adolf in seinem Enthusiasmus für die evangelische Lehre übersehen haben; Oxenstierna aber erkannte sie und war deshalb sehr vorsichtig in seiner Verbindung mit Frankreich, obgleich sein König ohne französische Subsidien und ohne Richelieu's Einfluß in Polen, durch welchen die Polen an der Fortsetzung des Krieges gehindert wurden, den Zug nach Deutschland nicht hätte unternehmen können. Die Holländer besaßen zwar in dem Prinzen Friedrich Heinrich von Oranien einen Mann, vermittelst dessen sie dem spanischen General Ambrosius Spinola das Gleichgewicht halten konnten; es lag ihnen aber dessen ungeachtet sehr daran, die Kaiserlichen und die Ligisten aus der Nähe der Spanier zu entfernen.

Mit dem Kaiser und sogar mit Tilly kam Gustav Adolf bis zum Lübecker Frieden in keine unmittelbare Berührung; mit Wallenstein dagegen würde er, auch wenn die Stralsunder ihn nicht um Hülfe gebeten und einen schwedischen Commandanten mit Truppen in ihre Stadt aufgenommen hätte, einen offenen Kampf haben beginnen müssen, weil Wallenstein schon längst Mecklenburg besetzt hatte und im Begriffe stand, auch Pommern wegzunehmen. Wallenstein hatte sich nicht nur, wie seine Briefe an den Oberst Arnim beweisen, allerlei andere Grobheiten gegen die Schweden erlaubt, sondern er hatte auch keine schwedischen Unterhändler in Lübeck dulden wollen, und jede Vermittelung Gustav Adolf's für Stralsund abgelehnt. Er war sogar kühn genug, den Polen seine Hülfe im Kriege mit Schweden anzubieten. Die Polen nahmen 1629 Wallenstein's Hülfe, welche sie vorher abgelehnt hatten, an, und Arnim erhielt Befehl, mit einer Abtheilung Wallensteiner nach Preußen zu ziehen. Übrigens hatte auch der Kaiser schon seit dem Juni 1629 den Schweden Ursache gegeben, Feindseligkeiten zu üben; denn er hatte am 16. Juni, noch ehe die vertriebenen Herzöge von Mecklenburg, die sich in Schweden unter Gustav Adolf's Schutz befanden, von ihm förmlich verurtheilt worden waren, dem Herzog von Friedland (Wallenstein) einen Lehensbrief über das Land derselben ertheilt und nachher die Bevollmächtigten Wallenstein's in Wien aufs feierlichste mit dem Herzogthum Mecklenburg belehnt. Als die nach Polen bestimmten Wallensteinischen

Regimenter im April 1629 an die preußische Grenze geschickt wurden, kam es endlich zu einer Erklärung zwischen der schwedischen Regierung und Wallenstein. Der Letztere kränkte bei dieser Gelegenheit den schwedischen Reichsrath noch einmal durch eine brutale Antwort. Der Reichsrath Bielke nämlich, welcher wegen der Absendung jener Truppen an Wallenstein geschickt worden war, machte demselben von Stralsund aus schriftlich Vorstellungen und erhielt die schnöde Antwort: Der Kaiser habe mehr Soldaten, als er brauche; diejenigen, welche jetzt auf dem Marsche nach Polen begriffen wären, habe er aus seinen Diensten entlassen; er habe ihnen erlaubt, in polnische Dienste zu treten, und da sie unter eines Fremden (Arnim's) Oberbefehl ständen, so liege es nicht mehr in seiner Macht, sie zurückzurufen. Übrigens ist aus Gustav Adolf's Briefen über den Krieg in Preußen und über seine unablässige Thätigkeit, welche Geijer durch Auszüge belegt hat, sowie aus der Correspondenz, welche Wallenstein mit Arnim während des Marsches dieses Generals nach Polen führte, deutlich zu ersehen, daß Gustav Adolf und Wallenstein einander beständig überwachten, und daß Arnim sehr ungern nach Preußen zog, wo nichts zu rauben war. Gustav Adolf schreibt Ende Mai 1629 aus Elbing an den schwedischen Reichsrath, er habe in Preußen Arnim mit achttausend Mann Fußvolk und zweitausend Reitern vorgefunden, diese seien aber den Polen lästig und würden ihnen nicht viel helfen, weil die Letzteren kein Geld hätten. Auch nahmen die kaiserlichen Truppen wirklich anfangs gar keinen Antheil an den Gefechten zwischen Schweden und Polen. Eine entscheidende Wendung erhielt der polnische Krieg dadurch, daß Richelieu einen Gesandten, den Baron von Charnacé, mit dem Auftrage nach Preußen schickte, einen Frieden oder doch wenigstens einen Waffenstillstand zu Stande zu bringen, damit der König von Schweden seine Waffen gegen das kaiserliche Heer in Deutschland richten könne. Von diesem Heere war damals ein Theil nach Italien bestimmt worden, weil Kaiser Ferdinand II. glücklicher Weise ebenso den Spaniern für ihre Absichten in Italien ein Heer leihen mußte, wie sie ihn vorher mit ihren Truppen in Deutschland unterstützt hatten.

In Spanien herrschte seit dem Tode Philipp's III. (1621) dessen Sohn Philipp IV. Dieser war bei seinem Regierungsantritte erst sechszehn Jahre alt und wurde vom Grafen Olivarez viel unbedingter

geleitet, als vorher Philipp III. durch den Herzog von Lerma. Olivarez spielte in Spanien dieselbe Rolle, welche Richelieu in Frankreich übernahm, jedoch ohne die Fähigkeiten und Talente dieses Kardinals zu besitzen. Sein Hauptstreben war darauf gerichtet, dem Habsburgischen Hause, und zwar nicht nur dem spanischen, sondern auch dem östreichischen Zweige desselben, das Übergewicht in Europa zu verschaffen. Er ließ eines Theils den Krieg in den Niederlanden mit neuer Anstrengung beginnen, und wollte anderes Theiles in Italien zuerst Savoyen und Venedig und dann auch die kleineren Herren ebenso unter Spanien's Macht beugen, wie die deutschen Fürsten unter Ferdinand's II. Herrschaft gebeugt worden waren. In den Niederlanden ließ er durch Ambrosius Spinola die bedeutendste Festung von Holländisch-Brabant, Herzogenbusch, belagern; Prinz Moritz zwang aber den spanischen General, von dieser Stadt wieder abzuziehen, deren Belagerung den Spaniern nicht weniger als zehntausend Mann gekostet hatte. Der Verlust einer so großen Zahl von Leuten, welche den Kern der alten, geübten spanischen Truppen gebildet hatten, schreckte den Grafen Olivarez nicht ab, auch Breda angreifen zu lassen. Diesen Platz konnte Prinz Moritz nicht retten. Er selbst starb unmittelbar nach dem Verluste desselben. Für die Niederländer, welche um jene Zeit die Stadt Batavia auf Java gründeten und sich auf den Gewürz-Inseln festsetzten, war es ein großes Glück, daß Moritzens Bruder, der Prinz Friedrich Heinrich, die militärischen Eigenschaften desselben erbte, ohne wie Moritz nach monarchischer Gewalt zu trachten und der religiösen und politischen Freiheit feindlich zu sein.

In Italien war Olivarez bei seinem Streben, das Habsburgische Haus auf Unkosten der kleineren Staaten zu vergrößern, zugleich mit Graubündten, Venedig und Savoyen in Streit gerathen, mit dem Ersteren wegen des Veltlin, mit Venedig wegen eines Forts Fuentes, welches einen Hauptpaß beherrschte, mit Savoyen wegen der kleinen Festung Casale. Dazu kam noch seit 1628 ein förmlicher Krieg über die Erbschaft des letzten Sprößlings der älteren Linie des Hauses Gonzaga. Vincenz II., Herzog von Mantua und Markgraf von Montferrat, war am Schlusse des Jahres 1627 gestorben, und es traten für die Nachfolge in Mantua und Montferrat zwei Prätendenten auf, der Herzog Karl II. von Nevers und der Herzog

Ferdinand II. von Guastalla. Die Ansprüche Beider zu prüfen oder auch nur nachzuweisen, ist hier der Ort nicht, da wir des Mantuanischen Erbfolge-Streites nur aus dem Grunde gedenken, weil dieser den Kaiser Ferdinand veranlaßte, Wallenstein's Heer dadurch zu schwächen, daß er eine Abtheilung desselben nach Italien schickte. Ferdinand nahm nämlich in Verbindung mit Spanien für den zweiten der genannten Prätendenten Partei, während der erste von Frankreich unterstützt wurde, und es kam zu einem Kriege zwischen den Schützern der beiden Prätendenten. Schon war der König von Frankreich, Ludwig XIII., selbst bei seinem Heere erschienen, welches Montferrat besetzen sollte, als der Pabst, um dem Kardinal Richelieu Gelegenheit zur Demüthigung der französischen Calvinisten zu verschaffen, die Vermittelung übernahm und eine Waffenruhe zu Stande brachte, welche dann der Kaiser benutzte, um ein Heer nach Italien zu schicken. Dies fiel in die Zeit des oben erwähnten Abzuges Arnim's nach Polen. Im Mai 1629 marschirten gegen dreißigtausend Mann aus Deutschland nach Italien, und es hieß, Wallenstein habe versprechen müssen, im Nothfalle mit seinem ganzen Heere dahin aufzubrechen.

Dies bewog den Kardinal Richelieu, Alles aufzubieten, um dem König Gustav Adolf in Preußen Ruhe zu schaffen, damit derselbe in Deutschland Wallenstein beschäftigen könne. Richelieu's Gesandter, Charnacé, begab sich deshalb zu Gustav Adolf in dessen Lager, und brachte es in Verbindung mit dem englischen Gesandten bald dahin, daß ein Waffenstillstand auf sechs Jahre zu Stande kam, und daß der König sogar noch vor dem Abschlusse desselben nach Schweden zurückreisen konnte. Dieser Waffenstillstand wurde am 16. (26.) September 1629 zu Altmark bei Stum in Preußen unter freiem Himmel unterzeichnet. Nach den Bestimmungen desselben wurden Straßburg, Dirschau, Wormditt, Mehlsack und Frauenburg den Polen zurückgegeben; Mietau sollte der Herzog von Kurland erhalten; Marienburg aber, Stum und das Danziger Haupt sollte der Kurfürst von Brandenburg während der Dauer des Waffenstillstandes besetzt halten; Gustav Adolf endlich behielt Elbing, Braunsberg, Pillau und Memel.

Von jetzt an war Gustav Adolf, dessen Unterhandlungen mit Richelieu über einen Subsidien-Vertrag immer noch zu keinem Er-

gebnisse geführt hatten, fest entschlossen, die allgemeine Unzufriedenheit der protestantischen und katholischen Fürsten Deutschland's mit Wallenstein's Militär-Despotie zu benutzen, um sich als Befreier der Protestanten mit den Waffen geltend zu machen. Schon im Juni 1629 hatten die schwedischen Reichsstände den deutschen Krieg gebilligt und sich nicht nur zur Ausrüstung einer Flotte erboten, sondern auch zu den alten Auflagen neue gefügt. Im Jahre 1630 wurden die Umstände in Deutschland so günstig und Richelieu's Anerbietungen so anlockend, daß Gustav Adolf sich zu einer Landung in Pommern anschickte. Wallenstein hatte damals seine Soldaten aus Holstein und auch aus Mecklenburg nach Niedersachsen gezogen, weil er eines Theiles das Herzogthum Mecklenburg, von welchem er jetzt förmlich Herr war, schonen und anderes Theiles für sich, sowie für Tilly neue Fürstenthümer erobern wollte. Zu dem letzteren Zwecke benutzte er den Vorwand des Restitutions-Edicts. Anfangs hatte er es blos auf die kleineren Stifter abgesehen; bald nachher aber ließ er das Erzstift Magdeburg furchtbar peinigen und die Stadt selbst endlich förmlich belagern. Die Stadt Magdeburg hatte nämlich keine kaiserliche Besatzung, nicht einmal ein einziges Regiment, einlassen wollen, und verstand sich, obgleich sie eine bedeutende Summe zu zahlen bereit war, durchaus nicht zu der unerhörten Erpressung, welche Wallenstein über sie verhängte. Wallenstein mußte jedoch von seinem Angriffe auf Magdeburg wieder abstehen, weil gerade damals der Kaiser der Kurfürsten von Sachsen und von Brandenburg für die Wahl seines Sohnes zum römischen Könige bedurfte, und diese beiden Fürsten Ansprüche auf das Stift Magdeburg machten. Wallenstein warf daher vorerst sein Augenmerk auf die kleineren Stifter und Länder. Er hatte bereits denjenigen Theil von Brandenburg, welcher an Mecklenburg grenzt, an sich gerissen. Wolfenbüttel sollte durch einen Ausspruch des Reichs-Hofrathes dem protestantischen Herzog Friedrich Ulrich von Braunschweig entzogen und an Wallenstein's General Pappenheim als Fürstenthum übertragen werden. Kalemberg sollte Tilly erhalten. Auch das Herzogthum Würtemberg ward militärisch behandelt; und überall verfuhr man ohne Rücksicht darauf, ob das geistliche Gut, dessen man sich mit Gewalt bemächtigte, vor oder nach dem Passauer Religions-Frieden säcularisirt worden war, nach kaiserlichen Befehlen, welche von dem Generalissimus Wallenstein ausgingen.

Der Kaiser und die Spanier suchten durch Wallenstein Deutschland in dasselbe Verhältniß zu bringen, in welches zu unserer Zeit Ungarn gebracht worden ist, und sie bedienten sich dabei desselben Vorwandes, den man jetzt in Ungarn gebraucht. Diesen Plan merkten weder die geistlichen Kurfürsten noch die von Sachsen und Brandenburg; dagegen durchschaute Maximilian von Baiern die Absichten des Kaisers. Maximilian war längst mit Wallenstein unzufrieden; er wurde, seit Richelieu sich in die italiänischen Händel eingemischt hatte, von diesem gewarnt und gewonnen, und gesellte sich endlich im Jahre 1630 ganz offen denen zu, welche Wallenstein's Entfernung und die Verminderung des kaiserlichen Heeres in Deutschland zur Bedingung der Wahl des Prinzen Ferdinand zum römischen Könige machten. Richelieu benutzte seine mit Maximilian eingegangene Verbindung meisterhaft, um sowohl die spanischen als die kaiserlichen Politiker zu täuschen und zu betrügen. Er hatte schon im März 1629 auf einem Bundestage der Liga zu Heilbronn es dahin gebracht, daß die verbündeten Fürsten und Städte beschlossen, ihre Truppen nicht aus Schwaben zu ziehen, sondern sich mit Güte oder mit Gewalt gegen die Wallensteiner zu behaupten und zu diesem Zwecke ein Heer von siebenundzwanzigtausend Mann Fußvolk und vierzig Regimentern Reiterei bis zum allgemeinen Frieden zu unterhalten. Schon damals wurden zugleich die dringendsten Vorstellungen gemacht, daß der Kaiser der weiteren Vermehrung des Wallensteinischen Heeres Einhalt thun, auf das nächste Jahr einen Kurfürsten-Tag nach Regensburg ausschreiben und nicht nur persönlich sich auf demselben einfinden, sondern auch die Kurfürsten von Sachsen und Brandenburg bewegen möchte, in Person zu erscheinen.

Dieser Kurfürsten-Tag wurde im Juli 1630 gehalten. Die Kurfürsten von Sachsen und Brandenburg erschienen nicht persönlich auf demselben, sondern schickten Bevollmächtigte, woraus der Kaiser schließen konnte, daß die Wahl seines Sohnes zum römischen Könige großen Widerstand finden werde. Der Kaiser, Maximilian von Baiern und die geistlichen Kurfürsten erschienen allerdings persönlich; aber es kamen nach Regensburg zugleich zwei von Richelieu gesendete Franzosen, Leon Brûlart und François Leclerc de la Tremblay, von denen der Letztere als Diplomat überall gebraucht ward, wo Ehrlichkeit und Aufrichtigkeit nicht ausreichte und irgend

ein politischer Streich gespielt werden sollte. Dieser Mann hatte zuerst als Baron de Mafflée eine Rolle in der Welt gespielt, war dann als Pater Joseph in den Kapuziner-Orden getreten, wurde nachher von Richelieu in allen Dingen um Rath gefragt und gebraucht, und ist dadurch eine sehr bedeutende historische Person geworden. Er und sein Begleiter Brülart, welcher als Hauptperson der Gesandtschaft auftrat, hatten neben dem öffentlichen Auftrage, in dem Streite wegen der Mantuanischen Erbschaft zu vermitteln, die geheime Weisung, Baiern und die geistlichen Kurfürsten noch mehr gegen Wallenstein und den Kaiser zu erbittern. Was sie in dieser Beziehung betrieben und in Erfahrung brachten, und wie sie die geistlichen Kurfürsten und Maximilian in dem Vorsatze bestärkten, Alles, was sie dem Kaiser gewährten, an die Bedingung der Entlassung Wallenstein's zu knüpfen, findet man im sechsten Theile von Richelieu's Denkwürdigkeiten aufgezeichnet. Auch in Betreff der italiänischen Angelegenheiten übten sie Betrug. Die Unterhandlung wegen der Entfernung Wallenstein's vom Heere ward, zugleich mit der über die Erhaltung des Friedens in Italien, bis zum September 1630 in Regensburg betrieben. Der Kaiser mußte am Ende nachgeben, weil diesmal die Liga und ihr Haupt, Maximilian von Baiern, mit den beiden protestantischen Kurfürsten gemeine Sache machten. Maximilian und die geistlichen Kurfürsten bestanden während der Unterhandlungen mit ebenso großer Festigkeit auf der Entlassung Wallenstein's, wie sie auf der ganz strengen Durchsetzung der katholischen Reaction oder mit anderen Worten auf der strengen Vollziehung des Restitutions-Edicts bestanden. In Beziehung auf das Erstere schrieb der Kurfürst von Mainz schon vor der Berufung des Kurfürsten-Tages an den Kaiser: „Sollte aber der dictator imperii perpetuirt sein, der kaiserliche General nicht abgedankt und seines Commando's entlassen werden, worauf das kurfürstliche Collegium insonderheit dringet, so steht zu besorgen, daß auf solchem Convent wenig oder gar nichts werde ausgemacht."

Wallenstein hatte sich bis zum Januar 1630 mit der Ausführung des Restitutions-Edicts in Halberstadt aufgehalten, und war dann nach Böhmen gereist, um seine von den katholischen Geistlichen der Religion wegen hart geplagten protestantischen Bauern, vor denen seine Gemahlin sich nach Prag hatte flüchten müssen, wieder zur

Ruhe zu bringen. Erst im Juni hatte er sich zu seinem in Schwaben stehenden Heere, dessen Hauptquartier in Memmingen war, zurückbegeben. Dort hielt er sich während des Regensburger Kurfürsten-Tages auf. Er ward von Allem, was in Regensburg vorging, genau unterrichtet. Er entschloß sich nur höchst ungern, den dringenden und fast drohenden Vorstellungen Maximilian's nachzugeben und das Commando niederzulegen. Er that dies erst dann, als am 12. August die Kurfürsten eine sehr bestimmt abgefaßte letzte Erklärung gemacht hatten. Der Kaiser schickte, als er in die Forderung der Kurfürsten eingewilligt hatte, den geheimen Rath und Hofkanzler Baptist Graf von Werdenberg und den Herrn von Questenberg an Wallenstein, weil diese beiden Männer bei dem Letzteren sehr wohl gelitten waren. Sie hatten den Auftrag, nach Memmingen zu reisen und, wie es in ihrer Instruction hieß, „den Herzog von Mecklenburg zur Niederlegung seines Commando's und seines Generalats mit allen glimpflichen guten Motiven zu persuadiren und ihn der kaiserlichen Gnade zu versichern.“ Wallenstein hatte schon vorher von Allem, was in Regensburg vorgegangen war, vollständige Nachricht gehabt; er wußte, wie ungern der Kaiser diesen Schritt thue, und wie gefährlich der Schweden-König sei, welcher gerade damals in Pommern gelandet war; er hielt sich mit Recht überzeugt, daß der Kaiser ihn nicht werde entbehren können und seine Dienste bald wieder um jeden Preis werde erkaufen müssen; er kann daher auch unmöglich dasjenige gesagt haben, was Khevenhüller ihm in den Mund legt, daß er nämlich des Teufels sein wolle, wenn er dem Kaiser je wieder diene. Wallenstein ging ruhig auf seine Güter in Böhmen, hielt sich aber mehrentheils in Prag auf, wo er, seiner baldigen Wiederanstellung gewiß, mit königlichem Glanze und Aufwande lebte.

Für den Krieg in Italien gewannen die französischen Gesandten in Regensburg dadurch einen Aufschub, daß sie einen Vertrag abschlossen, von welchem sie im Voraus wußten, daß Richelieu ihn nicht billigen werde. In Italien war im Februar und März 1629 ein französisches Heer, bei dem sich der König selbst befand, eingedrungen, und dieses hatte einen Vergleich erzwungen, nach welchem die Spanier Montferrat räumen mußten. Gleich darauf hatte aber der Kaiser von den Truppen, die unter Wallenstein's Commando

standen, nach und nach gegen dreißigtausend Mann nach Italien geschickt, und sein General, Graf Colalto, hatte zum Staunen der Welt die für uneinnehmbar geltende Stadt Mantua mit Sturm genommen. Die Franzosen waren deshalb wieder in Italien erschienen, und es war, zu gleicher Zeit mit der Erneuerung des dreißigjährigen Krieges in Deutschland, ein eben so blutiger Krieg in Italien entstanden. Dieser Krieg sollte durch den am 30. Oktober 1630 in Regensburg abgeschlossenen Vertrag beendigt werden, in welchem festgesetzt war, daß die Prätendenten ihre Sache unter einander ausmachen und keine fremde Macht ihnen helfen sollte. Der Kardinal Richelieu verwarf aber den Vertrag, indem er erklärte, daß seine Gesandten zum Abschlusse desselben nicht bevollmächtigt gewesen seien, und der Krieg in Italien begann aufs neue mit verdoppelter Heftigkeit.

Einen günstigeren Augenblick hätte Gustav Adolf, wenn er selbst die Wahl gehabt hätte, für den Versuch, seinen Glaubensgenossen in Deutschland Hülfe zu leisten, nicht aussuchen können, als die Zeit des Kurfürsten-Tages von Regensburg war. Der kaiserliche Generalissimus hatte, um sein Mecklenburg, sowie das ausgesogene Pommern und Brandenburg zu schonen, schon längst sein Hauptheer im mittleren und südlichen Deutschland vertheilt, und überdies eine bedeutende Zahl Truppen nach Italien geschickt. Er selbst erwartete, weit vom Kriegsschauplatz entfernt, seine Entlassung, die ihm denn auch im September ertheilt wurde. Die unter Arnim's Führung nach Preußen geschickten Miethlinge zerstreuten sich dort. Der Kaiser selbst verpflichtete sich nach Wallenstein's Abgang, nicht mehr als vierzigtausend Mann Truppen zu halten, während Tilly dreißigtausend Mann Ligisten im Dienste behielt. Wallenstein's Generale hingen alle mehr an diesem, als an dem Kaiser, und Wallenstein behielt folglich, als Tilly zum Oberbefehlshaber des kaiserlichen Heeres ernannt wurde, immer noch einen großen Einfluß auf die Unternehmungen. Dies geht aus Arnim's Betragen deutlich hervor. Arnim war oder stellte sich unzufrieden, als er Pommern und die Mark, wo immer doch noch etwas zu erpressen war, räumen und zu den Polen ziehen mußte, die ihn nicht wollten, und bei denen er nichts zu leben, geschweige denn zu erpressen finden konnte. Er legte daher seine Stelle nieder und begab sich auf seine Güter im Brandenburgischen. Die Verbindung zwischen ihm und seinem ehemaligen

Oberbefehlshaber dauerte aber fort, wie denn Wallenstein mit allen Generalen seines früheren Heeres in stetem Briefwechsel blieb. Arnim wurde nachher vom Kurfürsten von Sachsen zum Oberbefehlshaber seiner Truppen ernannt. Er spielte bei dieser Gelegenheit eine offenbar treulose Rolle; denn er diente zugleich seinem früheren Führer und dem Reiche, welches Letztere doch die von Wallenstein begünstigten Erpressungen nicht dulden konnte. Diese Erpressungen waren ganz von derselben Art, wie diejenigen, welche wir armen Deutschen von 1801 bis 1813 durch Bonaparte's Marschälle zu erleiden hatten. Wallenstein hatte wie Bonaparte sich selbst so gut bedacht, daß er nothwendiger Weise auch für die Werkzeuge seines Despotismus sorgen mußte. Man schlug in jenen armen Zeiten seine jährlichen Einkünfte auf sechs Millionen Thaler an.

6. Der dreißigjährige Krieg von der Erscheinung Gustav Adolf's an bis zur Schlacht bei Leipzig oder bei Breitenfeld.

Noch ehe der Kurfürsten-Tag zu Regensburg zu Stande gekommen war, hatte Gustav Adolf bereits Flotte und Heer vollständig gerüstet und seine Artillerie durch Torstenson, welcher nachher das ganze schwedische Geschützwesen leitete, in einen vortrefflichen Stand setzen lassen. Ehe er sich nach Deutschland einschiffte, machte er die nöthigen Anordnungen für die Verwaltung des Reiches während seiner Abwesenheit. Er übergab dieselbe zehn Reichsräthen, die sich beständig in Stockholm aufhalten mußten. Später stellte er, so sehr dies auch die Eifersucht der schwedischen Großen erregte, seinen Schwager, den Pfalzgrafen Johann Kasimir, an die Spitze der Verwaltung des Kriegswesens. Vor seiner Abreise nach Deutschland veranstaltete er eine Abschieds-Scene, welche auf die ganze Nation einen sehr tiefen Eindruck machte, weil sie keine Komödie des Pomps und der eingeübten Schmeichelei oder Affectation war, wie diejenigen, deren Beschreibung wir so oft in den Zeitungen lesen, sondern weil der einfache, bürgerfreundliche, religiöse Regent sich dabei als schlichter und durchaus väterlicher Fürst in der Mitte seines Volkes zeigte. Er versammelte nämlich am 19. Mai 1630 die in Stockholm anwesenden Reichsstände, stellte ihnen seine Tochter Christine, welche noch nicht sechs Jahre alt war, als Erbin des Reiches vor, empfahl

dieselbe ihrer Treue, umarmte sie und hielt eine Abschiedsrede, die alle Anwesenden zu Thränen rührte und ein Actenstück der schwedischen Geschichte ist, in welchem keine der deutschen hochtrabenden Kanzlei-Ausdrücke vorkommen.

Nach einer langen und beschwerlichen Überfahrt landete Gustav Adolf am 24. Juni 1630 auf der nördlichen Seite der Insel Usedom unweit des Dorfes Peenemünde. Er hatte nur dreizehntausend Mann mitgebracht, wurde aber bald durch die siebentausend Mann verstärkt, welche unter Lesley in Stralsund lagen und die Kaiserlichen aus der Insel Rügen vertrieben hatten. Gustav Adolf besetzte zunächst die Inseln Usedom und Wollin. Dann wandte er sich nach Stettin, wo der alte Herzog von Pommern, Bogislav XIV., seinen Wohnsitz hatte. Dieser hatte durchaus neutral bleiben wollen und auch den Kaiserlichen die Thore von Stettin geschlossen, ließ sich aber von Gustav Adolf, in dessen Lager er sich verfügte, bereden, die Schweden in die Stadt aufzunehmen. Dies geschah am 10. Juli, also etwa vierzehn Tage nach der Landung der Schweden. Die Bedingungen, welche der Herzog von Pommern eingehen mußte, lassen ebenso, wie das Verfahren mit Stralsund, welches gewissermaßen zu einer schwedischen freien Stadt ward, aufs deutlichste erkennen, daß, wenn auch Gustav Adolf selbst uneigennützig und voller Eifer für seine unterdrückten deutschen Glaubensgenossen sein mochte, doch sein Kanzler gleich anfangs darauf bedacht war, den Schweden Landbesitz und festen Fuß in Deutschland zu sichern. Der König ließ nämlich zwar Stettin von seinen Schweden und auf ihre Kosten sogleich neu befestigen; er trieb aber auch den alten Herzog, welcher keine Kinder, sondern nur Seiten-Verwandte hatte, zu dem Versprechen, daß das Herzogthum Pommern so lange in Gustav Adolf's Händen bleiben solle, bis die Kriegskosten ersetzt sein würden. Es war aber leicht einzurichten, daß dies nie geschehen konnte. Der Besitznahme von Stettin folgte die von Damm und Stargard. Die Fortschritte der Schweden wurden dadurch gefördert, daß der Italiäner Torquato Conti, welcher das kaiserliche Heer in Pommern commandirte, seinen Soldaten erlaubte, die größten Grausamkeiten auszuüben, während Gustav Adolf, so lange er ein nur aus Schweden bestehendes Heer hatte und in protestantischen Gegenden verweilte, sehr strenge Mannszucht hielt. Später, als

auch das schwedische Heer großentheils aus solchen Leuten bestand, welche aus dem Kriegsdienste ein Handwerk machten, und als die Schweden in katholische Länder eindrangen, war die Ordnung bei ihnen nur wenig besser als bei den kaiserlichen Truppen, obgleich in beiden Heeren viel gebetet ward.

Gustav Adolf's Fortschritte waren übrigens gleich anfangs auch darum schneller, weil im Augenblicke seiner Landung keiner der kaiserlichen oder ligistischen Generale so viele Truppen beisammen hatte, daß er es mit dem schwedischen Heere, das schnell auf fünfundzwanzig- bis dreißigtausend Mann anwuchs, im offenen Felde hätte aufnehmen können. Torquato Conti, welcher mit sechszehntausend Mann die Küste der Ostsee schützen sollte, mußte seine Truppen zu sehr vertheilen, um etwas Bedeutendes an einem einzigen Orte unternehmen zu können. Götz und Tiefenbach deckten Schlesien mit achttausend Mann, damit der König, bei dem sich der böhmische Graf Thurn befand, nicht an der Oder herauf ins Herz der kaiserlichen Erblande eindringe. In gleicher Absicht lag Maradas mit einem ebenso großen Heere in Böhmen. Zehntausend Wallonen standen in der Pfalz. Montecuculi hielt mit einer gleichen Anzahl kaiserlicher Truppen Schwaben und den Elsaß besetzt. Das ligistische Heer unter Tilly, das man zu dreißigtausend Mann angab, war weit vom ersten Kriegsschauplatz in der Ober-Pfalz, in Franken und in Westphalen vertheilt. Auch wurde bis zum Oktober kein Oberfeldherr an Wallenstein's Stelle ernannt.

Gustav Adolf beschränkte sich vorerst darauf, sich den Besitz von Pommern zu sichern und den schrecklichen Verwüstungen, welche Conti's Truppen verübten, Einhalt zu thun. Er suchte dabei vergebens die Kurfürsten Georg Wilhelm von Brandenburg und Johann Georg I von Sachsen zu bewegen, daß sie sich mit ihm für die evangelische Lehre verbündeten. Diese hielten sogar die beiden Herzöge von Mecklenburg anfangs ab, ihre Unterthanen zum Widerstande aufzufordern. Die beiden mecklenburgischen Herzöge waren zwar, da man in Regensburg Wallenstein durchaus nicht als rechtmäßigen Besitzer von Mecklenburg hatte anerkennen wollen, auf den günstigen Ausgang eines gerichtlichen Verfahrens vertröstet worden; man machte aber keine Anstalt, sie vorläufig wieder einzusetzen. Sie schlossen daher einen Vertrag mit dem schwedischen Könige, und

dieser wandte sich dann im September von Stettin nach Mecklenburg. Hier behaupteten sich indessen die Kaiserlichen in Rostock und Wismar, weil Gustav Adolf, um die Unterhandlungen mit England und Frankreich zu leiten, sich zuerst lange in Stralsund aufhielt und dann einen Angriff auf Conti machte, welcher bei Garz hinter Schanzen lag. Da der Letztere von Tilly nicht gehörig unterstützt wurde, so gelang es den Schweden, noch vor dem Ende des Jahres 1630 ganz Pommern, mit Ausnahme der Städte Kolberg und Greifswalde, von den kaiserlichen Truppen zu säubern. Diese würden sogar durch die strenge Kälte, durch den Mangel an allem Nöthigen und durch die Rache der schändlich mishandelten Bevölkerung ganz aufgerieben worden sein, wenn der Kurfürst von Brandenburg nicht die Flüchtigen in Küstrin und Frankfurt an der Oder eingelassen hätte.

Die nächste Folge der glänzenden, unter den schwierigsten Umständen erlangten Vortheile des schwedischen Heeres bestand darin, daß Gustav Adolf von England Subsidien erhielt, und daß der französische Gesandte, Charnacé, endlich nach vielen Schwierigkeiten und langem Zaudern in Richelieu's Namen einen Vertrag mit ihm abschloß. Der Deutsche, der mit den Folgen dieses Vertrages für Deutschland bekannt ist, wird mit Schmerz wahrnehmen, daß Gustav Adolf durch die Einmischung einer katholischen Macht in den deutschen Religions-Krieg nicht nur das künftige Wohl des deutschen Reiches seinem eigenen augenblicklichen Bedürfnisse, sondern auch die Religion selbst der Politik zum Opfer brachte, obgleich der König sonst so fromm war, daß er sehr oft betete und nicht selten dreimal an Einem Tage eine Predigt hörte. Dieser Punkt muß hervorgehoben werden, obgleich es Niemanden einfallen wird, der schwedischen Nation und ihrem Könige zuzumuthen, daß sie für die zagenden deutschen Fürsten und Städte und für die freie Religions-Übung in Deutschland ritterlich abenteuernd Gut und Blut hätten opfern sollen. Die Franzosen versprachen in dem Vertrage, den sie am 13. Januar 1631 zu Bärwalde auf sechs Jahre schlossen, dem schwedischen Könige für das verflossene Jahr hundertundzwanzigtausend und für jedes folgende viermalhunderttausend Thaler Subsidien, nachdem England ihm schon vorher sechszigtausend Pfund gezahlt hatte. Dafür verpflichtete sich der König, eines Theiles mindestens dreißigtausend Mann Fußvolk und sechszehntausend Reiter ins Feld zu stellen, und

anderes Theiles seine Einwilligung dazu zu geben, daß die Franzosen sich in Deutschland zu Protectoren der auf den Kaiser eifersüchtigen katholischen Fürsten machen dürften. Auf diese Weise erklären wir nämlich den Artikel des Vertrages, in welchem Gustav Adolf versprach, die katholische Religion in den Orten, die er einnehmen würde, bestehen zu lassen und den Mitgliedern der Liga die Neutralität zu gestatten, jedoch unter der Bedingung, daß sie dieselbe begehrten und auch selbst beobachteten.

Im März 1631 eroberten die Schweden Kolberg, im April Frankfurt an der Oder. Man könnte sich verwundern, daß Tilly wartete, bis Kolberg und nachher auch das lange vertheidigte feste Demmin genommen war, ehe er mit seinem Heere in Mecklenburg oder in Pommern erschien. Allein es verflossen, wie wir wissen, zuerst mehrere Monate, ehe Tilly den Oberbefehl über das gesammte deutsche Heer erhielt, dann brauchte er Zeit, um dasselbe zusammen zu ziehen, und zuletzt erkannte er, daß er erst seinen Rücken sichern müsse, ehe er nach Mecklenburg aufbreche. Er konnte nämlich dem Kurfürsten von Sachsen nicht mehr trauen, seitdem der Pabst dem zweiten Sohne desselben das Erzbisthum Magdeburg abgesprochen und dieses dem kaiserlichen Prinzen Leopold Wilhelm verliehen hatte. Tilly forderte daher die Festungen Magdeburg, Leipzig und Wittenberg als Grundlage seiner Unternehmungen an der Elbe. Er war durch Gustav Adolf's Eindringen in Brandenburg und besonders durch den Zug desselben gegen Frankfurt genöthigt worden, sich im Januar 1631 der letzteren Stadt zu nähern, und man hatte, als die beiden Hauptheere nicht mehr als acht Meilen von einander entfernt waren, ein entscheidendes Treffen erwartet; Tilly nahm aber plötzlich eine andere Richtung. Er zog von Brandenburg über Nauen und Ruppin an die mecklenburgische Grenze. Am 6. März erschien er vor Neu-Brandenburg. Diese Stadt ward von den Schweden hartnäckig vertheidigt, weshalb Tilly, als er sie nach drei Stürmen einnahm, nach seiner grausamen Art die ganze Besatzung niederhauen ließ. Von Neu-Brandenburg brach er sogleich gegen Magdeburg auf.

Der König von Schweden erwartete damals ganz sicher, daß sowohl Sachsen als Brandenburg, deren Häuser gerechten Anspruch auf die Administration des ehemaligen Erzstiftes Magdeburg hatten, sich an ihn anschließen würden, um die bedeutendste Handelsstadt

und Festung in Norddeutschland zu retten; Beide lehnten aber seine Anträge ab. Er überließ daher das unglückliche Magdeburg, welches die Kurfürsten nicht retten wollten, seinem Schicksale. Brandenburg und Sachsen wurden Beide von Fürsten regiert, welche keines schnellen Entschlusses fähig waren und die Leitung ihrer Angelegenheiten entweder pedantischen Systematikern oder gar solchen Rathgebern, die insgeheim dem Kaiser verkauft waren, überließen. Beide Fürsten hatten jedoch schon im Anfange des Jahres 1631 erkannt, daß jetzt mit dem vielen Schreiben nichts mehr auszurichten sei, und deshalb auf den Februar eine große Versammlung protestantischer Fürsten und Städte nach Leipzig ausgeschrieben, damit man wegen der Gewaltthätigkeiten, zu denen das Restitutions-Edict den Vorwand gab, und wegen der an den Protestanten begangenen Verletzung der Rechte der Nation und der Menschlichkeit einen Beschluß fasse. Auf dieser Versammlung, welche unter dem Namen des Leipziger Convents bekannt ist, wurde dann allerdings viel Dreistes geredet. Der brandenburgische Gesandte wagte sogar, trotz der Furcht seines Herrn vor dem Kaiser, zu sagen, die Reichsabschiede seien abgeschieden; und ein anderer setzte hinzu, es sei jetzt die Zeit gekommen, wo man die Augen auf und die Fäuste zu machen müsse. Allein wenn man die Sache genauer betrachtet, so war dieser evangelische Convent am Ende eben so unfruchtbar, als alle anderen deutschen Versammlungen. Es wurde nämlich die Verbindung mit Gustav Adolf, dem Helden des Protestantismus, welcher damals ganz allein Deutschland aus der Gewalt der Jesuiten, Kroaten, Spanier und Wallonen erretten konnte, förmlich abgelehnt und dagegen der Beschluß gefaßt, daß man ein gemeinschaftliches Bündniß schließen, Dänemark zur Theilnahme an demselben einladen und ein Defensions-Heer aufstellen wolle. Auch dies gab der Kaiser nicht zu, und wir werden unten sehen, was Hessen-Kassel von Tilly, sowie Franken und Schwaben von Fürstenberg's Heer zu leiden hatten, weil sie von der Ausführung des Leipziger Beschlusses nicht abstehen wollten. Dieser Beschluß konnte nicht ausgeführt werden, sobald Sachsen, welches allein von allen Verbündeten ein Heer aufstellen konnte, wieder aus dem Bunde trat. Dazu wurde deshalb auch der Kurfürst von Tilly im Namen des Kaisers drohend aufgefordert. Als der Kurfürst sich nicht einschüchtern ließ, nahm Tilly die Weigerung

desselben zum Vorwande, um feindlich in Sachsen einzudringen. Er beschloß, jetzt Alles aufzubieten, damit er Magdeburg eilig erobern und dann auch Leipzig und Wittenberg einnehmen könne.

Tilly hatte Frankfurt an der Oder, welches die Schweden im April einnahmen, vergebens zu retten gesucht, und wandte sich, als er bei Brandenburg den Fall Frankfurt's erfahren hatte, sogleich gegen Magdeburg, um die Belagerung dieser Stadt zu beginnen. Da die Magdeburger ihre Stadt lange und hartnäckig gegen Tilly und Pappenheim vertheidigten, so ist Gustav Adolf vielfach getadelt worden, daß er ihnen nicht früher zu Hülfe geeilt sei. Gustav Adolf mußte jedoch offenbar sich vorher den Rücken sichern, und fand bei dem Kurfürsten von Brandenburg nicht das Vertrauen, welches er zu verdienen glaubte; wir wagen daher nicht, ihn des Zögerns zu beschuldigen. Übrigens mag er auch noch andere, besonders strategetische Gründe gehabt haben, sich mit dem Entsatze von Magdeburg nicht zu übereilen; wir lassen aber diesen Punkt, wie alles Militärische, wenn keine zuverlässige Autorität vor uns liegt, ganz unerörtert. Der Administrator des Erzstiftes Magdeburg, Christian Wilhelm, ein Oheim des Kurfürsten von Brandenburg, ward bei der Vertheidigung der Stadt von dem in schwedischen Diensten stehenden hessischen Oberst Falkenberg, welchen Gustav Adolf dahin geschickt hatte, kräftig unterstützt. Der schwedische König glaubte daher auch ein Recht zu haben, von dem Kurfürsten von Brandenburg, seinem Schwager, Bürgschaft und Unterpfand für den möglichen Verrath des katholischen Ministers desselben, Adam von Schwarzenberg, zu fordern, da dieser der eigentliche Regent von Brandenburg war. Gustav Adolf verlangte, daß der Kurfürst schwedische Truppen in die Festungen Spandau und Küstrin aufnehme. Er erhielt endlich zur Antwort, daß zwar Küstrin, nicht aber Spandau ihm als Sicherheitsplatz übergeben werden solle. Darüber wurde dann so lange unterhandelt, daß nach einem Briefe, welchen Pappenheim Ende April über den Fortgang der Belagerung von Magdeburg an Wallenstein schrieb, diese Stadt schon damals schwerlich hätte gerettet werden können, wenn auch der König sich sogleich auf den Weg gemacht hätte. Dies konnte nicht geschehen, und als Gustav Adolf am 1. Mai bei Köpenik eintraf, verweigerte der Kurfürst ihm nicht blos die Übergabe von Spandau, sondern er

suchte auch der Erfüllung des Versprechens wegen Küstrin's auszuweichen. Dadurch ward Gustav Adolf bewogen, auf Berlin los zu marschiren. Doch willigte er, auf Bitten seines Schwagers, in eine Zusammenkunft mit diesem außerhalb der Stadt. Der Kurfürst bat sich zuerst eine Stunde Bedenkzeit aus, beharrte aber auch dann noch auf seiner Weigerung, und konnte durch keine Vorstellungen über die Gefahr, welche der Stadt Magdeburg drohe, wenn man nur wenige Tage zögere, zum Nachgeben bewogen werden. Gustav Adolf wurde dadurch so sehr erbittert, daß er sogleich nach Köpenik zurückkehren und von dort an der Spitze seiner Truppen nach Berlin ziehen wollte. Nur mit Mühe ließ er sich bewegen, bloß von tausend Musketieren begleitet nach Berlin zu kommen. Indessen folgte ihm sein ganzes Heer nach und lagerte sich um die Stadt. Jetzt mußte freilich der Kurfürst sich fügen. Gustav Adolf soll übrigens selbst eingestanden haben, daß seine Forderung hart und bedenklich gewesen sei, wahrscheinlich weil er dachte, daß sein Enthusiasmus für Ruhm, Freiheit und Religion dem Kurfürsten und dem Sande der Mark fremd sei, daß aber einem Landesherrn die bloße praktische Klugheit und Politik allerdings nicht gestatteten, seine Festungen in die Hände eines fremden Königs zu geben. Spandau ward noch in der Nacht dem Könige zur Verfügung gestellt. Dieser versprach, es wieder herauszugeben, sobald Magdeburg entsetzt sei.

Gustav Adolf eilte keineswegs, für die Rettung dieser unglücklichen Stadt das Äußerste zu versuchen. Er konnte sich nämlich unmöglich tiefer in Deutschland hinein wagen, wenn nicht vorher Kurfürst Johann Georg I. von Sachsen, der jetzt endlich ein Heer von achtzehntausend Mann aufgestellt hatte, sich mit ihm zum Angriffe des Kaisers verband. Dies wollte jedoch der Kurfürst so wenig, daß er den Schweden sogar den Übergang über die Elbe streitig machte. Gustav Adolf machte ihm den Vorschlag, die Kaiserlichen, welche vor Magdeburg standen, mit vereinter Macht auf beiden Ufern der Elbe anzugreifen. Johann Georg nahm aber stets sein Verhältniß zu Kaiser und Reich zum Vorwande, obgleich das Reich sich in Bündnisse gespaltet hatte und der Kaiser im Begriffe stand, Sachsen mit Kosacken, Kroaten und Panduren anzugreifen. Nicht einmal Vorräthe wollte Johann Georg den zur Rettung Magdeburg's eilenden Schweden liefern. Er hatte ja einem Arnim, der immer noch ganz

von Wallenstein abhängig war und diesem über Alles Bericht gab, die Einrichtung und Anführung seines Heeres anvertraut. Arnim hatte den Oberbefehl des sächsischen Heeres in der Hoffnung übernommen, daß er auf diese Weise die dreimalhunderttausend Thaler, die er vorgab an den Kaiser zu fordern zu haben, bezahlt erhalten werde, wenn er ihm dafür geheime Dienste leiste.

Magdeburg war schon seit März hart bedrängt worden, und der Kurfürst von Sachsen war so ängstlich, den Kaiser auf irgend eine Weise zu reizen, daß sogar die Lebensmittel, die er für die Magdeburger am linken Ufer der Elbe hatte aufhäufen lassen, nicht an sie abgeliefert wurden, sondern von ihnen scheinbar mit Gewalt geholt werden mußten. Bis zum 10. Mai bot Falkenberg Alles zur Rettung der Stadt auf, welche ohne Entsatz nicht behauptet werden konnte. Er und drei andere Officiere opferten willig ihr Leben, um den Ruhm zu haben, daß sie die Stadt bis aufs Äußerste vertheidigt hätten. Am 10. Mai wurde Magdeburg mit Sturm genommen. Die Stadt mußte dabei alles das erleiden, was die von Barbaren und Kannibalen erstürmten Städte zu erleiden pflegen. Während Kroaten, Wallonen und das Gesindel, welches den Truppen Tilly's zu folgen pflegte, plünderten, mordeten und alle möglichen Gräuelthaten verübten, hatte Pappenheim, als er sah, daß die verzweifelten Bürger auch noch in den Straßen Widerstand leisteten, einige Häuser anzünden lassen. Das Feuer breitete sich in der Nacht über die ganze Stadt aus, und diese, welche selbst neben Hamburg der reichste Handelsplatz an der Elbe war, ward ein Raub der Flammen. Nur der Dom und einige Häuser um denselben, das Liebfrauenkloster und ein halbes Hundert ärmlicher Häuser blieben verschont. Mehr als fünfundzwanzigtausend Einwohner von Magdeburg sollen das Leben verloren haben. Der Administrator ward gefangen und sehr mishandelt, kam aber doch mit dem Leben davon. Wir wollen weder Tilly noch Pappenheim anklagen und eben so wenig vertheidigen. Wenn das Letztere möglich wäre, so würde man sagen müssen, daß auch zu unserer Zeit Bonaparte und seine Marschälle überall in Italien, in Spanien, in Deutschland, in Rußland und in Polen auf dieselbe Weise verfahren seien, wie Tilly, und zwar nicht wie er blos kroatisch, sondern ganz systematisch. Auch Wellington machte es in San Sebastian nicht besser, und die rauchenden Trümmer

Indien's beweisen, daß die mit ihrer Humanität prahlenden Engländer im Kriege ebenso verfahren. Übrigens hatte der in allen Ecken und Enden Deutschland's mit den grellsten Farben geschilderte Untergang der blühenden Stadt auf die protestantischen Deutschen dieselbe Wirkung, welche in unseren Tagen der Brand von Moskau auf die Russen gehabt hat.

Gustav Adolf kehrte vorerst, so lange Sachsen noch nicht von Tilly bedroht und folglich auch noch nicht geneigt war, sich mit seinem Heere an die Schweden anzuschließen, nach Brandenburg zurück. Sein Schwager, der Kurfürst ward von Arnim, der sich zum Besuche zu ihm begeben hatte, beredet, darauf zu bestehen, daß die Schweden, da jetzt Magdeburg gefallen sei, Spandau wieder räumen sollten. Dies ward freilich, nachdem man sich fast einen ganzen Monat darüber gestritten und Arnim den Vermittler gespielt hatte, am 8. Juni von Gustav Adolf zugestanden, und die schwedische Besatzung zog aus der Festung; Gustav Adolf nahm aber auch alles das, was vorher ausgemacht worden war, wieder zurück und zog gegen Berlin. Am 9. Juni stand das schwedische Heer vor dieser Stadt, die Kanonen auf den Flügeln und gegen das Schloß gerichtet, und nun ward durch die angedrohte Gewalt bewirkt, was alle Vorstellungen nicht hatten bewirken können. Es wurde nämlich am 11. Juni ein förmlicher Bundesvertrag abgeschlossen. Nach diesem Vertrage sollte Spandau dem schwedischen Könige für die ganze Dauer des Krieges überlassen werden. Küstrin sollte zwar von den kurfürstlichen Truppen allein besetzt bleiben, jeder Zeit aber den Schweden zugänglich sein, und im Nothfall sollte Küstrin ihnen auch ganz eingeräumt werden. Außerdem wurden die Kur-Lande, abgesehen von einigen anderen ziemlich lästigen Bedingungen, noch zur monatlichen Zahlung von dreißigtausend Thaler an das schwedische Heer verpflichtet; doch sollten einige Kreise der Kur- und der Ucker-Mark ausschließlich für den Unterhalt der königlichen Hofhaltung steuern. Auch Greifswalde ward endlich (im Juni 1631) dem kaiserlichen Heere entrissen.

Erst Ende Juni zog Gustav Adolf mit seinem Heere wieder in die Gegend von Magdeburg, so daß es das Ansehen hatte, als wenn er und Tilly absichtlich einander zwei Monate hindurch ausgewichen wären. Als nämlich Gustav Adolf nach dem Falle von Magdeburg sich nördlich von der Elbe in Brandenburg, Pommern und Meklen-

burg theils durch freiwillige oder erzwungene Verträge, theils mit Gewalt der Waffen festsetzte, war Tilly beschäftigt, die protestantischen Fürsten des mittleren Deutschland zu plündern und einzuschrecken. Unter diesen waren einige, welche längst mit dem schwedischen Könige in geheimer Unterhandlung standen, namentlich die Fürsten der herzoglich-sächsischen Linie in Thüringen und Landgraf Moritz von Hessen-Kassel.

Was den Letzteren betrifft, so hatte sein Vetter, Ludwig V. von Hessen-Darmstadt, sich bekanntlich ganz dem Kaiser hingegeben, um durch Vermittelung desselben einen günstigen Rechtsspruch in dem Streite über die Marburger Erbschaft zu erlangen (s. oben S. 181). Moritz war daher theils aus politischen, theils aus religiösen Gründen bereit, für seine durch die Union mit ihm verbundenen Glaubensgenossen das Äußerste zu wagen; und man beschuldigte ihn nicht mit Unrecht, er warte nur auf eine Gelegenheit, um über die Baiern und die Kaiserlichen herzufallen. Was er und seine Hessen dafür bis zum Jahre 1622 zu leiden gehabt hatten, muß man, weil es in einzelnen sich stets erneuernden Neckereien und Räubereien bestand, im siebenten Theile von Rommel's hessischer Geschichte nachlesen. Man wird aus den dortigen Angaben ersehen, wie es den Protestanten gegangen sein würde, wenn nicht Gustav Adolf als ihr Retter erschienen wäre, mochte dieser nun bei seinem Einschreiten ihren oder seinen eigenen Vortheil im Auge haben.

Im Ganzen hatte Moritz bis zum Treffen bei Stadtlohn, in welchem Christian von Braunschweig durch Tilly geschlagen wurde (s. S. 179), sich leidlich aus der Sache gezogen; dann hatte aber auch ihn der Sturm getroffen. Tilly hatte sich, als er vor jener Schlacht gegen Christian von Braunschweig vordrang, mit Gewalt den Durchzug nach Westphalen durch Hessen gebahnt, und seine rohen Horden hatten dort, wie überall, geraubt und gewüthet. Moritz hätte damals gern das ganze Land aufgeboten, um mit Christian von Braunschweig vereinigt das Äußerste zu wagen; seine Ritterschaft aber, welche bei den Ständen den Ausschlag gab, hatte von Aufopferung nicht reden hören wollen, so daß der Enthusiasmus des Landgrafen nur dazu diente, ihn persönlich dem Kaiser und der Liga verhaßt zu machen und ihm neue Gefahren zu bereiten. Er hatte sich gegen die ihm widerstrebenden Glieder der Ritterschaft Gewalt-

thätigkeiten erlaubt, und diese hatten sich an den Kaiser gewandt. Als daher Tilly im Oktober 1623 aus Westphalen nach Hessen zurückkehrte, war an keinen Widerstand zu denken gewesen, zumal da Ludwig von Hessen-Darmstadt entschlossen war, sich der ihm vom Kaiser zuerkannten Marburgischen Erbschaft mit Gewalt zu bemächtigen. Tilly's Heer nahm im Oktober und November 1623 das ganze zwischen Darmstadt und Kassel streitige Gebiet bis auf das Marburger Schloß gewaltsam in Besitz. Als nachher auch dieses erobert war, wurde im folgenden Jahre das ganze Oberfürstenthum Hessen dem Landgrafen von Hessen-Darmstadt überliefert. Nur zwei hessische Befehlshaber, Hippolytus Castiglione zu Eppstein und Johann von Uffeln auf Rheinfels, widersetzten sich muthig den Zumuthungen Tilly's. Moritz selbst fand damals rathsam, sich freiwillig von der Regierung zurückzuziehen, und überließ, um nicht den Jammer seiner von Tilly's Banden gepeinigten Unterthanen mit ansehen und ein ungerechtes Urtheil als Rechtsspruch anerkennen zu müssen, die Regierung seinem Sohne, Wilhelm V. oder dem Standhaften, als seinem Stellvertreter. Er setzte dabei seinem Sohne einige seiner angesehensten Civil- und Militär-Beamten zur Seite. Er selbst verließ auf einige Zeit das Land, um bei anderen Fürsten Trost zu suchen, den er freilich zu jener Zeit in Deutschland nicht finden konnte. Er hatte seinen Entschluß schon vorher auf einem Landtage zu Kassel den Ständen mitgetheilt und ausdrücklich hinzugesetzt, daß durch die auf des Kaisers und Tilly's Befehl im Lande ergriffenen Maßregeln dieser Schritt nothwendig gemacht sei. Er begab sich zuerst auf seine Feste Plessen bei Göttingen, entfernte sich aber von dort, als ihm von einem Ohrenzeugen gemeldet wurde, daß Tilly in einem Gespräche mit den Jesuiten zu Paderborn gesagt habe, er habe Befehl vom Kaiser, sich, wenn es geschehen könne, des Landgrafen zu bemächtigen und ihn an den Kaiser auszuliefern.

Moritz blieb auch abwesend immer mit seinem Lande in Verbindung; sein Sohn Wilhelm war daher als Statthalter in einer höchst peinlichen Lage zwischen den hessischen Landständen, dem General Tilly und seinem eigenen Vater, welcher immer noch der eigentliche Regent war und sich überall, wohin er kam, in Verbindungen und Projecte einließ, die dem Kaiser unmöglich verborgen bleiben konnten. Als Christian IV. von Dänemark 1625 ein Heer

rüstete und in Holstein ein Lager bezog, ward freilich das Land des Landgrafen auf kurze Zeit der ligistischen Räuber entledigt, weil Tilly nördlich ziehen mußte, und Moritz kehrte damals in seine Residenz zurück; die Frist war aber nur von kurzer Dauer. Der Kaiser hatte Wallenstein beauftragt, ein Heer auf Unkosten aller der Städte und Fürsten anzuwerben, die er zwingen könne, seine Leute zu ernähren, zu bekleiden und zu bezahlen. Dieses Heer, dem durch eine förmliche Urkunde Franken und Schwaben preisgegeben war, nahm bald auch im Hessen-Lande Quartiere. Schon im September erklärten die Hauptleute der im Lande an der Werra, in Hersfeld, Sontra, Rotenburg und Lichtenau liegenden Wallensteiner, welche, mit den ihnen ertheilten Quartier-Billets nicht zufrieden, sich vorzugsweise in den Städten einquartiert hatten, daß sie mit ihren nicht auf kaiserliche, sondern auf eigene Kosten aufgestellten und unterhaltenen Truppen ganz besonders auf das Hessen-Land angewiesen seien, und daß diejenigen, von denen sie Nahrung und Quartier nähmen, bei ihren Landsleuten Ersatz suchen möchten. Als Wallenstein erschien, ließ er, weil Moritz sich weigerte, die Erpressungen durch seine Beamte betreiben zu lassen, durch seine Leute Alles, was diese brauchten, wegnehmen und sogar das Getreide durch sie dreschen. Sehr drückend für den Landgrafen und sehr schimpflich für die Ritterschaft war es, daß Wallenstein die Ritterschaft des Landes, die sich schon vorher mit Tilly zu verständigen gewußt hatte, nicht blos im Allgemeinen, sondern auch die einzelnen Geschlechter insbesondere mit allen ihren Dörfern und Hintersassen von jeder außerordentlichen Contribution und Schatzung freisprach, und daß die edeln Ritter dies suchten und annahmen. Dadurch wurde fast der vierte Theil der hessischen Unterthanen einer drückenden Last entledigt, welche dagegen auf die ärmeren anderen drei Viertheile gewälzt ward.

Als Christian IV. die Sache der Protestanten zu verfechten übernahm, schien Moritz fest entschlossen, sich mit ihm zu verbünden, obgleich er an seiner Ritterschaft einen ebenso gefährlichen Feind hatte, als an Tilly's Baiern und Kroaten. Christian IV. machte deshalb auch zweimal den Versuch, sich mit Moritz und den thüringischen Herzögen in Verbindung zu setzen; er mußte aber das erste Mal bei Rotenburg wieder umkehren, und das zweite Mal konnte er nicht nach Thüringen gelangen und war nach seiner Rückkehr genöthigt,

das Treffen bei Lutter am Barenberge zu liefern. Das erste Mal, als Christian (April 1626) zur Befreiung Hessen's auszog, wurde er ganz öffentlich vom Landgrafen unterstützt. Die vielen Bedrängnisse, welche dieser dann bis zu Christian's Niederlage erlitt, waren daher nothwendig, um Tilly's Rücken zu decken. Diente ja doch auch des Landgrafen jüngerer Sohn, Philipp, welcher nachher bei Lutter fiel, in Christian's Heere! Tilly verlangte drohend im Auftrage des Kaisers, Moritz solle die Werbungen einstellen, seine Truppen entlassen, das Land und besonders die drei Hauptfestungen, Kassel, Ziegenhain und Rheinfels, den Kaiserlichen überlassen; der Landgraf blieb aber standhaft, obgleich seine Ritterschaft ihm immer noch widerstrebte. Er erklärte, wenn er persönlich verdächtig oder verhaßt sei, lieber die Regierung seinem Sohne ganz abtreten, als in die immer vermehrten Forderungen willigen zu wollen. Bis zum entscheidenden Treffen bei Lutter am Barenberge, also bis zum August 1626, war eine Auskunft getroffen worden; nach dem dort erfochtenen Siege aber hielt Tilly für nöthig, den Landgrafen ganz zu Grunde zu richten. Dazu benutzte er die Forderungen, welche Hessen-Darmstadt an Hessen-Kassel machte, weil dieses die Einkünfte des Marburgischen Erbes so viele Jahre hindurch widerrechtlicher Weise genossen habe. Ludwig's V. Nachfolger, Georg II., welcher ganz in seines Vaters Sinne handelte, riß mit Hülfe der ihm überlassenen Spanier die niedere Grafschaft Katzenellenbogen an sich, in welcher auch der wackere Johann von Uffeln Rheinfels räumen mußte und St. Goar grausam geplündert und verwüstet wurde. Als nachher die Mishandlung des Landes theils von den Darmstädtern unter dem Vorwande der kaiserlichen Execution in der Erbschafts-Sache, theils von Tilly aus Feindschaft gegen Moritz zu einer unerhörten Höhe getrieben wurde, entschloß sich Moritz, der Regierung ganz zu entsagen und sich dem Lande zu opfern. Er hatte diesen Gedanken schon im Jahre 1624 gehegt und war im Laufe des Jahres 1626 oft auf ihn zurückgekommen, hatte aber viele Gewissens-Bedenklichkeiten und mancherlei Hindernisse zu überwinden, ehe er zur Ausführung schreiten konnte. Dies geschah endlich am 17. März 1627, wo er in dem sogenannten goldenen Saale des Schlosses von Kassel die Regierung förmlich seinem Sohne überließ. Er erschien bei dieser Gelegenheit nicht in Person, sondern ließ die

nöthigen Actenstücke von dem geheimen Rathe vorlesen, den er stets in seinen eigenen Angelegenheiten gebraucht und deshalb auch, als derselbe von der Ritterschaft heftig verfolgt wurde, mit eigener Gefahr geschützt hatte.

Wilhelm V. oder der Standhafte übernahm die ihm von seinem Vater überlassene Regierung nur unter einer feierlichen Protestation gegen die Schuldenlast, die in der letzten Zeit seines Vaters durch den Druck der Kaiserlichen und der Baiern sehr angewachsen war, und gegen das ungerecht ausgesprochene und gewaltsam ausgeführte kaiserliche Urtheil in der Marburger Sache. Es heißt in dem Protest: „Er nehme die von seinem Vater aufgegebene und verwaiste Regierung nur als lehens- und vertragsmäßiger Nachfolger an, und behalte sich alle Rechtswohlthaten vor, welche er besonders in Bezug auf die in der Marburgischen Execution geschehene Schmälerung und Verletzung seiner erblichen Lande geltend zu machen gedenke.“ Übrigens brachte Wilhelm durch seine Gemahlin Amalia Elisabeth, die Erbtochter des Grafen von Hanau, diese Grafschaft an Hessen-Kassel; Amalia Elisabeth selbst erhielt später Gelegenheit, sich im dreißigjährigen Kriege einen ähnlichen Ruhm zu erwerben, wie Maria Theresia ihn im achtzehnten Jahrhundert erworben hat.

Wilhelm war weniger starrsinnig und gewaltthätig, als sein Vater, und konnte sich daher eher in die Umstände der Jahre 1627 bis 1631 fügen. Wie hart dies war, und wie unbarmherzig der lutherische Landgraf Georg II. von Hessen-Darmstadt, von seinem lutherischen Schwiegervater, dem Kurfürsten Johann Georg I. von Sachsen, unterstützt, mit seinem calvinistischen Verwandten umging, kann man daraus schließen, daß Darmstadt nicht blos die Landes-Universität Marburg, die Besitzungen am Rhein und eine große Zahl von Herrschaften an sich gerissen, sondern zugleich auch die Kassel'sche Linie ganz arm gemacht hatte. Der abgedankte Landgraf Moritz lebte darbend in Melsungen; Wilhelm selbst, welcher nur mit Mühe das feste Ziegenhain und Kassel gerettet hatte, war sogar um seinen Lebensunterhalt besorgt. Er hatte von den ihm übrig gebliebenen zwölf Ämtern jährlich nur vierzigtausend Gulden einzunehmen, welche für die Besoldungen nicht hinreichten, so daß er noch in demselben Jahre, in welchem er die Regierung übernahm, seiner

Mutter Juliane die Speisung am Hofe aufkündigte, weil alle Vorräthe aufgezehrt seien und er selbst sich eine Zeitlang auf dem platten Lande behelfen wolle. Durch Verträge mit Hessen-Darmstadt und durch Demüthigungen vor dem Kaiser besserten sich zwar in den beiden folgenden Jahren Wilhelm's Verhältnisse; das Restitutions-Edict von 1629 führte aber neue Bedrängnisse herbei. Leopold Wilhelm, des Kaisers fünfzehnjähriger Sohn, nahm neben Passau, Straßburg, Halberstadt, Bremen und Magdeburg auch noch die säcularisirte hessische Abtei Hersfeld in Anspruch, und die verschiedenen Mönchsorden strömten herbei, um alle von Philipp dem Großmüthigen eingezogenen und zu frommen Zwecken verwendeten Klöster wieder in Besitz zu nehmen. Es ist daher auch nicht zu verwundern, daß, nach der Rechnung bei Rommel, im Jahre 1630 die gesammten Einkünfte Wilhelm's, nach Abzug der Zinsen der Schuld und der sehr kargen Deputate für Juliane und für Moritz, nur achtzehntausend Thaler betrugen. Wunderlich genug war es übrigens dabei, daß Jagd und Falknerei nicht beschränkt, sowie daß Küche und Keller immer noch fürstlich unterhalten wurden.

Landgraf Wilhelm von Hessen-Kassel war, was nach den dargelegten Verhältnissen sich leicht begreifen läßt, der erste unter den deutschen Fürsten, welcher ganz freiwillig und aufrichtig mit dem schwedischen Könige in Verbindung trat. Aus diesem Grunde allein haben wir auch der hessischen Angelegenheiten hier so ausführlich erwähnt. Wilhelm hatte bei dem Wagestücke der Verbindung mit den Schweden, welche durch einen weiten Raum von ihm getrennt waren, wenig mehr zu verlieren und, wenn die Sache gelang, Alles zu gewinnen. Schon vom Jahre 1629 führt Rommel drei Briefe an, welche der schwedische König aus Preußen und aus Schweden an den Landgrafen schrieb, und in denen er über die Zaghaftigkeit der deutschen protestantischen Fürsten klagt und die Absicht kund gibt, seinen deutschen Glaubensgenossen kräftig beizustehen. Der eine dieser Briefe, welcher am 8. November zu Upsala geschrieben und dem Landgrafen durch den Grafen Reinhard von Hohensolms zugeschickt wurde, enthält ausführliche Nachrichten über den Stand der Dinge und über Gustav Adolf's trostlose Verhandlungen mit den deutschen Kurfürsten. Im Jahre 1630 wurde die Verbindung zwischen Gustav Adolf und dem Landgrafen enger geknüpft, obgleich damals Tilly's

und Wallenstein's Schaaren in Hessen waren. Im Herbst des vorhergehenden Jahres hatte der Landgraf eine Reise nach Holland gemacht und dort Freundschaft mit zwei Männern geschlossen, welche Beide unsterblichen Ruhm im Felde erlangt und als Helden für Freiheit und Vaterland, nicht für Geld und Orden gekämpft haben. Der Eine war der junge Prinz oder, wie alle sächsischen Prinzen sich nennen, Herzog Bernhard von Sachsen-Weimar, welcher später, als Gustav Adolf gefallen war, den deutschen Ruhm neben dem schwedischen glänzend aufrecht erhielt. Der Andere war der tapfere Hesse Heinrich von Falkenberg, welcher, nachdem er fünfzehn Jahre früher von Moritz nach Schweden geschickt worden war und dort Dienste genommen hatte, als schwedischer Oberst zuerst Stralsund und dann Magdeburg heldenmüthig vertheidigte und sich unter den Trümmern der letzteren Stadt begrub.

Der Kaiser, von Wilhelm's Verkehr mit Gustav Adolf unterrichtet, ermahnte den Landgrafen schon im Januar 1630 in einem verschlossenen Schreiben, um seiner und des Reiches Wohlfahrt willen behutsam zu sein, weil er in Verdacht stehe, daß er in Holland über die Aufnahme holländischer Truppen in Kassel und Ziegenhain Verabredungen getroffen habe. Auch Gustav Adolf bat den Landgrafen in demselben Jahre, sich nicht unvorsichtig hervorzuwagen. Im Oktober 1630 schickte jedoch der Landgraf einen Abgeordneten, Hermann Wolf, der den König in Stralsund antraf und, freilich unter ziemlich beschränkenden Bedingungen, das Versprechen erhielt, daß Gustav Adolf sich des Landgrafen kräftig annehmen wolle. Schon mit diesem hessischen Bevollmächtigten wurden die Bedingungen verabredet, unter denen Wilhelm der schwedischen Hülfe sicher sein könne. Bekanntlich erlaubte aber das Verhalten der Kurfürsten von Sachsen und von Brandenburg dem schwedischen Könige damals nicht, irgend etwas im mittleren Deutschland zu unternehmen. Nichtsdestoweniger ließ Wilhelm sich durch die Beschlüsse des Leipziger Convents ermuthigen, mit den Herzögen Wilhelm und Bernhard von Weimar den Versuch eines Widerstandes gegen den politischen und religiösen Druck, welcher immer schwerer auf ihnen lastete, zu machen. Die drei Fürsten wandten sich noch einmal an Gustav Adolf. Dies fiel in die Zeit, als der Letztere nicht sehr eilte, den Magdeburgern beizustehen, weil er die deutschen Protestanten fühlen lassen wollte, wohin

ihr Egoismus führe. Der Schweden-König begnügte sich daher auch, den Bevollmächtigten der jungen enthusiastischen Fürsten am 15. Mai 1631 zu erklären: daß er ihren tapferen Entschluß lobe und ihnen, falls sie durch die unversöhnlichen Feinde ihres Glaubens von Land und Leuten getrieben würden, Zuflucht und Unterhalt in Schweden zusichere.

Um Ostern 1631 machten die drei verbündeten Fürsten ihre Absicht öffentlich bekannt, und riefen ihre Unterthanen und Freunde zu dem von ihnen längst vorbereiteten Heere. Am 16. April kündigte Wilhelm den noch nicht eingelagerten Truppen der Liga und ihrem Feldherrn Tilly die hessischen Quartiere, sowie den ihnen bisher unter dem Namen Contribution gezahlten Tribut auf, und erschien mit einem Heere von fünftausend Mann, welches bald durch die Anwerbung von gedienten Leuten und durch den Zutritt der erbitterten, schnell in Soldaten umgewandelten Bauern verstärkt wurde, rüstig im Felde. Die Herzöge von Weimar unterstützten ihn kräftig. Wilhelm von Hessen, der im Anfang Mai als Kreis-Oberst des oberrheinischen Kreises nach Frankfurt kam, ließ weit und breit werben, und erhielt von den Grafen der Wetterau und des Westerwaldes die mündliche und schriftliche Zusicherung, daß auch sie ihre Leute aufbieten würden. Als jedoch Magdeburg gefallen war, stand der Landgraf wieder plötzlich allein, und suchte vergebens im Anfange Juni bei den seinem Hause erbverbrüderten Fürsten, bei dem jetzt mit ihm ausgesöhnten Landgrafen von Hessen-Darmstadt und beim Prinzen von Oranien Hülfe. Zugleich erfuhr er, daß Tilly, anstatt nach der Eroberung Magdeburg's den Schweden-König aufzusuchen, Rache dürstend gegen Thüringen und Hessen heranziehe. Bei dieser Wendung der Dinge verlor einer der drei mit einander verbündeten jungen Fürsten, Wilhelm von Weimar, den Muth; Wilhelm von Hessen dagegen, den in der Noth auch seine Stände, besonders die Ritterschaft, im Stiche ließen, und Bernhard von Weimar, zeigten der Welt, daß in ihnen eine ganz andere Seele wohne, als in jenem. Wilhelm von Weimar flüchtete sich nämlich, als Tilly gleich einem Waldstrom verheerend hereinbrach, zum Kurfürsten von Sachsen, der ihm dann nur unter der schimpflichen Bedingung eine Zuflucht in Leipzig gewährte, daß er die von ihm geworbene und eingeübte Mannschaft an der Grenze entlasse; Wilhelm von Hessen und Bern-

hard von Weimar dagegen rüsteten sich zu einem tapferen Widerstand. Als im Anfang des Juli Tilly, auf seine Übermacht vertrauend, vom Landgrafen forderte, daß er ungesäumt seine Truppen entlasse, fünf kaiserliche Regimenter in seine Städte aufnehme, Kassel und Ziegenhain ihm überlasse, eine Contribution zahle und endlich rund heraus erkläre, ob er Freund oder Feind sei, gab der Landgraf ihm folgende Antwort: „Er wäre weder Freund noch Feind; seine Truppen gebrauche er selbst; fremdes Kriegsvolk aufzunehmen, sei er nicht gemeint, am wenigsten aber in seiner Residenz, wo sich Tilly's alte Soldaten mit seinen Neulingen schlecht vertragen würden; gegen einen Angriff werde er sich zu vertheidigen wissen; Geld und Unterhalt möge sich Tilly in dem großen Vorrathshause zu München holen." Bei dem bevorstehenden Kampfe mit Tilly und Pappenheim ließ dann Wilhelm das gesammte Hessen-Volk durch die geistlichen und weltlichen Beamten zur Rettung seiner Religion und seiner Unabhängigkeit von kaiserlichen und militärischen Befehlen aufbieten.

Wilhelm von Hessen und Bernhard von Weimar standen bei dem hierauf folgenden Kampfe freilich allein, weil Wilhelm von Weimar auch den dringendsten Bitten die Politik entgegensetzte; allein Gustav Adolf marschirte damals endlich über die Elbe hinüber, und bezog bei dem Städtchen Werben, welches auf dem linken Ufer der Elbe dem Einfluß der Havel in diesen Fluß gerade gegenüber liegt, ein festes Lager, wodurch Tilly genöthigt ward, sein Heer aus Hessen abzurufen. Bernhard von Weimar begab sich in das schwedische Lager, während Landgraf Wilhelm die Entfernung von Tilly's Hauptmacht benutzte, um seine Festen wieder zu besetzen und die im Lande gebliebenen Kaiserlichen zu vertreiben. Er selbst folgte dann seinem Freunde Bernhard, der in schwedische Dienste trat, nach Werben und schloß dort den für sein Haus und für ganz Deutschland wichtigen Vertrag mit Schweden, durch dessen treue und heldenmüthige Erfüllung später Wilhelm's Wittwe im Frieden die Vortheile erhielt, welche der Kaiser für Hessen-Darmstadt nicht zu erlangen oder vielmehr nicht zu behaupten im Stande war. In diesem Vertrage von Werben verpflichteten Gustav Adolf und Wilhelm sich in ihrem und ihrer Erben Namen, unter Bürgschaft ihrer Kronen und Fürstenthümer, zu einem beständigen und unauflöslichen Bündnisse, und der schwedische König versprach dem Landgrafen,

alle Gegner desselben als seine und seiner Krone Feinde zu verfolgen und mit Niemanden innerhalb und außerhalb des Reiches eine diesem Versprechen zuwiderlaufende Verbindung einzugehen u. s. w. Der Vertrag von Werben hatte zunächst die Wirkung, daß der Landgraf von Gustav Adolf mit Geld für seine Werbungen unterstützt und zum General der in den rheinischen Kreisen und in den Oberlanden für ihn geworbenen Heerschaaren ernannt wurde. Wilhelm kehrte nach dem Abschlusse des Vertrags nach Hessen zurück. Er nahm seinen Weg über Leipzig, wo er den Kurfürsten von Sachsen schon in einer Stimmung traf, die ihn geneigt machte, sich vom Kaiser zu trennen, der ihn durch Tilly heftig bedrohen ließ. Herzog Bernhard war dem Landgrafen aus dem schwedischen Lager nach Hessen vorangeeilt, und erschien gleich darauf mit viertausend Mann zu Fuß, vier Fähnlein Reiterei und vier aus dem Kassel'schen Zeughause geholten Kanonen vor Hersfeld.

Dies war im August 1631. Schon im Juli hatte Gustav Adolf Vortheile über Tilly's Heer erhalten, welche diesen erbittert hatten, obgleich sein Verlust nicht gerade bedeutend gewesen war. Gustav Adolf hatte am 18. Juli an der Spitze von einigen tausend Reitern eine Abtheilung von Tilly's Reiterei zwischen den Dörfern Burgstall und Angern überfallen und ihr einen empfindlichen Verlust beigebracht. Nachher hoffte Tilly im Vertrauen auf Verräther durch einen Angriff, den er in der Nacht des 27. Juli unternahm, das schwedische Lager erstürmen zu können; der Anschlag war aber entdeckt worden, und Tilly mußte nicht nur unverrichteter Dinge und mit großem Verluste wieder zurückweichen, sondern er sah sich auch, da er an Allem Mangel litt, genöthigt, seine Stellung zu ändern. Im August ward die Wiedereinsetzung der Herzöge von Mecklenburg mit sehr großer Feierlichkeit zu Güstrow begangen, obgleich die Kaiserlichen sich in Rostock noch bis zum Oktober 1631 und in Wismar sogar bis in den Januar des folgenden Jahres behaupteten. Die kriegerische Thätigkeit und die Feldherrn-Talente des schwedischen Königs, welcher überall selbst erschien, handelte und mitfocht, wagen wir nicht zu preisen, weil das Militärische uns fremd ist; sein Verdienst in dieser Beziehung wurde jedoch allgemein anerkannt, sogar von Tilly, der im Kriegswesen Meister war.

Gustav Adolf und Tilly waren Beide im Sommer sehr verstärkt

worden. Der Erstere hatte den General Gustav Horn an sich gezogen, welcher nach der Einnahme von Frankfurt an der Oder nach Schlesien geschickt worden war und jetzt mit viertausend Mann zu Gustav Adolf zurückkehrte; Tilly dagegen hatte einen bedeutenden Theil der aus Italien heimkehrenden kaiserlichen Völker mit den seinigen vereinigt. Der Letztere beging jedoch gerade jetzt, wo der entscheidende Augenblick heranrückte, die Unvorsichtigkeit, daß er den Kurfürsten von Sachsen beleidigte. Er that dies gegen den ausdrücklichen Willen seines Herzogs Maximilian und anderer Fürsten der Liga, blos dem Kaiser und seinen Jesuiten zu Gefallen. Der Kurfürst von Sachsen hatte nämlich dem Leipziger Fürsten-Convent beigewohnt, und war der Verbindung derer beigetreten, welche zur Abwehr des Unrechtes Rüstungen machen wollten. Diese Verbindung ward von dem Kaiser misbilligt; er ließ zuerst Avocatorien ergehen, und als dieselben nichts fruchteten, machte er Anstalt, die einzelnen Mitglieder des Bundes mit Gewalt zum Rücktritte zu zwingen. In Schwaben und Franken setzte der Kaiser seinen Willen vermittelst des Grafen von Fürstenberg, der mit einem Heere aus Italien zurückkehrte, glücklich durch; in Sachsen dagegen erreichte Tilly, als er das Nämliche erzwingen wollte, seinen Zweck ebenso wenig, wie vorher in Hessen.

Tilly brach, um den Kurfürsten gewaltsam vom Leipziger Bunde abzuziehen und die Stadt Leipzig zu besetzen, mit vierzig- bis fünfzigtausend Mann in Sachsen ein. Der Kurfürst unterhandelte damals, um sich zu schützen, mit Gustav Adolf, welcher an der Spitze von dreizehntausend Mann Fußvolk und achttausend achthundertundfünfzig Reitern aus dem Lager von Werben aufgebrochen war, über eine Vereinigung der aus achtzehn- bis zwanzigtausend Mann bestehenden sächsischen Truppen mit dem schwedischen Heere. Diese Unterhandlung hatte anfangs Schwierigkeiten; als aber dem Kurfürsten gemeldet wurde, daß zweihundert Dörfer in seinem Lande brenneten, warf er sich unbedingt in Gustav Adolf's Arme, welcher edelmüthig genug war, jetzt keine andere Bürgschaft als des Kurfürsten Wort zu verlangen. Am 5. September vereinigte sich das schwedische Heer mit dem sächsischen. Tilly hatte Leipzig mit glühenden Kugeln beschossen und nachher eingenommen. Er ward gleich darauf von Gustav Adolf und dem Kurfürsten bei dem in der

Nähe dieser Stadt liegenden Orte Breitenfeld auf offenem Felde angegriffen. In dieser Schlacht bei Leipzig oder bei Breitenfeld (7. September 1631) wurde Tilly völlig geschlagen. Der Sieg ward ganz allein von den Schweden erfochten; denn die Sachsen, deren Heer aus lauter Neugeworbenen bestand, waren nach einem kurzen Kampfe zerstreut worden, und selbst ihr Kurfürst war bis nach Eilenburg geflohen, wo er sich mit einem Trunk Bier erquickte. In dieser Schlacht, welche fünf Stunden dauerte, ward Tilly's ganzes Heer so gut wie vernichtet; er verlor sein Geschütz und die Hälfte seiner Leute; auch er selbst würde, als ein Rittmeister, den man den langen Fritz nannte, ihn in seine Gewalt bekam, von diesem getödtet worden sein, wenn nicht Herzog Rudolf Maximilian von Sachsen-Lauenburg, der im kaiserlichen Heere diente, ihn durch einen glücklichen Schuß von seinem Gegner befreit hätte. Die von ihm erlittene Niederlage war so vollständig, daß es zuerst das Ansehen hatte, als wenn das mühsam errungene Übergewicht des Kaisers und der Liga auf einmal gänzlich zusammenstürzen würde. An Gustav Adolf lag es nicht, daß damals der Protestantismus nicht völlig obsiegte, und der Krieg ein schnelles Ende erhielt. Es war die sächsische Politik, die wir als solche und in Beziehung auf das rein deutsche Interesse nicht zu misbilligen wagen, sowie Arnim's fluchwürdiger Egoismus und seine Anhänglichkeit an Wallenstein, was den unseligen Krieg verlängerte. Gustav Adolf überließ es dem sächsischen Heere unter Arnim, durch die Lausitz und Böhmen nach Mähren zu ziehen; er selbst marschirte mit einer sogar in unserer Zeit fast unglaublichen Schnelligkeit durch Thüringen und Franken an und über den Rhein, sowie von dort an den Lech und nach Baiern.

7. Fortsetzung der Geschichte des dreißigjährigen Krieges bis zu Gustav Adolf's Tod.

Tilly zog nach der erlittenen Niederlage mit dem Reste seiner Truppen über Halle nach Westphalen, und alle zerstreuten Abtheilungen des kaiserlichen Heeres erhielten den Befehl, sich schleunig mit ihm zu vereinigen, da er den Schweden auf einem Umwege in Franken zuvorzukommen suchte. Gustav Adolf überließ es dem Kurfürsten von Sachsen, Leipzig den Kaiserlichen wieder zu entreißen;

er selbst nahm zunächst Merseburg und Halle ein. Nachdem der Kurfürst am 12. September Leipzig erobert und Gustav Adolf das Haus Anhalt an sich geknüpft hatte, wurde in Halle über die schnelle Verfolgung des Sieges berathschlagt. Man kam dahin überein, daß die Schweden durch Thüringen nach Franken, sowie nachher längs dem Main herab an den Rhein und dann an diesem Flusse aufwärts marschiren, die Sachsen aber durch Böhmen nach Schlesien ziehen sollten. Gustav Adolf eilte hierauf nach Thüringen, um die Hülfe von Weimar und Hessen-Kassel zu benutzen und dann die Last des Krieges auf die katholischen Fürsten zu wälzen, oder mit anderen Worten um ebenso, wie diese vorher vermittelst des Restitutions-Edicts weltliches Gut wieder zu geistlichem gemacht hatten, umgekehrt geistliches in weltliches umzuwandeln. Ein schwedischer Officier, der ihm vorausgeschickt ward, wußte die Städte Nürnberg, Ulm und Straßburg für den Bund mit Schweden zu gewinnen. Erfurt wurde schon am 21. September besetzt und am 22. genöthigt, aller Verbindung mit Kur-Mainz zu entsagen. Gotha und Alles, was auf dem Wege nach Franken lag, wurde noch im September besetzt. Schon am 13. Oktober erschienen die Schweden vor Würzburg. Diese Stadt wurde leicht eingenommen; das Schloß aber fiel erst am am 7. November bei einem zweiten Sturme in ihre Hände, wobei die Schweden ebenso, wie schon beim ersten Sturme geschehen war, großen Verlust erlitten.

Unterdessen hatte Tilly, nachdem er den Grafen Pappenheim und andere Befehlshaber an sich gezogen hatte und auch durch Kölnische Truppen verstärkt worden war, bei Corvey in Westphalen eine Brücke über die Weser geschlagen. Von hier war er dann eilig nach Fritzlar marschirt, um noch vor den Schweden die Stadt Nürnberg zu erreichen. Von Fritzlar zog er über Fulda nach Miltenberg, wo Herzog Karl III. von Lothringen ihm so viele Truppen zuführte, daß sein Heer zahlreicher war, als das schwedische. Gustav Adolf besetzte trotz der Verstärkung des feindlichen Heeres ganz Franken, reichte dem Grafen von Hanau, dem Schwiegervater Wilhelm's V. von Hessen-Kassel, eine freundliche Hand, und nahm schon am 17. November 1631 Besitz von Frankfurt. Herzog Bernhard von Sachsen-Weimar führte bei diesen Unternehmungen die Vorschaaren; Landgraf Wilhelm vereinigte sein Heer mit dem des Königs; Landgraf

Georg II. von Hessen-Darmstadt fand sich mit den Schweden, so gut er konnte, ab; Tilly und Pappenheim aber zerfielen mit einander. Der Letztere ging nach Westphalen; Tilly dagegen marschirte auf Nürnberg los.

Er erschien am 18. November vor dieser Stadt, als eben Gustav Adolf im Begriffe stand, im Darmstädtischen über den Rhein zu gehen, weil der Kurfürst von Mainz mit Hülfe einiger tausend Spanier ihn hinderte, dies bei Mainz zu thun. Zu Höchst am Main erhielt Gustav Adolf die Nachricht, daß Tilly mit seiner ganzen Macht vor Nürnberg liege. Er beschloß anfangs, sogleich nach Franken aufzubrechen, und spricht sich über diesen Entschluß in einem seiner Briefe, welche Geijer mitgetheilt hat, sehr naiv aus. „Der alte Teufel," schreibt er, „mit allen seinen Jüngern, als Lothringen, Pappenheim, Fürstenberg, Gallas, Ossa, liegt nun vor Nürnberg. Ich marschire, will's Gott, morgen zum Succurs; der Feind ist stark; aber Gott hat uns auch ziemliche Mittel verliehen, und hoffen wir zusammt der Mannschaft des Landgrafen und des Herzogs von Weimar siebzehntausend zu Fuß und neuntausend zu Pferde zu haben." Dies schrieb der König am 29. November 1631 an seinen Stellvertreter in Schweden, den Pfalzgrafen Johann Kasimir von Zweibrücken-Kleeburg. Noch an demselben Tage aber schrieb er an Horn, daß er nicht nöthig finde aufzubrechen, weil die Feinde sich getrennt hätten. Nur ein Theil sei in Franken geblieben, von den beiden größeren sei der eine nach Böhmen, der andere nach Baiern gezogen; er werde also den Übergang über den Rhein versuchen. In einem dritten Briefe, den er an den schwedischen Reichsrath schickte, bedauert er, daß er genöthigt sein werde, Schweden in feindliche Verhältnisse mit Spanien zu bringen, mit dem es bis dahin in Freundschaft gewesen sei. „Da wir," schreibt er, „neulich durch den Obersten unserer Garde zu Pferde, den Herzog Berndt zu Sachsen-Weimar, ließen den spanischen General de Silva (Befehlshaber in Mainz) besuchen, so erklärte dieser, daß er Befehl hätte, dem Kurfürsten von Mainz gegen uns beizuspringen. Als wir nun unsern Marsch von Frankfurt nach der Pfalz zu unternahmen, begannen die Spanier eine Schanze zum Schutze einer Brücke auf der Darmstädter Seite zu errichten, die wir dem Kriegsgebrauch gemäß nicht umgehen konnten. Wir haben zusagen lassen, daß die Schanze uns

im Wege sei; allein da sie dieselbe nicht räumen wollten, sondern auf uns schossen, obgleich sie nicht vertheidigt werden konnte, so beschlossen wir, bei Oppenheim über den Rhein zu setzen und die in der Schanze abzuschneiden. Als wir mit einigen hundert Knechten hinüber gekommen waren, chargirte uns Don Philipp de Silva mit seiner Reiterei, ward aber zurückgeschlagen, worauf die in der Schanze sich uns durch Accord ergaben, den 17. December." Schon am 13. December mußte auch Mainz capituliren.

Oxenstierna war damals mit Recht unzufrieden, daß Gustav Adolf so viele von den kleinen deutschen Fürsten in seiner Umgebung und in seinem Heere duldete, da dieselbe kleinliche Selbstsucht, welche diese vorher abgehalten hatte, der guten Sache ein Opfer zu bringen, sie jetzt zu den Schweden führen und in kurzer Zeit wieder von ihnen entfernen werde. Landgraf Wilhelm V. von Hessen-Kassel hatte, während der König heranzog, sein eigenes Land (auch Hersfeld) wieder genommen, Paderborn und den südlichen Theil Westphalen's besetzt, den Grafen Pappenheim nach Köln gedrängt und ein bedeutendes Heer aufgestellt. Jetzt sollte Friedrich V. von der Pfalz auf ähnliche Weise am Ober-Rhein benutzt werden. Friedrich eilte, da der dem Könige stets voran eilende Bernhard von Weimar noch im Jahre 1631 die ganze Pfalz außer Frankenthal und Heidelberg von Feinden gesäubert hatte, im Anfange des Jahres 1632 aus dem Haag, wo er sich aufhielt, zu Gustav Adolf nach Mainz, in der festen Erwartung, daß dieser ihn sogleich in sein Land wieder einsetzen werde. Dies hatte der König vorher einem englischen Gesandten sowie einem Böhmen, der ihn in Friedrich's Namen darum ersuchte, ausdrücklich verweigert; er hatte aber nachher einen Brief an Friedrich geschrieben und ihn eingeladen, zu ihm nach Mainz zu kommen. Als Friedrich bei Gustav Adolf erschien, war der Letztere durch die Zumuthungen, welche ein neuer englischer Gesandter ihm machte, sehr erbittert worden. König Karl I. von England verlangte nämlich, daß Gustav Adolf seinem Schwager helfen solle, wollte aber selbst nicht, wie dieser forderte, ihn mit einem bedeutenden Heere unterstützen, weil das Parlament, mit dem er im Streite lag, ihm weder Geld noch Truppen anvertraute. Die ganze protestantische Familie Friedrich's V. war damals mit Gustav Adolf verbunden. Es befanden sich nämlich nicht nur die Pfalzgrafen Georg Gustav von Veldenz-

Lautereck und August von Sulzbach im Gefolge des schwedischen Königs, sondern es hatte auch Christian I. von Birkenfeld ein Heer für Schweden aufgestellt, und der Pfalzgraf von Zweibrücken-Kleeburg, Gustav Adolf's Schwager, war dessen Stellvertreter in Schweden. Friedrich wurde daher vom Könige mit großen Ehren aufgenommen, als er am 16. Februar 1632 in Frankfurt eintraf. Allein Gustav Adolf benahm sich dessen ungeachtet gegen einen Mann, den der neueste Geschichtschreiber der Pfalz gutmüthig, wir aber blos um Glanz und Prunk besorgt, um alles Ernste dagegen unbekümmert nennen, sehr zweideutig. Ob der König als guter Lutheraner Friedrich's Calvinismus scheute, oder ob er andere Absichten mit der Pfalz hatte, wissen wir nicht; jedenfalls ward Friedrich von ihm nicht in sein Land eingesetzt. Gleichwohl begleitete Friedrich den König auf dessen weiterem Zuge und blieb stets voll guter Hoffnung. Auch hatte er von Einer Seite her alle Ursache, das Beste für sich zu erwarten; denn fast ganz Deutschland war in der Gewalt der Schweden und der mit ihnen verbündeten oder eigentlich ihnen unterworfenen Protestanten, nachdem Horn, welchen Gustav Adolf in Franken zurückgelassen hatte, von dort aus gegen den Rhein und bis in das Würtembergische vorgedrungen war und auch Heilbronn besetzt hatte. Übrigens wurde schon damals die schwedische Disciplin, trotz alles Singens und Betens im Lager, sehr vernachlässigt, und wir könnten Scenen von Raub, Mord und Brand anführen, welche dem, was Tilly's und Wallenstein's Raubhorden verübten, durchaus nicht nachstehen.

Große Talente für die Führung eines halb politischen, halb religiösen Krieges zeigten zu der Zeit, als Gustav Adolf vom Rhein nach Baiern zu ziehen beschloß, im Norden Pappenheim, im Süden Tilly. Beide hatten sich vorher nie recht leiden können; sie waren aber völlig in Zwietracht gerathen, als Tilly einem Versehen Pappenheim's den Verlust der Schlacht bei Breitenfeld und also die Vernichtung seines Heeres zugeschrieben hatte. Pappenheim war daher am Rhein hinabgezogen, während Tilly in Franken blieb. Pappenheim, welcher Meister im kleinen Kriege war, nahm den Freunden der Schweden bald hier, bald da einen Landstrich oder eine Stadt, und war dem Landgrafen Wilhelm V., der deshalb sehr ungern dem schwedischen Könige mit seinem Heere folgte, äußerst beschwerlich. Tilly überfiel bei seinem Zuge nach Franken den General Gustav

Horn in der Stadt Bamberg, welche dieser zu seinem Hauptquartier gewählt hatte. Er nöthigte den schwedischen General, sich bis nach Schweinfurt zurückzuziehen, weil Banèr, der in Thüringen stand, verschmäht hatte, dem General Horn zu Hülfe zu eilen. Als Gustav Adolf nach Franken zog, rief er den General Banèr nebst dem Herzog Wilhelm von Sachsen-Weimar zu sich, und Tilly wich ihnen aus, um Baiern zu vertheidigen.

Schon um diese Zeit erfuhr Gustav Adolf, daß auf seine mächtigsten Verbündeten, die Franzosen und die beiden Kurfürsten von Sachsen und Brandenburg, wenig zu zählen sei. Sachsen und Brandenburg waren sehr ungern in die Verbindung mit Schweden eingegangen, weil sie in Folge derselben aufhörten, Häupter der protestantischen Partei zu sein, und gewissermaßen zu Untergebenen der Schweden wurden. Außerdem waren aber auch der leitende Minister des Kurfürsten von Brandenburg, der Katholik Schwarzenberg, und der oberste Befehlshaber des sächsischen Heeres, Wallenstein's ehemaliger Waffengenosse Arnim, ganz im kaiserlichen Interesse oder gar insgeheim in kaiserlichen Diensten. Von der Verrätherei Schwarzenberg's, dessen Treiben selbst dem Sohne seines Kurfürsten verderblich war, ist schon oben (S. 182 und 196) die Rede gewesen; Arnim wirkte ebenso verderblich in Sachsen. Er war mit Wallenstein in inniger Verbindung geblieben, störte, als er an der Spitze der Sachsen nach Böhmen kam und Prag besetzte, Wallenstein's Ruhe nicht, ließ dessen Güter und Paläste ganz unversehrt, und hinderte sogar, als nachher Wallenstein den Oberbefehl wieder übernehmen wollte, dessen Werbungen und sein Eintreiben von Steuern keineswegs. Das Letztere könnte freilich auch eine Folge der sehr geringen militärischen Fähigkeiten gewesen sein, welche viele Schriftsteller diesem General aus Wallenstein's Schule zuschreiben. Gewiß ist dagegen, daß Arnim vom Kaiser gewonnen war und den ganz unfähigen Kurfürsten Johann Georg I. in dem Gedanken bestärkte, in Deutschland eine sogenannte dritte Partei zu bilden. Was diesen Gedanken betrifft, so fielen, wenn, wie schon damals vorauszusehen war, die Liga sich auflöste oder Tilly im Felde blieb, die Katholiken dem Kaiser anheim; Gustav Adolf aber oder doch sein Kanzler nahmen ganz offenbar ihre Maßregeln so, daß sie eine Anzahl Fürsten auf Unkosten anderer Fürsten und der Städte zu schwedischen Va-

fallen machen konnten. Es war also natürlich zu hoffen, daß andere deutsche Protestanten sich lieber unter Sachsen fügen würden.

Was Frankreich's Beistand angeht, so brachten die schnellen Fortschritte Gustav Adolf's den Kardinal Richelieu sehr in Verlegenheit wegen seiner Verbindung mit den Protestanten. Wie er dachte, spricht er selbst am Ende des sechsten Bandes seiner Denkwürdigkeiten in einer Erklärung aus, welche er dem Kurfürsten von Baiern gerade in dem Augenblicke machen ließ, als er mit dem Könige von Schweden den ersten Vertrag schloß. Richelieu sagt dort, er thue dies der Religion wegen gar nicht gern und würde viel lieber sehen, wenn er seinem Könige durch den Kurfürsten von Baiern das Protectorat über die Katholiken Deutschland's, d. h. die Herrschaft in Deutschland, nach einer bekannten Maxime (divide et impera) verschaffen könne *). Damals ward freilich noch keine Verbindung zwischen Frankreich und Baiern geknüpft; als aber der Schweden König mächtiger und der Kaiser durch Wallenstein's Entfernung beinahe entwaffnet ward, erneuerte Richelieu den Versuch, Baiern gegen die Schweden zu gebrauchen. König Ludwig XIII. selbst hatte sich, mehr wegen seiner Plane mit Lothringen, als um dem deutschen Reiche näher zu sein, im Anfange des November 1631, von Richelieu begleitet, nach Château-Thierry begeben, von dort aus mit den rheinischen Kurfürsten eine Verbindung angeknüpft und besonders Maximilian's Bruder, den Kurfürsten Ferdinand von Köln, in seinem Sinne bearbeiten lassen. Dies war für den Kaiser und für das deutsche Reich sehr verdächtig; es entging aber auch den Schweden nicht, gegen deren Einfluß das ganze Treiben der Franzosen gerichtet war. Richelieu setzte nämlich Alles in Bewegung, um den Schweden insgeheim entgegen zu arbeiten. Er kam sogar wenige Tage nach Gustav Adolf's Ankunft in Mainz mit seinem Könige und

---

*) Er ließ durch den Pater Joseph (s. S. 218 f.) dem Kurfürsten Maximilian I. vorstellen: Qu'il (der Kurfürst) se devoit hâter d'entrer en la dite union, afin que, si la mort du roi de Suède ou autre accident survenoit, ils pussent tout ensemble empêcher l'effet des desseins de la maison d'Autriche et donner malgré elle la paix à l'Allemagne, ou bien si le roi de Suède continuoit ses victoires, ils pussent unis avec les protestans, qui ne redoutent pas moins sa domination qu'eux, et *autorisés par les armes du roi,* servir de frein à l'ambition du dit roi de Suède, borner ses progrès et les réduire au juste pied de la raison.

dessen Hofhaltung nach Metz. Von hier aus bemühte er sich dann zunächst, den schwedischen König davon abzuhalten, daß derselbe an dem Herzoge von Lothringen, welcher kurz vorher mit einem Heere in Deutschland erschienen war, Rache nehme. Dies konnte Gustav Adolf sich gefallen lassen. Bedenklicher war es, daß Richelieu die katholischen geistlichen Fürsten öffentlich in Schutz nahm*), und fortwährend mit Baiern unterhandelte. Der schlaue Franzose warf schon damals sein Netz nach dem Elsaß aus, und nahm den Herzog von Lothringen unter der Bedingung in Schutz, daß derselbe die feste Stadt Marsal abtrete und sich nicht weiter mit Richelieu's oder, wie es heißt, mit des Königs Feinden einlasse. Gustav Adolf konnte, so energisch er auch gegen den herrschsüchtigen Kardinal auftrat, gleichwohl nicht hindern, daß seit dieser Zeit die geistlichen Herren Deutschland an Frankreich verkauften. Baiern schwankte noch, obgleich es schon seit Mai einen Vertrag mit Frankreich geschlossen hatte; die anderen katholischen Fürsten aber sahen schon die Auflösung der Liga voraus und suchten Schutz bei Richelieu und seinem Kapuziner **). Wie dies geschah, und wie die Franzosen intriguirten, kann man ausführlich im Anfange des achten Bandes von Richelieu's Denkwürdigkeiten lesen. Der König von Schweden benahm sich bei diesem Allen energisch und mit Würde. Er lehnte eine Zusammenkunft mit Ludwig XIII und dem Kardinal Richelieu ab, und verbat sich ein Hülfsheer. Allein er konnte doch nicht verhindern, daß die Bischöfe sich nicht lieber dem Willen eines Kardinals fügten, als mit einem ketzerischen Könige unterhandelten. Es wurde daher

---

*) Sa Majesté, heißt es in den Denkwürdigkeiten, sachant, que le roi de Suède si avancé comme il étoit — — — dépêcha vers le dit Roi le sieur de Varennes, tant pour lui faire instance nouvelle à ne point inquiéter les electeurs catholiques, laisser l'exercice libre de la religion catholique en tous lieux de ses conquêtes, que pour le prier, de ne pas s'avancer davantage en Alsace, moyennant qu'on pût trouver invention, que ces pays, qu'il n'occuperoit point, ne lui pussent nuire: *ce que le Roi faisoit en considération de la religion catholique, qui ne laissoit pas de recevoir grand changement, quelques ordres qu'il pût y apporter.*

**) Im Anfange des achten Buches der Denkwürdigkeiten heißt es: Cette extremité, en laquelle étoient les affaires de la maison d'Autriche en Allemagne, faisoit, que tous les princes et états catholiques jetoient les yeux sur Sa Majesté, pour être protégés.

damals, nicht etwa der Religion, sondern der Theologie wegen, ein Theil der Deutschen zuerst unter französischen Schutz und nachher unter französische Herrschaft gebracht.

Der Erste, welcher aus Selbstsucht und nicht der Religion wegen den Franzosen die Schlüssel Deutschland's verkaufte und einen festen Fuß am Niederrhein verschaffte, den sie dann bis zum westphälischen Frieden behaupteten, war Philipp Christoph von Sötern, Bischof von Speier und seit 1623 auch Kurfürst von Trier *). Dieser wollte mit seinen Unterthanen despotisch und mit seinem Dom-Kapitel wider alles Herkommen verfahren, und erbitterte dadurch die Domherren und die Landstände, die sich zwar um das Volk wenig kümmerten, in ihren Anmaßungen aber nicht beschränkt sein wollten. Er ward in Rom verklagt, und konnte deshalb den Schutz der Liga, des Kaisers und des Kurfürsten von Baiern, auch wenn diese ihn gewähren konnten und wollten, nur mit großer Besorgniß annehmen. Er hatte ferner arge Gewaltthätigkeiten geübt, die reiche und ganz unabhängige Abtei St. Maximin vor den Thoren von Trier sich unterworfen und die widerstrebenden Domherren in den Kirchenbann gethan, und diese hatten nebst vielen aus der Ritterschaft die Waffen gegen ihn ergriffen. Er warf sich daher jetzt in die Arme der Franzosen. Diese hatten den schwedischen König oder vielmehr dessen Kanzler Oxenstierna dahin gebracht, daß er den Katholischen, welchen Frankreich seinen Schutz gewährte, eine Neutralität zusicherte. Der Kurfürst von Trier hatte aber schon am 21. December 1631 mit Frankreich einen Vertrag geschlossen, welcher den Kaiser und die Spanier sehr erbitterte. In diesem Vertrage versprach Frankreich dem Kurfürsten von Trier nicht blos seinen Beistand gegen die Landstände und die Domherren, sondern auch seine Verwendung in Rom und bei Gustav Adolf. Der Letztere nahm das Protectorat, welches Frankreich ausüben wollte, sehr übel auf, und es fehlte wenig, daß nicht ein offener Zwist ausgebrochen wäre. Auch kehrte sich der König von Schweden an die Verwendung der Franzosen

*) Wir berühren hier und im Folgenden Alles, was mit den Kabalen und verderblichen Ränken Richelieu's und seiner Genossen zusammenhängt, nur flüchtig, weil die Leser es in Barthold's Geschichte des großen deutschen Kriegs von Gustav Adolf's Tode ab mit besonderer Rücksicht auf Frankreich (1842) ausführlich lesen können.

durchaus nicht. Gustav Adolf hatte es übrigens vorerst nicht mit Trier oder Speier zu thun, weil er sich nach Franken und Baiern wenden mußte. Dagegen traf den Kurfürsten von Trier die Rache der Spanier. Er überließ nämlich die in seinem Bisthume Speier zu Udenheim neu erbaute Festung Philippsburg, sowie Koblenz und Hermannstein (Ehrenbreitstein) den Franzosen zur Besetzung, so heftig auch sein Dom-Kapitel widersprach; dieses rief daher, noch ehe die Franzosen anlangten, die Spanier nach Trier und Koblenz. Da nun Frankreich damals und noch drei Jahre lang mit Spanien in Frieden war, so konnte es, ohne Krieg zu erklären, die Spanier nicht wohl vertreiben.

Gustav Adolf eilte unterdessen zuerst nach Franken, wo Horn bei Bamberg eine Niederlage erlitten hatte, und rächte sich an dem Bischof von Bamberg. Dann folgte er dem General Tilly nach Baiern. Bei Donauwörth setzte Gustav Adolf unaufgehalten über die Donau; den Übergang über den Lech aber suchte Tilly, bei dem sich damals der Kurfürst Maximilian selbst befand, den Schweden streitig zu machen. Tilly hatte deshalb bei dem Städtchen Rain eine feste Stellung genommen. Der Übergang über den reißenden Strom war schwierig, obgleich Gustav Adolf am 3. April zweiundsiebenzig Stück schweres Geschütz hatte auffahren lassen, und obgleich das jenseitige Ufer niedriger war, als das von den Schweden besetzte. Unter dem Schutze ihrer Kanonen bauten die Schweden eine Brücke, welche am 5. fertig ward. Den Übergang über dieselbe suchte Tilly den Schweden streitig zu machen, was unmöglich sein mußte, da er ja vorher vergebens versucht hatte, sie an der Erbauung der Brücke zu hindern. Auffallend ist es, daß bei dieser Gelegenheit Tilly, wahrscheinlich verdrießlich, weil das Schicksal ihn jetzt so standhaft verfolgte, verzweifelt an der Spitze der Seinigen im Feuer blieb. Eine Kugel riß dem Greise den Schenkel ab, und nach seinem Falle verließen die Baiern, was Gustav Adolf sehr misbilligt haben soll, ihre vortreffliche Stellung bei Rain. Wir vermuthen, daß dies aus dem Grunde geschah, weil Maximilian, der jetzt die Anführung seiner Baiern selbst übernahm, nichts übereilt wagen wollte, sondern zu warten beschloß, bis das Heer, welches der Kaiser in Böhmen aufstellen ließ, von dort herbeigekommen wäre. Dies geschah sehr spät, weil Maximilian's Todfeind, Wallen-

stein, an der Spitze jenes Heeres stand und gern sah, daß die Last des Krieges vorerst ganz auf Baiern fiel.

Wallenstein war, wie jetzt durch seinen von Förster herausgegebenen Briefwechsel urkundlich bewiesen ist, auch nach seiner Absetzung mit dem Kaiser in den freundschaftlichsten Verhältnissen geblieben. Er hatte von diesem, sowie von anderen Fürsten, sogar vom dänischen Könige, fortwährend den Titel Herzog von Mecklenburg, Friedland und Sagan erhalten und immer noch einen königlichen Aufwand gemacht. Er war, als der Kurfürst von Sachsen selbst nach Prag kam, von diesem und seinem General, Arnim, mit zarter Schonung behandelt worden. Der Kaiser selbst aber hatte sich seiner sogar bedient, um mit Arnim zu unterhandeln, damit dieser seine Unternehmungen so langsam betreibe, daß der Kaiser nicht gehindert sei, Anstalten zu neuen Unternehmungen zu machen. Schon im December 1631 kam der Kaiser auf den Gedanken, den Oberbefehl seiner Truppen wieder an Wallenstein zu übertragen, obgleich dieser nicht nur furchtbar an Gicht und Podagra litt, sondern auch, als die Rede davon war, daß er unter dem Könige von Ungarn (Ferdinand III.) dienen sollte, mit gotteslästerlichem Trotze gesagt hatte, daß er, wenn er auch neben Gott selbst das Commando haben solle, es in Ewigkeit nicht thun werde. Der Kaiser rief ihn nach Wien; Wallenstein wollte aber nicht dahin gehen, weil er wußte, wie viele Feinde er dort habe. Ferdinand II. schickte also Wallenstein's besten Freund, den Fürsten von Eggenberg, nach Znaym, wo Wallenstein sich aufhielt. Diesem gab Wallenstein, wie man erzählt, folgende Erklärung: „Kaiserliche Majestät habe ihn zwar nicht, wie sich gebühret, tractiren lassen, weshalb er auch nicht Ursache hätte, sich in dies Werk einzulassen; dieweil er aber ihm, dem Fürsten von Eggenberg, so hoch obligiret, wolle er ihm zu Liebe etwas thun. Doch wolle er nur bis auf März bedienet sein und deswegen keinen Namen oder Titel eines Generalen oder sonsten haben. Er wolle auch weder mit dem Feinde schlagen, oder ihn angreifen, oder einige Impressa vornehmen, noch Eines oder das Andere ihm abdringen, sondern allein das Volk in diesen drei Monaten führen und eine Ordnung darin machen. Inmittelst solle man sich entweder auf ein ander Subjectum resolviren, oder aber nach einem Frieden trachten, so das Sicherste wäre. Er begehre keine Besoldung,

ob man ihm gleich hunderttausend Thaler offeriret, mit Vermelden, man solle ihm nur in diesen drei Monaten, wo er Geschäfte habe, die Nothdurft verschaffen."

Das kaiserliche Heer war, obgleich Gallas aus Italien nach Deutschland gerufen worden war, zu der Zeit, als Wallenstein die Wiedererrichtung desselben auf drei Monate zu betreiben übernahm, so zusammengeschwunden, daß wir uns scheuen, die bestimmte Zahl anzugeben, welche Wallenstein in den von ihm eingeforderten Listen gefunden haben will. Wallenstein's Namen führte sogleich alle die zerstreuten Abenteurer, welche früher unter ihm gedient hatten, wieder zu den kaiserlichen Fahnen zurück; und da Ferdinand kein Geld hatte, so gab Wallenstein bei dieser Gelegenheit aus seinem Vermögen das Nöthige her. Ganze Compagnieen, ja ganze Regimenter wurden ihm von ihren Officieren zugeführt, und schon Ende Februar 1632 hatte er ein ansehnliches Heer in Mähren beisammen. Je mehr Leute diesem Heere zuströmten, und je gefährlicher die Lage des Kaisers wurde, desto öfter erklärte Wallenstein, er werde nur drei Monate lang die Leitung des Heerwesens behalten; denn er fühlte sehr gut, daß Ferdinand ganz in seiner Hand sei. Erst Mitte April entschloß er sich endlich, wieder ganz in des Kaisers Dienste zu treten und als Generalissimus nicht blos die kaiserlichen, sondern auch die spanischen Truppen zu commandiren. Über die Bedingungen errichtete er mit Eggenberg eine Capitulation, welche der Kaiser annahm, und die einzig in ihrer Art war. Ohne weder Wallenstein noch den Kaiser wegen dieser Capitulation zu tadeln, muß man doch einen Monarchen bedauern, der sich freiwillig der Gefahr aussetzte, entweder die schönsten Vorrechte eines Regenten in fremde Hände zu geben, oder auf jesuitische Weise etwas zu versprechen, von dem er im Voraus wußte, daß er es nicht werde halten können. Es heißt nämlich erstens im dritten Artikel der Capitulation, daß römisch-kaiserliche Majestät Ferdinandus sich nicht persönlich bei der Armada befinden, viel weniger darüber commandiren solle, sondern wenn das Königreich Böheim recuperirt und wieder erobert, sollen hochgedachte Ihro römisch-kaiserliche Majestät persönlich zu Prag residiren, welcher Don Balthasar de Maradas mit zwölftausend Mann zu einer Salva guardia im Königreich Böheim so lange, bis ein Universalfriede im römischen Reich deutscher Nation statuirt werde, warten solle.

Der vierte Artikel setzt dann fest, daß Wallenstein erhalten solle eine kaiserliche Assecuration auf ein österreichisch Erbland in optima forma wegen einer ordinari Recompense. Im fünften Artikel wird dem Herzoge von Friedland in den occupirten Ländern des Reichs das höchste Regal als eine extraordinari Recompens zugesagt. Nach einem anderen Artikel erhielt er das Recht der Confiscation im römischen Reich in absolutissima forma, dergestalt, daß weder der Kaiser, Reichs-Hofrath und kaiserliche Hofkammer, noch das Kammergericht zu Speier einiges Interesse davon prätendiren oder einige Decision zu thun Macht haben sollte. Ferner sollte ohne des Herzogs von Friedland Confirmation kein kaiserlicher Pardon Kraft haben, auch nur auf Erhaltung des Lebens und der Ehre gelten, nicht auf die Güter. Endlich ward dem Herzoge noch zugestanden, daß er, wenn über kurz oder lang eine Friedens-Tractation im Reiche angestellt werden sollte, wegen seines Privat-Interesse, unter Andern das Herzogthum Mecklenburg betreffend, auch mit in die Capitulation solle eingeschlossen werden.

Wallenstein hatte allerdings mit dem, was er in Böhmen erpreßte, bald dreißig- bis vierzigtausend Mann aufgestellt und bis Ende Mai die Sachsen aus dem größten Theile des Landes herausgedrängt; er vertraute aber immer noch weniger auf die Gewalt der Waffen, als auf Arnim's Verrath und auf des Kurfürsten Abneigung gegen den großen König, dessen Erscheinung in der Nähe seiner Staaten demselben sehr angst machte. Wir besitzen jetzt Wallenstein's Correspondenz mit Arnim, in welcher er diesem wiederholt verspricht, dafür zu sorgen, daß ihm der Kaiser die oben (S. 230) erwähnte Schuldforderung bezahle, wogegen er ebenfalls wiederholt und mit Erfolg um Schonung seiner Güter bittet und dringend verlangt, daß Arnim einen Ort zur persönlichen Zusammenkunft bestimme. Als Wallenstein im Anfange des Mai Prag eingenommen hatte, wäre es ihm leicht gewesen, dem Kurfürsten von Baiern Hülfe zu schicken; er that dies aber erst Ende Juni, und auch dann nur unter Bedingungen, die einen Feldherrn, wie Maximilian war, tief kränken mußten. Wir verlieren daher auch über Wallenstein, den man in unseren Tagen gerechtfertigt und gepriesen hat, kein Wort; denn wer nicht in den Bedingungen, die er von Ferdinand II. und vom Kurfürsten von Baiern erpreßte, sowie in seinem ganzen Benehmen einen

Stilicho oder Alarich (s. Th. IV. S. 508 f.) erkennt, den würden wir vergebens zu belehren suchen.

Gustav Adolf konnte die baierische Festung Ingolstadt weder beim ersten Anlauf einnehmen, noch förmlich belagern; er besetzte aber die Stadt Augsburg, in der er dann den Stadtrath änderte und sich von den Bürgern förmlich huldigen ließ. Er ward überdies auch in Schwaben überall günstig aufgenommen, während man den Fanatismus und Patriotismus der Baiern so heftig aufgeregt hatte, daß in vielen Gegenden das Landvolk sich bewaffnete und den Schweden die Zufuhr abschnitt. Gustav Adolf zog endlich in München ein, wo er dann Alles versuchte, um den Baiern Zutrauen einzuflößen, während Herzog Bernhard mit dem Vorderheere bis nach Tyrol vordrang. Der Kurfürst Maximilian hatte aber durch Überfall die Stadt Regensburg eingenommen. Der schwedische General Gustav Horn, welcher dies hatte verhindern sollen, war zu spät gekommen, und erfuhr schon in Kellheim, daß Regensburg in der Gewalt der Baiern sei. Maximilian blieb in seiner Stellung in und um Regensburg unangegriffen, weil der König durch einen furchtbaren Aufstand in Ober-Schwaben und durch die Erscheinung eines spanischen Heeres am Rhein, welches im Namen des Kurfürsten von Trier Speier besetzte und zu behaupten suchte, genöthigt wurde, seine Unternehmungen im Süden aufzugeben und sich endlich bei Memmingen zu lagern.

Da Wallenstein schon Ende Mai die Sachsen aus Böhmen getrieben hatte, so erwartete Maximilian ganz sicher, daß Wallenstein, den er und sogar auch der Kaiser mit dringenden Bitten bestürmten, sich schon im Anfange des Juni in Marsch setzen und durch die Ober-Pfalz an ihn anschließen werde. Dies geschah jedoch nicht, und zwar blos aus brutalem Trotz; denn an Verrath dachte der hochmüthige Mann gewiß nicht, so lange er alle Hülfsmittel der östreichischen Monarchie und die erstaunlichen Opfer, welche gerade damals die östreichische Aristokratie brachte, für seine Zwecke benutzen konnte. Der Kaiser und seine Hofleute willigten damals sogar in die brutale Forderung, daß ein General wie Maximilian von Baiern sich unter das Commando eines Emporkömmlings und Condottieren-Hauptmanns, wie Wallenstein war, fügen sollte. Die Stolzen zeigten sich so kleinmüthig und heuchelnd, daß man, wie aus der

Stelle, welche Wallenstein's Vertheidiger (Förster) für ihn anführt, deutlich hervorgeht, seinen Übermuth nur so ertrug, wie der Sultan den Stolz eines rebellischen Pascha erträgt, den er sich vorbehält später erdrosseln zu lassen *). Auch den bittenden Briefen des Königs von Ungarn sieht man es deutlich an, wie derselbe den Unwillen versteckt, den er über die trotzige Art empfunden, mit welcher Wallenstein ihn vom Oberbefehle zurückgehalten hatte; er schreibt die Paar Zeilen offenbar immer nur seinem Vater zu Gefallen. Erst gegen Ende Juni, als Maximilian sein Hauptquartier nach Weiden in der Ober-Pfalz verlegt hatte, entschloß sich Wallenstein, den Bitten des Kurfürsten Gehör zu geben. Der General Altringer überbrachte darauf am 22. Juni dem Herzoge von Friedland eine Einladung zu einer persönlichen Zusammenkunft. Diese wurde zu Eger gehalten, und Wallenstein übernahm den Oberbefehl über die beiden in der Nähe dieser Stadt vereinigten Heere, nachdem der Kurfürst wegen dieses Punktes nachgegeben hatte.

Gustav Adolf war, um der Vereinigung der Baiern und Östreicher zuvorzukommen, von Memmingen aufgebrochen gewesen. Er hatte zwar den Herzog Bernhard vom Rhein, wo dieser mit den Spaniern beschäftigt gewesen war, zu sich gerufen, ihn aber dann nebst dem General Banèr mit zwölftausend Mann zurückgelassen, um die in Baiern und Ober-Schwaben gemachten Eroberungen zu decken. Das vereinigte Heer der Kaiserlichen und Baiern zog sich damals gegen Nürnberg, und da dem Könige Alles an der Behauptung dieser Stadt lag, so bezog er in der Nähe derselben ein befestigtes Lager. Sein Heer war allerdings geringer an Zahl, als das feindliche; doch wird in den gewöhnlichen Angaben die Stärke des Letzteren unstreitig übertrieben. Auffallend ist es, daß die beiden Heere vom 6. Juli bis in den August sich in festen Lagern gegenüberstanden, ohne irgend etwas zu unternehmen. Die Ursache dieser vorsichtigen Zu-

---

*) Bei Förster Th. II. S. 227 gibt der Graf von Werdenberg dem Herzoge die schmeichelhafte Versicherung, daß der Kaiser sowohl als der Fürst Eggenberg nicht allein Alles mit dem höchsten contento vernommen, sondern sich alle des Herzogs consilia, dispositiones, progress und Vorhaben höchst wohlgefallen lassen und Alle erkennen, daß er (der Herzog) Alles recht und viel besser con vera raggion di guerra, als der Kurfürst Maximilian, verstehe und eingeleitet habe, da nach seinem Plan Böhmen und zugleich Baiern vom Feinde befreit worden.

rückhaltung Wallenstein's zu prüfen, würden wir, auch wenn sie uns bekannt wäre, nicht wagen. Wir bemerken daher nur, daß Gustav Adolf bei Nürnberg durch die Ruhe seiner Gegner in nicht geringe Verlegenheit gebracht wurde. Er rief den Herzog Wilhelm von Weimar und den Landgrafen Wilhelm von Hessen-Kassel aus der Ferne zu sich, und ließ den Herzog Bernhard aus den Tyroler Pässen nach Nürnberg eilen, um mit vereinigter Macht Wallenstein's Lager zu stürmen. Auch Axel Oxenstierna und Banèr führten ihm Verstärkungen zu, welche mit demjenigen Theile der sächsischen Truppen, der ebenfalls zu ihm stieß, sechsunddreißigtausend Mann, sowie achtzig Stück Geschütz und viertausend Wagen betragen haben sollen. Der König hatte in Folge davon, als er über die Rednitz gegangen war, eine Kriegsmacht von sechszig- bis siebenzigtausend Mann zusammen gebracht. Mit dieser stellte er sich am Fuße der waldigen Höhe auf, auf welcher Wallenstein's Heer stand, um ihm ein Treffen anzubieten. Wallenstein blieb jedoch ruhig in seiner Stellung; denn er sah recht gut ein, daß der König eine Entscheidung wünsche, die er selbst zu wünschen keine Ursache hatte, weil er sich um Baiern's Schicksal wenig kümmerte. Gustav Adolf faßte hierauf den verwegenen Entschluß, einen Sturm auf das feindliche Lager zu machen, welcher völlig misglückte, und bei dem er einige tausend Mann verlor und General Torstenson gefangen wurde. Dieses Unternehmen Gustav Adolf's ist von den Geschichtschreibern fast einstimmig getadelt worden; denn es schadete dem militärischen Ruhme des schwedischen Königs und hob Wallenstein's Namen über den seinigen, weil Gustav Adolf bei jenem Sturme offenbar Fehler machte und zum ersten Male unglücklich im Felde war.

Von dem misglückten Angriffe Gustav Adolf's bei Nürnberg an bis zum Oktober zertheilte sich das Übel der gräßlichen Kriegsführung über ganz Deutschland, da Wallenstein, als die Schweden schon nach vierzehn Tagen aus ihrem festen Lager aufbrachen, sich nach Sachsen wendete, und Gustav Adolf Anstalt machte, zuerst Ingolstadt ernstlich zu belagern und dann nach Östreich hin zu ziehen. Man würde übrigens anerkennen müssen, daß damals Wallenstein, der Kurfürst von Baiern und Graf Pappenheim ganz allein für die Ehre der deutschen Nation kämpften, wenn man vergessen könnte, daß eines Theiles ihre Hauptstärke nicht blos in ungermanischen,

sondern sogar in barbarischen Truppen bestand, und daß sie anderes Theiles eigentlich nur den Jesuiten und dem Pabste dienten. Die deutschen Fürsten überließen theils freiwillig, theils gezwungen sich und ihre Länder fremden Herren, denen sie als Generale dienten. Schweden, Spanier, Niederländer und Franzosen kauften und verkauften deutsches Blut gleich einer Waare, und Czechen, Ungarn, Kroaten und polnische Kosacken verheerten deutsche Städte ärger, als die Türken zu thun gewohnt waren. Den Vorwand nahmen Alle von der Religion her, welche bei den Einen in der Dogmatik, bei den Anderen in Hierarchie, Ceremonien und Symbolen gesucht ward. Indessen zeigt der Blick auf den damaligen Zustand von Deutschland uns wenigstens Einen deutschen Fürsten, welcher im Dienste einer Republik aufrichtig für Freiheit, Recht und Religion, nicht für selbstsüchtige Zwecke oder für eiteln militärischen Ruhm tapfer kämpfte. Dieser Fürst war Friedrich Heinrich von Oranien, des Prinzen Moritz jüngerer Bruder, einer der tüchtigsten und zugleich, was sehr selten ist, einer der edelsten Männer, welche die neuere Geschichte kennt.

Friedrich Heinrich benutzte die Thorheit der Spanier, welche den Krieg auch nach Spinola's Entfernung zugleich in Deutschland und in den Niederlanden fortsetzten, auf meisterhafte Weise, obgleich nicht nur Montecuculi, welcher den Spaniern ein kaiserliches Hülfsheer zuführte, und van den Berg an der Spitze des spanischen Heeres ebenso große kriegerische Eigenschaften zeigten, als Spinola, sondern auch zwei andere spanische Führer, Don Gonzalez de Cordova und der Marquis von Santa Croce, zu den berühmtesten Generalen ihrer Zeit gehörten. Friedrich Heinrich entriß den Spaniern Breda, welches Prinz Moritz verloren hatte, wieder. Außerdem eroberte er nach einander in verschiedenen Jahren Herzogenbusch, Venloo, Ruremonde, Limburg, Hulst und Maastricht. Die Einnahme der letzteren Stadt fiel in die Zeit, als Tilly und Pappenheim sich entzweit hatten, und der Letztere an der Spitze eines eigenen Heeres in Westphalen und Niedersachsen gegen Gustav Adolf's Verbündete und für den kaiserlichen Prinzen Leopold Wilhelm (s. S. 200 u. 226) kämpfte. Besonders im Jahre 1629 ward Friedrich Heinrich als Meister der Kriegskunst in ganz Europa berühmt, weil alle Anstrengungen Montecuculi's, der sich mit van den Berg vereinigt hatte,

nicht im Stande waren, Herzogenbusch zu retten. Die genannten beiden Generale wollten nachher gegen Amsterdam marschiren; der Prinz nöthigte sie aber durch die Belagerung und Eroberung von Wesel, zum Schutze ihrer deutschen Verbündeten umzukehren.

Ebenso wichtig, als das Jahr 1629, ist das Jahr 1632 für die Geschichte des Krieges in Holland, wo sich bei dem Zuge, welchen Pappenheim den Spaniern zu Gefallen unternahm, deutlich der Verfall aller Ordnung und Zucht im spanischen Heere zeigte. Friedrich Heinrich unternahm 1632 die Belagerung von Maastricht und befestigte sein Lager so gut, daß der Marquis von Santa Croce mit vierzehn- bis fünfzehntausend Mann nichts gegen ihn vermochte. Man rief daher den General Don Gonzalez de Cordova mit seinem Heere, das mehr als zwanzigtausend Mann stark war, aus Deutschland zurück; denn der Besitz von Maastricht schien den Spaniern so wichtig, daß sie sogar geneigt waren den Waffenstillstand zu erneuern, wenn man sie nur im Besitze dieser Stadt lasse. Beide spanische Feldherren wagten keinen Angriff. Die Infantin Isabella, Statthalterin der Niederlande, bat daher den Grafen Pappenheim, welcher seit seiner Trennung von Tilly ein ansehnliches Heer in Westphalen und Niedersachsen anführte, um Beistand. Pappenheim zog hierauf auch wirklich in die Niederlande; er hatte aber der Infantin nach der Sitte der abenteuernden Generale jener Zeit die prahlende Antwort gegeben, daß er die Stadt ganz gewiß entsetzen werde, und dies beleidigte die Spanier so sehr, daß sie nachher ihm nicht die geringste Hülfe leisteten, als er mit einem überlegenen Feinde zu kämpfen hatte. Alle Prinzen des Hauses Oranien befanden sich bei dem um Maastricht zusammen gezogenen holländischen Heere, welches durch Friedrich Heinrich mit einem Zuschusse von hunderttausend Gulden aus seinem eigenen Beutel ausgerüstet worden war, und mit dem er kurz vorher Venloo, Ruremonde und Stralen erobert hatte. So zahlreich und tüchtig dasselbe übrigens auch war, so würde doch Friedrich Heinrich den Grafen Pappenheim, welcher allein zwölftausend Mann Fußvolk und viertausend Reiter hatte, nicht haben abhalten können, wenn die Spanier sich nur einigermaßen thätig bewiesen hätten. Am 7. August 1632 führte Pappenheim sein tapferes und kriegsgewohntes Heer gegen die holländischen Schanzen. Er ward mit großem Verluste zurückgeschlagen, machte

an demselben Tage einen zweiten Angriff, wurde aber, da die Spanier mit Schadenfreude müssig zusahen, noch einmal zurückgeworfen.

Am Nieder-Rhein kamen zu den Holländern und Spaniern, welche in den Städten von Jülich, Cleve und Berg theils für den katholischen Pfalzgrafen von Neuburg, theils für den reformirten Kurfürsten von Brandenburg einquartiert waren und die Herren im Lande spielten (s. S. 98), auch noch die Franzosen. Der Kurfürst von Trier räumte diesen nämlich unter Andern die Festung Ehrenbreitstein ein. Das Dom-Kapitel rief deshalb Spanier nach Trier und Koblenz. Als diese wieder abzogen, um die Niederlande zu vertheidigen, erschien Montecuculi mit einem kaiserlichen Heere. Er wurde jedoch zugleich mit dem General Ossa durch Gustav Horn, welchen der schwedische König in jene Gegenden beordert hatte, wieder aus dem Trierischen und aus dem Elsaß vertrieben. Ehrenbreitstein blieb in der Gewalt der Franzosen.

Im mittleren Deutschland hatte Wallenstein sich von den Baiern getrennt, als Gustav Adolf Anstalt machte, Ingolstadt zu belagern. Herzog Bernhard hatte nicht vermocht, die Feinde in Franken aufzuhalten, und Wallenstein war durch das Voigtland nach Altenburg marschirt, während Kurfürst Maximilian, durch kaiserliche Truppen aus Italien verstärkt, Baiern zu vertheidigen suchte. Wallenstein hatte schon längst Truppen unter Holk und Gallas nach Sachsen vorausgeschickt, wo dieselben Alles auf unerhörte Weise verwüsteten; jetzt ließ er auch Pappenheim nach Thüringen kommen. Der Kurfürst von Sachsen befand sich in einer sehr bedenklichen Lage, da sein ganzes Land voller Feinde war und seine eigenen Truppen unter Arnim's schlechter Führung in Schlesien standen, Herzog Bernhard aber, der ihm zu Hülfe hatte eilen wollen, vom Könige Gegenbefehl erhielt. Gustav Adolf brach zwar selbst am 8. Oktober von Neuburg auf, um dem Kurfürsten zu Hülfe zu ziehen; er traf aber erst dann in Sachsen ein, als Wallenstein schon Herr von Leipzig geworden war. Herzog Bernhard schien damals einige Zeit hindurch unzufrieden mit Gustav Adolf zu sein; wenigstens schützte er, als Pappenheim über Eisenach heranzog, die beiden Städte seines Bruders, Weimar und Erfurt, nicht als schwedischer General, sondern nur als Reichsfürst mit deutschen Truppen. Doch finden wir ihn gleich nachher wieder als General an der Spitze schwedischer

Soldaten. Er hatte, als Gustav Adolf mit Zurücklassung des Pfalzgrafen von Birkenfeld über Nördlingen nach Nürnberg gezogen war und das Heer Oxenstierna's mit dem seinigen vereinigte, in Arnstadt einen kleinen Zank mit dem Könige. Das sächsische Heer, das sich trotz der dringenden Befehle des Kurfürsten durchaus nicht geeilt hatte, nach Sachsen zurück zu marschiren, kam endlich bei Dresden an, wohin auch das schwedische, sowie Herzog Georg von Lüneburg zogen. Der Letztere ward von Gustav Adolf nicht gerade freundlich empfangen, weil er zugleich mit dem Kurfürsten und mit Arnim allerlei verdächtige Unterhandlungen wegen der im Reiche zu bildenden dritten Partei trieb.

Gustav Adolf hatte seine Schweden mit ganz anderer Eile zur Befreiung Sachsen's von den Kroaten und von jenem Raubgesindel, das den Heeren Wallenstein's zu Tausenden folgte, herbeigeführt, als Arnim die Sachsen. Das schwedische Heer hatte den Weg aus dem Inneren von Baiern nach Thüringen mit einer solchen Schnelligkeit gemacht, daß selbst Wallenstein erstaunte, als er vernahm, die Schweden seien in Naumburg eingetroffen. Wallenstein glaubte jedoch nicht, daß Gustav Adolf in der härtesten Kälte ihn angreifen würde, und erlaubte sogar dem Grafen Pappenheim, mit einem großen Theile des Heeres nach Köln zu ziehen, wiewohl freilich nur unter der Bedingung, daß Pappenheim vorher Halle und die Moritzburg erstürme. Der Letztere war noch mit der Ausführung dieses Auftrages beschäftigt, als Gustav Adolf, welcher vielleicht von seiner Entfernung Nachricht erhalten hatte, plötzlich gegen Leipzig vorrückte, um die in den umliegenden Dörfern einquartierten Truppen Wallenstein's anzugreifen. Dieser hatte kaum Zeit, sein Heer zu ordnen, als am 6/16. November 1632 die Schweden beim Städtchen Lützen in Schlachtordnung erschienen. Wallenstein rief zwar sogleich Pappenheim, welchen selbst Gustav Adolf als den vorzüglichsten, aber auch als den unbarmherzigsten der kaiserlichen Generale anerkannte, aus Halle zurück; Pappenheim kam aber zu spät. Er war, als er Wallenstein's Befehl erhielt, mit der Reiterei vorangeeilt, während sein Fußvolk ihm nachfolgte. Dieses erschien nachher erst dann, als der Ausgang des Treffens schon entschieden war. Pappenheim selbst wurde, als er heranritt, von dem schwedischen Obersten Stälhandske, welcher so eben seinen König todt aus dem Treffen gebracht hatte, mit zwei Kugeln erschossen.

Die Schlacht bei Lützen war sehr blutig. Es schien einen Augenblick, als wenn der Ausgang für die Schweden unglücklich werden würde; und Gustav Adolf wagte sich deshalb mit übereilter Heftigkeit selbst ins Handgemenge. Er fand seinen Tod durch einen Kürassier, der ihn nicht kannte. Alle neueren Schriftsteller von gesundem Urtheile, welche die Quellen verglichen haben, wollen von dem Mährchen, daß Gustav Adolf durch seinen Begleiter, den Herzog Franz Albrecht von Lauenburg meuchelmörderisch erschossen worden sei, nichts wissen. Förster hat übrigens dieser Sage eine Untersuchung gewidmet, welche dem zweiten Theile von seinem Leben Wallenstein's beigefügt ist. In dem Augenblicke, als der König todt aus dem Treffen getragen wurde, war der Kampf noch ganz unentschieden. Herzog Bernhard von Weimar, welcher den einen Flügel commandirte und vom Könige für den Fall, daß er selbst umkommen würde, zu seinem Stellvertreter ernannt worden war, übernahm den Oberbefehl, und begeisterte die durch den Tod ihres Königs erbitterten Schweden für den Entschluß, zu siegen oder zu sterben. Die Schlacht wurde durch die Ankunft von Pappenheim's Reiterei und Fußvolk verlängert und blutiger gemacht; nach einem Kampfe von neun Stunden aber ward Wallenstein geschlagen. Übrigens nahmen zwar einige tausend Sachsen mit an dem Kampfe Antheil, ihr eigentliches Heer aber war nicht gegenwärtig. Die Zahl der von den Schweden eroberten Kanonen und Fahnen, sowie das Verhältniß der auf beiden Seiten Getödteten und Gefangenen anzugeben, überlassen wir militärischen Schriftstellern. Für unseren Zweck genügt es, zu bemerken, daß Wallenstein für nöthig fand, nach der Schlacht sein Heer eiligst aus Sachsen zu entfernen, wo er jedoch in der Pleißenburg bei Leipzig, in Plauen, Zwickau, Chemnitz, Freiberg, Meißen und Frauenstein Besatzungen zurückließ. Er erreichte ohne weiteren Verlust Böhmen. Hier ließ er seine Truppen die Winterquartiere beziehen.

8. Der dreißigjährige Krieg von Gustav Adolf's Tod an bis auf die Schlacht bei Nördlingen.

Da Gustav Adolf nur ein sechsjähriges Kind, Christina, hinterließ, so kam die Regierung des schwedischen Reiches in die Hand der Aristokratie. Die Stände des Reiches übertrugen nämlich,

nachdem sie auf einem im Januar 1633 gehaltenen Reichstage die Prinzessin Christina als Königin anerkannt hatten, die vormundschaftliche Regierung an den Reichsrath, in dessen fünf Collegien der Kanzler, der Drost, der Admiral, der Marschall und der Schatzmeister den Vorsitz führten. Der Pfalzgraf von Zweibrücken-Kleeburg, Gustav Adolf's Schwager, welcher bisher die Stelle des Reichs-Schatzmeisters vortrefflich verwaltet hatte, erhielt auf Betreiben der Familie Oxenstierna, die der königlichen nahe verwandt war, diese Stelle nicht, sondern sie ward einem Oxenstierna übertragen. Da nun ein anderer Oxenstierna bereits Kanzler war und ein dritter am 17. Januar zum Reichs-Drost ernannt wurde, so stand der in fünf Collegien getheilte Reichsrath unter dem Einflusse einer einzigen Familie, bis später Christina selbst die Regierung übernahm. Wir dürfen uns deshalb auch nicht wundern, daß nachher Christina, auf das Volk gestützt und von monarchischem Glanze geblendet, sich einen Fürsten wie Ludwig XIV. zum Muster nahm.

Auf die deutschen Angelegenheiten hatte Gustav Adolf's Tod einen sehr wesentlichen Einfluß, da das deutsche und das schwedische Interesse nicht wohl mit einander zu vereinigen waren, und die deutschen Fürsten, die sich schon den Befehlen Gustav Adolf's nur ungern gefügt hatten, nicht mit Unrecht großen Argwohn gegen die in Schweden herrschende Aristokratie hegten. Für die deutschen Angelegenheiten ertheilte der Reichsrath am 13. Januar 1633 dem Kanzler Axel Oxenstierna die volle Gewalt, welche der König gehabt hatte, indem er ihn zum bevollmächtigten Minister Schweden's bei allen deutschen Höfen und bei den Heeren ernannte. Sowohl Sachsen als Brandenburg fanden sich gekränkt und neigten zum Frieden mit dem Kaiser. Auch würden die Unterhandlungen, die sie zu diesem Zwecke anknüpften, eine Verständigung herbeigeführt haben, wenn nicht um dieselbe Zeit Kaiser Ferdinand II. sich aufs neue als unerbittlichen Verfolger der Protestanten bewiesen hätte. Auch viele der kleineren deutschen Herren suchten sich der Abhängigkeit von den Schweden zu entziehen, welche von der Ostsee an bis an die Donau ihre Truppen vertheilt hatten. Axel Oxenstierna bemühte sich daher, die deutschen Fürsten durch ein neues Band sowohl unter sich, als mit den Schweden zur Fortsetzung des Krieges gegen den Kaiser und die Liga zu verbinden. Wie nöthig dies war, zeigte sich schon

in der ersten Hälfte des Jahres 1633 bei der Kriegführung in Westphalen und an der Donau. In Westphalen waren der schwedische General Kniphausen und der neben ihm commandirende Herzog Georg von Lüneburg stets uneinig; an der Donau konnten Gustav Horn und Herzog Bernhard von Weimar sich ebenso wenig mit einander vertragen. Der Letztere hatte bis zum Ende des Jahres 1632 an der Spitze des deutsch-schwedischen Heeres, von welchem er auf dem Schlachtfelde zum Führer erwählt worden war, Alles, was die Feinde im sächsischen Gebirge besetzt hatten, wieder erobert. Dann war er nach Franken geeilt, wo, nach einem von Gustav Adolf gegebenen Versprechen, für ihn ein neues Herzogthum Franken aus den Bisthümern gebildet werden sollte. Er eroberte die Stadt Bamberg, wurde aber dann von Gustav Horn an die obere Donau gerufen, wo Beide nachher in stetem Streite mit einander waren.

Der Kardinal Richelieu, welcher damals den Herzog von Lothringen aus seinem Lande vertrieben hatte, blieb zwar scheinbar mit den Schweden ganz einig; seine Gesandten bestachen aber doch die Minister der deutschen Fürsten, um diese ganz an Frankreich zu knüpfen, und zahlten den einzelnen Fürsten Subsidien, damit dieselben für eigene Rechnung, nicht blos für Schweden den Krieg führen könnten. Landgraf Wilhelm V. von Hessen-Kassel wollte auf Unkosten seiner katholischen Nachbarn, besonders der geistlichen Fürsten, sein Gebiet erweitern; er war daher sehr unwillig, als Herzog Bernhard die hessischen Truppen, welche der Landgraf vor der letzten Schlacht höchst ungern dem Könige überlassen hatte, am Ende des Jahres 1632 zuerst bei sich behielt und dann in höchst elendem Zustande zurückschickte. Was die Franzosen angeht, so hat Barthold in seiner Geschichte des großen deutschen Krieges die diplomatischen Künste Richelieu's und seiner Werkzeuge hinreichend nachgewiesen; man mag das Nähere bei ihm aufsuchen.

Oxenstierna suchte wenigstens die protestantischen Stände der vier oberen Kreise (des ober- und niederrheinischen, des fränkischen und des schwäbischen) unter dem Vorwande eines Bündnisses wieder unter Schweden zu beugen und zur Fortsetzung des Krieges zu verpflichten. Er entbot zu diesem Zwecke die Stände jener vier Kreise auf Mitte März 1633 nach Heilbronn. Dort erschienen auch Ab-

geordnete von Nürnberg, Straßburg, Frankfurt, Ulm, Augsburg, Worms, Nördlingen und anderen Städten, sowie englische und holländische Gesandte, um über die Fortsetzung des Krieges zu unterhandeln. Oxenstierna richtete auf der Heilbronner Versammlung gleich Anfangs seinen Vortrag so ein, daß, wenn sein Vorschlag einer engeren Verbindung angenommen wurde, die Deutschen für Schweden, nicht aber umgekehrt diese für jene gebunden wurden. Schon am 13. April wurden die Berathschlagungen beendigt und der Heilbronner Bund geschlossen. Diesem traten jedoch weder Brandenburg noch Sachsen bei, obgleich Beide in ihrer bisherigen Verbindung mit Schweden beharrten. Auch Frankreich war in jenen Bund nicht mit eingeschlossen; es unterstützte aber dessenungeachtet die Schweden und die Protestanten.

Zwischen der Kur-Pfalz und den Schweden wurde am 14. April 1633 ein Vertrag geschlossen. Der unglückliche Kurfürst Friedrich V. von der Pfalz, welcher im Herbst 1632 gestorben war, hatte sich stets geweigert, die harten Bedingungen einzugehen, unter welchen Gustav Adolf ihn in sein Fürstenthum hatte wieder einsetzen wollen. Auch sein Bruder Ludwig Philipp, welcher für Friedrich's jungen Sohn und Erben, Karl Ludwig, die vormundschaftliche Regierung übernommen hatte, wollte anfangs auf das, was die Schweden forderten, nicht eingehen. Nachher jedoch verstand er sich dazu, einen Vertrag zu schließen, nach welchem er selbst blos die Last der Landesverwaltung auf sich nahm, den Schweden aber den Nutzen der Regierung überließ. Es wurde nämlich in dem Vertrage, den er am 14. April mit Schweden schloß, zuerst festgesetzt, daß die Kur-Pfalz so, wie sie vor dem Kriege gewesen sei, den Erben Friedrich's V. zurückgegeben werden solle. Dieser Erklärung war aber die Clausel „mit Vorbehalt der Rechte eines Dritten" beigefügt. Ferner sollten Frankenthal, Bacharach, Kaub und andere Orte schwedische Besatzungen erhalten; Mannheim sollte sogar während der ganzen Dauer des Krieges den Schweden überlassen werden, und die schwedische Besatzung sollte von der Pfalz bezahlt und ernährt werden. Außerdem sollte Ludwig Philipp nicht nur innerhalb sechs Monaten sechszigtausend Thaler an Schweden zahlen, sondern auch gleich jedem Anderen den Kriegslasten unterworfen sein und Einquartierungen tragen. Überdies sollte den schwedischen Werbern in der Pfalz kein Hin-

derniß entgegengestellt werden. Ja, sogar in die inneren Angelegenheiten der Pfalz mischten sich die Schweden, und ihr orthodox lutherischer Kanzler suchte dem calvinistischen Regenten Schranken zu setzen. Der Regent mußte sich nämlich verpflichten, den Lutheranern nicht blos gleiche Rechte mit den Calvinisten zu gewähren, sondern auch überall, wo sie die Mehrzahl der Einwohner bildeten, Kirchengüter und Gefälle zu überlassen. Diese Bedingung war es besonders, welche den Pfalzgrafen Ludwig Philipp bedenklich machte; denn wir finden, daß er bald nachher mit dem Landgrafen von Hessen-Kassel und dem Kurfürsten von Brandenburg berathschlagte, auf welche Weise ihre Confessions-Verwandten gegen weitere Beeinträchtigungen geschützt werden könnten.

Wallenstein blieb damals lange Zeit ruhig in Böhmen stehen; Altringer und Johann von Werth aber hielten unterdessen, der Eine als kaiserlicher, der Andere als baierischer General, die Sache der Liga und des Kaisers in Deutschland aufrecht. Gegen Altringer, welcher Schwaben und Baiern vertheidigen sollte, ward Gustav Horn von Oxenstierna beordert, während Herzog Bernhard in Franken einfiel und Anstalt machte, das von ihm dort in Aussicht genommene Herzogthum einzurichten. Der Letztere wurde nachher von Gustav Horn, der sich nicht stark genug fühlte, an die obere Donau gerufen, und Beide wollten vereinigt in Baiern einbrechen, als Johann von Werth, der bis dahin in Nieder-Deutschland rühmlich gefochten hatte, sich mit Altringer vereinigte. Dadurch ward Altringer in den Stand gesetzt, München zu decken, so daß der Kurfürst dahin zurückkehren konnte. Dies war im Sommer 1633. Jetzt wollten die beiden schwedischen Feldherren mit ihrer ganzen Kriegsmacht tief in Baiern vordringen; sie wurden aber gerade in der günstigsten Jahreszeit durch eine Meuterei der Miethlinge, aus denen die Heere jener Zeit bestanden, von weiteren Unternehmungen in Baiern abgehalten. Die Regimenter wurden damals von den Obersten geworben und bald diesem, bald jenem Herrn verkauft. Soldaten und Officiere dienten blos um Sold, welcher reichlich war, und um Antheil an der Beute. Beides war ihnen von Horn geschmälert worden; sie weigerten sich daher Dienste zu leisten, und lähmten ihre beiden Feldherren so, daß Gustav Horn das Heer verlassen mußte. Er begab sich auf einige Zeit zu seinem Schwieger-

vater, dem Kanzler Oxenstierna. Bernhard aber konnte in der nächsten Zeit nur Streifzüge unternehmen. Als Horn zurückgekehrt war, nahm Bernhard in der Mitte des November 1633 Regensburg ein. Jetzt hielt endlich Wallenstein für nöthig, sich wenigstens den Schein zu geben, als wenn er den Baiern helfen wolle. Der Kaiser hatte vorher den König Philipp IV. von Spanien bewogen, den Herzog von Feria mit einem Heere aus den Niederlanden an den Ober-Rhein zu schicken. Dieser verübte viele nUnfug und gerieth mit Wallenstein in Zank und Streit, leistete aber nur geringe Hülfe. Wallenstein dagegen zog doch wenigstens dadurch, daß er jetzt in die Ober-Pfalz einfiel, die feindlichen Generale Bernhard und Horn von Baiern weg; er konnte aber der späten Jahreszeit wegen nicht dort verweilen, sondern mußte im December über das Gebirge nach Böhmen zurückkehren.

Wallenstein spielte, wenn er auch vielleicht den Kaiser nicht verrathen und sich selbst eine unabhängige Macht bilden wollte, wenigstens eine sonderbare Rolle. Er unterhandelte, ohne den Kaiser zu fragen, mit Sachsen, Brandenburg, Dänemark und sogar mit Schweden, fand in dem treulosen Franz Albrecht von Lauenburg und in dem ihm ganz ergebenen sächsischen Oberfeldherrn Arnim Verräther der ihnen anvertrauten Sache, schloß dreimal einen Waffenstillstand und brach ihn stets wieder, und benahm sich dabei wie ein türkischer Pascha. Da er schon zu jener Zeit seinen Feinden, den Spaniern, Baiern und Jesuiten, viele Blößen gab, so sollten wir hier bei den Intriguen, die er anspann und bei den Waffenstillständen, die er schloß, länger verweilen; dies würde aber für das vorliegende Werk nicht passen. Wir wollen übrigens zwar dem neuesten Lobredner Wallenstein's (Förster) gern glauben, daß alle jene Unterhandlungen und Intriguen dem Kaiser vortheilhaft waren; allein Wallenstein selbst behauptet doch in seiner Correspondenz immer, der Kaiser sei ihm für die großen in seinem Dienste aufgewendeten Summen Ersatz schuldig, und dieser könne nur dadurch geleistet werden, daß man ihm ein unabhängiges Fürstenthum ertheile. Außerdem führt uns sogar Wallenstein's Vertheidiger ihn in einem Aufzuge vor, welcher weder für einen General, der in kaiserlichen Diensten ins Feld zieht, noch für einen Fürsten, der nicht sehr reich und mächtig ist, paßte. Als nämlich Wallenstein im Frühling 1633

einen Zug nach Schlesien antrat, welcher nachher keine andere Folge hatte, als daß zweimal ein Waffenstillstand geschlossen und von allen Seiten, sogar von Dänemark und Frankreich, viel intriguirt wurde, erschien Wallenstein an der Spitze von fünfundzwanzigtausend Mann in kaiserlicher Pracht. Er führte, schreibt sein Lobredner (Th. III. S. 26), vier Galla-Wagen mit sich, von welchen jeder mit sechs Pferden bespannt war. Vierzig Hof-Cavaliere und hundertzwanzig Diener, die in Roth und Blau neu gekleidet waren, folgten dem Zuge. Zehn Trompeter trugen stark vergoldete silberne Trompeten, wie sie am kaiserlichen Hofe in Gebrauch waren. Die Packwagen waren mit Juchten (damals rothes preußisches Leder genannt) überzogen. Der Herzog von Friedland selbst trug einen einfachen ledernen Reiterrock und über demselben einen rothen Mantel.

Was das spätere Verfahren des Kaisers gegen Wallenstein angeht, so hätte man diesen, wenn er schuldig war, richten und verurtheilen, nicht aber durch einen schauderhaften Meuchelmord verrätherisch aus der Welt schaffen müssen, so gefährlich es auch sein mochte, ihn offen anzutasten. Man fürchtete ihn in Wien und in Spanien; die Jesuiten und der Kurfürst von Baiern bestärkten aber den Kaiser in der Besorgniß, daß Wallenstein's Generale von ihm gewonnen seien und die unter ihren Befehlen stehenden Truppen für ihn gegen den Kaiser gebrauchen würden. Diese Besorgniß war ganz ungegründet; denn von Wallenstein's Generalen würden nicht nur Gallas, Piccolomini und Altringer sich auf keine Weise gegen den Kaiser haben gebrauchen lassen, sondern drei andere, Gordon, Buttler und Lesley, wurden sogar offenbar an ihrem Feldherrn zu Verräthern. Illo, Terzka und Kinsky glaubten freilich, daß sie in Wallenstein's, nicht in des Kaisers Diensten seien; sie wurden daher auch gleich ihm auf kaiserlichen Befehl gemordet. Wenn wir auch, dem Berichte von Wallenstein's neuestem Lobredner Schritt vor Schritt folgend, seiner Versicherung Glauben schenken, daß Alles, was Wallenstein 1633 und im Anfange des folgenden Jahres unternahm, nicht zur Absicht hatte, den Kaiser zu verrathen, sondern dessen Feinde zu betrügen, so werden wir doch zugleich zugeben müssen, daß Wallenstein's Unterhandlungen und seine matte Kriegführung den Hof erbittern und die Eifersucht des Kaisers wecken mußten. Schon in den letzten Monaten des Jahres

1633 warnten die getreuen Generale den Kaiser vor einem Manne, den er selbst zu mächtig gemacht hatte. Wallenstein's Einfall in die Ober-Pfalz weckte vollends den Unwillen des Kaisers, da Wallenstein dabei den ausdrücklichen Befehl desselben verachtete. Wallenstein war Ende November 1633 von Pilsen abmarschirt, und stand am 28. bei Furth (nicht Fürth bei Nürnberg, sondern Furth bei Cham an der böhmischen Grenze), als der Kurfürst von Baiern und der Kaiser ausdrücklich verlangten, er solle Regensburg wieder erobern helfen. Er that dies jedoch nicht, sondern gab vor, daß Sachsen, Brandenburger und Schweden von Schlesien aus die böhmischen Grenzen zu stark bedrohten, als daß er in Baiern verweilen dürfe. Schon am 28. November schrieb er daher aus seinem Lager, er werde sehr bald nach Böhmen zurückkehren. Er verachtete bei dieser Gelegenheit nicht allein die dringenden Bitten des Kurfürsten Maximilian, sich mit ihm gegen den Herzog Bernhard zu vereinigen, und gehorchte dem Kaiser nicht, der ihm zu bleiben befohlen hatte, sondern er wich auch dem Herzog Bernhard, als dieser herbeieilte, ausdrücklich aus und vertheilte sein Heer in Böhmen, so daß die ganze Last des Krieges, der Verpflegung der Soldaten und Obersten, auf das erschöpfte Böhmen fiel.

Der Kaiser hatte sich wahrscheinlich schon damals durch jene Gattung von Rathgebern, welche Alles, was politisch nützlich ist, für erlaubt hält und an einem von Jesuiten, Spaniern und Italiänern berathenen Hofe sehr zahlreich war, zu dem Entschlusse bringen lassen, jeden Vorwand zu benutzen, um sich seines lästigen Generalissimus zu entledigen. Er machte jedoch erst noch einen Versuch, denselben zum Gehorsam zu bewegen. Als nämlich Wallenstein in Pilsen lag, schickte der Kaiser den Herrn von Questenberg, denjenigen seiner Räthe, welcher mit Wallenstein am besten auskommen konnte, an diesen. Er gab demselben eine Instruction mit, welche ein Meisterstück des italiänischen Kabinets-Styls ist, weil in ihr Alles verclausulirt und unbestimmt ausgedrückt wird. Soviel ist indessen klar, daß der Kaiser nachdrücklich verlangt, die Truppen sollten nach Baiern zurückgeführt und dort in Quartiere vertheilt werden. Um diesem Befehle des Kaisers auszuweichen, that Wallenstein im Januar 1634 einen Schritt, den sein neuester Lobredner vergebens zu rechtfertigen sucht, obgleich der Kaiser durch denselben freilich nicht

berechtigt wurde, seinen General ermorden zu lassen. Wallenstein berief nämlich einen großen Kriegsrath, theilte demselben Questenberg's Instruction mit, und ließ durch den Feldmarschall Illo, der ihm auf Leben und Tod ergeben war, einen Vortrag über die Sache machen und ein Gutachten fordern. Wenn man bedenkt, daß damals der Hauptmann seine Compagnie, der Oberst sein Regiment aus allerlei Volk warben und sich nebst den Geworbenen dem Ober-General verkauften, auf welchen sie wegen des Soldes und Unterhaltes ganz allein angewiesen waren, so kann man sich leicht vorstellen, welchen Ausgang die Sache nahm. Das Gutachten der Officiere, welches auch Piccolomini und Herzog Julius Heinrich von Lauenburg unterschrieben, war an Wallenstein gerichtet und wurde von demselben an den Kaiser übersandt. Es enthielt die Erklärung, daß es durchaus unmöglich sei, vor dem Frühling nach Baiern zu marschiren. Auch schien Wallenstein wirklich abdanken zu wollen, wenn der Kaiser auf seinem Willen bestehe. Das ganze ihm angehörende Heer that gleich darauf einen zweiten Schritt, zu welchem Illo ebenfalls die Veranlassung geben mußte. Dieser benachrichtigte nämlich den Kriegsrath von Wallenstein's Entschluß, das Commando niederzulegen. Die Officiere geriethen durch Illo's Vortrag in heftige Bewegung, und ließen auf dessen Antrieb nicht nur durch eine Deputation, an deren Spitze wieder Illo stand, Wallenstein an sein Versprechen, bei ihnen auszuharren, erinnern, sondern sie machten auch ihrerseits sich verbindlich, ihn nicht zu verlassen, und stellten darüber einen förmlichen Revers aus. Der Herzog versprach, wie dies in solchen Fällen gewöhnlich geschieht, erst nach mehrfachen Bitten, das Commando noch einige Zeit zu behalten, sowie auch das Heer nicht ohne Vorwissen und Zustimmung der Obersten zu verlassen.

Über diesen Schritt des Heeres und seines Oberanführers ist jede Bemerkung überflüssig, obgleich der Herausgeber von Wallenstein's Briefen die Sache nicht allein ganz in der Ordnung findet, sondern auch Alles, was man darüber gesagt hat, für Verleumdung und Verfolgung eines großen und verdienten Mannes erklärt. Wallenstein selbst scheint eingesehen zu haben, daß er zu weit gegangen sei; denn er ließ schon einen Tag nachher einige Officiere zu sich rufen, und stellte ihnen zwar nicht, wie Förster sagt, den

Revers zurück, hielt aber doch verworrene Reden, in welchen von Niederlegung des Commando's die Rede war. Alles, was er seit seiner Rückkehr aus Baiern that, gehört also zu den widersprechenden Handlungen, deren Wallenstein sich in der letzten Zeit schuldig machte, und durch welche er bewirkte, daß zuletzt weder der Kaiser, noch die Sachsen und Schweden, mit denen er unterhandeln wollte, ihm trauten. Sowohl Altringer als auch Piccolomini, der doch den Revers der Obersten mit unterschrieben hatte, erschracken über das, was in Pilsen vorgegangen war, und der Letztere ertheilte wahrscheinlich durch Altringer dem Kaiser zuerst Nachricht davon. Wenn auch Altringer bei dieser Gelegenheit die Gefahr übertrieb, so bedurfte es doch gewiß weder seiner Übertreibungen, noch der langen Rede, welche die Geschichtschreiber dem spanischen Gesandten Ognate in den Mund legen, um den Kaiser zu überzeugen, daß es nöthig sei, einen General, der sich wie ein abtrünniger Pascha benehme, auch als einen solchen aus dem Wege zu schaffen. Dieser Entschluß ward in einem engeren Rathe gefaßt, dessen Beisitzer wir nur zu nennen brauchen, um zu zeigen, daß Wallenstein's Verurtheilung, der eine ganz geheim gehaltene Absetzung vorausging, die Folge der in Wien geltenden spanischen und jesuitischen Moral und Politik war. Anwesend waren in jenem Rathe die Grafen von Eggenberg und Trautmannsdorf, der Bischof von Wien, der Beichtvater Lamormain, der spanische Gesandte Graf Ognate, der Hofkriegsraths-Präsident Schlick, der Marchese Grana und des Kaisers Sohn, der nachherige Kaiser Ferdinand III., welcher schon damals zum Oberbefehlshaber aller kaiserlichen Truppen ernannt war. Der Kaiser unterzeichnete bei dieser Gelegenheit (Januar 1634) ein geheim zu haltendes Patent, durch welches der bisherige Generalissimus abgesetzt, der Oberbefehl an Gallas übertragen, Wallenstein nebst Illo und Terzka des Todes schuldig erklärt, allen Anderen aber, die sich an Wallenstein gegen den Kaiser angeschlossen hätten, Verzeihung zugesichert wurde.

Der Kaiser trieb die Verstellung so weit, daß er auch noch nach der Unterzeichnung jenes Patents mit Wallenstein in freundschaftlichem Tone correspondirte, und ihm sogar erlaubte, mit Sachsen und Brandenburg über einen Frieden zu unterhandeln. Dagegen scheint es zweifelhaft, ob durch das erwähnte, geheim gehaltene

Patent Gallas schon bevollmächtigt worden war, sich Wallenstein's todt oder lebendig zu bemächtigen. Jedenfalls warf Gallas erst dann, als der Herzog von Friedland die Officiere zu einer neuen Berathung nach Pilsen berief, die Maske ab. Er verständigte sich mit Altringer, Piccolomini und einigen anderen Officieren ganz insgeheim; und auch sein Schreiben vom 13. Februar, in welchem er verbot, von Wallenstein Befehle anzunehmen, ward nur Wenigen mitgetheilt. Wallenstein wurde wie mit einem Netze umstrickt. Mailath hat zwar gegen Förster bewiesen, daß in dem kaiserlichen Patent keine Achtserklärung Wallenstein's, sondern nur die Absetzung desselben decretirt gewesen sei; sobald aber das Eine durchgesetzt war, folgte das Andere von selbst. Förster dagegen meint, es sei bloße Verläumdung gewesen, daß man das Aufgebot der Obersten zu einer neuen Versammlung in Pilsen und den von Wallenstein an mehrere Regimenter erlassenen Befehl, sich an einem bestimmten Tage im Dienste des Kaisers zu Prag einzufinden, auf Ungehorsam und Verrath gedeutet habe. Man kann dies zugeben, wird aber doch einsehen, daß der Kaiser durch solche Schritte seines Generals in seinem Argwohn bestärkt werden mußte.

Die neue Protestation, welche in Pilsen aufgesetzt ward, betheuerte freilich, daß der früheren keine üble Absicht zu Grunde liege, und daß Wallenstein des Kaisers treuester Diener sei; der Kaiser dachte aber anders. Er erließ jetzt öffentlich ein Patent gegen Wallenstein, Terzka und Illo, beorderte am 18. Februar 1634 eine Anzahl Regimenter nach Prag, wies die Truppen an die Generale Gallas, Altringer, Maradas und Piccolomini, und warf dem Herzoge von Friedland meineidige Treulosigkeit und barbarische Tyrannei vor. Dieses Patent wurde in Prag öffentlich angeschlagen. Gleich darauf schritt man zur Einziehung von Wallenstein's und Terzka's Gütern. Terzka, Kinsky, Illo und Herzog Franz Albrecht von Lauenburg blieben dem Generalissimus getreu; auch war ein Theil des Heeres noch immer für ihn. Er selbst schien, als er von Pilsen nach Eger ging, einerseits noch immer entschlossen, des Kaisers Gunst zu suchen, schickte aber doch auch andererseits vertraute Boten an die Franzosen und an den Herzog Bernhard, der in Franken stand, ließ Beide dringend um Absendung einer Heerschaar ersuchen, und bat die Schweden, sich gegen den Kaiser an ihn anzuschließen. Dazu war

es theils schon zu spät, theils glaubte niemand sich auf Wallenstein verlassen zu können. Schon am 22. Februar hatten die dem Kaiser getreuen Generale Wallenstein's Truppen ganz abgesperrt: Gallas stand in Linz, Piccolomini im Prachiner Kreis, Suys in Prag, Altringer in Wien. Wallenstein war vor seinem Abmarsch nach Eger bereits förmlich Rebell geworden; denn er hatte in einem Schreiben die Truppen aufgefordert, nur ihm und den Generalen Terzka und Illo zu gehorchen. In den folgenden Tagen fielen schon Scharmützel zwischen den Kaiserlichen und den Wallensteinern vor. Die Letzteren sahen sich bald in Eger eingeschlossen, wo übrigens gleich anfangs nur fünf Compagnieen Reiter vom Herzog Julius Heinrich von Lauenburg und fünf von Terzka, denen später noch fünf andere folgten, bei Wallenstein waren.

Über die letzten Schicksale des Herzogs von Friedland hat Graf Mailath in seiner Geschichte von Östreich manches Anziehende aus archivalischen Nachrichten mitgetheilt, und Barthold in seinem Buche über den dreißigjährigen Krieg hat Alles kritisch geprüft; wir wollen uns daher sehr kurz fassen. In Wallenstein's Heer, welches aus allerlei Volk zusammengesetzt war, diente auch der Irländer Buttler mit einem Regiment Dragoner, die in seinem Heimathslande geworben waren. Von diesen Dragonern nahm Wallenstein einige hundert mit nach Eger. Buttler folgte ungern und machte sogleich dem General Gallas das Anerbieten, ihm gegen Wallenstein als Werkzeug zu dienen. Buttler war Katholik; er rechnete aber auf zwei protestantische Schotten, Gordon und Lesley, welche ebenso schlecht und geldgierig als er waren, und auch auf seinen Hauptmann Deverour konnte er ebenso sehr rechnen, wie auf sich selbst. Am 24. Februar Abends, als Wallenstein krank in Eger angekommen war, wurden Buttler, Lesley und Gordon unter sich einig, den Kaiser von aller Besorgniß vor seinem General dadurch zu befreien, daß sie diesen aus dem Wege räumten. Nachdem daher am 25. Februar Terzka die Officiere in seinem Quartiere bewirthet hatte, lud Gordon die Generale Kinsky, Terzka und Illo nebst dem Rittmeister Neumann zu sich auf die Citadelle ein; und als diese erschienen waren, stürzten sechs Dragoner Buttler's, welche in ein Nebenzimmer, sowie vierundzwanzig andere, die unter dem Hauptmann Deverour in ein zweites postirt worden waren, auf ein

gegebenes Zeichen ins Zimmer und mordeten die Generale sammt ihrem Gefolge als Feinde des Kaisers. Deverour und Geraldino drangen darauf in Wallenstein's Zimmer ein, als dieser eben aufgestanden war, um die Ursache des Lärms zu erforschen, und Deverour stieß ihn kaltblütig nieder. Wallenstein bot ohne Widerstand die Brust dar, während Terzka sein Leben theuer verkauft und drei der Mörder niedergehauen hatte. Daß der Kaiser an der Ermordung weder mittelbar noch unmittelbar Antheil gehabt habe, kann man zwar dem Grafen Mailath zugeben; aber unleugbar ist doch, daß Ferdinand alle Kriegsbefehlshaber schriftlich aufgefordert hatte, ihn von seinem General zu befreien, und daß er den Mord billigte, sowie die Mörder belohnte. Mailath selbst muß nach langem Hin- und Herreden doch eingestehen, daß der Kaiser dadurch, daß er Wallenstein's Mord eine Vollziehung seines erst nach dem Morde bekannt gemachten Urtheils nannte, die Schuld auf sich nahm.

Der Protestantismus und der Katholicismus hatten mit der Sache nichts zu thun. Es würde jedoch nach Wallenstein's Ermordung die Aussicht für die Schweden und ihre deutschen und französischen Verbündeten vorerst sehr günstig gewesen sein, wenn nicht unter diesen selbst alle Eintracht zerstört gewesen wäre. Von den feindlichen Generalen war nämlich damals nur Johann von Werth im Felde thätig; die anderen dagegen waren alle mehr oder weniger beschäftigt, entweder Anhänger Wallenstein's zu verfolgen oder einen Antheil an der Beute zu erlangen, welche dem Kaiser aus der Einziehung von Wallenstein's Gütern zufiel.

Herzog Bernhard kämpfte im Winter und im Frühjahr 1634 in der Ober-Pfalz, wo Johann von Werth ihm im kleinen Kriege gewachsen war. Gustav Horn aber rückte aufs neue nach Ober-Schwaben vor, nahm Kempten, Überlingen und Memmingen ein, trat mit den protestantischen Cantonen der Schweiz in Verbindung und war eben im Begriffe, in Vorder-Östreich einzudringen, als ein Angriff, welcher von Kurfürst Maximilian gegen Herzog Bernhard gerichtet ward, ihn zur Umkehr nöthigte. Herzog Bernhard nämlich, mit Oxenstierna höchst unzufrieden, war beschäftigt, sein Herzogthum Franken abzurunden und sich mit Kur-Sachsen zu verständigen, als der Kurfürst Maximilian Ende März 1634 bei Ingolstadt ein Heer sammelte und dasselbe unter Altringer und Johann von Werth gegen

Straubing schickte, welche Stadt sich bald auf Capitulation ergab. Oxenstierna hatte sich vorher vergebens bemüht, den ober- und niedersächsischen Kreis auf ähnliche Weise mit Schweden zu verbinden, wie er zu Heilbronn die vier oberen Kreise mit ihnen verbunden hatte; er mußte froh sein, Brandenburg und Sachsen bei dem alten Bunde zu erhalten. Herzog Georg von Lüneburg schloß sich zwar anfangs mit einem deutschen Heere an Banèr's Schweden an, zerfiel aber bald gänzlich mit diesem. Banèr führte darauf in Verbindung mit den Sachsen unter Arnim den Krieg in Sachsen, Böhmen und Schlesien. Er und Arnim stritten glücklich in Schlesien; sie siegten in einer entscheidenden Schlacht bei Liegnitz und lagerten sich vor Prag, nicht sowohl in der Absicht, Böhmen zu besetzen, als vielmehr durch den Einfall in dieses Land den Kurfürsten von Baiern von der bereits begonnenen Belagerung der Stadt Regensburg abzuziehen und nach Böhmen zu locken. Arnim war aber ebenso wenig geneigt, Banèr zu unterstützen, als Herzog Georg in Nieder-Sachsen diesem hatte beistehen wollen. Er unterhandelte fortwährend mit dem Kaiser über einen Frieden, und die Belagerung von Prag mußte aufgegeben werden, während die Baiern und Oestreicher vereinigt Regensburg eingeschlossen hatten.

Ferdinand's ältester Sohn, Ferdinand III., seit 1625 König von Ungarn, seit 1627 König von Böhmen, war seit Wallenstein's Ermordung unter der Leitung des Feldmarschalls Gallas Generalissimus des kaiserlichen Heeres. Er war mit diesem nach Baiern gezogen, um die dort von Herzog Bernhard besetzten Städte wieder zu erobern, und hatte zugleich mit dem Kurfürsten Maximilian, mit Altringer und Johann von Werth die Stadt Regensburg angegriffen. Diese ward so sehr bedrängt, daß Herzog Bernhard und Graf Horn sich endlich zu ihrem Entsatze wieder vereinigen mußten; man klagt aber den Ersteren an, er habe, um Landshut erobern zu können, den rechten Augenblick für den Entsatz von Regensburg versäumt. Die beiden Heerführer hatten sich bei Augsburg vereinigt, und Landshut ward von ihnen mit Sturm genommen, obgleich Altringer, der bei dieser Gelegenheit getödtet ward, und Johann von Werth Alles aufgeboten hatten, um die Stadt zu retten (22 Juli). Darüber fiel aber Regensburg den Feinden in die Hände. Bernhard und Horn erhielten, während sie auf dem Marsche von Landshut nach Regensburg

waren, die Nachricht von der Übergabe dieser Stadt, und trennten sich, während das feindliche Heer von Regensburg nach Donauwörth zog, aufs neue. Herzog Bernhard zog hierauf zwischen der Donau und dem Main umher; Horn aber marschirte an die Tyroler Grenze, um ein spanisches Heer, welches aus Italien nach den Niederlanden zog, in den Alpen-Pässen aufzuhalten.

Die Spanier hatten nämlich nach dem Tode der Infantin Isabella (December 1633) beschlossen, einen neuen Generalstatthalter und ein neues Heer nach Belgien zu schicken, weil Friedrich Heinrich von 1625 bis 1633 bedeutende Vortheile über sie erfochten hatte. Sie hatten für den niederländischen Krieg 1634 in Italien ein aus Spaniern und Italiänern bestehendes Heer gesammelt und zum Anführer desselben, sowie zum Nachfolger der Isabella den sogenannten Kardinal-Infanten Ferdinand, einen Bruder des Königs Philipp IV., ernannt. Dieser war Kardinal, hatte bisher in Mailand gelebt, und galt für den einzigen spanischen Prinzen, der seit der Zeit von Philipp's II. Halbbruder, Don Juan d'Austria (s. Th. XIII, S. 25 ff., 80 ff., 84 ff.), militärische Talente besaß und mit Glück im Felde diente. Ferdinand trat den Marsch von Mailand nach den Niederlanden gerade zu der Zeit an, als das kaiserliche Heer unter dem König Ferdinand die vom Herzog Bernhard eroberten baierischen Städte wieder einnahm, als Sachsen schon für einen Frieden mit dem Kaiser gewonnen war, und als Arnim sich geweigert hatte, dem Feldmarschall Banèr zur Belagerung von Prag weiter zu helfen, weshalb beide Generale aus Böhmen abgezogen waren.

Gustav Horn hatte bei seinem Marsche gegen dieses spanische Heer kaum die Stadt Füssen erreicht, als er erfuhr, daß die kaiserlichen Truppen, welche nach der Einnahme von Regensburg Donauwörth erobert hatten, nun auch die Stadt Nördlingen bedrohten. Die Besorgniß, daß das wichtige und feste Nördlingen in die Hände der Feinde fallen möchte, bewog die beiden schwedischen Generale, ihre anderen Unternehmungen aufzugeben und zur Rettung dieser Stadt sich eiligst mit einander zu vereinigen. Horn kehrte also von der Tyroler Grenze an die Donau zurück. Dies machte es dann dem Kardinal-Infanten möglich, durch die Pässe zu kommen und sich vor Nördlingen mit dem Heere des Königs Ferdinand zu vereinigen. Von den beiden schwedischen Generalen, die sich bei Günzburg mit einander vereinigten,

ward noch ein drittes Heer herbeigerufen, welches unter dem Rheingrafen Otto Ludwig am Ober-Rhein stand. Der Rheingraf hatte kurz vorher Rheinfelden erobert und war gerade mit der Belagerung von Breisach beschäftigt, als er den Befehl erhielt, alle Truppen und sogar den würtembergischen Landsturm an sich zu ziehen, um das Hauptheer unter Horn und Herzog Bernhard zu verstärken. Das Letztere befand sich in einem solchen Zustande, daß es nach dem eigenen Geständnisse seiner beiden Führer dem feindlichen Heere, sogar als der Kardinal-Infant noch nicht zu diesem gestoßen war, schwerlich gewachsen war. Horn wollte daher auch, daß man vor der Ankunft des Rheingrafen keinen Angriff auf die Feinde mache; da aber die Stadt Nördlingen, welche tapferen Widerstand leistete, bereits ihrem Falle nahe gebracht war, so forderte Bernhard, daß man zu ihrer Rettung das Äußerste wage. Horn behauptete zwar, man müsse durchaus den Rheingrafen erwarten, welcher nur noch wenige Meilen entfernt sei; Bernhard beharrte aber auf seiner Forderung, und so ward denn wirklich beschlossen, noch vor der Ankunft der erwarteten Verstärkung eine Schlacht zu liefern. Man sagt, der Rheingraf sei ungern aufgebrochen und sehr langsam marschirt, weil er, nachdem er bisher ein eigenes Heer commandirt habe, nicht gern unter dem Herzog Bernhard habe stehen wollen. Wir wissen nicht, ob diese Beschuldigung gegründet war. Jedenfalls wird Bernhard allgemein darüber angeklagt, daß er gegen Horn's weiseren Rath gerade in dem Augenblicke, als der Rheingraf nur noch wenige Meilen entfernt war, eine Schlacht geliefert habe.

Diese Schlacht bei Nördlingen ward bedeutender und entscheidender, als irgend eine andere in dem ganzen dreißigjährigen Kriege. Ferdinand's Heer war, nachdem der Kardinal-Infant sich mit ihm vereinigt hatte, vierzigtausend Mann stark; dagegen hatten Horn und Bernhard, obgleich sie den General Kratz an sich gezogen hatten, nur dreißigtausend beisammen. Dazu kam noch, daß die innere Stärke des kaiserlichen Heeres sehr viel größer war, als die des schwedischen. Dies würde von selbst einleuchtend sein, wenn der Zweck des vorliegenden Werkes erlaubte, die einzelnen Bestandtheile des protestantischen Heeres anzuführen und zu charakterisiren. Es würde sich zeigen, daß die Schweden ein gemischtes, zusammengetriebenes oder eilig geworbenes Heer unter zwieträchtigen Anführern ins Feld führten,

während dagegen König Ferdinand im Treffen bei Nördlingen an der Spitze aller alten gedienten Soldaten und Officiere Wallenstein's und Spinola's, sowie der abgehärteten spanischen und italiänischen Truppen der früheren Zeit stand. Wir brauchen, um dies nachzuweisen, nur die durch Kriegsthaten ausgezeichneten Oberanführer des kaiserlichen Heeres zu nennen. Unter diesen Führern waren König Ferdinand und der Kardinal-Infant nicht blos, wie es bei Prinzen sonst in der Regel der Fall ist, nur zum Prunk, sondern in Wirklichkeit Generale; ein dritter Führer, Herzog Karl von Lothringen, glänzte schon längst unter den tapfersten Feldherren seiner Zeit; endlich standen neben diesen Dreien noch Gallas, Götz und Piccolomini aus Wallenstein's Schule, sowie viele Obersten, welche lange Zeit unter Spinola gedient hatten.

Die Schlacht bei Nördlingen, in welcher auf Seiten der Kaiserlichen König Ferdinand zwar commandirte, Gallas aber Alles anordnete, ward am 6. und 7. September 1634 geliefert. Wir dürfen unserem Grundsatze gemäß keine Beschreibung dieser Schlacht geben, sondern erwähnen nur des Resultats. Dieses bestand darin, daß die Schweden eine völlige Niederlage erlitten, und daß in Folge derselben die Franzosen, welche bis dahin nur eine Nebenrolle gehabt hatten, die Haupt-Personen auf dem deutschen Kriegstheater wurden. Die Schlacht blieb am ersten Tage, an welchem die Spanier nur einen passiven Antheil nahmen, unentschieden, obgleich die unglückliche Spaltung zwischen Horn und Bernhard sich schon nachtheilig bewies. Am zweiten Tage nahm der Kardinal-Infant mit seinen Spaniern einen Hauptantheil an der Schlacht, und das protestantische Heer erlitt nach einem heftigen und blutigen Kampfe eine gänzliche Niederlage. Es wurde theils niedergehauen, theils aus einander getrieben und mit einer ungewohnten Lebhaftigkeit verfolgt. Die Generale Horn und Kratz geriethen in Gefangenschaft; Herzog Bernhard aber und die ihn begleitende Schaar wurden so hitzig verfolgt, daß sie erst in Göppingen, wo der Rheingraf stand, einen Ruhepunkt fanden. Die Beute der Kaiserlichen war unermeßlich; sie eroberten dreihundert Fahnen der Kavallerie und Infanterie, achtzig Kanonen und zwölfhundert Pferde, und machten sechstausend Gefangene.

Der Verlust der Schweden und die zwischen ihnen und ihren deutschen Verbündeten bestehende Uneinigkeit würden es den Siegern

leicht gemacht haben, ganz Deutschland zu besetzen, wenn das spanische Heer im Reiche geblieben wäre; der Kardinal-Infant hegte aber eine zu große Besorgniß wegen des Standes der Dinge in den Niederlanden und eilte deshalb, dahin zu kommen. Überdies nahm er bei seinem Abzuge noch einige tausend kaiserliche Reiter mit sich. Unmittelbar nach der Schlacht wurde das Herzogthum Würtemberg schrecklich gepeinigt und Hessen, sowie die Pfalz den wilden Horden preisgegeben. Im folgenden Jahre aber wurde Sachsen vom Bunde mit Schweden getrennt und das schwedische Heer immer weiter nach Norden gedrängt, bis endlich Herzog Bernhard am Ober-Rhein mit französischem Gelde ein ansehnliches Heer warb, die Franzosen ihre Heere an den Nieder-Rhein schickten und den Spaniern und Kaiserlichen deutsche Städte und Festungen entrissen, um sie für sich in Besitz zu nehmen.

Da von diesem Augenblicke an die deutsche, spanische und französische Geschichte mit einander innig zusammenhängen und eine ohne die anderen nicht wohl verstanden werden kann, so wollen wir zunächst die französische Geschichte seit Heinrich's IV. Tode nachholen, vorher aber eine Übersicht der Hauptereignisse des deutschen Krieges von der Schlacht bei Nördlingen an bis auf die ersten Friedensunterhandlungen geben.

9. Schicksale der protestantischen Staaten unmittelbar nach der Schlacht bei Nördlingen.

Werfen wir bei der Betrachtung des Zustandes, in welchen die protestantischen Staaten durch den Gang des Krieges gebracht wurden, unseren Blick zuerst auf Würtemberg, so müssen wir bei dieser Gelegenheit die Übersicht der würtembergischen Geschichte bis auf den ersten Nachfolger des aus der Geschichte des Reformations-Zeitalters bekannten Herzogs Ulrich zurückführen.

Auf Ulrich war sein Sohn Christoph gefolgt, dessen wir früher an mehreren Stellen (Th. XII. S. 276 f., 394 u. 415, Th. XIII. S. 305) als eines der vortrefflichsten deutschen Fürsten seiner Zeit gedacht haben. Ihm verdankte Würtemberg viele vortreffliche Einrichtungen, besonders in Hinsicht auf Erziehung und Unterricht; allein Christoph war auch zugleich der Urheber der für Würtemberg sehr schädlichen Anordnung, daß die allgemeinen Stände durch einen

stehenden Ausschuß ersetzt wurden, welcher nachher die Landtage überflüssig machte und dem Lande ebenso verderblich ward, als seine vielen despotischen Fürsten. Außerdem hat auch der an sich löbliche Eifer Christoph's für das reine Lutherthum die nachtheiligsten politischen Folgen gehabt. Würtemberg ward nämlich unter ihm und unter seinem Sohne, Ludwig dem Frommen, welcher von 1568 bis 1593 regierte, Sitz und Pflanzschule jener zänkischen Theologen, welche ganz Deutschland mit ihren fanatischen Streitschriften erfüllten, und in Verbindung mit den sächsischen Hof-Theologen eine Verfolgung ihrer protestantischen Brüder, der Calvinisten, organisirten, die dem, was die Jesuiten gegen die Protestanten unternahmen, nichts nachgab. Herzog Ludwig, dem es an allen Regenten-Eigenschaften fehlte, hinterließ keinen Erben; das Herzogthum fiel daher an Ulrich's Brudersſohn, Friedrich, welcher bis dahin in der Grafschaft Mümpelgard regiert hatte. Dieser neue Herzog war voll abenteuerlicher Entwürfe und Plane, und brauchte für die Abenteurer, Alchymisten und Planmacher, die er bald an sich zog und fütterte, bald wieder ohne Umstände aufknüpfen ließ, so viel Geld, daß er mit dem Ausschusse der Stände in stetem Streite war. Er suchte sich daher des Tübinger Vertrages mit den Landständen oder dessen, was wir jetzt die würtembergische Constitution nennen (s. Th. XI. S. 318 f. u. 323), zu entledigen. Auch setzte er wirklich zwei wesentliche Abänderungen des Bestehenden durch; diese kosteten aber später seinem vertrauten Rathgeber, Enzlin, der die Sache betrieben hatte, das Leben. Zufolge der einen dieser Abänderungen übernahm das arme Land, um nicht seine Rechte ganz zu verlieren, elfmalhunderttausend Gulden der Schulden des abenteuerlichen Herzogs. Glücklicher Weise starb Friedrich schon 1608, und sein Sohn Johann Friedrich entsagte den Feindseligkeiten gegen die Stände. Enzlin ward jetzt gestürzt, und die Leute, welche unter Ludwig regiert hatten, drängten sich wieder in ihre Stellen ein. Sie verwickelten ihren Gegner in einen Proceß, welcher nach vier Jahren mit Enzlin's Hinrichtung endigte.

Des neuen Herzogs Theologen führten zu einer Zeit, wo sie für den unglücklichen Kurfürsten Friedrich V. von der Pfalz hätten thätig sein sollen, mit dessen Hofprediger Scultetus, der nicht friedfertiger war, als sie, einen heftigen Krieg. Es ist bereits früher (S. 119

u. 124) erzählt worden, daß Lukas Osiander und Theodor Thumm, die beiden angesehensten Theologen in Tübingen, Streitschriften schrieben, in welchen sie den Hofprediger des Hauptes und Schützers der deutschen Calvinisten, sowie diese selbst als Gottlose darstellten und auf die Lehre der Reformirten ärger, als auf das Heidenthum, schimpften. Der phlegmatische, von Schulden gedrückte Herzog Johann Friedrich war daher auch gar nicht betrübt über das Schicksal seines ketzerischen Nachbarn, und sah dem Unglücke desselben ruhig zu. Sein Land mußte für sein Phlegma hart büßen. Zuerst hausten nämlich unmittelbar vor und nach dem Lübecker Frieden (s. S. 205 f.) Wallenstein's und Tilly's Soldaten in Würtemberg wie in Feindes Land. Nachher aber, als dreiviertel Jahre vor Johann Friedrich's Tode (er starb 1628) das Restitutions-Edict erlassen wurde, war Würtemberg das erste Land, welches die Folgen desselbeu empfinden mußte. Weil Johann Friedrich, wie Kaiser Ferdinand II. selbst sagte, ein gar ruhiger Herr war, so wurde gerade in Würtemberg die Restitution der geistlichen Güter sehr eifrig betrieben, obgleich diese dort schon seit einem Jahrhundert säcularisirt und fast durchaus zu frommen Zwecken verwendet worden waren.

Johann Friedrich's Sohn, Eberhard III., war bei seines Vaters Tode noch minderjährig; Administrator der Regierung ward deshalb sein Oheim, Herzog Ludwig Friedrich, welcher in Mümpelgard regierte. Dieser war, da das von den kaiserlichen Truppen besetzte Land durch dieselben sehr mishandelt wurde, einer der ersten deutschen Fürsten, welche dem Leipziger Bunde beitraten. Auch unterhandelte er schon mit Gustav Adolf, als dieser noch weit von Würtemberg entfernt im Norden von Deutschland stand. Das Land wurde dadurch aufs neue in große Noth gebracht, weil der Administrator zwar Krieg rüstete, aber weder Muth noch Geschick hatte, ihn zu führen, bis endlich im December 1631 die Schweden die Unter-Pfalz besetzten und die kaiserlichen und ligistischen Truppen sich zurückzogen. Jetzt klagte man aber, daß der Administrator sich mehr um die Jagd, als um den Krieg und die Regierungsgeschäfte bekümmere. Er gerieth in allerlei Händel mit der verwittweten Herzogin, der Mutter Eberhard's, und mit dem Stände-Ausschusse. Die Folge davon war, daß man durchsetzte, daß im Mai 1633 Eberhard III. schon in seinem achtzehnten Jahr unter dem Beistande seines Kanzlers Löffler die Re-

gierung selbst übernahm. Das erste Jahr dieser Regierung war erfreulich. Eberhard III. bot auch sein ganzes Land und sogar den Landsturm auf, als man im Begriffe stand, die entscheidende Schlacht bei Nördlingen zu liefern. Nach dem Verluste derselben machte sich der Herzog, der zu Göppingen beim Heere des Rheingrafen gewesen war, eilig davon. Er ging nach Straßburg, wo er fast sieben Jahre lang blieb. Sein Land wurde dem Feinde überlassen. Um den Leser in den Stand zu setzen, zu beurtheilen, warum Deutschland durch den dreißigjährigen Krieg so tief herabgebracht wurde, daß fast jede Spur der herrlichen Blüthe desselben im späteren Mittelalter unterging, wollen wir unten eine Stelle mittheilen, in welcher Spittler alles das zusammengestellt hat, was Würtemberg allein in den Jahren unmittelbar nach der Nördlinger Schlacht durch den Krieg verloren hat *). Der Kaiser zerstückelte außerdem Würtemberg, und vertheilte den größten Theil des Landes unter seine Minister und Generle. —

Auch die Pfalz wurde nach der Nördlinger Schlacht wieder ein Tummelplatz der verschiedenen Heere. Die Franzosen geriethen sogar

*) Seit 1628, berichtet Spittler, hatte bis zum August 1634 Würtemberg blos durch kaiserliche Winterquartiere und Brandschatzungen einen Verlust von 6,354,326 Gulden erlitten. Vom August 1634 an bis zum December 1638, wo Herzog Eberhard aus Straßburg zurückkehrte, betrug der Verlust mehr als fünfundvierzig Millionen. Von 1639 bis 1650 bezahlte das Land wieder 7,331,538 Gulden und doch hatten die Bedrückungen auch damals noch nicht aufgehört. Innerhalb der zweiundzwanzig Jahre, von 1628 bis 1650, erlitt Würtemberg einen Verlust von 118,742,864 Gulden, ohne den Schaden der verödeten Güter und der allgemeinen Entvölkerung mitzurechnen. Was die Letztere betrifft, so verloren sich in den sieben Jahren von 1634 bis 1641 dreimalhundertfünfundvierzigtausend Menschen, und das Land, welches ehemals gegen eine halbe Million Einwohner gehabt hatte, zählte 1641 kaum noch achtundvierzigtausend. Noch sechs Jahre nach dem westphälischen Frieden, als diejenigen, die sich in die Schweiz geflüchtet hatten, längst zurückgekehrt waren, fehlten in Würtemberg, verglichen mit dem Zustande unmittelbar vor der Nördlinger Schlacht, fünfzigtausend Haushaltungen, und vierzigtausend Morgen guter Weinberge, sowie zweimalhundertsiebenzigtausend Morgen Äcker, Wiesen und Gärten lagen wüste; an die Wiederaufbauung vieler Dörfer und Städte hatte noch gar nicht gedacht werden können, und dreihundert herrschaftliche und Communal-Gebäude lagen ebenso, wie sechsunddreißigtausend Privathäuser, zerstört danieder.

am Ende des Jahres 1635, als sie sich zum Entsatze von Heidelberg mit dem Herzog Bernhard vereinigten, mit dem Kaiser der Pfalz wegen auch ohne Kriegserklärung in Krieg. Zuerst ward Philippsburg, welches der Rheingraf Otto Ludwig den Franzosen eingeräumt hatte, ihnen durch Überfall entrissen. Dann erschien Gallas mit einem Heere, nahm Heidelberg ein und setzte über den Rhein. Herzog Bernhard mußte sich ganz in französische Dienste geben, weil das Heer, an dessen Spitze er am Rhein große Thaten verrichtete, mit französischem Gelde bezahlt wurde. Sein in Franken geschaffenes Herzogthum verschwand ganz, als die Kaiserlichen nach dem Siege bei Nördlingen dort erschienen.

In allen anderen Staaten Deutschland's führte der Frieden, welcher am 30. Mai 1635 zwischen Sachsen und dem Kaiser zu Prag abgeschlossen ward, oder mit anderen Worten der Abfall des sächsischen Kurfürsten Johann Georg I. von Schweden eine völlige Veränderung herbei. Wegen dieses Friedens, dessen Präliminarien schon im November 1634 zu Pirna unterzeichnet worden waren, wollen wir den Kurfürsten weder so hoch erheben, als Barthold und ein katholisirender schlesischer Deutschthümler gethan haben, noch auch heftig schelten, wie von vielen protestantischen Schriftstellern geschehen ist, sondern nur die Thatsachen berichten. Gewiß ist übrigens, daß Arnim, der doch den Abschluß eines Friedens mit dem Kaiser zu einer Zeit betrieb, wo er ihn nicht hätte betreiben sollen, den Oberbefehl der Sachsen aufgab, weil er mit dem Prager Frieden unzufrieden war. Wenn man sich auf des Kaisers und der Spanier Fanatismus in Religions-Sachen und auf ihrer jesuitischen Rathgeber Wort und Unterschrift hätte verlassen können, so wären, wie uns scheint, die Bedingungen des Prager Friedens, obgleich sie den Schweden und Franzosen hart scheinen mußten, für die deutschen Protestanten nach der damaligen Lage der Dinge nicht gerade drückend gewesen. Der Prager Friedensvertrag setzte nämlich fest, daß alle mittelbaren Klöster, Stifter und geistlichen Güter, welche die protestantischen Fürsten und Stände vor dem Passauer Frieden eingezogen hätten, von diesen auf immer behalten werden sollten, und daß alle anderen mittelbaren und diejenigen unmittelbaren, welche sie vor und nach dem Passauer Frieden eingezogen hätten, ihnen vierzig Jahre lang in dem Zustande verbleiben sollten, in welchem sie die-

selben am 12. November 1627 gehabt und benutzt hätten. Es ward freilich hinzugefügt, daß schon vor Ablauf der vierzig Jahre eine gemischte Deputation festsetzen sollte, wie es nach dem abgelaufenen Termin mit jenen Besitzungen zu halten sein werde; allein dieser Artikel war so verclausulirt, daß man leicht merkt, es sei damit kein rechter Ernst gewesen. Das Restitutions-Edict war in dem Prager Frieden nicht erwähnt; es fiel aber nach jenen Bestimmungen von selbst hinweg. Was den übrigen Inhalt des Friedensvertrages betrifft, so erhielt erstens der Kurfürst von Sachsen für seinen zweiten Sohn, Herzog August (s. S. 200 f.), das Erzstift Magdeburg auf Lebenszeit; der ehemalige Administrator desselben aber, Christian Wilhelm von Brandenburg (s. S. 200, 228 u. 230), welcher bei der Eroberung von Magdeburg in Gefangenschaft gerathen und nachher in Wien katholisch geworden war, sollte einen Jahrgehalt von vierundzwanzigtausend Thalern erhalten. Das Bisthum Halberstadt sollte dem kaiserlichen Prinzen Leopold Wilhelm (s. S. 201) bleiben. Ferner ward allen protestantischen Ständen und Fürsten der Beitritt zum Bunde, wiewohl nur wenn sie innerhalb zehn Tagen sich dazu bereit erklärten, freigestellt. Außerdem sollte einem Jeden das Seinige zurückgegeben und eine allgemeine Amnestie ertheilt werden; nur die Urheber der pfälzischen und böhmischen Unruhen und einige Andere, über deren Zahl noch unterhandelt werden sollte, behielt der Kaiser sich zur Bestrafung vor. Ferner sollten diejenigen Mächte und deutschen Stände, welche mit dem einen oder anderen Theile verbunden den Krieg geführt hätten, in diesen Friedensvertrag eingeschlossen und zur Annahme desselben allenfalls mit Gewalt gezwungen werden, wobei der Kurfürst und seine protestantischen Bundesgenossen unter des Kaisers Führung Hülfe zu leisten hätten. Endlich erlangte der Kurfürst zwar gewisse Vortheile; diese wogen aber bei weitem die Nachtheile nicht auf, weil die erbitterten Schweden seit dem Prager Frieden das arme Sachsen-Land auf entsetzliche Weise verheerten. Johann Georg erhielt nämlich nicht nur vom Stifte Magdeburg die Ämter Jüterbogk, Querfurt, Dahme und Burg mit dem Versprechen, daß er dieselben auch künftig nur durch freiwilligen Austausch gegen andere solle verlieren können, sondern es wurden ihm auch als Ersatz für die von ihm im böhmischen Kriege aufgewendeten Kosten die Ober- und Nieder-Lausitz

gegeben. Er konnte aber andererseits einem Kriege mit Schweden nicht ausweichen; denn im achtzehnten Artikel des Friedensvertrages heißt es mit ausdrücklichen Worten, die Schweden sollten mit vereinigter Macht gezwungen werden, den deutschen Boden zu verlassen.

Dem Prager Frieden schlossen sich außer Hessen-Kassel und wenigen Anderen nach und nach die meisten Stände des Reiches an. Schon im April 1635 traten Prinz Friedrich von Dänemark, dem man das Erzstift Bremen als weltliches Besitzthum überlassen hatte (s. S. 180), und die Fürsten von Anhalt dem Bunde mit Sachsen bei. Im Juli folgte Frankfurt am Main diesem Beispiele. Bald erklärten sich auch mehrere in Straßburg lebende Fürsten und Grafen für die Aussöhnung mit dem Kaiser, und schickten deshalb Abgeordnete an seinen Sohn Ferdinand nach Heilbronn. Im Juli nahmen die Stadt Erfurt, Herzog Wilhelm von Weimar, die Herzöge von Mecklenburg, die Herzöge August und Georg von Braunschweig-Lüneburg, die Städte Lübeck, Hamburg, Bremen und Braunschweig und endlich sogar Kurfürst Georg Wilhelm von Brandenburg den Prager Frieden an.

Herzog Bernhard von Weimar warf sich ganz in die Arme der Franzosen, und führte mit ihrem Gelde den Krieg diesseit und jenseit des Rheins als Held. Dies werden wir weiter unten bei Gelegenheit der französischen Geschichte näher angeben; hier mag die Bemerkung genügen, daß, so sehr man auch damals der Franzosen bedurfte, doch der erste Versuch ihrer Diplomaten, mit Hülfe deutscher Diplomaten und Juristen das Elsaß und Anderes ohne Mühe zu erobern, an Bernhard's Trotz und an Orenstierna's Einsicht scheiterte. Es hatten nämlich die protestantischen Verbündeten, als sie im November zu Worms zusammen gekommen waren, den würtembergischen Kanzler Löffler, welcher von Gustav Adolf dem Kanzler Orenstierna als Vice-Kanzler für deutsche Angelegenheiten beigeordnet worden war, nebst einem anderen deutschen Juristen nach Paris geschickt, um einen Vertrag wegen gemeinschaftlicher Kriegführung abzuschließen, und diese ihre Gesandten hatten sich bewegen lassen, in einem besonderen Vertrag französische Subsidien und Hülfstruppen dadurch zu erkaufen, daß sie das Elsaß und viele feste Orte, wiewohl allerdings nur als Pfänder, in französische Hände gaben. Dieser Schritt ward von den in Worms versammelten deutschen Fürsten gebilligt; allein weder

Oxenstierna noch Herzog Bernhard, der Oberbefehlshaber des Bundesheeres, waren mit der Sache zufrieden. Oxenstierna entfernte sogar den Würtemberger Löffler von der Stelle eines schwedischen Vice-Kanzlers und schickte Hugo Grotius nach Paris. Die Franzosen erreichten jedoch später ihren Zweck, den Besitz des Elsasses, auf anderem Wege. Vorerst versahen sie den Herzog Bernhard mit Geld, und dieser führte diesseit und jenseit des Rheins den Krieg für eigene Rechnung. Nachdem im Jahre 1636 Oxenstierna nach Schweden zurückgekehrt war, hielten mehrere ausgezeichnete schwedische Generale nach einander die Sache des Protestantismus aufrecht, welche sonst nach dem 1639 erfolgten Tode Bernhard's vielleicht ebensoviel durch ihre Freunde, die Franzosen, als durch ihre Feinde, die Spanier und die Kaiserlichen, gelitten haben würde. Ehe wir auf die Verhältnisse der Franzosen zu Deutschland übergehen, wollen wir die Hauptereignisse des Krieges bis zum Beginne der Friedensunterhandlungen angeben, und zwar vorzugsweise mit Berücksichtigung dessen, was die schwedischen Ober-Generale thaten.

10. Kriegsereignisse vom Prager Frieden an bis zum Jahre 1640.

Da der Heilbronner Bund nach Oxenstierna's Abreise und nach dem engeren Anschluß des Herzogs Bernhard an die Franzosen thatsächlich aufgelöst war, so glaubte Sachsen die Schweden leicht aus Deutschland treiben zu können. Das schwedische Heer, welches unter Banèr's Führung im Magdeburgischen lag, war zu schwach, um sich weit von der Elbe entfernen zu können, und zugleich der Gefahr ausgesetzt, im Rücken von einem neuen Kriege bedroht zu werden, weil der Waffenstillstand mit Polen (s. S. 216) seinem Ende nahe war. Banèr suchte daher, von den Sachsen gedrängt, vom Kaiser bedroht und von den deutschen Truppen verlassen, das Mecklenburgische zu erreichen, und unterhandelte acht Wochen lang mit den Sachsen über den Beitritt zu ihrem Frieden. Ernst war es ihm freilich damit nicht, weil man offenbar die Absicht hatte, die Schweden von jeder Entschädigung durch Abtretung eines deutschen Landes auszuschließen. Da nun damals fast ganz Deutschland den Prager Frieden angenommen hatte, so mußten die Schweden durchaus eine Verlängerung des polnischen Waffenstillstandes zu erlangen suchen. Dies

wurde auch in der That durch französische Vermittelung erreicht; die Schweden mußten aber dabei Westpreußen, welches seit dem Beginne des Waffenstillstandes in ihrer Gewalt gewesen war, den Polen zurückgeben. Die Verlängerung des Waffenstillstandes wurde am 2. September 1635 zu Stumsdorf geschlossen, und zwar auf sechsundzwanzig Jahre. Die nächste Folge davon war, daß Torstenson, welcher bis dahin mit einem Heere in Preußen gestanden hatte, Verstärkung nach Deutschland führen oder senden konnte.

In Deutschland war Banèr, nachdem er eine Besatzung nach Magdeburg geworfen hatte, an die Aller gezogen, wo dann Herzog Georg von Lüneburg ihn von Westen her drängte, während die Sachsen ihn im Süden einschlossen. Diese wurden damals vom General Baudis commandirt, welcher aus schwedischen Diensten in sächsische getreten war. Baudis suchte vergebens mit seinem Heere, welches den Schweden an Zahl weit überlegen war, diese von der Elbe abzuschneiden. Hierauf befahl der Kurfürst, welcher selbst bei seinem Heere erschienen war, dem General Baudis, die Schweden, mit denen man bis zu diesem Augenblicke freundlich unterhandelt hatte, auch jenseit der Elbe mit den Waffen zu verfolgen. Dies ist es, was man die sächsische Blut-Ordre zu nennen pflegt. Die ersten Feindseligkeiten der Sachsen waren der Überfall der Magdeburgischen Stadt Egeln und die Erstürmung der Werber Schanzen. Banèr gerieth durch Beides in Verlegenheit, weil sein in Deutschland geworbenes Heer, in welchem nur wenige Schweden dienten, ungern gegen Deutsche focht. Nur mit Mühe brachte Banèr seine Truppen über die Elbe hinüber. Dann zog er aber die in der Altmark zerstreuten Schaaren an sich, und erhielt durch einen Fehler, den die Sachsen begingen, auf kurze Zeit das Übergewicht wieder. Die Sachsen stellten nämlich sechs- bis siebentausend Mann Fußvolk ohne Reiter-Bedeckung vor dem mecklenburgischen Städtchen Dömitz auf, und Banèr schickte gegen diese seine Reiter unter dem erfahrenen Generallieutenant, dem Schotten Ruthwen, der einen glänzenden Sieg erfocht. Es wurden zweitausend Sachsen gefangen genommen, dreitausend getödtet und die Übrigen zerstreut. Gleich nachher erfocht Banèr selbst bei Goldberg und Kiritz neue Vortheile. Als hierauf Torstenson das aus Preußen nach Pommern gezogene Heer zu Banèr geführt hatte, drang dieser aufs neue nach Sachsen

vor. Er setzte noch im Winter wieder über die Elbe, und nöthigte dadurch den Kurfürsten Johann Georg, sich aus Pommern zu ziehen, wo derselbe, unterstützt von dem stets kränkelnden Herzog Bogislav XIV., die Schweden zu umgehen gehofft hatte.

Um dieselbe Zeit (Ende 1635) wurde der General Kniphausen, welcher unmuthig den schwedischen Dienst verlassen hatte, bewogen, als Marschall wieder in Westphalen aufzutreten. Er warb mit einer von Frankreich empfangenen Summe die Regimenter deutscher Miethlinge, welche einst unter ihm, nachher aber unter dem Herzog Georg von Lüneburg gedient hatten, und jetzt diesen wieder verließen, um zu ihrem früheren Führer überzugehen. Kniphausen schlug am 1. Januar 1636 die Kaiserlichen bei Haselünne, blieb aber selbst im Treffen. Seine Stelle erhielt zuerst Kratzenstein, dann im Februar 1636 Alexander Lesley, Ruthwen's Landsmann und, wie dieser, unter Gustav Adolf gebildet. Lesley ward zum Oberbefehlshaber des schwedisch-deutschen Heeres in Nieder-Sachsen und Westphalen ernannt, ging über die Weser und lagerte sich bei Lemgo. Dann entriß er dem Herzog Georg von Lüneburg, der sich damals mehr als zweideutig gegen die Schweden benahm, das feste Minden und zog nach Herforden. Von dort aus bot er dem Landgrafen Wilhelm V. von Hessen-Kassel die Hand.

Am Kassel'schen Hofe bemühten sich zwei einander entgegen stehende Parteien, den Landgrafen auf ihre Seite zu ziehen. Des Landgrafen Gemahlin nämlich, Amalia Elisabeth, Erbgräfin von Hanau, war entschlossen, den Bund mit Schweden treu zu bewahren, weil sie glaubte, daß das Wohl und die Fortdauer der reinen evangelischen Lehre, der sie mit Herz und Seele ergeben war, davon abhingen. Ihr zur Seite standen Hermann Wolf und zwei andere angesehene Räthe. Eine andere Partei dagegen war den Schweden abgeneigt. An ihrer Spitze stand ein erfahrener General, der sich auf dieselbe Weise emporgeschwungen hatte, wie in Italien einst Attendolo Sforza (s. Th. IX. S. 292). Dieser General hieß eigentlich Peter Holzapfel, ist aber unter dem Namen Melander berühmt geworden. Er war vom Landgrafen Wilhelm durch Ehren, Titel und Güter gewonnen und zum Oberfeldherrn gemacht worden, und hatte sich zuerst große Verdienste erworben, spielte aber nachher eine sehr zweideutige Rolle, indem er, je nach den Zeitumständen,

bald Protestant, bald Katholik war. Er hatte die Gesinnung aller Miethlinge und scheute die Verbindung mit den Schweden, weil er, wenn dieselbe fortbestand, dem General Lesley untergeordnet wurde, der dem Dienstalter nach ihm voranstand. Die Landgräfin, deren eigenthümliche Festung Hanau schon seit mehr als acht Monaten vom kaiserlichen General Lamboy hart bedrängt wurde, drang endlich durch. Sie bewog ihren Gemahl, die wegen des Beitritts zum Prager Frieden eingeleitete Unterhandlung abzubrechen, den Waffenstillstand aufzukündigen und sich mit dem schwedischen Feldmarschall Lesley zu vereinigen. Der kaiserliche General Graf Götz übte hierauf freilich in Hessen kannibalische Gräuel; das verbundene Heer entsetzte aber doch im Juni 1636 Hanau. Das Verdienst um die Vertheidigung dieser Stadt hatte der Commandant Ramsay, Lesley's Landsmann, in Verbindung mit der Bürgerschaft, deren heroische Aufopferung für die evangelische Lehre überall gepriesen wurde und bis auf den heutigen Tag durch ein Fest gefeiert wird.

Schon am Anfange des Jahres 1636 war Banèr wieder aus der Altmark durch das Magdeburgische bis nach Halle vorgerückt, wo er die Moritzburg belagerte und bis über die Saale hinaus Streif-Parthieen sandte. Über die Gräuel und Verwüstungen, welche Banèr's Miethlinge und leichte Truppen in Sachsen verübten, war in ganz Deutschland laute Klage; wer aber die Leute kennt, aus welchen die Heere des siebenzehnten Jahrhunderts bestanden, und wer weiß, mit welcher Vorsicht ein Feldherr die Mannszucht handhaben mußte, der wird dem General Banèr gern glauben, daß ihm das Betragen seiner Truppen sehr misfallen habe. Die Sachsen waren im Januar und Februar ruhig, weil sie durch den kaiserlichen General Hatzfeld verstärkt zu werden erwarteten. Sobald dieser sich Ende März bei Eisleben mit ihnen vereinigt hatte, zogen sie gegen die bei Magdeburg gelagerten Schweden, drängten dieselben zurück und nöthigten die Stadt, im Anfange des Juli zu capituliren. Der Kurfürst, welcher damals seinen General Baudis unfreundlich und undankbar entlassen hatte, rückte hierauf wieder im Brandenburgischen vor. Banèr wartete, obgleich er vom Lüneburgischen her ansehnlich verstärkt worden war, mit seinem Angriffe, bis die Sachsen ihr festes Lager bei Perleberg verlassen würden. Dies geschah, als der Kurfürst und General Hatzfeld dem brandenburgischen General-

Lieutenant Klitzing, der sich mit ihnen vereinigen sollte, entgegen marschirten. Banèr kreuzte ihren Weg, und es kam am 24. August 1636 bei Wittstock zu einer Schlacht, ehe die Brandenburger sich mit den Sachsen vereinigt hatten. Der Kampf war anfangs zweifelhaft, endigte aber zum Vortheile der Schweden, welche einen noch weit glänzenderen Sieg erfochten, als ein Jahr früher bei Dömitz. Eine schwedische Relation bei Geijer, deren Richtigkeit durch die Folgen der Schlacht bewiesen wird, lautete: „Der Feind hat von seiner ganzen Infanterie kaum tausend Mann davon gebracht, die Kaiserlichen aber wurden völlig gefangen und ruinirt. Die Cavallerie hat sich meistentheils Nachts mit der Flucht salvirt." Die sächsischen Artillerie-Knechte ritten mit den Pferden davon, alles Geschütz der Sachsen und sogar des Kurfürsten Gepäck fiel in die Hände der Feinde, und da die Schweden hitzig verfolgten, so ward aus dem Rückzug der Sachsen eine schmähliche Flucht. Der Kurfürst selbst rettete sich nach Meißen; Hatzfeld aber eilte nach Hessen, wo er sich bei Kreuzberg mit dem Grafen Götz vereinigte.

Die Schweden ließen dem Kurfürsten Zeit, sich zu besinnen; dann setzten sie zuerst den Kaiserlichen nach, um Hessen zu retten. Erst im December folgte Banèr dem Kurfürsten, welcher keine Anstalten zur Rettung seines Landes hatte treffen können, nach Erfurt und Meißen. Er schlug Anfangs Januar 1637 die Sachsen bei Eilenburg, nahm mehrere Regimenter derselben gefangen und besetzte die Festung Torgau. Da von den gefangenen Sachsen die Officiere großentheils und die Soldaten insgesammt schwedische Dienste nahmen, so benutzte dies Banèr, um vermittelst einiger sächsischer Officiere den Versuch zu machen, ob nicht der Kurfürst durch lockende Anträge sich bewegen lassen werde, den Prager Frieden zu brechen. Der Kurfürst war zu ehrlich, um dies zu thun. Dafür mußte dann sein armes Land hart büßen. In den ersten Monaten des Jahres 1637 wurden in Sachsen Gräuelthaten verübt, deren Aufzählung viele Blätter füllen würde, welche aber in diesem Kriege, der Deutschland in der Civilisation um zwei Jahrhunderte zurückbrachte, an allen Orten und Enden begangen wurden.

Banèr unternahm zwar die Belagerung von Leipzig; diese Stadt wurde aber durch Adolf von Trausdorf so tapfer vertheidigt, daß die kaiserlichen Generale Götz und Hatzfeld, welche viele Verstärkungen

an sich gezogen hatten, Zeit erhielten, zum Entsatze herbeizukommen. Als diese erschienen, mußte Banèr die Belagerung aufheben. Er zog über die Elbe und nahm bei Torgau eine feste Stellung. Hier befand er sich vom Januar bis zum Juni 1637 in einer sehr bedenklichen Lage; denn er selbst wurde von allen Seiten eingeschlossen, und die Stadt Erfurt ward von den Feinden belagert, ohne daß er ihr Entsatz schicken konnte. Er rettete jedoch am 19. Juni sein Heer, welches von Gallas fast schon gefangen war, durch einen schleunigen Übergang über die Elbe. Er erreichte dann in drei Tagen die Oder und setzte über diesen Fluß, fand aber, als er über die Warthe gehen wollte, daß Gallas ihm zuvorgekommen war. Dieser hatte Landsberg vor ihm erreicht und war dort durch ein anderes kaiserliches Heer verstärkt worden, während der alte Feldmarschall Hermann Wrangel versäumt hatte, sich zu rechter Zeit jenseit der Oder einzufinden und mit Banèr zu verbinden. Der Letztere zeigte bei dieser Gelegenheit zum Erstaunen aller Welt, daß auch im Felde nicht immer die Zahl der Soldaten, sondern der Geist des Feldherrn den Sieg verleihe. Es gelang ihm nämlich, mit einem Heere, welches dreifach geringer war, als das feindliche, im Angesichte der Gegner die Oder wieder zu erreichen und von da nach Pommern zu gelangen, wo endlich der alte Wrangel bei Schwedt sich mit ihm vereinigte. Diesen General Wrangel, welcher alsbald abgerufen ward, weil er uneinig mit Banèr war, darf man übrigens nicht mit seinem Sohne, Karl Gustav Wrangel, verwechseln, der beim Heere blieb und später fast ebenso großen Ruhm erwarb, als Banèr. In Pommern befand sich Banèr in großer Verlegenheit. Er behauptete sich zur Herbstzeit des Jahres 1637 kaum in Hinter-Pommern, während ganz Vorder-Pommern mit Ausnahme von Stralsund, Greifswalde und Anklam durch die Feinde besetzt ward.

Die Jahre 1637 und 1638 waren, wenn man von des Herzogs Bernhard glänzenden Thaten am Rhein, deren wir erst später in der französischen Geschichte gedenken werden, ganz absieht, für die Schweden und ihre deutschen Verbündeten unheilbringend. Zuerst war es dem Kaiser Ferdinand II. gelungen, im December 1636 die Wahl seines Sohnes Ferdinand III. zum römischen König durchzusetzen. Dann konnte dieser, welcher schon im Februar 1637 seinem

Vater auf dem kaiserlichen Thron nachfolgte, bereits im März 1637 einen Zwist, welcher zwischen Schweden und Brandenburg über den Besitz von Pommern entstanden war, zu seinem Vortheil benutzen. Als nämlich damals Bogislav XIV., der letzte Herzog vom Pommern, starb, machten die Schweden ein Pfandrecht auf das Land Pommern geltend, dessen sie sich als Ersatz für ihre in Deutschland aufgewendeten Summen bemächtigt hatten; Kurfürst Georg Wilhelm von Brandenburg aber wollte davon durchaus nichts wissen und traf Anstalten, um die schwedischen Truppen mit Gewalt aus diesem Lande zu vertreiben.

Landgraf Wilhelm V. von Hessen-Kassel hielt freilich noch fest am schwedischen Bunde; allein er war schon im Jahre 1636 vom Kaiser geächtet und seines Landes verlustig erklärt worden, hatte seine Feudalstände gegen sich, und mußte stets wegen des Landgrafen Georg II. von Hessen-Darmstadt in Sorge sein, welcher die Zeit nicht erwarten konnte, wo er seinen Vetter aus dem Lande vertreiben könne. Wilhelm befand sich 1636 in einer so bedenklichen Lage, daß er nicht nur Alles, was er erobert hatte, wieder verlor, sondern auch genöthigt war, sein Land zu verlassen. Er begab sich nach Holland, und seine Hessen waren den Kroaten und Miethlingen des Kaisers preisgegeben. In Holland fand Wilhelm zwar die Generalstaaten geneigt, ihm Subsidien zu geben; allein die ihm ausgezahlte Summe reichte kaum für die Reisekosten hin. Auch mit den Franzosen schloß er einen Vertrag, vermöge dessen er gegen eine bedeutende ihm zugesagte Summe sich in ihre Dienste gab, ihnen zum Elsaß zu verhelfen versprach und sich verpflichtete, ihre Plane in und mit Deutschland zu fördern; aber dieser Vertrag ward nicht bestätigt. Wir finden daher den Landgrafen in den letzten drei Monaten des Jahres 1636 auf abenteuerlichen Reisen begriffen, während sein Land von den Feinden verwüstet ward. Schon im Oktober 1636 war er zuerst in Wesel, wo er bei der Reise nach Holland seinen General Melander zurückgelassen hatte, dann in Zwoll, in Gröningen, in Emden und in Aurich; Anfang November aber finden wir ihn in Hamburg. Am Schlusse des Jahres, als die Schweden in Folge ihres Sieges bei Wittstock wieder nach Thüringen gekommen waren, rief Wilhelm den General Melander zu sich, um unter dessen Geleite wieder in sein Land zu gehen, und als dieser

Wesel nicht zu verlassen wagte, kehrte er unter schwedischem Schutze nach Hessen zurück.

Er fand die niederhessischen Stände unzufrieden und ebenso, wie den General Melander, bereit, von ihm abzufallen; Ober-Hessen war vom Landgrafen Georg II. von Darmstadt in Anspruch genommen; und Wilhelm sah sich in der Hoffnung, die er auf Ferdinand's II. Tod (im Februar 1637) gesetzt hatte, getäuscht, da Ferdinand III. ihn sogleich zum zweiten Male in die Acht erklärte. Glücklicher Weise scheute sich unter den damaligen Umständen Georg von Darmstadt, an welchen der neue Kaiser die Stände und Beamten Nieder-Hessen's wies (Ende April 1637), vorerst noch von der kaiserlichen Urkunde Gebrauch zu machen. Auch von den Schweden konnte der Landgraf in dem unglücklichen Jahre 1637 keine kräftige Unterstützung erwarten. Ebenso war Herzog Bernhard, welcher in Schwaben und im Elsaß einen glücklichen Krieg führte, nicht im Stande, ohne Hülfe der Schweden etwas für ihn thun. Auch eine andere Aussicht, welche der Landgraf hatte, zerrann in nichts. Er hatte sich nämlich erboten, ein Unternehmen zu leiten, welches England und Schweden zu Gunsten des Kurprinzen Karl Ludwig von der Pfalz machen wollten; allein der junge Kurprinz führte mit seinem Bruder Ruprecht in England ein lustiges Leben, nahm das Geld, welches die Engländer zu geben bereit waren, für sich in Anspruch und wollte überdies das für ihn aufzustellende Heer selbst commandiren. Der Landgraf Wilhelm blieb sich also selbst überlassen. Sein Land mußte entsetzlich leiden, weil er vom Bunde mit den Schweden und Franzosen nicht lassen und die Religion seiner reformirten Unterthanen sowohl gegen des Kaisers Jesuiten, als gegen des Kurfürsten von Sachsen lutherische Theologen schützen wollte. Ganz Hessen, Hanau, Kassel, Ziegenhain und Hersfeld etwa allein ausgenommen, wurde vom Feinde verheert. Der Landgraf selbst konnte sich nur so lange an der Weser behaupten, als Johann von Werth mit der Belagerung von Ehrenbreitstein beschäftigt war. Nach dem Falle dieser Festung mangelte es dem Landgrafen bald an Geld und an Unterhalt für seine Truppen. Er hoffte Beides in Ost-Friesland zu finden, welches Land seit Mansfeld's Raubzügen nichts gelitten hatte, und dessen Graf, Ulrich II., keines Angriffes gewärtig war. Wilhelm, der dabei auf die Generalstaaten und auf den

Prinzen von Oranien rechnete, nahm den Vorwand zum Einfalle in Ost-Friesland daher, daß Graf Ulrich, welcher zugleich die Grafschaft Rittberg besaß, wegen derselben hessischer Vasall sei, und daß dessen Bruder, Graf Johann von Rittberg, im kaiserlichen Heere diene. Im August und September 1637 besetzte Wilhelm ganz Ost-Friesland mit Ausnahme von Stickhausen, dem einzigen festen Orte im Lande. Er erkrankte jedoch gleich darauf tödtlich und starb im September 1637. Stickhausen ward erst nach seinem Tode von seinen Truppen genommen.

Nur wenige Tage vor dem Tode des Landgrafen war seine Gemahlin Amalia Elisabeth mit ihrem erst acht Jahre alten Sohne, Wilhelm VI., bei ihm eingetroffen. Er hatte ihr die vormundschaftliche Regierung übertragen; doch waren auch ein Statthalter und Räthe bestellt, und die sogenannten Stände, d. h. der ritterschaftliche Adel, mischten sich in die Politik, um im Trüben zu fischen. Amalia Elisabeth ist bis auf unsere Tage von allen Schriftstellern gepriesen worden, sowohl wegen ihrer Verwaltung unter den schwierigsten Umständen, als wegen ihrer Standhaftigkeit für die reinere Lehre des Evangeliums und wegen ihres Beharrens am Bunde mit Schweden, welche das protestantische Interesse verfochten. Dagegen hat ein preußischer Schriftsteller unserer neu-patriotischen und neu-deutschen Zeit (Barthold) sie schmähend verkleinert. Dies muß hier erwähnt werden, weil ein hessischer Schriftsteller (v. Rommel) auf der anderen Seite etwas zu viel gethan zu haben scheint. Da wir in kritische Untersuchungen nicht eingehen können, so überlassen wir unseren Lesern, die Meinungen und Urtheile beider Geschichtschreiber mit einander zu vergleichen. Wenn man übrigens die neuen Ansichten der Geschichte und des Lebens erwägt, welche in unseren Tagen so zahlreich und so trotzig ans Licht gebracht werden, so wird man erkennen, wie mislich es um die Geschichtskenntniß aller derer aussieht, die sich nicht durch gründliche Studien vorher ein sicheres Urtheil gebildet haben. Sie müssen ja jedem Professor oder Sophisten gegenüber sagen, was Homer den Musen zuruft: „Wir vernehmen bloße Gerüchte und wissen gar nichts; ihr aber seid Götter und wißt Alles!"

Amalia Elisabeth war zwar durch Testament zur Vormünderin und Regentin eingesetzt; aber ihr Gemahl war in der Acht des

Kaisers gestorben, und sein Vetter Georg II. von Hessen-Darmstadt wollte sich des Kaisers bedienen, um seine Wittwe zu verdrängen. Sie hatte daher, als sie sich nach dem Tode ihres Gemahles nach Gröningen begab, dafür gesorgt, daß die Statthalter und Räthe zu Kassel sogleich Besitz ergriffen und die Huldigung einnahmen. Auch hatte Wilhelm V. in seinem Testament seine Wittwe dringend dem Schutze des Pfalzgrafen Ludwig Philipp, des Administrators der Pfalz, sowie des Pfalzgrafen Johann II. von Zweibrücken und des Prinzen Friedrich Heinrich von Nassau-Oranien anempfohlen. Das Commando des Heeres ließ die Landgräfin dem General Melander, weil derselbe ein vortrefflicher Feldherr war, obgleich er seines Privat-Vortheiles wegen zum Kaiser und zum Papismus hinneigte. Melander hielt für politisch klug, sich von den Schweden zu trennen, und entfernte sich, um die Aussöhnung mit dem Kaiser zu erleichtern, von dem schwedischen General King, welchen Banèr den Hessen zu Hülfe geschickt hatte. Landgraf Georg von Hessen-Darmstadt hatte das erste Achts-Patent des Kaisers, in welchem ihm des Landgrafen Wilhelm V. Rechte übertragen waren, nicht nach Kassel geschickt; er schämte sich jetzt nicht, die unglückliche Lage der Landgräfin zu benutzen, um das zweite einzusenden. Zugleich drohte er dem Kassel'schen Statthalter und den Räthen. Es begann jetzt ein Unterhandeln, welches ohne Resultat blieb. Der Statthalter und die Räthe unterhandelten mit den Ständen, sowie Beide wieder mit dem Landgrafen Georg und durch diesen mit dem Kaiser. Melander, die Stände, der Statthalter und die Räthe bestürmten die Landgräfin, daß sie durch unbedingte Annahme des Prager Friedens dem Lande Ruhe schaffen möchte; Amalia Elisabeth traute aber weder dem Kaiser und seinen katholischen Verbündeten, noch den sächsischen Lutheranern.

Um die Hessen zum Nachgeben zu bringen, erschien General Götz, der sich auf einige Zeit aus dem Lande gezogen hatte, wieder in Hessen, vereinigte sich dort mit dem General von Wahl, hauste nach der gewohnten Weise dieser Höllenschaaren, und forderte den Herzog Georg von Lüneburg, der es bis dahin bald mit dieser, bald mit jener Partei gehalten hatte, drohend auf, sich an ihn anzuschließen. Unterdessen stritt Melander mit abwechselndem Glücke in Westphalen. Im Oktober 1637 schickte Georg II. von Hessen-Darmstadt dem Statthalter und den Räthen in Kassel die beiden kaiserlichen Patente

ein, durch welche ihm die Verwaltung der Länder seines in de Acht gestorbenen Vetters übertragen wurde. Im Gedränge zwischen den Schweden und den Kaiserlichen bot endlich Herzog Georg von Lüneburg, um die Kaiserlichen aus dem ihm benachbarten Hessen zu entfernen, der Landgräfin seine Vermittelung an. Diese traute zwar ihm und dem Landgrafen von Hessen-Darmstadt, welcher als Bevollmächtigter des Kaisers auftrat, durchaus nicht; sie war aber froh, dadurch, daß sie auf eine Unterhandlung einging, für die Zeit der Dauer derselben Waffenruhe zu erlangen. Wir wollen daher auch nicht läugnen, daß sie jeden Vorwand benutzte, um die Sache in die Länge zu ziehen. Dem Kaiser lag viel an der Aussöhnung, weil er, wenn Hessen dem Prager Frieden beitrat, das ganze hessische Heer mit dem seinigen gegen die Schweden und Franzosen vereinigen konnte. Die Unterhandlungen wurden in Marburg gehalten. Die erste Conferenz blieb ganz ohne Resultat. Es ward deshalb ein zweiter Congreß nach Marburg ausgeschrieben, und dieser stellte unter des Landgrafen Georg Leitung eine für ihn, den kaiserlichen Bevollmächtigten, sehr vortheilhafte Acte auf. Auch brachte Landgraf Georg es dahin, daß von dem Statthalter, den Räthen und den Landständen am 23. Januar 1638 zu Marburg ein Vertrag unterschrieben wurde, welcher sehr viele für ihn selbst vortheilhafte, sehr hinterlistig abgefaßte Bestimmungen enthielt. Amalia Elisabeth verweigerte jedoch die Ratification dieses Vertrages, während der Kaiser, der sich damals gerade in Gießen aufhielt, die seinige gewährte. Die Landgräfin nahm nicht blos Anstoß an der Art, wie der Landgraf Georg ihr aufgedrungen werden sollte, sondern ganz besonders an der Zweideutigkeit des Artikels über die Duldung welche ihren Glaubensgenossen gewährt werden sollte. Es war nur von Annahme des Prager Friedens die Rede, welcher die Vortheile des Passauer und Augsburger Religions-Friedens blos den Lutheranern zusicherte, wiewohl der Marburger Vertrag den Artikel enthielt, daß die Bestimmungen des Prager Friedens wegen der unveränderten Augsburgischen Confession weder auf Hessen, noch auf Brandenburg, noch auf Anhalt angewendet werden sollten.

Das Verfahren der Landgräfin hatte dem Lande neue Verwüstungen zugezogen, indem von den kaiserlichen Truppen wieder furchtbare Gräuel verübt worden waren. Endlich hatten aber Herzog

Georg von Lüneburg, der General Götz, der ganz kaiserlich gesinnte General Melander und der Kurfürst von Sachsen, jeder aus seinen eigenen Beweggründen, den Kaiser im Januar 1638 dahin gebracht, daß dem Lande einige Ruhe gewährt wurde. Es war nämlich von den kaiserlichen Generalen dem ganzen Fürstenthum Nieder-Hessen und allen unter Melander's Befehl stehenden Truppen ein Waffenstillstand auf drei Monate zugestanden worden, welcher nachher von Zeit zu Zeit verlängert ward, von dem aber die Schweden und Franzosen ausgeschlossen sein sollten. Die Hessen, hieß es, sollten in ihren Quartieren und Posten ruhig gelassen, Handel und Wandel aber wieder hergestellt werden. Dies Alles war jedoch nur unter der Bedingung gewährt worden, daß die Landgräfin die sehr bedenklichen Artikel des Marburger Vertrages bestätige, welchen auch zum zweiten Male Georg als Beauftragter des Kaisers vermittelt hatte. In diesem Vertrage war der Landgräfin freilich die Bestätigung der Vormundschaft des Testaments, die Aufhebung der kaiserlichen Ungnade und die freie Religions-Übung zugesagt, sowie die Abtei Hersfeld überlassen worden; dagegen enthielt aber der Vertrag keine Bestimmung zu Gunsten der Reformirten überhaupt, und es hieß, in wichtigen Regierungsfällen solle die Landgräfin den gefährlichen Vetter von Darmstadt zu Rath ziehen. Amalia Elisabeth erklärte daher in einer zu Gröningen gehaltenen Versammlung ihrer Freunde und Rathgeber, daß sie nicht ratificiren könne. Da aber Melander die Stände zu der Drohung brachte, daß sie auch ohne Amalia Elisabeth mit de Kaiser abschließen würden, so mußte die Landgräfin sich zu einer neuen Unterhandlung entschließen. Die Einleitung zu derselben ging von Herzog Georg von Lüneburg aus, und der Kaiser gab zu, daß der Landgraf von Darmstadt nicht weiter als sein Bevollmächtigter dabei erscheinen sollte. Die Kurfürsten von Trier und Köln hatten die Sache betrieben, um recht bald wieder in den Besitz der ihren Stiftern gehörenden Güter in Hessen zu kommen; der Kurfürst von Mainz vermittelte. Die Berathungen wurden in Frankfurt und Mainz gehalten. Am letzteren Orte sollte der neue Vertrag geschlossen werden; es fanden sich aber so viele Schwierigkeiten, daß vom April 1638 an erst im Oktober der Vertrag zu Stande gebracht wurde. Auch diesem gewährte die Landgräfin ihre Unterschrift nicht. Der Punkt wegen der Theilnahme des Land-

grafen Georg war freilich beseitigt worden; aber über den Religions-Punkt konnten der Kaiser und die Landgräfin nicht einig werden.

Wir begreifen nicht, wie noch in unseren Tagen, sogar in Pommern, ein deutscher Gelehrter die Landgräfin so heftig und grob tadeln konnte, weil sie auf dem Rechte des Fortschreitens in der evangelischen Religion mit Festigkeit bestand, und vom Kaiser eine ausdrückliche Anerkennung der Vortheile des Religions-Friedens für ihre Glaubensgenossen forderte. Der Kaiser war zu einer solchen Bewilligung nicht zu bewegen. Es schien daher am Ende eine unabänderliche Schwierigkeit vorhanden zu sein; denn die Kurfürsten von Mainz, Trier und Köln waren zwar geneigt, den von der Landgräfin geforderten Artikel aufzunehmen, der Kaiser aber wollte durchaus nichts davon wissen. Endlich kam man dahin überein, daß die Forderung der standhaften und gut berathenen, darüber aber neuerdings so sehr geschmähten Landgräfin in den Vertrag aufgenommen werden solle, ohne des Kaisers Bestätigung zu fordern, da ja die Landgräfin selbst behauptete, eine solche Erklärung bedürfe im Grunde der Bestätigung des Kaisers gar nicht, weil sie ein bestehendes und ausgemachtes Recht betreffe. Als nachher in der vom Kaiser ausgestellten Urkunde jener Artikel ganz fehlte, gebot Amalia ihrem Bevollmächtigten, ihre Ratification nicht zu übergeben. Die Sache blieb daher, nachdem man ein ganzes Jahr lang unterhandelt hatte, in dem gleichen Zustande, und die Landgräfin verweilte noch ein ganzes Jahr in Holland. Sie hatte indessen in den zwei Jahren doch durch den Waffenstillstand Ruhe und Befreiung von Kriegslasten für ihre Unterthanen erwirkt, und sie ist um so mehr zu bewundern, weil eines Theils Melander sich je nach den Umständen von den Franzosen oder vom Kaiser Geld zahlen ließ, und anderes Theils die Ritterschaft, um das Evangelium und das Volk ganz unbesorgt, nur ihren eigenen Vortheil und Hochmuth beachtete. Da der Kaiser sich fortdauernd weigerte, wegen des die Religion betreffenden Punktes nachzugeben, so blieben die Landgräfin und ihr Sohn auch im Februar 1639, als Melander die Leiche ihres Gemahls schon nach Kassel gebracht hatte, noch in Gröningen zurück. Wir können deshalb allerdings nicht läugnen, daß Amalia Elisabeth, weil sie weder den Franzosen, noch dem Kaiser und den Katholiken, noch dem Kurfürsten von Sachsen und

den Lutheranern recht trauen konnte, genöthigt war, auch noch 1639 eine sehr zweideutige Rolle zu spielen. Sie fuhr nämlich, selbst nachdem der Kaiser am 8. August und am 11. September 1639 den Mainzer Vertrag bestätigt hatte, noch immer fort, sowohl mit Schweden als mit Frankreich über ein neues Bündniß zu unterhandeln.

Der Vorwand zu diesem Betragen, das ihr neuerdings als Treulosigkeit zum Verbrechen gemacht wird, wurde daher entlehnt, weil auch jetzt noch im sechsten Artikel die Worte fehlten: „daß die ihr zugestandene Religions-Freiheit auch anderen derselben Religion zugethanen Kurfürsten und Ständen gewährt werden solle.“ Jedenfalls erlangte die Landgräfin durch den geschlossenen Waffenstillstand auf zwei Jahre alle Vortheile eines Friedens. Diese bestanden nach den Worten, mit welchen Rommel sie kurz aufzählt, darin, daß die Landleute Schutz erhielten, daß die Forsten, die Schweinemast, der Handel und Wandel ungestört waren, daß jede gewaltsame Beitreibung rückständiger Kriegssteuern verboten war, daß dem Hessen-Lande und den benachbarten Quartieren des hessischen Heeres Ruhe und Stärkung zu Theil wurde, und daß die Flüchtlinge zurückkehrten. Dazu kam noch, daß das Jahr 1639 ein ganz ungewöhnlich fruchtbares war.

Da nach dem Frieden mit Hessen und nach dem im Sommer 1639 erfolgten Tode des Herzogs Bernhard von Weimar der deutsche Krieg in einen Krieg zwischen Schweden und Frankreich einerseits und Östreich, Spanien und den katholischen Staaten Deutschland's andererseits umgewandelt wurde, so halten wir für passend, die Geschichte der Zeit von 1639 bis 1648 nicht mit der deutschen, sondern mit der französischen und schwedischen zu verbinden. Bei der französischen Geschichte müssen wir jedoch, ohne deshalb auf die Specialgeschichte Frankreich's einzugehen, des Zusammenhanges wegen da anknüpfen, wo wir früher (S. 30) dieselbe abgebrochen hatten.

III. Frankreich und Spanien zur Zeit der Maria von Medicis und des Kardinals Richelieu.

---

1. Rückblick auf Heinrich's IV. Regierung.

Heinrich's IV. Gutmüthigkeit, Heldenmuth, Tapferkeit, Leutseligkeit und durchaus französisches Naturell machten, daß seine Leichtfertigkeit, seine sehr kostspielige und oft sehr verderbliche Nachgiebigkeit gegen seine Geliebten, sowie gegen deren Söhne und Verwandten in den Augen der Franzosen als verzeihliche Fehler erschienen. Dies würde jedoch nicht der Fall gewesen sein, hätte Heinrich nicht eine gute Eigenschaft vor Hunderten von Fürsten voraus gehabt. Er ließ sich nämlich durch nichts von seiner Zuneigung zu einem Minister und alten Freunde abwendig machen, welcher alle die Kenntnisse und Eigenschaften besaß, die dem Könige selbst mangelten. Das Meiste, was man von Heinrich rühmt, war unstreitig das Werk dieses Mannes, des Herzogs von Sülly.

Trotz der Vermählung Heinrich's mit Maria von Medicis, welche stets von Pfaffen umgeben und mit allen Feinden des Evangeliums verschworen war, traute man dem Glauben des Königs nicht. Heinrich hatte aber, außer den Jesuiten und den ehemaligen Mitgliedern der Liga, noch viele Feinde unter den Großen, die er durch seine schlüpfrige Weiberjagd tödtlich kränkte. Von den Söhnen, welche Maria von Medicis ihm gebar, ward der älteste unter dem Namen Ludwig XIII. sein Nachfolger; ein anderer ist unter dem Namen Herzog Gaston von Orleans durch die Streitigkeiten mit diesem seinem Bruder historisch merkwürdig geworden.

Spanien stiftete gegen Heinrich IV. eine Verschwörung nach der anderen; Heinrich dagegen hielt die sieben Provinzen der Niederlande und den Prinzen Moritz von Oranien gegen Spanien aufrecht. Nachher trat der König in demselben Jahre, in welchem er einen Waffenstillstand zwischen den Spaniern und den Holländern vermittelte (s. S. 33 f.), mit den deutschen Calvinisten in eine noch engere Verbindung, als vorher. Heinrich war stets mit den reformirten Fürsten Deutschland's verbunden gewesen; im Jahre 1609 aber entschloß er sich, an der Spitze derselben im Felde zu erscheinen, weil es schien, als wenn Spanien und der Kaiser den Jülich'schen Erbstreit zur Vergrößerung der Habsburgischen Macht benutzen wollten (s. S. 64—68). In den Denkwürdigkeiten der Franzosen, aus welchen die unterhaltende, reichlich mit Anekdoten gespickte und nach Plutarch's und Davila's Manier geschriebene Geschichte künstlerisch hervorgeht, heißt es freilich, Heinrich habe den Krieg gegen Östreich und Spanien aus dem Grunde gerüstet, um eine Dame, in welche er sterblich verliebt gewesen, an der Spitze eines Heeres aus Brüssel zu holen (s. S. 64 f. u. 66). Allein wir brauchen blos anzugeben, wie jene Erzähler dazu kommen, dem Könige eine solche Frivolität zuzutrauen, um klar zu machen, daß das kolossale Project, welches Heinrich in den letzten Jahren seines Lebens zur Schwächung des in Deutschland und Spanien regierenden Habsburgischen Hauses entworfen hatte, nicht mit seiner Leidenschaft für Weiber zusammenhing. Heinrich hatte unzählige Geliebte und unter diesen immer einige, welche die Eifersucht seiner heftigen italiänischen Gemahlin so sehr rege machten, daß es zwischen dieser und jenen mitunter zu Püffen und Schlägen kam, und daß er selbst wiederholt drohte, seine Gemahlin ganz fortschicken zu wollen. Da es in Frankreich von jeher für eine große Ehre galt, Geliebte des Königs zu sein, so fand sich sogar die junge Gemahlin des ersten Prinzen von Geblüt, Heinrich's II. von Condé, eine Tochter des Marschalls von Montmorency, welche außerordentlich schön war, von der ihr erwiesenen Aufmerksamkeit mehr, als recht war, geschmeichelt. Der Prinz von Condé ward jedoch durch die Zudringlichkeit des Königs sehr beleidigt, suchte spanischen Schutz und führte seine Gemahlin wider ihren Willen nach Brüssel, wo der Erzherzog Albrecht ihn mit auffallendem Pomp empfing. Hierauf soll, wie es

heißt, König Heinrich mehrere Versuche gemacht haben, die Prinzessin mit Gewalt aus Brüssel entführen zu lassen. Auch gab der Prinz in der That vor, sein Leben sei zu Brüssel in Gefahr, und flüchtete sich nach Mailand, wo der spanische Statthalter Fuentes ihm sogar eine Leibgarde gab *).

Als 1608 und 1609 die deutsche Union gebildet ward, um den Calvinismus zu stützen und den Misbrauch der kaiserlichen Gewalt zu verhüten, glaubte Heinrich offenbar, daß die Gelegenheit gekommen sei, Frankreich's Macht an die Stelle der kaiserlichen und spanischen zu setzen. Darin wurde er durch den Umstand bestärkt, daß die Glieder der Union sich bereitwillig erklärten, ihn als Haupt und Schützer anzuerkennen. Er wollte damals zu gleicher Zeit in Flandern, wo er auf den Prinzen Moritz von Nassau rechnete, in Deutschland, wo er das Haupt der Union war, und in Italien, wohin Venedig und Savoyen ihn riefen, einbrechen. Die Generalstaaten wünschten freilich den Frieden; Moritz von Oranien aber wollte den Krieg, weil er nur durch diesen unentbehrlich war. Wir glauben übrigens nicht, daß ein so durchaus praktischer Mann, wie Heinrich IV. war, auf die Chimäre vom ewigen Frieden und von einer neuen Theilung und einem Gleichgewichte Europa's (s. S. 58 u. 65) die Bedeutung gelegt habe, welche seit Sülly's Denkwürdigkeiten in allen Geschichten auf diese Sache gelegt worden ist. Wir rechnen vielmehr alles dies zu denjenigen Dingen, die man nach Ariost neben Roland's Verstand im Monde suchen muß.

Einen Kriegszug hatte in der That König Heinrich im Jahre 1610 gerüstet. Es wurde nämlich in der Champagne ein Heer gesammelt, an dessen Spitze er selbst nach Flandern und Deutschland marschiren wollte; ein anderes sollte unter dem Marschall Lesdi-

*) In den Mémoires de Richelieu heißt es zwar zuerst, Heinrich habe gegen Brüssel ziehen wollen, um seine Geliebte, die Prinzessin von Condé, mit Heeresmacht zu holen; nachher wird aber doch der eigentliche politische Grund des großen, zum Einfall in Flandern, Deutschland und Italien gerüsteten Zuges angegeben: Parceque l'empereur, selon la coutume ordinaire de la maison d'Autriche, qui ne perd aucune occasion de s'aggrandir sous prétextes spécieux, envoya très-promptement après la mort du duc de Juliers l'archiduc Léopold avec ses armées, qu'il se saisit de la place dont le duché porte le nom, comme si tout ce qui relève de l'empire y devoit être réuni faute d'héritiers masculins.

guières in der Dauphiné zusammen gezogen werden. Mit dem Letzteren sollte sich Karl Emanuel I. von Savoyen gegen die Spanier verbünden, und außerdem sollten die Venetianer sich an dasselbe anschließen, um ganz Italien zu besetzen. Man sagt, Sülly habe in der Voraussicht, daß der bevorstehende Krieg Jahre lang dauern könne, die zu demselben erforderlichen Gelder als Ersparnisse zurückgelegt gehabt, so daß Spanien und der Kaiser blos durch die Ermordung des Königs (s. S. 68) gerettet worden seien. Man kann sich daher auch gar nicht wundern, wenn Mezeray und andere französische Schriftsteller, denen man eine Bedeutung im Allgemeinen nicht absprechen kann, ausführlich zu beweisen suchen, daß des Königs Ermordung durch einen Fanatiker, welcher früher in einem Kloster gewesen war, eine Folge jesuitischer und spanischer Anstiftung gewesen sei. Wir erwähnen dies blos im Vorübergehen, weil wir alle geheimen Beschuldigungen und Geschichten meiden. Wir wollen daher auch von den Kabalen, welche die Königin und ihre nächsten Umgebungen beschäftigten, nur so viel anführen, als leider! für die Reichsgeschichte der folgenden Zeit durchaus nöthig ist.

Die Königin Maria von Medicis war eine sehr schwache Frau mit allen Vorurtheilen und Fehlern, welche früh verheirathete Italiänerinnen haben, und ihr Gemahl bereitete ihr, wie wir wissen, täglich und stündlich Kränkungen in der Ehe. Statt sich verständig in eine Sache zu finden, die nun einmal nicht zu ändern war, machte die Königin eine von ihr aus Florenz mitgebrachte häßliche und boshafte Kammerfrau, Gaï oder Galigaï, zu ihrer Vertrauten, und ließ sich, zum großen Verdrusse des Königs, von diesem ganz spanisch gesinnten Weibe unbedingt leiten. Ein Florentinischer Edelmann, Concino Concini, welcher die Königin begleitet hatte und ihr Stallmeister geworden war, heirathete nachher die Galigaï, und der König sah mit Schrecken, daß, wenn er ein Opfer der vielen gegen ihn angestifteten Verschwörungen werden sollte, das Reich von zwei ganz gemein gesinnten und ununterrichteten Italiänern werde regiert werden; denn der Dauphin, Ludwig XIII., war, als Heinrich starb, erst neun Jahre alt. Um deshalb zu verhindern, daß bei seinem Tode Maria vormundschaftliche Regentin des Reiches werde, ließ Heinrich seine Gemahlin zehn Jahre lang nicht krönen. Zuletzt gab er jedoch, gerade im entscheidenden Augen-

blicke, den Bestürmungen seiner von Concini heftig aufgeregten Gemahlin nach, und ließ dieselbe am 13. Mai 1610 mit ganz besonderer Pracht und Feierlichkeit krönen. Schon am nächsten Tage benutzte der fanatische Ex-Mönch Franz Ravaillac ein Gedränge, welches in einer engen Gasse von Paris entstanden war, um den König in seinem Wagen zu ermorden.

2. Frankreich von Heinrich's IV. Tod an bis auf Richelieu's Eintritt in das Kabinet.

Unmittelbar nach dem Tode Heinrich's IV. berathschlagten die Leute, welche das Vertrauen der Maria von Medicis besaßen, insgeheim mit ihr, wie man es anfangen müsse, um ihr mit einem Scheine des Rechtes die Vormundschaft und Regentschaft zu übertragen, obgleich allgemein bekannt war, daß dies gegen den Willen des ermordeten Königs sei. Schon aus der bloßen Nennung einiger der Personen, die neben der verwittweten Königin zu Rathe saßen, wird einleuchten, in welche Hände das Schicksal Frankreich's durch Heinrich's Ermordung gebracht wurde. Anwesend waren unter Anderen Concini, damals schon Marquis d'Ancre, nebst seiner Frau, der päbstliche Nuntius, der spanische Gesandte und der Pater Cotton. Man beschloß, sich nicht, wie der Gebrauch forderte, an die Stände, sondern an eine Versammlung einiger wenigen Parlaments-Glieder zu wenden. Nach dem Herkommen hätte die vormundschaftliche Regierung entweder durch ein Testament des letzten Königs, oder durch eine von diesem während seines Lebens bekannt gemachte Verfügung, oder durch die allgemeinen Stände angeordnet werden müssen; es war daher ganz unerhört, daß dies durch das Parlament, das sich immer mehr ständische Rechte anmaßte, und von dem nur wenige Mitglieder in Paris anwesend waren, geschehen sollte. Man bediente sich des ersten Präsidenten dü Harlay, um diejenigen Räthe, welche man Parlament nennen wollte, zu versammeln, und die Herzöge von Epernon und Guise ließen sich gebrauchen, um dieses Parlament einzuschrecken. Epernon spielte dabei die Hauptrolle. Er begab sich zuerst, begleitet von Guise, auf das Rathhaus und erklärte dort, daß Heinrich's Wittwe jetzt Regentin sei. Dann trat er vor dem nur aus fünfzig bis sechszig Räthen bestehenden Parlament auf, welches im Saale der Augustiner ver-

sammelt und rings herum von Soldaten umgeben war. Von diesem angeblichen Parlament verlangte er, daß man sogleich die Königin als Vormünderin und Regentin ausrufen lasse. Er begleitete seine Rede mit der sehr bedeutsamen Gesticulation, daß er an den Degen griff und ausrief: „Jetzt ist er (der Degen) noch in der Scheide; bald wird er aber gezogen werden, wenn man meinen Rath nicht hört." Das Parlament willigte um so lieber in die Zumuthung, sich ein ganz vorzügliches Vorrecht der Stände anzumaßen, da es sich, wenn die Regierung nur ein Justiz-Collegium anerkennen wollte, später darauf als auf ein großes Beispiel berufen konnte. Das Parlament decretirte, was man wollte, und die Königin erschien am folgenden Tage selbst vor ihm, um von der ihr übertragenen Würde Besitz zu nehmen.

Der Herzog von Sülly, welcher mit Villeroi und Sillery Heinrich's IV. Ministerium gebildet hatte, mußte zuerst seinen Platz aufgeben, und statt seiner Sparsamkeit wurde grenzenlose Verschwendung des Ersparten herrschend. Unmittelbar nachdem die Königin sich der Regierung bemächtigt hatte, mußte sie, um Ruhe zu haben, die Habsucht und den Ehrgeiz der Prinzen und Großen befriedigen. Unter den Prinzen waren der Graf von Soissons und Heinrich II. von Condé, der Vater des zu Ludwig's XIV. Zeit als Feldherrn berühmt gewordenen Condé, die vornehmsten und zugleich die gefährlichsten; denn sie waren zur Zeit von Heinrich's Ermordung nicht in der Stadt gewesen, und man hatte also, ohne sie zu Rathe zu ziehen, über das Reich verfügt. Der Graf von Soissons war in den letzten Tagen Heinrich's beleidigt auf seine Güter gegangen, weil der König einer seiner natürlichen Töchter erlaubt hatte, bei der Krönung der Königin ein Kleid mit eingewirkten Lilien zu tragen, was nur wirklichen Königstöchtern (filles de France) gebührte. Als er am 16. Mai nach Paris zurückkam, schien er das Herkommen gegen die rettende That Concini's und seiner Genossen in Schutz nehmen zu wollen; er ließ aber doch merken, daß er mit sich handeln lassen werde. Er erklärte nämlich, er werde gern über Manches ein Auge zudrücken, wenn nur etwas Rechtes (quelque chose de notable) für ihn geschehe. Man ließ ihn fordern, und seine Forderungen beweisen am besten, wie unglücklich ein Land auch ohne Krieg durch eine schwache Regierung und durch gewissen-

lose große Herren werden kann. Der Graf verlangte ein Jahrgeld von fünfzigtausend Thalern, sowie die Statthalterschaft der Normandie und das Recht der Nachfolge (la survivance) in der Dauphiné. Dabei muß man beachten, daß die Statthalterschaften damals nicht, wie später, blos Titel und Ehrenämter waren, welche zu bedeutenden Einkünften berechtigten, sondern daß ein Statthalter über Festungen, Truppen, Ämter und Gefälle Gewalt hatte. Soissons forderte außerdem die Stelle eines grand-maître für seinen erst fünf Jahre alten Sohn und die Auszahlung von zweimalhunderttausend Thalern, die er dem Herzoge von Savoyen wegen des seiner Gemahlin gehörenden Herzogthums Montafia in Piemont schuldete. Dies Alles wurde ohne Bedenken zugestanden. Erst einige Zeit später erschien auch der Prinz von Condé, welcher, nachdem er Mailand verlassen hatte, zuerst seine Gemahlin in Brüssel abgeholt hatte. Dieser trat sogleich mit ungemessenen Ansprüchen am Hofe auf, wo auch Guise und Epernon für die der Königin so eben geleisteten Dienste glänzend belohnt sein wollten. Epernon verwandelte seine Statthalterschaft Metz dadurch in ein sicheres Besitzthum, daß er ohne Weiteres den der Königin treu ergebenen Commandanten der Citadelle entfernte und einen seiner Getreuen an dessen Stelle brachte.

Als Sülly's Ersparnisse in kurzer Zeit vergeudet und die großen Herren, ein Condé, Soissons, Bouillon, das ganze Haus Guise, Rohan u. s. w., noch nicht befriedigt waren, entstanden die Kabalen am Hofe, welche einen inneren Krieg veranlaßten, weil die Königin nicht, wie nachher Richelieu, im Stande war, mit Feuer und Schwert die Ordnung aufrecht zu erhalten. In allen den bürgerlichen Unruhen, welche während der Minderjährigkeit Ludwig's XIII. ausbrachen, spielten folgende vier Herren die Hauptrollen: der Graf von Soissons und der Prinz von Condé, als Prinzen von Geblüt; Epernon, als Inhaber der wichtigen Festung Metz; Heinrich de la Tour d'Auvergne, Vicomte de Türenne, weil er mit der Gräfin Charlotte von La Mark nicht blos das Herzogthum Bouillon, sondern auch die für uneinnehmbar geltende Festung Sedan erheirathet hatte (s. Th. XIII. S. 280 f.) Wir dürfen der Kabalen und Unruhen, welche die nächste Zeit der französischen Geschichte ausfüllen, blos im Vorübergehen gedenken, da sie nur in so weit, als sie auf die

allgemeine Geschichte Europa's und deren inneren Zusammenhang Bezug haben, erwähnt werden können.

In Hinsicht auf die auswärtige Politik erfüllte Maria von Medicis, da zwei von Heinrich's Ministern am Ruder blieben, das von Heinrich IV. den deutschen Protestanten gegebene Versprechen wenigstens in so weit, als es die Jülich'sche Erbschaft betraf. Sie schickte nämlich, wie wir bereits wissen (s. S. 68 f.), den Marschall von Chatre über den Rhein, um die reformirten Prätendenten von Jülich gegen den Kaiser und dessen Bruder zu beschützen. Wie unvorsichtig übrigens die deutschen Protestanten dadurch verfuhren daß sie, wie nachher von ihnen fortdauernd geschah, in einem Religions-Kriege auf die Franzosen Vertrauen setzten, ersieht man schon bei dieser Gelegenheit aus Richelieu's Denkwürdigkeiten *). Die Art und Weise, wie das Verhältniß der Großen zur Regierung sich gestaltete, kann man daraus erkennen, daß der Herzog von Bouillon öffentlich sein Misvergnügen aussprechen durfte, weil die Königin das Heer, welches seinen deutschen Glaubensgenossen zu Hülfe geschickt wurde, nicht ihm, sondern dem Marschall von Chatre anvertraut habe. Er warf die Schuld seiner Zurücksetzung auf die enge verbundenen katholischen Herren, den Grafen von Soissons, den Kardinal von Joyeuse und den Herzog von Epernon, und schloß sich deshalb, sobald der Prinz von Condé nach Paris zurückkam, enge an diesen an.

Beide Theile besaßen nicht nur Festungen, sondern beide hatten auch eine Anzahl Truppen in ihrem Dienst; denn als Condé am 15. Juli 1610 in Paris einzog, war er zum Schrecken der Königin von mehr als fünfzehnhundert geübten und gerüsteten Gliedern der Ritterschaft umgeben. Die Königin, welche damals noch im Besitz der unter Heinrich's Regierung gesammelten Schätze war, half sich so, wie alle schwachen Regierungen der Aristokratie oder Hierarchie gegenüber sich zu helfen pflegen. Condé erhielt dreimalhunderttausend Livres Jahrgehalt und das Hotel Gondi in der Vorstadt St. Germain, welches man für zweimalhunderttausend Livres gekauft hatte, sowie

*) Au reste, heißt es dort, la reine reçut beaucoup de louanges de tous les gens de bien, de ce qu'elle eût le soin de conserver la religion catholique en tous les lieux, où elle étoit auparavant.

außerdem noch die Grafschaft Clermont und viele andere Gaben und Gunstbezeugungen. Auch für die übrigen Prinzen und Herren öffnete die Königin ihre Hand sehr freigebig; sie gab ihnen große Summen Geldes aus einem Grunde, den ihr Zeitgenosse und damaliger Freund auf eine für diese Klasse von Menschen sehr charakteristische Weise ausspricht *). Die sehr ausführlichen Nachrichten, welche uns über die Hofgeschichten jener Zeit überliefert worden sind, zeigen, daß gerade das Gegentheil von dem erfolgte, was die Königin zu erreichen glaubte. Je mehr nämlich die Herren erhielten, desto unzufriedener bewiesen sie sich, weil sie nicht noch weit mehr erhalten hatten.

Den Vorwand zum bewaffneten Widerstande gegen die vormundschaftliche Regierung, welche nach und nach ganz in die Hände der von Maria aus Italien mitgebrachten Emporkömmlinge gekommen war, nahmen die Prinzen und Herren daher, daß die Königin sich durch ihre Kammerfrau Galigaï und durch deren Gemahl, den Stallmeister Concini, den sie zuerst zum Marquis und dann zum Marschall d'Ancre gemacht hatte, unbedingt leiten ließ. Die Prinzen und eine sehr bedeutende Zahl anderer Herren stellten auf ihren Gütern und in ihren Statthalterschaften eine förmliche Heeresmacht auf. Der Herzog von Vendome lag in der Bretagne zu Felde, während die anderen Herren den Prinzen von Condé und den Herzog von Bouillon als ihre Führer anerkannten, und von Norden her mit den Waffen drohten (1614). Der Vorwand, den sie gebrauchten, der aber wieder fallen gelassen wurde, sobald die Mächtigeren von ihnen sich auf Unkosten des Volkes und der Einheit der Reichsregierung hinreichend versorgt hatten, war scheinbar genug. Sie klagten über die Verwirrung der Finanz-Verwaltung, über die Erschöpfung der Staatskasse, über die Vernachlässigung des Adels, der Kirche und des Volkes, über die Verschwendung des Staatseigenthums, über das schnöde Benehmen gegen die Herzöge von Longueville, von Bouillon und von Vendome. Zugleich bestanden sie auf einer Berufung der allgemeinen Reichsstände. Der Marschall d'Ancre begünstigte die Unzufriedenen insgeheim, weil er die Königin

---

*) Elle leur départ de grandes sommes de deniers, *pour s'acquérir leurs cœurs et le repos de ses peuples par un même moyen.*

durch Unruhen ängstigen und sich ihr völlig unentbehrlich machen wollte, wenn sie sähe, daß alle französischen Großen ihr feindlich entgegen ständen.

Die Herzöge von Nevers, von Mayenne, von Longueville und von Luxemburg hatten im Anfange des Jahres 1614 plötzlich den Hof verlassen, und der Herzog von Vendome, der auf Befehl der Königin verhaftet worden war, hatte sich durch die Flucht in seine Statthalterschaft Bretagne gerettet. Die Königin, die sich plötzlich von allen Seiten bedroht sah, wußte jedoch ganz gut, daß es dem Herzoge von Bouillon und dem Prinzen von Condé nur um ihren eigenen Vortheil zu thun sei, und daß Beide ihre Freunde im Stiche lassen würden, sobald man sich mit ihnen abgefunden habe. Im März 1614 erließ daher die Königin zuerst ein Manifest, in welchem sie die Berufung der allgemeinen Stände versprach, und dann entschädigte sie den ganz verschuldeten Prinzen von Rohan, dem sie als einem der Häupter der Protestanten gar nicht traute, durch große Geldsummen für die von ihm bekleidete Stelle eines General-Obersten der Schweizer, welche einem Lothringer, dem Herrn von Bassompierre, gegeben wurde. Die Prinzen und alle unzufriedenen Großen, die sich nach Mezières begeben hatten, riefen ihre Freunde und Vasallen dorthin, und der Herzog von Nevers nahm mit Gewalt der Waffen von der Citadelle dieser Stadt Besitz, hatte dabei aber die Unverschämtheit, sein Verfahren der Regentin anzuzeigen und ihre Billigung zu erwarten. Die Minister, mit Ausnahme des Kanzlers, welcher zur Nachgiebigkeit ermahnte *), riethen der Königin, einen entscheidenden Schritt gegen die Anmaßungen der Prinzen und Großen zu thun, um das königliche Ansehen zu retten, welches ganz zu verschwinden drohte. Der Marschall d'Ancre dagegen, der sich für den Augenblick enge an den Prinzen von Condé angeschlossen hatte, rieth aus ganz besonderen Gründen, sich mit den

*) Le chancelier, heißt es in den Mémoires de Richelieu, estima, qu'on devoit donner aux princes toutes sortes de contentement. Il représentoit, que tous les grands du royaume, sans presque en excepter aucun, étoient unis avec Mr. le prince (de Condé) contre l'autorité royale, que la reine n'avoit que messieurs de Guise et d'Epernon de son côté, et qu'encore étoient-ils en telle jalousie l'un de l'autre, prétendant tous deux à la charge de connétable, qu'ils se haïssoient de mort.

großen Herren auf Kosten des Volks und der königlichen Regierung abzufinden.

Bei den Unterhandlungen, welche vom März bis zum Mai geführt wurden, traten die Unzufriedenen gleich einer fremden Macht der Regierung entgegen. Obgleich sie dabei die Unverschämtheit hatten, einige Bedingungen scheinbar für das allgemeine Beste zu machen, so bestanden sie am Ende doch nur auf Vortheilen für sich selbst. Die Partei der Königin war ebenso uneinig unter sich, als die der Prinzen; es war daher natürlich, daß d'Ancre und seine Gemahlin auf den Gedanken kamen, nur den Prinzen von Condé und den Herzog von Nevers gewinnen zu lassen, da sie versichert waren, daß diese dann den Herzog von Vendome und viele Andere im Stiche lassen würden. Dies geschah. Auch die Stützen der Königin, Guise, Epernon und ihr Anhang, kamen schlecht weg, weil die Prinzessin von Condé die Marschallin d'Ancre bei einem Zank so heftig herunterschimpfte, daß diese die Königin beredete, ja recht bald Condé und seine Partei abzufinden, weil sie sonst, wenn der Krieg ausbräche, unfehlbar unter die unleidliche Herrschaft der Guisen kommen werde. Der Frieden ward hierauf am 15. Mai 1614 zu St Menehould geschlossen, wohin auch der Herzog von Bouillon zu seinen anderen Freunden gekommen war. Die Bedingungen, welche die Königin gewährte, wurden zu Paris von einer Versammlung der ersten Präsidenten und königlichen Beamten (gens du roi) der Parlaments-Abtheilungen von Paris, sowie von dem Stadt-Präfecten (prévôt des marchands), den Großen des Reiches und den Ministern gebilligt. Condé erhielt Amboise, Bouillon eine bedeutende Summe Geldes, Nevers St. Menehould. Nichtsdestoweniger mieden alle Verbündeten drohend den Hof, und Vendome, welcher leer ausgegangen war, behauptete sich unabhängig in der Bretagne. Da nun die Königin, so lange ihr Sohn minderjährig war, ohne Prinzen, Parlamente und Großen nichts Entscheidendes vornehmen konnte, so hoffte man energischer handeln zu können, wenn Ludwig XIII. für volljährig erklärt sei. Dies geschah im Oktober des Jahres 1614, weil Ludwig damals sein vierzehntes Lebensjahr erreicht hatte und, nach dem französischen Gesetze die Könige im vierzehnten Jahre volljährig oder mit anderen Worten berechtigt waren, selbst zu bestimmen, wer an ihrer Stelle regieren

solle. Ludwig war kaum im Parlament für majorenn erklärt worden, als er alles das bestätigte, was den Prinzen und Herren im Mai zugestanden worden war.

Unter den Forderungen, welche die Unzufriedenen im Namen des Volkes geltend gemacht hatten, war auch die, daß eine Versammlung der allgemeinen Stände gehalten werden solle. Auch hatte Maria von Medicis versprochen, diese schon im Juni einzuberufen. Als jetzt die Zeit nahte, in welcher die Stände zusammen kommen sollten, ward es den Herren selbst vor einer solchen Versammlung bange, und der Prinz von Condé, welcher die Einberufung derselben gefordert hatte, war der Erste, der der Königin sagen ließ, es werde ihm gar nicht zuwider sein, wenn nichts aus der Sache werden sollte, und auch die anderen Herren dächten ebenso wie er. Die Königin und ihre Räthe waren jedoch anderer Meinung. Sie veranstalteten wirklich im Oktober 1614 eine Versammlung der General-Stände, welche besonders dadurch merkwürdig ist, daß sie die letzte war, die bis zum Jahre 1789 gehalten wurde. Die Adelskammer bestand 1614 aus hundertzweiunddreißig Edelleuten, die Kammer der Geistlichen aus hundertundvierzig Prälaten und Deputirten der niederen Geistlichkeit, die des dritten Standes endlich war ebenso, wie in Deutschland, größtentheils aus den Justiz- und Finanzbeamten und den Bürgermeistern der geschlossenen, d. h. sich selbst ergänzenden Magistrate der Städte gebildet worden. Übrigens versammelte man damals die drei Stände nicht, wie sonst oft geschah, an drei verschiedenen Orten, sondern in Paris und in einem und demselben Gebäude; sie saßen aber in getrennten Sälen, ausgenommen wenn königliche Sitzungen gehalten wurden. Dadurch ward es der Regentin möglich gemacht, eine Einheit der Beschlüsse zu verhindern und den Klerus mit dem dritten Stande, sowie mit dem Parlamente so zu entzweien, daß derselbe der Hülfe des Hofes bedurfte, um einen Parlaments-Beschluß zu beseitigen, welcher gegen die Anmaßungen des Pabstes gerichtet war. Für die innere Geschichte Frankreich's würde es sehr wichtig sein, die kleinlichen Streitigkeiten in jedem Stande und den Zank des einen Standes mit dem anderen zu erwähnen; für unseren Zweck genügt die Bemerkung, daß es auch diesmal dem Hofe gelang, durch Kabalen die Hoffnungen des dritten Standes zu vereiteln. Man zankte und stritt bis Ende März 1615.

Dann ward die Versammlung ohne Bescheid entlassen, weil man vorgab, die Cahiers oder die Hefte, welche das Resultat der einzelnen Berathungen enthielten und, wie dies gebräuchlich war, dem Hofe übergeben wurden, seien zu weitläufig, als daß der Hof schnell Bescheid auf sie ertheilen könne. Im Allgemeinen bewies also der Ausgang, daß jener Gebrauch in Betreff des Cahiers zu keiner Abhülfe der Beschwerden führen könne. Dies hatte 1789 großen Einfluß darauf, daß alle wohlmeinenden Männer, besonders aber der ganze dritte Stand, auf einer gemeinschaftlichen Versammlung der drei Stände bestanden. Der dritte Stand schreckte schon 1614 den Hof, der die Geistlichen durch Aufopferung wesentlicher Regierungs-Rechte für sich zu gewinnen suchte, um nicht Dinge aufopfern zu müssen, von welchen lange nicht mehr die Rede gewesen war. Vorher hatten alle drei Stände verlangt, daß die beabsichtigte Vermählung des jungen Königs mit einer spanischen Prinzessin, Anna von Östreich, und der Schwester des Königs mit dem nachherigen König Philipp IV. von Spanien wenigstens noch aufgeschoben werden solle. Jetzt verlangten zur Freude der Regentin Adel und Klerus, daß diese Doppelheirath sobald als möglich vollzogen werde.

Die Schwäche der Regierung einer Italiänerin, welche ganz beschränkt war und von ihrer Kammerfrau und deren Gemahl geleitet ward, zeigte sich unmittelbar nach der Auflösung der Stände wieder sehr augenscheinlich bei einer heftigen Streitigkeit, in die man (Mai 1615) mit dem Pariser Parlament gerieth, und bei welcher ein Theil der unzufriedenen Großen mit im Spiele war. Die Letzteren, besonders der Prinz von Condé und der Herzog von Bouillon, waren schon vorher über die Gunst der Familie d'Ancre und über die Wortbrüchigkeit der Italiänerin erbittert, und gaben sich in der Stille alle Mühe, das Parlament zu heftigen Schritten anzureizen. Der Herzog von Bouillon hatte sich nämlich vom Hofe gebrauchen lassen, den Prinzen von Condé dahin zu bringen, daß er die ihm von der Regierung überlassene Citadelle von Amboise wieder zurückgab, und war sehr erbittert darüber, daß die Regierung sich für diesen Dienst nicht erkenntlicher bewiesen hatte. Das Parlament war unzufrieden, weil die Regierung zur Zeit der Ständeversammlung, um den Beistand des Klerus gegen den dritten Stand zu erlangen, wesentliche Regierungs-Rechte aufgeopfert hatte. Es ließ deshalb

schon am 28. März 1615 durch ein Edict an die Prinzen, Herzöge und Pairs, sowie an die hohen königlichen Beamten, welche Sitz und berathende Stimme im Parlament hatten und in Paris anwesend waren, die Einladung ergehen, sich einzufinden, um mit dem Kanzler und allen versammelten Kammern über die Vorschläge zu berathschlagen, welche für den Dienst des Königs, für die Erleichterung der Unterthanen und für das Wohl des Staats würden gemacht werden. In Folge davon wurden gleich am folgenden Tage die königlichen Beamten beim Parlament (les gens du roi) an den Hof gerufen und ihnen, trotz des Widerspruchs von Seiten des General-Advokaten, der Befehl ertheilt, dem Parlament den Unwillen des Königs wegen jenes Schrittes kund zu thun. Von diesem Augenblicke an begann ein Krieg, wie ihn unter schwachen Regierungen das Parlament bis an sein Ende mit den Königen geführt hat. Der König cassirte nämlich die Parlaments-Beschlüsse, das Parlament aber machte Vorstellungen und Gegenvorstellungen ohne Ende. Zuletzt ward im Juni der lange Krieg dadurch beendigt, daß beide Theile etwas nachgaben. Das Parlament ließ durch eine Deputation erklären, es wolle dem königlichen Befehle gehorchen und das Edict vom 28. März zurücknehmen; der Hof dagegen willigte ein, daß die Befehle des Königs, welche Alles, was vom Parlament in Staatsangelegenheiten ausgegangen war, unbedingt cassirten, nicht insgesammt ausgeführt zu werden brauchten.

Kaum waren diese Streitigkeiten beseitigt, als schon wieder neue ausbrachen. Während nämlich im Juli die Königin Anstalt machte, an die spanische Grenze zu reisen, um in Begleitung ihres ganzen Hofes die spanische Prinzessin abzuholen und ihre eigene Tochter nach Spanien zu bringen, erhob sich der Anhang des Prinzen von Condé aufs neue gegen sie, warb Truppen und rüstete förmlich Krieg. Der Herzog von Bouillon gewährte den Misvergnügten Aufenthalt in Sedan und ihren Truppen Quartiere in seinem souveränen Fürstenthum. Der Prinz von Condé erließ an alle Körperschaften des Reiches ein Manifest, in welchem er sich bitter über die schnöde Art, wie man mit den Ständen umgegangen sei, beschwerte. Keines der Parlamente öffnete aber die ihm zugeschickten Pakete, oder ließ sich auf die zum Theil sehr gegründeten Beschwerden ein, welche Condé über den Marschall d'Ancre vorbrachte, mit dem

er jetzt wieder entzweit war, nachdem er zwei Jahre lang mit ihm conspirirt hatte. Zu derselben Zeit also, als die königliche Familie von einem Heere geleitet nach Süden zog, mußte ein anderes Heer gegen Condé und dessen Verbündete aufgestellt werden, die von Bouillon her eingerückt waren. Beide Theile suchten eigentlich keine Entscheidung im Felde, und der Kampf beschränkte sich auf einzelne Städte, Burgen und Landstriche; jedermann war aber über den Hochmuth des Italiäners und seiner Frau, von welchen Maria von Medicis sich beherrschen ließ, so unzufrieden, daß das unter Condé stehende Heer täglich an Zahl zunahm. Auch die Reformirten, welche stets geneckt wurden, regten sich wieder. Condé erließ ein Manifest, in welchem viel vom Volke die Rede war, um dessen Rechte die Herren sich doch gar nicht bekümmerten.

Die Königin beobachtete nach ihrer Rückkehr die gewöhnliche Taktik, d. h. sie suchte einzelne Herren von der Partei abzuziehen, und übertrug die Anführung ihres Heeres dem Herzoge von Guise, um denselben zu befriedigen. Zuerst ließ sie dem Marschall von Bouillon vortheilhafte Anerbietungen machen; dann begab sie sich nach Poitiers und knüpfte mit Condé Unterhandlungen an. Unterdessen verloren in den ersten Monaten des Jahres 1616 die beiden Heere Tausende von Menschen durch Mangel und Kälte, während der Hof und seine Creaturen, sowie die Großen und ihre Anhänger sich nur mit Festen und Lustbarkeiten beschäftigten. Die Königin unterhandelte, anstatt ihr Ansehen mit Nachdruck geltend zu machen, im März und April 1616 zu Loudün über die Art und Weise, wie den Beschwerden, welche Condé im Namen des Volkes geführt hatte, abgeholfen werden könne. Die ganze Sache endigte so, wie vor und nach dieser Zeit Alles sich endigte, wenn die sehr reichen und vornehmen Leute vorgaben, daß sie sich der Rechte des Volkes annähmen. Es ist daher auch nicht zu verwundern, daß man nachher sich lieber Richelieu's und Mazarin's Druck, durch welchen die National-Einheit befestigt ward, gefallen, als einen Schutz der Rechte aufdringen ließ, welcher nur den herrschsüchtigen Großen und ihrem Hochmuth vortheilhaft war.

Die Herzöge von Mayenne und Bouillon, welche Maria von Medicis durch das Versprechen bedeutender Geldsummen gewonnen hatte, beredeten den schwachen Prinzen von Condé, zum zweiten

Male der Pflicht gegen seine Verbündeten und das Volk zu vergessen und den Vertrag von Loudün so abzuschließen, daß er selbst allerlei Vortheile, sowie Mayenne und Bouillon viel Geld erhielten, die Anderen aber leer ausgingen. Condé mußte sich stellen, als ob er durch Abtretung der Statthalterschaft von Guyenne, in deren Besitze er war, ein Opfer bringe; es wurden ihm aber dafür Landstriche, Städte und Schlösser gegeben, welche dem Ländchen seines Rathgebers Bouillon näher lagen. Er erhielt nämlich die Stadt und das Schloß von Chinon, die Provinz Berry, die Burg und Stadt Bourges und noch andere Plätze, sowie sehr viele königliche Güter und fünfzehnmalhunderttausend Livres baar Geld, welche Summe als eine Entschädigung für die Kosten angesehen wurde, die ihm nach seiner Behauptung der Krieg mit der Königin gekostet hatte *).

Ungeachtet des neuen (zweiten) Friedens erschien Condé lange Zeit hindurch nicht am Hofe. Als er endlich dahin kam, empfand er sogleich wieder Mistrauen und entfernte sich bald aufs neue von einem Hofe, welcher so sehr durch Kabalen zerrissen war, daß die Geschichte derselben ganze Bogen füllen würde. Nur in einem einzigen Punkte waren alle Parteien mit einander einig, im Hasse des Marschalls d'Ancre und seiner Gemahlin, deren Hochmuth und Brutalität die Franzosen noch mehr erbitterte, als ihre grenzenlose Habsucht und Niederträchtigkeit. Der Marschall erlaubte sich sogar oft gegen Beleidiger seiner Person unerhörte Gewaltthätigkeiten, wie sie selbst der König sich wegen persönlicher Beleidigungen nicht würde erlaubt haben. Im Jahre 1615 hatte er einen Mordversuch gegen Riberpré machen und den Oberfeldwebel Prouville in Amiens wirklich niederstoßen lassen. Im Jahre 1616 ließ er einem Schuster, der als Bürger-Officier, seiner Instruction gemäß, ihm den Eingang ohne Paß verweigerte, von einem seiner Stallmeister außerhalb des Thores aufpassen, wo ihn dann zwei Bediente des Letzteren halb zu Tode prügelten. Da er dieselbe Insolenz gegen die Großen bewies und auch mit dem Prinzen von Condé zerfiel, den man an den

---

*) In den Mémoires de Richelieu wird hinzugesetzt: Tous les autres princes et seigneurs, qui l'avoient suivi, reçurent aussi chacun en son particulier des gratifications, le roi achetant cette paix plus de six millions de livres.

Hof gelockt hatte, so ergriffen die unzufriedenen Großen schon 1616 in ihren eigenen Herrschaften und Statthalterschaften wieder die Waffen gegen die königliche Regierung. Sie hatten, ehe sie den Hof aufs neue verließen und an verschiedenen Orten eine bewaffnete Macht aufstellten, den Anschlag gemacht, den Marschall nach madscharischer Weise eigenhändig niederzustoßen, und die Königin hatte deshalb den Prinzen von Condé im Louvre selbst verhaften und in die Bastille setzen lassen.

Gerade in dem Augenblicke, als Frankreich unter der Herrschaft einer Frau, welche durchaus keines ernsten oder verständigen Gedankens fähig war, der Raub ehrgeiziger Großen zu werden drohte, zu deren Zwecken sich auch die Reformirten gebrauchen ließen, arbeiteten sich zwei Männer empor, von welchen der eine Stolz und rücksichtslose Strenge gegen oligarchische Anmaßung, der andere große politische Einsicht und das Talent, die Franzosen so zu behandeln, wie sie behandelt sein wollen und müssen, von der Natur erhalten hatte.

Diese Männer waren Luynes und Richelieu. Luynes war ein Mann von geringem Adel, welcher zuerst Page des Grafen von Lüde in Anjou gewesen und dann von diesem dem König Heinrich IV. empfohlen worden war, um bei dessen Sohn Ludwig gebraucht zu werden, weil er in allen körperlichen Übungen, sowie im Ballspiel jeder Art sehr geschickt war. Heinrich hatte ihn zugleich mit zwei Brüdern desselben zur Aufwartung bei seinem Sohne gewählt, und Luynes wußte sich diesem ganz unentbehrlich zu machen *). Ludwig hatte vor und nach seines Vaters Tode viele Hofmeister und gelehrte Leute gehabt, welche dem Namen nach seine Lehrer waren; er hatte aber außer der italiänischen und spanischen Sprache sehr wenig, sogar nicht einmal Lateinisch gelernt. Desto geschickter war er in allen den Dingen geworden, welche wir Anderen lose Künste nennen. Er war schon als Kind ein tüchtiger Jäger und Falkonier, sowie Meister in der Kunst, den Hirsch zu Pferde zu verfolgen (le meilleur piqueur). Er dressirte seine Falken oft selbst, kannte jeden seiner vielen Jagdhunde beim Namen und verstand mit

---

*) Le roi mit les trois frères Luynes auprès du Dauphin, en la bonne grace duquel ils s'insinuèrent par une assiduité continuelle et par l'adresse, qu'ils avaient de dresser des oiseaux.

ihnen zu reden. Da seine Mutter gern sah, daß er die Fähigkeit, ernste Geschäfte zu leiten, nicht erlangte, so ließ man ihn mit Soldaten und Kanonen spielen, Festungswerke zeichnen und sich mit dem Exerciren einer aus vierzig Söhnen von Soldaten der Schweizer-Garde gebildeten Compagnie beschäftigen. Einem solchen Prinzen konnte sich ein Jüngling wie Luynes leicht ebenso unentbehrlich machen, als die Galigaï seiner Mutter besonders in der Zeit von 1616 und 1617 geworden war. Der Marschall d'Ancre war dem früh für volljährig erklärten Könige lästig; er beherrschte dessen Mutter und hatte zuletzt sogar durchgesetzt, daß diese ihm die Statthalterschaft von Amboise übertrug, als der Prinz von Condé dieselbe hatte abgeben müssen. Luynes durfte daher den jungen König nur darauf aufmerksam machen, daß seine Mutter für die dem Marschall verliehene Statthalterschaft hunderttausend Thaler an Condé gezahlt habe, um die Mutter und ihren Liebling verdächtig zu machen. Dem Marschall schien Luynes, welcher mit dem Könige blos Kindereien und Armseligkeiten trieb, zu unbedeutend, als daß er ihn für gefährlich hätte halten können; er gönnte ihm die königliche Gunst und leitete auch die Königin irre, welche die Sache anders beurtheilte. Luynes erhielt daher nach und nach einen angesehenen Platz am Hofe, und machte den König darauf aufmerksam, daß nicht er, sondern der schlechte Italiäner das Reich regiere. Er war es auch, welcher, als der Hof nach Bayonne reiste, vorausgeschickt wurde, um dem spanischen Könige die Ehrenbotschaft der bevorstehenden Vermählung seiner Tochter zu überbringen. Von dieser Zeit an war er stets bemüht, den König dazu zu bewegen, daß er die Regierung den Händen seiner Mutter und der Familie Concini entreiße, um sie an sich und an Franzosen zu bringen.

Um dieselbe Zeit, als Luynes, welcher weder Kenntnisse, noch Muth, noch Erfahrung hatte, vom Könige in allen Dingen befragt wurde, erwarb ein Mann von vielen Kenntnissen und Talenten und von einer furchtbaren Energie, mit der er jedes Mittel zu seinen Zwecken benutzte, ein geborener Despot, das Vertrauen der Königin als geistlicher und weltlicher Rathgeber. Er stand zuerst dem Hauswesen der Königin vor, leitete sie nachher bei ihren Streitigkeiten und Zänkereien mit ihrem Sohne, machte sich ihr unentbehrlich, und ward endlich durch sie in das Kabinet gebracht, weil die Königin

ohne alles Talent war und durch ihn zu regieren hoffte. Als dies jedoch geschehen war, zeigte er sich bald, zum großen Verdruß der Königin, selbstständig und zerfiel mit ihr. Dieser Mann war Armand Johann du Plessis, Herr (Seigneur) von Richelieu. Er war ursprünglich Militär gewesen und hatte den Namen Marquis von Chillon geführt. Als jedoch sein Bruder dem Bisthum Luçon entsagte und Karthäuser ward, beredeten ihn seine Verwandten, Theologie zu studieren, damit jenes Bisthum, welches immer in der Familie gewesen war, derselben verbleibe. Richelieu studierte nun Theologie, erlangte die Doctor-Würde, ward 1607 in seinem zweiundzwanzigsten Jahre zu Rom eingesegnet und erhielt damals das Bisthum. Obgleich er nicht den geringsten geistlichen Beruf in sich fühlte, so beschäftigte er sich doch in seiner Diöcese mit geistlichen Geschäften, bis er 1614 als Deputirter der Geistlichkeit von Poitou zur Ständeversammlung nach Paris geschickt wurde. Dort übertrug ihm einst die Geistlichkeit, in ihrem Namen eine Prunkrede an den König und dessen Mutter zu halten. Er sollte in derselben die Beschwerden des Klerus vortragen, wußte aber dabei sehr geschickt die Regierung zu loben und sich zu empfehlen. Der Marschall d'Ancre gebrauchte ihn hierauf in geheimen Geschäften. Besonders im Jahre 1616, als alle Großen sich wieder vom Hofe entfernt hatten und ein neuer Bürgerkrieg auszubrechen drohte, bediente der Marschall sich seiner, um den Prinzen von Condé zu bewegen, daß derselbe sich wieder an den Hof begebe. Richelieu bewog damals wirklich den Prinzen nach Paris zu kommen (Juni 1616). Um sich dankbar zu beweisen, empfahl d'Ancre ihn der Königin zum Groß-Almosenier. Gleich darauf versprach er ihm auch die Stelle eines Gesandten in Spanien, verschaffte ihm aber statt dessen das Amt eines Staats-Secretärs der auswärtigen Angelegenheiten und einen Platz im Staatsrath. Schon bei dieser Gelegenheit bewies Richelieu, wie viel tiefer und weiter er sehe, als die Königin und der Marschall d'Ancre. Dieser wollte nämlich gern Richelieu's Bisthum einem Anderen geben und ersuchte ihn daher, dasselbe niederzulegen; Richelieu erfüllte aber seine Bitte nicht, weil er schon damals erkannte, daß weder die Königin, noch d'Ancre und folglich auch er nicht sich würden behaupten können *).

*) Incontinent, heißt es in den Mémoires de Richelieu, que je fus en cette charge, le maréchal me pressa fort de me défaire de mon evêché,

Luynes hatte damals schon lange daran gearbeitet, den König gegen seine Mutter aufzubringen und ihm einzubilden, daß er selbst regieren könne. Auch war jetzt das Volk gegen die Königin, ihre Kammerfrau und deren Mann ebenso sehr erbittert, als die Prinzen und Herren, welche überall mit Vasallen und geworbenen Soldaten gegen den Letzteren auszogen. Die Königin hatte längst eingesehen, daß sie in einer sehr bedenklichen Lage sei, und daß Luynes mehr vermöge als sie. Sie hatte deshalb ihren Sohn zweimal gebeten, sich zurückziehen zu dürfen; Ludwig aber, welcher der Verstellung ebenso mächtig war, als seine Mutter, hielt sie durch dringende Bitten davon ab, um sie nachher zugleich mit allen ihren Creaturen entfernen zu können. Zugleich ward der Marschall, welcher nicht nur Truppen und mächtige Verbindungen hatte, sondern auch feste Orte besaß, ganz sicher gemacht. Der junge König hatte schon bei der Verhaftung des Prinzen von Condé seine Kälte, seine Meisterschaft in der Verstellung, seine dumpfe Verschlossenheit, ja, seinen gänzlichen Mangel an menschlichen Gefühlen an den Tag gelegt; bei dem Verfahren gegen d'Ancre und seine eigene Mutter bewies er nachher vollends, daß er eben so herzlos als kirchlich fromm sei. Was sein Benehmen gegen den Prinzen von Condé betrifft, so hatte er diesen zuerst nach Paris locken lassen und dort sehr freundlich empfangen und bewirthet; und als dann die Königin und der Marschall den Prinzen verhaften lassen wollten, hatte Ludwig sich nicht gescheut, diesen in eine Falle zu locken. Er hatte ihn zur Jagd eingeladen, sich im Louvre freundlich mit ihm unterhalten und dann gethan, als wenn er ihm in das Zimmer der Königin vorangehen wollte, hatte sich aber kaum umgewendet, als der Prinz hinter ihm verhaftet wurde. Gegen seine eigene Mutter und deren Liebling nahmen Ludwig und Luynes unter ganz verschiedenen Umständen ihre Zuflucht sogar zu derselben Maßregel, welche der deutsche Kaiser siebenzehn Jahre später gegen Wallenstein ergriff. D'Ancre konnte damals weder durch seine Garde, noch durch seine Freunde furchtbar

---

qu'il vouloit donner au sieur du Vair. Mais considérant les changemens, qui pourroient arriver tant par l'humeur changeante de ce personnage que par les accidens qui pouvoient arriver à sa fortune, jamais je n'y voulus condescendre.

sein; denn kurz vorher, ehe der König ihn ermorden ließ, hatten ja die Pariser seinen Palast ausgeplündert und so zerstört, daß nur die Mauern übrig blieben. Er selbst hatte sich in großem Schrecken aus Paris geflüchtet. Nach seiner Rückkehr war er anmaßender geworden, als je. Dies benutzte dann Luynes vortrefflich, um den König zum letzten entscheidenden Schritt gegen ihn zu bewegen*).

Es war in der That hohe Zeit, daß dem Regiment der Königin und des Marschalls, sowie der Prinzen und Herzöge, von welchen Beide gebrandschatzt wurden, ein Ende gemacht werde. Dies geht schon aus den Summen hervor, welche seit Heinrich's IV. Tode den einzelnen Familien zugeflossen waren. Der Prinz von Condé hatte in sechs Jahren drei Millionen und sechsmalhundertdreiundsechszigtausend Livres bezogen; der Graf von Soissons und nach dessen Tode seine Wittwe über eine Million und sechsmalhunderttausend; der Herzog von Longueville eine Million und zweimalhunderttausend; Mayenne, Vater und Sohn, zwei Millionen; Vendome nahe an sechsmalhunderttausend; Epernon und seine Kinder gegen siebenmalhunderttausend; Bouillon endlich über eine Million. Dabei ist gar nicht der Gehalt in Anschlag gebracht, der für Sinecuren, Titular-Ämter und Stellen gezahlt wnrde, sowie die Gelder, welche die großen Herren für die Unterhaltung der gepanzerten Reiter erhielten, die sie gegen den König gebrauchten. Ebenso wenig sind die Summen mit in Anschlag gebracht, welche die Herren als Entschädigung für ihre außerordentlichen Ausgaben im Kriege erhielten, und die den Statthaltern für die Unterhaltung der Besatzungen ihrer Plätze, sowie ihren Freunden und Dienern gezahlt wurden.

Der innere Krieg dauerte, nachdem ein königliches Heer unter dem Herzoge von Guise aufgestellt worden war, im Herbst 1616 und im Frühjahr 1617 fort; doch waren die Herren dabei im Ganzen nicht glücklich. Diese Herren betheuerten immer noch ihre Treue gegen den König, und erklärten wiederholt, sie wollten so wenig gegen den König streiten, daß sie vielmehr die Waffen blos

---

*) Luynes commença à représenter au roi, que l'autorité royale étoit en la personne du dit maréchal, qu'elle ne résidoit en Sa Majesté que du nom, et que, pour se fortifier en ses mauvais desseins, il éloignoit la reine mère de la bienveillance qu'elle lui devoit.

darum ergriffen hätten, damit derselbe aus der Gewalt des Marschalls und der Königin Mutter, welche ganz von diesem beherrscht werde, befreit werde. Luynes konnte sich daher im Frühjahr 1617 auf diese Erklärung berufen, als er den jungen König beredete, sich auf eine feige und verbrecherische Weise seiner Mutter und des Marschalls zu entledigen. Der König ließ Anfangs April den Hauptmann seiner Garde, den Baron von Vitry, zu sich rufen und gebot ihm, dasjenige auszuführen, was Luynes ihm in seinem Namen auftragen werde, wofür er ihn dann mit dem Marschalls-Stabe zu belohnen versprach. Hierauf ward eine Anzahl schlecht berüchtigter, handfester und zu jeder That bereitwilliger Leute geworben, um dem Hauptmann der Garde zur Seite zu sein. Dieser schauderte zwar vor jenen Leuten zurück, ließ sich aber am Ende doch zur Ermordung d'Ancre's willig finden, wenn der König nach geschehener That am Fenster durch Abnehmen des Hutes zu erkennen geben wolle, daß er den Mord befohlen habe. Der große Staatsmann, aus dessen Denkwürdigkeiten wir dies entlehnt haben, meint, es sei dem Gardehauptmann allerdings hart gewesen, mit Schurken und Mördern verbunden eine ganz ungesetzliche That auszuführen; doch habe die Hoffnung auf einen sehr großen Gewinn (l'espérance de faire une grande fortune) am Ende überwogen. Sehr verwundert äußert sich der Franzose darüber, daß eine Bande, wie die von Luynes gedungene, ein Geheimniß, in welches so viele schlechte Menschen eingeweiht gewesen wären, so gut bewahrt habe*). Drei Wochen lang warteten die Gedungenen auf eine günstige Gelegenheit zur Ausführung ihrer That, bis diese endlich am 24. April 1617 erschien. Man nahm den Augenblick wahr, als der Marschall, um sich in den Rath zu begeben, die Zugbrücke des Grabens betrat, welcher damals noch um das Louvre herum floß. Dort kam ihm Vitry entgegen, welchem vierunzwanzig Leute nachlässig folgten, als wenn sie ganz zufällig da wären. Vitry kündigte ihm im Namen des Königs die Verhaftung an. D'Ancre erwiderte: „Wie? ich verhaftet?" In demselben Augenblicke aber streckten die Leute, welche dem Haupt-

*) Mais l'expérience fait connoître, que souv entle secret et la fidélité, que les larrons se gardent, surpassent celle, que les gens de bien ont aux meilleurs desseins.

mann folgten, ihn durch drei Pistolen-Schüsse nieder. Einer seiner Begleiter wollte den Degen ziehen; als man ihm aber zurief, die That sei mit Wissen und Willen des Königs geschehen, steckte er ihn wieder ein. In diesem Augenblicke zeigte sich der König am Fenster, und im ganzen Louvre ertönte der Ruf: „Es lebe der König!" D'Ancre's Leichnam wurde nachher in das Zimmer des Thorwarts geschleppt und im Stillen eingescharrt. Vitry, der nach geschehener That zum Könige hinauf ging, nahm, um sich oder vielmehr den König zu entschuldigen, die Miene an, als wenn er es gar nicht auf einen Mord abgesehen habe, sondern als wenn die Verhaftung nicht, ohne Gewalt zu brauchen, habe vollzogen werden können.

Nach der Ermordung d'Ancre's zog man die Garden, durch welche die Königin sich im Louvre bewachen ließ, unter dem Vorwande weg, sie sei ebenso sicher unter der Bewachung der Garden ihres Sohnes. Die Königin wurde aufs sorgfältigste beobachtet und niemand zu ihr gelassen, nicht einmal Richelieu, der doch außer seinen anderen Ämtern auch das eines Directors ihrer Kanzlei (secrétaire de ses commandemens) hatte. Vitry hatte sich nach dem Morde d'Ancre's zu dessen Gemahlin verfügt, welche alle Kostbarkeiten, ihre eigenen und die der Krone, um und an sich trug. Er hatte sich der vielen Kostbarkeiten und Schätze bemächtigt und dann die Marschallin in ein Zimmer des Louvre gefangen gesetzt. Für diese Heldenthaten ward Vitry sogleich Marschall, wie kurz vorher ein Anderer, Themines, für die Verhaftung des Prinzen von Condé ebenfalls Marschall geworden war. Die Pariser blieben sich auch bei dieser Gelegenheit getreu: sie strömten ins Louvre, billigten und priesen, was geschehen war, und waren sehr zufrieden, als der König sich, sie und den ganzen Staat in Luynes Hände gab, welcher härter und hochmüthiger war, als der Marschall d'Ancre. Der Leichnam des Letzteren ward vom Pöbel ausgegraben, durch die Straßen geschleppt und auf rohe Weise mishandelt. Alle Güter, welche d'Ancre besessen hatte, riß Luynes an sich.

Richelieu sagt, Luynes habe, als gleich darauf Alle, denen die Königin zu ihren Stellen verholfen hatte, oder die in ihren Diensten gewesen waren, vertrieben wurden, ihm selbst angeboten, in seinen Stellen zu bleiben und seine Besoldungen zu behalten; er

habe dies aber abgelehnt und vorgezogen, die Königin in die ihr bevorstehende Verbannung zu begleiten. Der schlaue Geistliche sah offenbar ein, daß er besser thue, sich an die schwache Frau, als an einen Emporkömmling, wie Luynes war, zu halten; und es zeigte sich bald, wie richtig er gerechnet hatte. Die Königin wurde (Anfang Mai) auf das Schloß von Blois geschickt, wo sie sehr genau beobachtet und Richelieu von ihr getrennt ward. Man hatte dem Letzteren, welcher nur sechs Monate lang Minister der auswärtigen Angelegenheiten gewesen war, anfangs erlaubt, seine Schützerin nach Blois zu begleiten, weil man durch seinen Einfluß die heftige Italiänerin von unbesonnenen Unternehmungen abzuhalten hoffte. Bald nachher faßte man jedoch Verdacht gegen ihn und verwies ihn in sein Bisthum. Dort schien er seinem geistlichen Berufe zu leben und schrieb eine Anzahl Andachtsbücher, blieb aber so innig mit der Königin verbunden, gab ihr so gute politische Rathschläge und spann so viele Kabalen für sie an, daß man glaubte, er sei in Luçon noch zu nahe bei Blois, und daß er deshalb nach Avignon, also auf das päbstliche Gebiet verbannt wurde (April 1618). Man hielt nämlich nicht mit Unrecht die Königin für so unbedeutend, daß sie gänzlich von ihren Umgebungen abhängig sei, und daß man aus diesem Grunde auch nachher, als sie wieder zurück gerufen wurde, Richelieu's zu bedürfen glaubte, um sie zu beobachten und nach Luynes Willen zu leiten.

Während die Königin in Blois gewissermaßen als eine Gefangene behandelt wurde, opferte man die unglückliche Wittwe des Marschalls d'Ancre der empörenden Justiz der finsteren Parlamente. Da Alles, was sie und ihr Gemahl gethan und geraubt hatten, mit Erlaubniß der Königin geschehen war, so gab es kein schweres Verbrechen, dessen sie hätte angeklagt werden können. Man half sich also damit, daß sie beschuldigt wurde, die Königin bezaubert zu haben. Es ward ihr hierauf wegen Zauberei der Proceß gemacht, und sie dann am 8. Juli öffentlich hingerichtet. Mit Unrecht heißt es, daß sie als Hexe verurtheilt worden sei. Sie ward nämlich, nach den unbestimmt lautenden Worten ihres Urtheiles, als Verbrecherin gegen göttliche und menschliche Majestät zum Tode verurtheilt. Damit war ziemlich deutlich ausgesprochen, daß sie als ein Opfer des Neides und Hasses gefallen sei, welchen sie durch Übermuth und Tücke auf sich geladen

hatte, daß sie aber sonst sich nur solcher Vergehungen schuldig gemacht habe, die zwar vor Gottes Gericht schwere Verbrechen sind, von Menschen aber nicht gerichtet werden können.

Um den König, der niemals eines ernsten Geschäftes fähig gewesen war, vollends den Regierungsangelegenheiten zu entfremden, umgab Luynes ihn mit Creaturen, welche alle losen Künste, die bisher Luynes selbst betrieben hatte, ganz vortrefflich verstanden, übrigens aber unbedeutend waren, in Luynes Interesse redeten und den König beobachteten. Außerdem gab Luynes ihm einen Beichtvater, welcher den im Glauben an Heilige, an Bilder, an Processionen und Wunder erzogenen Knaben mit kleinlichem Aberglauben, der ihm zur Pflicht gemacht wurde, zu beschäftigen und zu unterhalten verstand, so oft der König der Jagd und des Spielens müde war. Unter diesen Umständen konnte Richelieu dem neuen Günstlinge sehr nützlich werden, weil vorauszusehen war, daß die großen Herren sich der Königin bedienen würden, um neue Unruhen zu erregen und neue Vortheile für sich, ihre Familien und ihre Creaturen zu erkämpfen. Von Liebe oder Dankbarkeit wußte übrigens das kalte Herz des Königs nichts. Dies hatte er ebenso durch seine Falschheit bei Condé's Verhaftung und bei d'Ancre's Ermordung bewiesen, wie beim Abschiede von seiner Mutter, als er diese nach Blois schickte. Maria hatte vorher keine Klage geäußert und keinen Schmerz gezeigt; als sie aber ihren Sohn wieder sah, brach sie in lautes Schluchzen, in Klagen und Thränen aus. Ludwig dagegen verzog keine Miene, und sagte ganz kalt, er sei ihr im Übrigen sehr gewogen, glaube aber, daß es jetzt für ihn Zeit sei, selbst zu regieren *).

Richelieu ward vom Augenblicke seiner Verbannung nach Avignon an durch seinen Einfluß auf die Königin Mutter, sowie durch sein Talent, Verbindungen zu stiften und wieder zu trennen, ebenso bedeutend im Reiche, als Luynes durch seinen Einfluß auf den König

*) Le roi, qui avoit été autrement instruit que la reine, ne disoitt et reçu instructions de Luynes de ce qu'il devoit lui répondre, lui di seulement, qu'il vouloit commencer à gouverner par lui seul son état, et qu'il en étoit tems, et qu'en tous lieux il lui témoigneroit qu'il étoit bon fils.

war. Der Günstling des Königs, welcher im Jahre 1618 die Tochter des Herzogs von Montbazon geheirathet und durch die Vereinigung mehrerer Statthalterschaften von Städten und Provinzen in seiner Person seine Macht wie seinen Einfluß ins Ungeheuere vermehrt hatte, hielt den Prinzen von Condé fortwährend in strenger Haft. Auch die Königin ward in Blois gleich einer Gefangenen behandelt und mit lauter Creaturen und Spionen des Günstlings umgeben; sie konnte sogar durch dringende Bitten die Erlaubniß, den König einmal zu besuchen, nicht erlangen. Es ward ihr in Blois endlich die Zeit lange, und da damals die Reformirten, einerseits vom Hofe, wo die Jesuiten und Luynes herrschten, auch sogar in Bearn verfolgt und geplündert, andererseits aber von Bouillon, Rohan und anderen Großen angetrieben und von fanatischen Predigern auf der Kanzel wie in Flugschriften aufgehetzt, im Begriffe waren, wieder zu den Waffen zu greifen, so knüpfte Maria aufs neue mit den Unzufriedenen an. Die Herzöge von Bouillon und Epernon waren Beide nicht allein erbötig, der Königin zu dienen, sondern auch im Stande, ihr beizustehen, weil der Eine in seinem Fürstenthum die Festung Sedan, der Andere in seiner Statthalterschaft die Citadelle von Metz inne hatte. Man kam überein, daß Epernon die Königin aus Blois entführen und an einen Ort führen sollte, wo ihre Freunde unter den Großen sich um sie sammeln könnten. Die Ausführung dieses Planes erfolgte in der ersten Woche des Februar 1619. Epernon selbst kam mit zweihundert Reitern nach der befestigten Stadt Loches, wohin der Erzbischof von Toulouse mit vierzig Rittern die Königin geleitet hatte, und von wo aus sie dann nach Angouleme gebracht wurde. Der angeführte rüstige Erzbischof war übrigens jener Herr von La Valette, welcher später als Kardinal dieses Namens im dreißigjährigen Kriege Heere commandirte.

Luynes und der König erschracken bei der Nachricht von der Flucht der Königin; denn sie fürchteten, daß jetzt ein neuer Bürgerkrieg und eine neue Anarchie ausbrechen würden. Sie beschlossen deshalb, sich des Bischofs von Luçon zu bedienen, um die Königin von offener Feindschaft abzuhalten. Der Herr von Tremblay, ein Bruder des nachher von Richelieu in den wichtigsten Staatsgeschäften gebrauchten Pater Joseph (s. S. 218 f.), wurde nach Avignon abgeordnet, um dem Bischof zu befehlen, daß er sich aufs

schleunigste zur Königin begeben solle. Richelieu eilte trotz der furchtbaren Winterkälte und des tiefen Schnees, der in den Gebirgen lag, zur Königin, um seine frühere Rolle wieder zu übernehmen. Er fand bei seiner Ankunft in Angouleme die Königin von Leuten umgeben, welche ihn und seinen Rath scheuten; er fand sie namentlich mit dem Herzog von Epernon innig verbunden, welcher den König unter dem Vorwande bekriegte, daß er nur Luynes bekriegen wolle. Richelieu lehnte unter diesen Umständen die ihm angetragene Stelle eines Kanzlers der Königin ab, um desto leichter zwischen Mutter und Sohn vermitteln zu können, da die Sache der Ersteren schlecht stand. Übrigens wurde bei allen solchen Streitigkeiten, bis endlich Richelieu und Mazarin den ewigen inneren Unruhen ein Ende machten, mit dem Könige, seinen Günstlingen, der Königin und ihren Verbündeten über Statthalterschaften, welche unabhängigen Fürstenthümern glichen, sowie über bedeutende Summen unterhandelt, um die unersättliche Habsucht der großen Herren zu befriedigen. Seit Heinrich's IV. Tode ward eigentlich nur der unglückliche Bürger- und Bauernstand regiert; der hohe Adel und die Geistlichkeit betrachteten ihre Mitbürger als Werkzeuge zur Gründung ihrer Größe. Die Königin besaß damals die Statthalterschaft der Normandie; diese wünschte Luynes, um sie einem der Seinigen zu übertragen. Er führte Krieg darum, und hatte Boulogne mit den Waffen genommen. Die Königin dagegen fand, daß Epernon in Metz zu weit von Angouleme entfernt sei, und wünschte ihn in ihrer Nähe zu haben. Dies war der Boden, auf welchem Richelieu als der Vertraute beider Theile den Vertrag zwischen dem Könige und den mit ihm verbundenen Großen einerseits und mit allen denen, welche gegen ihn stritten, andererseits schlauer Weise gründete.

Dieser Friedensvertrag wurde am letzten April 1619 abgeschlossen und im Anfange des Monats Mai ratificirt. In ihm ward zuerst denen, welche gegen den König für dessen Mutter gehandelt hatten, Vergebung zugesichert. Sie sollten nicht allein für ihre Person unbestraft bleiben, sondern auch ihre Stellen behalten. Der Herzog von Epernon sollte für Boulogne, welches ihm entrissen worden war, fünfzigtausend Thaler erhalten. Für die Statthalterschaft der Normandie aber, welche Luynes schon beinahe an sich gerissen hatte, sollte die Königin Anjou nebst den Burgen von Angers, Pont de Cé und

Chinon, sowie sechsmalhunderttausend Thaler erhalten. Nachdem der Frieden wieder hergestellt worden war, reiste der König nach Touraine, um seiner Mutter näher zu sein. Luynes wartete aber blos auf eine Gelegenheit, den König durch Wortbrüchigkeit aus der Verlegenheit zu ziehen; denn er hatte den Zweck, um dessentwillen er die Normandie an sich gebracht hatte, gänzlich verfehlt. Er hatte nämlich dafür die Statthalterschaft der Provence vom Herzog von Guise eintauschen wollen; der Letztere hatte aber seinen Antrag zurückgewiesen. Luynes versuchte nachher das Gleiche mit der Bretagne, konnte auch dies nicht durchsetzen, und tauschte endlich die Picardie ein, in welcher er schon viele feste Plätze besaß.

Frankreich war nach dem Frieden gewissermaßen zwischen den Großen von der Partei des Königs und seines Günstlings und denen, welche zur Königin Mutter hielten, förmlich getheilt, und beide Theile beobachteten einander wie feindliche Mächte. Die Königin beherrschte als Statthalterin Anjou und commandirte in Angers und anderen Städten. Ihr Beschützer Epernon und dessen Freund, der Herzog von Mayenne, herrschten in Guyenne, Poitou und Saintonge. In Bordeaux, Rochefort, La Rochelle und allen reformirten Plätzen regierten Rohan und Soubise fast ganz unabhängig als anerkannte Häupter der Reformirten. Im Herzogthum Bouillon und der Festung Sedan war der Herzog von Bouillon souveräner Fürst und Herr. Da beide Theile stets einer gegen den anderen Anschläge machten und sich sogar in kleinen Treffen bekämpften, so waren in dem Zeitraum, dessen Geschichte man besonders in Richelieu's Denkwürdigkeiten aufsuchen muß, der Bischof von Luçon, sein Freund dü Tremblay oder Pater Joseph und der Erzbischof von Toulouse, der nachherige Kardinal La Valette, als Intriguanten wichtig.

Richelieu erkannte, daß er nur durch Luynes emporkommen könne, welcher unmittelbar nach dem letzten Frieden neue Güter, Festungen und Statthalterschaften und endlich ein Herzogthum erhalten hatte. Da nun auch Luynes die Königin ebenso durch Richelieu zu beherrschen wünschte, wie er den König durch seine Creaturen und durch den königlichen Beichtvater beherrschte, so verständigten sich Beide mit einander, so sehr auch Einer den Anderen haßte. Die Unruhen und Kabalen dauerten indessen auch nach der Aussöhnung Beider fort. Luynes glaubte sich eine neue Stütze ver-

schaffen zu müssen, und setzte deshalb den früher auf der Königin Veranlassung verhafteten Prinzen von Condé in Freiheit (Oktober 1619). Dieser erließ aber alsbald ein für die Königin, die sich in Angers befand, sehr beleidigendes Manifest, und zwar zu derselben Zeit, als die Anhänger des königlichen Günstlings und die der Königin wieder gegen einander in den Waffen standen. Diesmal erlitt das Heer der Königin, weil es am nöthigen Schießbedarf Mangel hatte, bei Pont de Cé eine nicht unbedeutende Niederlage. Bei dieser Gelegenheit spielte der Bischof von Luçon eine so zweideutige Rolle, daß man den Ausgang des Treffens ihm allein zuschrieb. Ihm ward ferner vorgeworfen, daß er, um dem Könige und Luynes gefällig zu sein, der Königin, welche, wenn sie sich zu Mayenne oder Epernon begeben hätte, in den Provinzen Angoumois, Poitou und Saintonge leicht dreißigtausend Mann würde haben aufbringen können, den Rath ertheilt habe, in Angers zurückzubleiben, und zwar in demselben Augenblick, als das königliche Heer auf dem Marsche dahin war. Da Richelieu die Gunst der beiden streitenden Parteien suchte und durch Maria wieder an den Hof und ins Ministerium zu kommen hoffte, so bewog er die Königin zu einer neuen Aussöhnung, welche derselben die Aussicht verschaffte, wieder an der Regierung Antheil zu erhalten. Diese Aussöhnung, in Folge deren die Königin wieder nach Paris zurückkehrte, wurde am 10. August 1620 geschlossen.

Richelieu versichert uns, Vendome und andere Herren seien Schuld daran gewesen, daß die Königin nicht bessere Bedingungen erhalten habe, was gewiß der Fall gewesen sein würde, wenn Maria seinen Rath unbedingt befolgt hätte. Er und der Kardinal von Sourdis waren es jedoch, welche den Frieden im Namen der Königin unterschrieben. Richelieu hoffte schon damals, als die Königin mit ihrem Sohne nach Paris kam, nicht allein seinen Platz im Ministerium wieder zu erhalten, sondern auch vermittelst des geistlichen Ranges, welcher ihm versprochen worden war, der hergebrachten Sitte gemäß, den ersten Platz im Rathe einzunehmen. Man hatte ihm nämlich zugleich einen Platz im Rathe und die Kardinals-Würde versprochen. Da jedoch weder Luynes noch die beiden alten Minister Heinrich's IV., welche noch immer im Kabinet waren, einen ihnen an Geist, Schlauheit und Gewissenlosigkeit über-

legenen Kardinal, wie Richelieu war, neben sich oder eigentlich über sich dulden wollten, so mußte Richelieu sich vorerst vertrösten lassen.

Der Frieden mit der Königin war noch nicht vollzogen, als schon neue Streitigkeiten mit den Reformirten ausbrachen. Diese bildeten noch einen Staat im Staate; sie besaßen feste Städte, Sicherheits-Plätze genannt, hielten Truppen, hatten an den protestantischen Landherren und Statthaltern schützende Fürsten, und durften, vorgeblich der kirchlichen Angelegenheiten wegen, protestantische Landtage halten. Der Streit, den sie jetzt mit dem Könige hatten, war theils eine Folge davon, daß Ludwig und die Parlamente auf Betreiben der katholischen Geistlichkeit die Rückgabe der schon längst säcularisirten geistlichen Güter decretirt hatten, theils ging er aus dem Wunsche hervor, die ihrer Religion feindlichen Maßregeln des Hofes zu vereiteln, da dieser sogar statt des bisherigen protestantischen Statthalters von Bearn, La Force, ihnen einen katholischen aufdringen wollte. Was jene Maßregeln betrifft, so sollte, dem Frieden von Pont de Cé zufolge, nicht nur der Herzog von Mayenne die Statthalterschaft von Navarra und Bearn erhalten, sondern es sollten auch von den Protestanten die Kirchen und Kirchengüter herausgegeben und die öffentliche Übung des katholischen Gottesdienstes geduldet werden. Als die Protestanten die Herausgabe der Kirchen und Kirchengüter verweigerten, zog der König mit bewaffneter Macht gegen sie, setzte die Katholiken wieder in den Besitz der Kirchen und Kirchengüter, legte seine Truppen in Poitou und Guyenne in Garnison, und kehrte dann im November 1620 triumphirend nach Paris zurück. Dies weckte die Protestanten. Sie schrieben eine allgemeine Versammlung nach La Rochelle aus, und ließen sich weder durch die Verbote und Drohungen des Parlaments, noch auch durch die des Königs selbst davon abschrecken, diese Versammlung zu halten. Sie setzten noch im December ihre Berathschlagungen und endlich sogar ihren bewaffneten Widerstand gegen die Truppen, welche zur Ausführung der königlichen Befehle gesendet worden waren, fort. Am zweiten Tage des folgenden Jahres (1621) schrieb sogar der Herzog von Bouillon dem Könige von Sedan aus, er müsse, weil er selbst Protestant sei, auch einen Abgeordneten zur Versammlung in La Rochelle schicken; dies geschehe aber blos, um sich an die unterthänigen Vorstellungen seiner Glaubensgenossen anzuschließen, daß der König

doch nicht in der trügerischen Hoffnung, alle seine Unterthanen in Einem Glauben zu vereinigen, sein eigenes Ansehen in Gefahr bringen möge. Doch fügte Bouillon in seinem Brief noch den freundlichen Zusatz hinzu, daß er auf dieselbe Weise, wie er dem Könige zu einem milden Verfahren in Glaubenssachen rathe, auch die Protestanten habe bitten lassen, in der Treue und dem Gehorsam zu verharren, die sie dem Könige schuldig wären.

Die Protestanten im Norden und die meisten protestantischen Herren hielten für klüger, ruhig zu bleiben; die Protestanten des ganzen südlichen Frankreich dagegen setzten den Kampf fort. Sie hofften, da das stehende Heer des Reiches damals noch sehr unbedeutend war, ihre Burgen und Städte so lange vertheidigen zu können, bis der König aus Mangel an Geld, und weil das Aufgebot sich verlaufe, abziehen müßte. Rohan und sein Bruder Soubise waren die Führer der Schaaren der Unzufriedenen. Der König brachte gegen den März 1621 ein Heer zusammen, und schaffte bedeutende Summen an, um dasselbe zu unterhalten; es fehlte ihm aber ein tüchtiger Feldherr. Man schlug ihm dazu den Marschall Lesdiguières vor, welcher in der Provence commandirte. Dieser gab zu verstehen, daß für den Krieg mit den Reformirten eine Art von militärischer Dictatur oder mit anderen Worten die Wiederherstellung der Würde eines Connetable erforderlich sei. Er war zugleich so fein zu erklären, daß niemand als Luynes geeignet sei, diese Stelle zu bekleiden. Der Letztere war im Grunde schon Regent des Reiches, weil der König immer jemand nöthig hatte, der ihn und den Staat regierte. Wäre Luynes im Stande gewesen, den Krieg oder den Staat zu leiten, so würde das königliche Ansehen bei ihm ebenso gut bewahrt worden sein, als bei der Königin oder bei dem Prinzen von Condé. Allein er besaß weder Fähigkeiten noch auch Ansehen im Reiche, obgleich er seine beiden Brüder zu Herzögen gemacht hatte*). Man half sich deshalb dadurch, daß man dem

---

*) Das Urtheil in den Mémoires de Richelieu scheint uns so treffend, daß wir, anstatt selbst eines zu fällen, dasselbe anführen wollen: On pourroit, disoit-on, élever insensiblement le sieur de Luynes à cette dignité, de la quelle, bien qu'il fût très-indigne pour n'avoir ni l'expérience requise ni le courage, il avoit néanmoins tant de présomption que d'y oser aspirer, et espéra, qu'après avoir fait ses frères ducs et pairs il n'auroit

Marschall Lesdiguières, [welcher Protestant war, diese Würde unter der Bedingung des Übertritts zur katholischen Kirche anbot. Lesdiguières lehnte sie auf eine solche Weise ab, daß er zugleich für sich und für Luynes sorgte. Er erklärte öffentlich vor dem Könige, daß Luynes der einzige Mensch im Reiche sei, welcher die Stelle bekleiden könne. Diese Erklärung konnte also die Ernennung des königlichen Lieblings zum Connetable rechtfertigen; Lesdiguières selbst aber brauchte die Religion nicht zu verändern, und ward Generalfeldmarschall des Heeres oder mit anderen Worten der höchste Kriegsbefehlshaber nach dem Connetable.

Luynes, welcher hierauf im April 1621 an der Spitze des königlichen Heeres in Languedoc erschien, wird als Feldherr und sogar als Soldat von seinen Zeitgenossen getadelt. Nichtsdestoweniger war er im Ganzen den Reformirten überlegen, weil die Häupter der Letzteren, d. h. die mit Luynes nahe verwandten Prinzen Rohan und Soubise, nicht wie er über die ganze Macht ihrer Partei schalten konnten. Der Calvinismus war nämlich ebenso dem Republikanismus verwandt, wie der Papismus dem Despotismus; die protestantischen Städte Montauban, Nismes, Montpellier und Uzès glichen unseren deutschen Reichsstädten, da sie sich selbst regierten und nicht mit Unrecht gegen die großen Herren, welche die Truppen commandirten, sehr argwöhnisch waren; die adeligen Herren aber, welche in den kleineren Städten den Oberbefehl hatten, trieben Handel mit ihrer Religion und mit den ihnen anvertrauten Festungen, und ließen sich durch Geld, Rang und Stellen bewegen, die Religion zu wechseln und die königlichen Truppen einzulassen. Übrigens waren damals die sämmtlichen protestantischen Kirchsprengel in Bewegung und zum Theil unter den Waffen. Sie hatten den Herzog von Bouillon zu ihrem Oberanführer gewählt und, als dieser nicht gegen den König zu Felde ziehen wollte, Rohan nebst seinem Bruder Soubise an ihre Spitze gestellt. Der König, welcher Luynes begleitete, hatte schon am 27. Mai von Niort aus ein Manifest

pas difficulté de faire cela pour lui-même, auquel ce seul degré d'honneur restoit pour s'élever au-dessus d'eux; chacun favorisant d'ordinaire la faveur contribue au dessein du sieur de Luynes. On fit feinte néanmoins d'en donner le brévet au dit sieur de Lesdiguières sous condition d'être catholique.

erlassen, in welchem die Städte La Rochelle, St. Jean d'Angely und alle anderen, die es mit der Deputirten-Versammlung zu La Rochelle gehalten und den König nicht eingelassen hatten, des Verbrechens der beleidigten Majestät schuldig erklärt wurden. Das königliche Heer machte während der drei Sommermonate Fortschritte, unterwarf eine Anzahl Städte, und begann dann am 17. August die Belagerung von Montauban, der stärksten Festung der Reformirten nächst La Rochelle. Bei der Belagerung dieser Stadt zeigte sich Luynes ganz unfähig und, wie Richelieu und Andere sagen, sogar auch persönlich feige. Der Herzog von Rohan warf Verstärkung in die Stadt und machte Anstalt sie zu entsetzen; Luynes aber wagte nicht, den Angriff abzuwarten. Schon um diese Zeit waren die Herzöge von Bouillon, von Sully und von Chatillon ihrer Partei und ihrer Religion entfremdet worden, und Sully begab sich als königlicher Abgeordneter in die Stadt, um dieselbe zur Capitulation zu bereden. Er ward jedoch nicht gehört, und das königliche Heer zog im Anfange des November unverrichteter Sache nach Toulouse, wo es von dem katholischen Theile der Bevölkerung sehr gut aufgenommen ward. Eine ganz kleine Burg der Reformirten, das in der Nähe jener Stadt gelegene Monheur, widerstand den königlichen Truppen bis zum 12. December. Am 14. dieses Monats starb Luynes, welcher während der Belagerung erkrankt war.

Von jetzt an hörten die Reformirten nach und nach auf, einen Staat im Staate zu bilden, weil man die Ritterschaft durch dieselben Mittel von der freieren Religion abzog, durch die man in unseren Tagen sie von den freieren Verwaltungsformen entfernt. Man gewährte ihnen nämlich für sich, für ihre Familien und Creaturen Vortheile, und sie entsagten dafür dem Evangelium. Schon Luynes hatte, wie man in Richelieu's Denkwürdigkeiten liest, bei Gelegenheit eines Gespräches mit dem Herzoge von Rohan, der seinem Glauben treu blieb, ganz offen gesagt: „Die großen Herren werden, wie ich sicher weiß, wenn man die äußeren Vortheile, die sie suchen, ihnen gewährt von der Religion abfallen und euch allein lassen. Die Städte und Gemeinden werden Versammlungen halten und berathschlagen. Zu dem militärischen Gehorsam aber, welcher im Kriege erforderlich ist, wird niemand zu bringen sein." Nichtsdestoweniger dauerte auch nach dem Tode des Connetable der Krieg im Süden

fort, weil kein stehendes Heer vorhanden und der König mit dem Prinzen von Condé nach Paris gegangen war, wo dann die Königin, welche 1622 den Platz im Kabinet wieder erhalten hatte, und der Prinz von Condé sich bei dem schwachen Könige entgegen arbeiteten. Die Königin, welche sah, wie sehr es an den Mitteln zum Kriege fehlte, verlangte, daß man mit den Protestanten Friede machen solle. Der König zog aber auf Condé's Rath aufs neue gegen diese aus. Er war ganz unvorbereitet*); sein Heer wuchs aber unterwegs durch Zuzüge bedeutend an, und entriß den Reformirten zuerst in der Bretagne und dann auch in Languedoc und Poitou viele Städte und Burgen.

Wichtiger als die vom Könige gemachten Eroberungen, war der Umstand, daß der Marschall Lesdiguières, Heinrich's IV. Kriegsgefährte und einer der größten Feldherren seiner Zeit, ein Beispiel gab, welchem nachher alle reformirten Pairs, außer Rohan und Soubise, folgten. Lesdiguières trat nämlich, um Connetable zu werden, noch im achtzigsten Jahre seines Lebens zur römischen Religion über (Juli 1622). Die Herzöge von Bouillon, von Sully und von Chatillon folgten bald seinem Beispiele, weil man auch ihnen Vortheile gewährte, die ihnen mehr am Herzen lagen als das reine Evangelium. Den Übertritt Lesdiguières hatte die Königin auch aus dem Grunde gefördert, weil sie sehr ungern sah, daß der Prinz von Condé, welcher weder General noch Staatsmann war, sich dem Könige aufgedrungen hatte. In Folge des Abfalles der drei genannten Herzöge standen die Angelegenheiten der Protestanten im August 1622 in Poitou und Languedoc sehr schlecht. Lesdiguières mußte sich jedoch auf eine kurze Zeit entfernen, und Montpellier, welches seit dem 1. September belagert wurde, leistete einen unerwarteten Widerstand. Das Letztere gab dem neuen Connetable nach seiner Rückkehr Gelegenheit, zugleich dem Könige, dessen Heer immer mehr zusammen schmolz, und seinen ehemaligen Glaubensgenossen nützlich zu werden. Er bewirkte nämlich, daß die Reformirten unter leidlichen Bedingungen Frieden erhielten. Die Hauptsache dabei war freilich, daß der König vor Montpellier, welches von Rohan vertheidigt wurde, großen Verlust erlitten hatte und, da er im

---

*) Il partit de Paris plus-tôt en equipage de chasse que de conquérant.

September an der Einnahme dieser Stadt fast verzweifelte, sich gern mit Ehren aus der Sache zu ziehen suchte. Lesdiguières vermittelte, nachdem er mit seinen ehemaligen Freunden und Glaubensgenossen schon längst unterhandelt hatte, endlich einen kurzen Frieden. Rohan schloß denselben mit ihm ab, ohne vorher die Städte und die republikanischen Versammlungen der Deputirten zu befragen.

Dieser Frieden, welchen der König ohne Wissen des Prinzen von Condé durch den Connetable hatte vermitteln lassen, konnte freilich nicht von Dauer sein, weil Rohan in demselben nur für sich und seinen Bruder gesorgt hatte; er riß aber doch vorerst den König aus der Verlegenheit, und bewirkte zugleich, daß Condé sich von den Staatsgeschäften zurückzog, welche dann in Richelieu's Hände kamen. In dem Friedensvertrage ward den Reformirten die genaue Beobachtung des Edicts von Nantes aufs neue zugesichert und dem Prinzen Rohan außer anderen ihm und seinem Bruder gewährten Vortheilen die Summe von zweimalhunderttausend Thalern versprochen. Dafür verpflichtete Rohan sich nicht nur, den König in Montpellier einziehen zu lassen, wie wenn er diese Stadt erobert hätte, sondern er versprach auch noch, die Städte, welche in Waffen wären, dahin zu bringen, daß sie sich unterwürfen, die königlichen Truppen einließen und alle neuen Festungswerke schleiften. Als Condé von dieser Übereinkunft Kenntniß erhielt, versuchte er zuerst, dieselbe rückgängig zu machen, und da ihm dies nicht gelang, so verabschiedete er sich vom Könige, um nach Loretto zu pilgern und in Italien zu reisen. Übrigens ward den Reformirten, weil man sie nicht gern zur Verzweiflung bringen wollte, beim Abschlusse des Friedens (18. Oktober 1622) gestattet, Montauban und La Rochelle als Festungen besetzt zu halten und in Nismes, Uzès, Castres und Milhaud nur einen Theil der Befestigungen zu schleifen.

Zu derselben Zeit, als dieser Frieden geschlossen ward, erhielt Richelieu die Nachricht, daß der Pabst ihn zum Kardinal ernannt habe. Zwar hatte nicht nur der alte Kanzler Sillery sich dieser Ernennung widersetzt, sondern auch andere Herren hatten, als Sillery und sein Sohn vom Amte entfernt worden waren, aus Furcht vor dem energischen und sehr tüchtigen, aber auch sehr despotischen Manne, den Pabst davon abzuhalten gesucht, daß er den Bischof von Luçon zum Kardinal ernenne; allein der Einfluß der Königin

Mutter überwog alle Bemühungen von Richelieu's Feinden. Die Königin fühlte selbst, daß sie zur Leitung der Geschäfte nicht geeignet sei, und hoffte, wenn sie Richelieu in das Kabinet brächte, von ihm und durch ihn Alles, was sie wünsche, erhalten zu können. Darin fand sie sich freilich betrogen, sobald sie im Jahre 1623 endlich erlangt hatte, daß Richelieu in das Kabinet aufgenommen wurde. Richelieu hatte in demselben anfangs nur eine berathende Stimme; er brachte aber bald mehr als königliches Ansehen an sich, weil die politischen Verhältnisse Frankreich's seit dem Jahre 1623 so verwickelt wurden, daß selbst ein Fürst wie Ludwig XIII. die Unentbehrlichkeit des Kardinals einsehen mußte. Wir brechen daher auch die französische Geschichte gerade an dem Punkte ab, wo Richelieu's Unternehmungen uns auf die allgemeine Geschichte von Europa und auf das Ende des deutschen Krieges zurückführen. Ehe wir jedoch auf sie übergehen, müssen wir noch eine Übersicht der spanischen Geschichte seit Philipp's II. Tode geben.

3. Die spanischen Premier-Minister der ersten Jahrzehnte des siebenzehnten Jahrhunderts und der Kardinal Richelieu bis 1635.

Als Richelieu das Ruder des Staates fast gegen den Willen seines Königs erhielt, hatte er mit sehr großen Schwierigkeiten zu kämpfen. Er überwand diese unstreitig auf eine sehr rühmliche Weise. Wenn daher der Grundsatz unserer Tage, daß Alles, was zu einem politischen Zwecke führt, mag es moralisch noch so schlecht sein, als gut anerkannt werden müsse, wahr und recht ist: so würde man sehr Unrecht haben, den Kardinal Richelieu wegen seines harten, grausamen und despotischen Charakters und wegen der Mittel, deren er sich bediente, um sein Vaterland groß und mächtig zu machen, hart zu tadeln. Die Minister, welche gleichzeitig mit Richelieu in Spanien ebenso unbedingt, als er in Frankreich, ihren König und ihr Land regierten, vernichteten dort, was Philipp's II. Hochmuth und Unverstand nicht schon zu Grunde gerichtet hatte, während Richelieu das Volk und die Literatur der Franzosen auf diejenige Weise hob, wie seine Nation gehoben sein will, welche bis auf den heutigen Tag den Schein über Alles, das Wesen gar nicht liebt. Als Richelieu ans Ruder kam, waren die Großen mächtig und

hielten in ihren Herrschaften, Statthalterschaften und festen Plätzen eigene Truppen; der König dagegen war nicht nur ohne Heer und ohne Schatzkammer, sondern er wurde auch von Zeit zu Zeit durch die Bündnisse seiner Großen genöthigt, ihnen neue Statthalterschaften und Festungen einzuräumen. Außerdem waren die Protestanten zwar geschwächt, aber nicht gebrochen; die verwittwete Königin hatte ein Bedürfniß, Kabalen zu stiften, und begünstigte später ihren jüngeren Sohn, Gaston von Orleans, gegen den älteren. Die Parlamente endlich benutzten jede Gelegenheit, sich politisch geltend zu machen. Richelieu hatte allein das Interesse und die Einheit der Regierung, sowie die Macht der Krone aufrecht zu halten. Der König betrachtete ihn daher mit Recht als eine Stütze gegen seine Mutter, gegen seinen Bruder, gegen die Großen und gegen die Parlamente. Übrigens war Gaston lange Zeit für Richelieu aus dem Grunde sehr beschwerlich, weil des Königs Gemahlin, Anna von Östreich, erst spät einen Prinzen gebar, und folglich Gaston als Thronerbe galt.

In Betreff Spanien's war schon Heinrich IV. auf den Gedanken gekommen, die Stärke, welche Frankreich in den bürgerlichen und Religions-Kriegen durch die Wehrhaftigkeit aller Klassen der Nation und durch den Wohlstand, den Sully's Verwaltung seit 1600 herbeigeführt hatte, zu benutzen, um dem Habsburgischen Hause, welches beim Absterben des spanischen Zweiges eine Universal-Monarchie zu werden drohte, in Deutschland und in Italien die Bourbons entgegen zu setzen. Er war im Begriffe, an der Spitze der Protestanten und der mit Unterdrückung bedrohten kleinen Fürsten Deutschland's den Kampf gegen Spanien und Östreich, gegen Pfaffenthum und Autokratie zu beginnen, als er ermordet ward. Maria von Medicis dagegen begann ihre Regentschaft damit, daß sie sich an Spanien anschloß und die Verbindung ihres Sohnes Ludwig XIII. mit der spanischen Prinzessin Anna von Östreich, sowie ihrer Tochter Elisabeth mit einem spanischen Prinzen beschleunigte. Während nachher Richelieu, welcher lange Zeit hindurch den Charakter und das Treiben der mit dem Könige streitenden Großen und der Führer der Protestanten studiert hatte, durch jedes Mittel, mehrentheils aber durch unerlaubte, die Großen und die Protestanten demüthigte und ihrem Ehrgeize einen Spielraum gab, traten die spanischen Minister auf jede Weise in Philipp's II. Spuren. Sie beraubten, ohne gerade

so fanatisch zu sein als Philipp II., ihr Land der fleißigsten Bebauer, der betriebsamsten Handwerker, Künstler und Fabrikanten, mehr aus Habsucht als aus Aberglauben, und erbitterten in den Niederlanden, in Deutschland und in Italien Alles gegen die spanische Herrschaft.

Nach Philipp II., dem man Herrscher-Eigenschaften nicht absprechen kann, folgte Philipp III., dessen Phlegma und Unlust zu jeder ernsten Beschäftigung allen Glauben überstieg. Er liebte blos leeren Pomp und drückende Pracht, und wählte zu Premier-Ministern nur kleine Seelen, die ihn mit Jagd, kindischen Spielen, Witzen, Bällen und Festen unterhalten konnten. Die Minister Philipp's III., zuerst der Marquis von Denia, den er zum Herzoge von Lerma machte, dann des Letzteren Sohn, der Herzog von Uzeda, waren daher ebenso leer, als ihr phlegmatischer König. Man pflegt zum Beweise, wie Philipp's III. Natur durch seine mönchische Hof-Erziehung zu jedem Entschlusse und jeder Thätigkeit unfähig geworden war, zwei Anekdoten anzuführen, deren Wahrheit wir nicht verbürgen wollen, die aber bezeichnen können, welche Vorstellung man sich von ihm machte. Nach der einen wagte er aus Scheu vor seinem Vater nicht, nach den ihm vorgelegten Portraits zweier französischen Prinzessinnen seine künftige Braut zu wählen, sondern bestand darauf, daß sein Vater für ihn wählen solle. Nach der anderen hielt er einst lieber die Gluth eines Kohlenbeckens, welche ihm ein tödtliches Fieber zuzog, geduldig aus, als daß er dieses eher entweder hätte wegräumen lassen oder gar selbst weggeräumt hätte, als bis der Hofbediente, welchem der Etikette nach dieses Geschäft gebührte, aufgefunden war. Hätte ein solcher König einen Mann wie Richelieu gefunden, so würde er ganz geeignet gewesen sein, ein Land wie Spanien zu regieren, in welchem eine eiserne Hand nicht einmal, wie Bonaparte für Frankreich nöthig glaubte, mit einem sammetenen Handschuh bedeckt zu sein braucht; er fand aber nur einen Hofmann, keinen Staatsmann. Der Herzog von Lerma, welchem Philipp III. den Staat und sich selbst ganz unbedingt überließ, suchte Kardinal zu werden, weil er dadurch gegen die schlimmsten Folgen einer Ungnade gesichert werden konnte, und ließ sich, um dies zu erreichen, von seinem Bruder, dem Groß-Inquisitor, zu einer Verfolgung der Ungläubigen in Spanien oder der zum Christenthum gezwungenen

Mauren, Mauriken genannt, zu eben der Zeit bewegen, als er die Republik der vereinigten Niederlande anerkennen mußte und im Begriffe stand, sich in den deutschen Krieg zu mischen.

Die Mauriken, die man, weil sie den Schein des Christenthums angenommen und die Taufe erhalten hatten, eine Zeitlang in Ruhe gelassen hatte, waren allerdings von einem großen Hasse gegen die Christen erfüllt und wurden umgekehrt von diesen sehr gehaßt; man hatte aber von ihnen weder Verführungen zum Islam, noch andere Unruhen zu befürchten, weil sie von ihren Glaubensgenossen außerhalb Spanien's weit getrennt und unter sich selbst nicht verbunden waren. Es hieß zwar, daß hier und da einige unruhige Köpfe versucht hätten, mit den Osmanen oder mit den unter Philipp II. unbarmherziger Weise aus Spanien vertriebenen Mauren eine Verbindung anzuknüpfen; etwas Bestimmtes ließ sich aber darüber nicht angeben. Die Ritterschaft und alle Gutsbesitzer hatten das größte Interesse, die Mauriken zu schonen, weil diese allein die Kunst der Bewässerung verstanden und betrieben und, während die christlichen Spanier sich sonnten, den Boden fleißig bearbeiteten und die besten Pächter waren. Wüßte man nicht, wie ganz unbegreiflich sorglos und träge Philipp III. in allen wichtigen Dingen war, so daß er nicht einmal das, was ihm mündlich berichtet wurde, anhören wollte, so würde man nicht begreifen, wie er zugeben konnte, daß man unter seinen Augen mit einem so ansehnlichen Theile seiner Unterthanen auf die Weise umging, wie mit den Mauriken auf Antrieb eines alten, vor lauter theologischer Gelehrsamkeit blödsinnigen Geistlichen verfahren wurde. Nur so läßt es sich begreifen, wie Philipp seinem Minister die Vertreibung des fleißigsten Theiles der Bewohner von Spanien gestatten konnte, nachdem unter Karl V. und Philpp II. durch die Auswanderungen nach Amerika, durch die in Indien geführten Kriege, durch die nutzlosen Feldzüge in Afrika, Italien und Deutschland, durch den Krieg in den Niederlanden und mit den Mauren Spanien so sehr geschwächt worden war, und nachdem schon Philipp II. zu wiederholten Malen Tausende von Mauren aus dem Lande getrieben hatte.

Das Schicksal, welches unter der Regierung des Herzogs von Lerma den noch übrigen Rest der Mauren traf, ist für diejenigen Christen, die den Glauben auf Unkosten der Moral und der gesunden

Politik fördern wollen, noch schmählicher, als die Pariser Bartholomäus-Nacht. Wir dürfen dies nicht unbeachtet lassen, weil nur aus der Geschichte der drei letzten Habsburgischen Könige von Spanien sich erklären läßt, auf welche Weise im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts ebenso Spanien ein Spiel der europäischen Diplomatie ward, wie es heut' zu Tage die Türkei ist. In beiden Reichen war das alte Leben erstorben; nur der religiöse Fanatismus lebte noch und machte jede verständige Regierung unmöglich. Wir können übrigens der Verfolgung der Mauristen nur im Allgemeinen gedenken; das Besondere, vorzüglich die an den Unglücklichen verübten Unmenschlichkeiten, muß man im dritten Theile der Geschichte der Mudejarischen Mauren oder Mauristen vom Grafen Albert von Circourt oder am Ende des ersten Theiles von Watson's Geschichte Philipp's II. aufsuchen. Sonderbar war es dabei, daß gerade die Provinzen Valencia und Aragonien, welche der fromme Urheber der Gräuel verschont wissen wollte, am härtesten getroffen wurden, wie denn der Herzog von Lerma, welcher früher Statthalter von Valencia gewesen war, dort schon als solcher sehr harte Maßregeln ergriffen hatte.

Bereits unmittelbar nach Philipp's II Tode wurde allen denen, welche im ganzen Reiche trotz der erhaltenen Taufe noch maurische Sitten, Gebräuche und Religions-Ceremonien beibehalten hatten, angekündigt, daß sie nach Ablauf eines Jahres das Land verlassen müßten. Im Juni 1599 ließ der Groß-Inquisitor durch Missionäre, welche im ganzen Reiche umherreisten, bekannt machen, daß der Pabst aus Gnaden den Termin bis auf achtzehn Monate verlängert habe. Man fand jedoch die Zeit, wo der Krieg in den Niederlanden die ganze Kriegsmacht und Staatskasse Spanien's in Anspruch nahm, nicht geeignet, auch noch in Spanien selbst einen bürgerlichen Krieg hervorzurufen. Die Sache blieb daher auf sich beruhen, bis der alte Erzbischof von Valencia sie wieder in Anregung brachte. Don Juan de Ribero, Erzbischof von Valencia, Kardinal und Titular-Patriarch von Antiochia, hielt die Nähe von Leuten, welche nicht so fromm waren, wie er, für so gefährlich, daß er glaubte, man müsse die Hunderttausende, die der Teufel so hartnäckig mache, daß sie von römischen Dogmen und Ceremonien durchaus nichts wissen wollten, entweder todtschlagen oder doch von den Gläubigen

gänzlich trennen. Er überreichte daher dem König Philipp III. eine Denkschrift, in welcher er ihn aufforderte, um Christi willen gegen die Mauriskeu unchristlich zu verfahren. Dabei wollte er jedoch seines persönlichen Vortheiles wegen eine Einschränkung gemacht haben. Da nämlich die Güter seiner Kirche in Valencia und Aragonien lagen, so wollte er nicht, daß die dortigen Mauriskeu, d. h. diejenigen Einwohner, welche ihm am meisten und am besten steuerten, vertrieben würden. Er erklärte deshalb in seiner Denkschrift, die Mauriskeu seien da, wo sie unvermischt allein beisammen wohnten, weniger nachtheilig, als in den anderen Theilen des Reiches, in welchen sie mit den Gläubigen in unmittelbarer Berührung wären und also dieselben mit ihrem Unglauben ansteckten. Außerdem fügte er noch die Behauptung hinzu, er habe aus den Einkünften seines Bisthums bedeutende Geld-Summen auf ein Collegium für männliche und weibliche Glieder der Mauriskeu-Gemeinden verwendet, Alles sei aber fruchtlos gewesen. Wir bezweifeln, wenn auch nicht daß der Erzbischof das Geld wirklich hergegeben habe, doch daß dieses auf verständige Weise angewendet worden sei.

Als die erste Denkschrift keinen Eindruck machte, schickte der Erzbischof 1602 eine zweite ein. Wir halten es nicht der Mühe werth, die Gründe anzuführen, mit welchen der alte Mann seinen Antrag, Tausende von unschuldigen Menschen zu vertilgen oder zu vertreiben, unterstützte. Wir wollen nur zur Ehre der spanischen Nation erwähnen, daß auch diese zweite Denkschrift keine Wirkung hatte, weil zwei Geistliche, welche großen Einfluß auf den König hatten, die rechtgläubige Wuth des Erzbischofs von Valencia nicht theilten. Diese Männer waren der Beichtvater des Königs, Gaspar von Cordova, und der Kardinal Xavierra. Sie setzten den metaphysisch-theologischen und mystisch-scholastischen Gründen des Erzbischofs andere ebenso dunkle und unverständliche entgegen. Da diese für uns zu hoch sind, so wollen wir nur anführen, was sie vom politischen und staatswissenschaftlichen Gesichtspunkte aus dem Fanatiker entgegensetzten. Dies stimmte ganz mit dem überein, was die Ritterschaft von Valencia, die sich mit dem Verluste ihrer Einkünfte bedroht sah, durch eine Deputation hatte vorstellen lassen. Die beiden Geistlichen wiesen darauf hin, daß das Land öde liegen und die Fabriken und Manufakturen nebst dem Reis-Bau stille stehen

würden, wenn man nach der großen Abnahme der Bevölkerung, welche Spanien durch die maurischen Kriege, durch die Verfolgungen der Inquisition und durch die Auswanderungen nach Afrika, Asien und Amerika bereits erlitten habe, auch noch den Theil der Einwohner vertreiben wolle, der sich ausschließlich mit dem Landbau und den Gewerben beschäftige. Es war nicht schwer nachzuweisen, daß gerade die Mauriskeu weder alle Woche einige Festtage hätten, noch die Stiergefechte liebten, noch sich sonnten, anstatt zu arbeiten. Diese Menschen, sagten die beiden Geistlichen, seien der beste, ruhigste und ordentlichste Theil der Bevölkerung. Unter ihnen, hieß es weiter, befänden sich die erfindsamsten und geschicktesten Fabrikanten von Spanien, und es gäbe viele sowohl für das Bedürfniß im Inneren, als für die Ausfuhr bestimmten Fabrik- und Manufaktur-Artikel, welche blos von ihnen verfertigt würden. Es sei endlich ausgemacht, daß ohne die Kunstfertigkeit der maurischen Einwohner von Spanien und ohne ihren Fleiß ein großer Theil des Landes ganz wüste liegen, sowie unzählige Familien des höchsten Standes in tiefe Armuth sinken würden, weil diese blos von der Pacht ihrer Güter lebten.

Diesen Vorstellungen zweier Geistlichen und den Bitten der Ritterschaft von Valencia schenkte der König wenigstens so viel Aufmerksamkeit, daß er einen Aufschub gewährte. Jetzt bestürmte aber der Erzbischof von Valencia den König mit einer dritten Denkschrift über die Nothwendigkeit, alle Ungläubigen aus der Nähe der Gläubigen gewaltsam zu vertreiben, und erhielt an einem ebenso frommen und gründlich theologischen Gelehrten, als er war, eine mächtige Stütze. Dieser Geistes- und Standes-Verwandte Ribero's war der Bruder des allmächtigen Ministers, Don Bernardo de Sandoval, Erzbischof von Toledo, Groß-Inquisitor des Reiches und Kardinal. Er nahm sich der dritten Denkschrift Ribero's bei seinem Bruder an, und benutzte für seinen Zweck den Umstand, daß Emissäre des englischen Königs Jakob I. und des französischen Königs Heinrich IV. die Mauriskeu aufzuregen suchten. Einige Unvorsichtigkeiten der Mauriskeu, welche von den unzähligen Spionen und Horchern des Erzbischofs meisterhaft ausgebeutet wurden, gaben dem alten Manne Gelegenheit, über vierhundert Menschen einer Conspiration zu beschuldigen; und aus denen, welche verhaftet worden waren,

brachte man vermittelst des spanischen Kriminal-Verfahrens alles das heraus, was man wollte. Als Ribero seine dritte Denkschrift eingereicht und die Unterstützung des Groß-Inquisitors erhalten hatte, beschloß man, das Gehässige der Vertreibung der Mauriskeu auf den Pabst zu schieben. Der Groß-Inquisitor selbst reiste nach Rom, um von Paul V. ein Breve auszuwirken, welches bei einem Fürsten, wie Philipp III. war, seine Wirkung nicht verfehlt haben würde. Die beiden frommen und hochwürdigen Herren hatten sich jedoch in dem Pabste sehr geirrt; denn dieser wollte die spanische Sündenschuld nicht auf sich laden. Er verweigerte das gewünschte Breve, und als später Bleda, der uns diese Geschichte in ächt spanischer Manier berichtet hat, einen zweiten Versuch bei ihm machte, wurde derselbe sogar aus Rom fortgeschickt. Der Pabst hatte erklärt, die Mauristen wären durch die Taufe Christen, man müsse sie daher belehren und mit der Gottesverehrung der Christen auszusöhnen suchen.

Nach der Rückkehr des Groß-Inquisitors aus Rom halfen sich die Verfolger auf ihre Weise. Sie bestellten, weil der Pabst sich auf die Taufe der Mauristen berufen hatte, eine Commission von Theologen und Kanonisten, welche untersuchen sollte, wie es sich mit derselben verhalte. Diese Versammlung frommer und gelehrter Theologen, die Junta von Valencia genannt, theilte, nachdem sie im März 1607 ihre Berathschlagungen beendigt hatte, das Resultat derselben einer Executiv-Commission mit, welche der König zu Madrid niedergesetzt hatte. Für unseren Zweck genügt es, nur das End-Resultat der Berathungen jener Theologen anzuführen. Dieses lautete: „Man muß die den Mauren ertheilte Taufe für nichtig erklären, für Alle noch eine letzte Gnadenfrist auswirken, sie unterrichten und, wenn sie dann nicht eine neue Taufe begehren, insgesammt austreiben.“ Erst im Juli 1609 erklärte darauf der Herzog von Lerma seinem Könige, daß es unumgänglich nöthig sei, alle Mauristen aus dem Lande zu jagen. Der König gab, wie uns Bleda, der gottesfürchtige Geschichtschreiber gottloser Thaten, berichtet, eine Antwort, welche ihn und seine Regierungsweise vortrefflich charakterisirt. „Das gibt eine gewaltige Veränderung, sagte er; nun denn, Herzog, macht sie! (Grande revolucion; hazedlo vos, duque!).“ Am 4. August ward ein königlicher Befehl zur Vertreibung der Mauristen erlassen; und zwar sollte mit denen von Valencia der Anfang gemacht werden.

Nun mußten die Milizen von Valencia, Leon und Castilien, sowie die leichte Reiterei der Garde und die Schwergepanzerten Castilien's sich an der Grenze von Valencia lagern; dreiundsechszig Galeeren mit Truppen aber kamen von Majorka herbei, und vierzehn Galioten kreuzten zwischen Alicante und Algier. Don Augustino Mexia endlich, der als General lange und tapfer in den Niederlanden gedient hatte, wurde aus Antwerpen gerufen, um die Sache militärisch zu leiten. Dieser begab sich am 20. August selbst nach Valencia, um mit dem Vice-Könige und dem Erzbischof Abrede zu nehmen. Wie erstaunte er, als er zwar den Ersteren zu Allem bereit fand, den Erzbischof aber, der schon in seinen Denkschriften Valencia und Aragonien, wo die Güter seiner Kirche lagen, von der Vertreibung der fleißigsten Bewohner hatte ausgenommen wissen wollen, heftig dagegen protestiren hörte, daß man mit Valencia den Anfang machen wolle! Der Erzbischof sah jetzt auf einmal die Sache ganz ebenso an, wie die protestirenden Barone seines Landes. Er klagte, als der General keine Rücksicht auf seine Protestation nahm, den beiden rechtgläubigen und grundgelehrten Herren, die ihm bei seinem Treiben als Werkzeuge gedient hatten, seine Noth mit den Worten: „Hochwürdige Herren, so müssen wir denn also künftig von Brod und von Kraut leben und unsere Schuhe selbst flicken! (Padres, bien podemus de aqui adelonte comer pan e yervas y remendar los zapatos!).“ Die Ritterschaft von Valencia machte zwar noch einen Versuch, den Hof zur Zurücknahme einer Maßregel zu bewegen, durch welche sie zu Grunde gerichtet werden mußte; als aber der König auf seinem Entschlusse beharrte, steuerte sie sogar selbst einen Geldbeitrag zur Ausführung.

Vom 21. September 1609 bis zum ersten März 1610 wurde dann mit aller Strenge das Urtheil vollzogen, welches gegen die Mauriskeu als Ketzer, Abtrünnige, Verräther und Verbrecher der beleidigten göttlichen und menschlichen Majestät ausgesprochen worden war und sie zur Ausweisung nach Afrika verdammte. Sie sollten gehen dürfen, wohin sie wollten; von ihren beweglichen Gütern sollten sie soviel, als sie auf ihrem Rücken tragen könnten, von den Producten ihrer Felder aber das, was zu ihrem Unterhalte auf der Reise nöthig sei, mitnehmen dürfen; sie sollten endlich nichts vergraben, verbrennen oder vernichten dürfen, weil Alles, was sie zurück-

ließen, Eigenthum der Grundherren werden sollte. Wir haben über die Ausführung des Urtheiles die sehr parteiischen Berichte von Bleda und Fonseca, zwei Schriftstellern, welche jede Verfolgung und Ausrottung von Leuten, die nicht an päbstliche Ceremonien und Dogmen glauben, für sehr verdienstlich und wahrhaft christlich hielten. Soweit man nach diesen Berichten urtheilen kann, benahmen sich die Besitzer der Städte und Güter, deren Bewohner auf die grausamste Weise bedrängt und aller Habe beraubt an öde und wüste Küsten jenseit des Meeres gebracht wurden, sehr edelmüthig und menschenfreundlich, der König dagegen, sowie sein Minister und die Geistlichkeit roh und tyrannisch, das Volk endlich barbarisch. Die Beschränkung des Raumes erlaubt uns nicht zu schildern, welchen Jammer die Vertriebenen beim Antritte des Marsches, welche Mishandlungen sie während desselben erlitten. Sie wurden ja aus den paradiesischen Gegenden von Valencia in die unbewohnbaren Wüsten Afrika's versetzt, und priesen deshalb diejenigen glücklich, welche noch in der Heimath oder auch unterwegs grausam ermordet wurden. Um die Folgen andeuten zu können, welche diese christlich genannten Grausamkeiten für ganz Spanien hatten, wollen wir einige Zahlen mittheilen, wobei wir uns an die mäßigsten Angaben halten werden. Wie viele von den unglücklichen Maurisk　niedergesäbelt oder auf den Schiffen mishandelt und ins Meer geworfen wurden, wollen wir ebensowenig untersuchen, als wie viele von ihnen sich in den Gebirgen versteckten, wo sie endlich aufgerieben wurden. Wir wollen statt dessen nur die Zahl derer angeben, welche eingeschifft wurden, und darauf aufmerksam machen, daß ein großer Theil von diesen schon auf dem Meere durch Hunger und Mangel umkam, ein anderer den Beduinen der Küste in die Hände fiel und der Rest nachher ohne alle Hülfsmittel in der Wüste umherirrte. Man rechnet, daß im Hafen von Valencia zuerst etwa hundertundfünfzigtausend eingeschifft worden sind. Von diesen erreichten kaum zwei Drittel den Ort ihrer Bestimmung. Übrigens eignete sich der König alle diejenigen zu, die sich auf irgend eine Weise dem Transport entzogen hatten; sie wurden zu Galeeren-Sklaven gemacht. Wenn man diese und alle Anderen, welche entweder eingeschifft oder ermordet wurden, zusammenrechnet, so dürfte die Zahl von zweimalhunderttausend fleißigen Bewohnern, welche Valencia verlor, nicht unwahrscheinlich sein.

Die Folgen dieser militärischen Maßregel, welche zur Erhaltung der reinen Dogmatik des Christenthums ergriffen worden war, zeigten sich in Valencia gleich nach der Ausführung derselben. Dessenungeachtet ließen der König und sein Minister sich dadurch nicht abschrecken, auch aus Castilien, Andalusien, Murcia, Catalonien und Aragonien die fleißigen Bewohner auf gleiche Weise zu verjagen. Dies geschah in den genannten Ländern während des Zeitraums vom November 1609 bis zum September 1610. Während die castilianischen Mauriskeu bis zum 2. Januar 1610, wo das Verbannungs-Decret gegen sie erlassen wurde, dem, was über sie verhängt werden würde, ruhig entgegensahen, zogen aus Andalusien mehr als zwanzigtausend Mauriskeu, noch ehe es zu gewaltsamen Schritten gekommen war, nach Fez hinüber. Um gegen die Mauriskeu von Andalusien, sowie gegen die von Murcia strenger verfahren zu können, beschuldigte man sie einer Verschwörung; es ward ihnen nicht nur befohlen, das Land zu verlassen, sondern sie durften auch ihre kleinen Kinder nicht mitnehmen. Aus Andalusien, wo Alles schon längst vorbereitet war, zogen hierauf sechszigtausend Moslim nach Sevilla, von wo sie dann entweder nach Fez gingen oder sich in den afrikanischen Küstenstädten zerstreuten. Aus Murcia ließ Don Luis Fajardo sechstausendfünfhundertzweiundfünfzig Personen nach Algier bringen. Die castilianischen Mauren hatten damals schon längst Alles, was sie konnten, verkauft und sich, zwanzigtausend an der Zahl, zu Lande auf den Weg gemacht. Sie zogen bis an die Grenze von Navarra, wo sie jedoch erfuhren, daß die französische Regierung weder sie, noch eine andere Schaar ihrer Brüder, welche aus Aragonien kam, durch Frankreich ziehen lassen wolle. Auf diese Nachricht schifften sich vierundvierzigtausend Catalonier in Puerto de los Alfaques oder zu La Rapita ein; vierundsechszigtausend Aragonier aber schlugen den Weg nach Frankreich ein und gelangten elend und jammernd an die Grenze von Bearn. Hier erbarmte sich ihrer der protestantische Herzog La Force, Statthalter von Navarra und Bearn, und schloß, nachdem er die Erlaubniß der Regentin Maria von Medicis dazu eingeholt hatte, mit dem Marquis von Aytona einen Vertrag über ihren Zug durch französisches Gebiet. Die Franzosen verfuhren mit den fast aller ihrer Habe beraubten Vertriebenen nicht christlicher, als die Spanier. Die unglücklichen

Leute mußten eine gemeinschaftliche Kasse errichten, aus welcher für jeden Einzelnen von ihnen zehn Realen Passier-Geld bezahlt wurde. Dafür durften sie dann auf französischem Gebiet nach Agde ziehen, wo sie eingeschifft wurden. Als die Aragonier durchgelassen waren, konnte man den Castilianern, welche, hundertundfünfzigtausend Seelen stark, an der Grenze gewartet hatten, den Durchzug nicht verweigern. Diese wurden durch die Provinz Languedoc gelassen, deren General-Prevot, d'Augier, sich so empörende Erpressungen gegen sie erlaubte, daß er vor den Gerichten angeklagt und endlich vom Pariser Parlament als schuldig verurtheilt wurde.

In Spanien dauerte die Verfolgung noch zwei Jahre fort. Endlich ward verordnet, daß hinfort alle Mauristen, die man noch finden würde, Sklaven sein sollten. Über die Gesammtzahl der Einwohner, welche Spanien damals verlor, schwanken, wie dies mit solchen Zahlen gewöhnlich der Fall ist, die Angaben so sehr, daß es unmöglich ist, etwas Genaues zu bestimmen. Die wahrscheinlichste Angabe möchte, nach des Grafen von Circourt Untersuchungen, wohl sechsmalhunderttausend sein. —

Die Ermordung Heinrich's IV. von Frankreich befreite, wie wir früher (S. 58, 65 u. 337) gezeigt haben, den Herzog von Lerma, seinen König und das Haus Östreich von einer drohenden Gefahr und von einem Kriege, welcher unter Heinrich's Anführung hatte unternommen werden sollen. Unmittelbar darauf schien die Verlobung des jungen Königs von Frankreich mit einer spanischen Prinzessin und eines spanischen Prinzen mit Elisabeth von Frankreich, die beiden Staaten Spanien und Frankreich enge mit einander zu verbinden (s. S. 337). Auch blieben wirklich, so lange Maria von Medicis am Ruder war, beide Staaten in einem erträglichen Verhältnisse zu einander, ob sie gleich in Italien einer verschiedenen politischen Richtung folgten. Während der Herzog von Lerma und sein König über die Absichten des französischen Hofes beruhigt wurden, geriethen sie mit Karl Emanuel I. von Savoyen in einen Streit, welcher zwar durch Vermittelung des Papstes wieder beigelegt wurde, alsbald aber wegen des Besitzes von Montferrat von neuem ausbrach. Die Markgrafschaft Montferrat wurde zugleich vom Hause Savoyen und von dem in Mantua herrschenden Hause Gonzága in Anspruch genommen; Karl Emanuel hatte aber, um

den Zwist mit Mantua beizulegen, seine Ansprüche seiner Tochter Margaretha, welche mit dem Herzog Franz IV. von Mantua vermählt wurde, überlassen. Als der Letztere (1612) starb und keine anderen Kinder, als eine Tochter, hinterließ, folgte ihm in Mantua sein Bruder, der Kardinal Ferdinand; Montferrat aber, welches kein Mannslehen war, mußte seiner Tochter als Erbschaft zufallen. Indessen nahm nicht nur der so eben erwähnte Ferdinand Gonzaga Montferrat als Eigenthum seines Hauses in Anspruch, sondern auch Karl Emanuel, welcher als Großvater der Prinzessin die Vormundschaft führte, wollte, anstatt seiner Enkelin das Land zu übergeben, bei dieser Gelegenheit seine alten Ansprüche geltend machen. Da die Erbin von Montferrat nebst ihrer Mutter von Ferdinand in Mantua zurückgehalten wurde, so blieb dieser einstweilen im Besitze von Montferrat, das ihm der Kaiser als erledigtes Reichs-Lehen überlassen hatte. Er schickte jedoch einen Geistlichen an Karl Emanuel, um ihn zu bereden, daß er ihm die Hand seiner Tochter zusichere und dadurch den Streit über Montferrat beendige. Dieser Geistliche ward von Karl Emanuel so lange in Turin aufgehalten, bis ein savoyisches Heer gesammelt worden war, mit welchem dann der Herzog im April 1613 plötzlich Montferrat besetzte. Nur Casale ward durch den Herzog von Nevers, welcher ebenfalls ein Glied des Hauses Gonzaga war und sich damals zufällig in Italien befand, glücklich vertheidigt. Karl Emanuel gerieth durch die Besetzung von Montferrat mit Frankreich in Streit, weil der Herzog von Mantua ein Schwestersohn der Regentin von Frankreich war. Auch der König von Spanien war über das Verfahren des Herzogs von Savoyen heftig erbittert, weil er die Rechte des Kaisers zu wahren hatte. Karl Emanuel hatte es also mit den beiden Hauptmächten von Europa zu thun. Die Lage der Dinge in Frankreich war jedoch nicht von der Art, daß die Regentin, wie sie anfangs wollte, den Marschall Lesdiguières mit einem Heere nach Italien senden konnte; sie ließ sich daher durch diplomatische Künste täuschen und vertraute darauf, daß Philipp III. handeln würde.

Dürften wir diese Angelegenheit nebst allen den Kabalen und Intriguen, welche sowohl in Frankreich als in Spanien mit ihr verknüpft waren, ausführlich darstellen, so würde sich aufs deutlichste zeigen lassen, wie sehr Frankreich eines Richelieu bedurfte, und wie

tief Spanien gesunken war. Zuletzt mußte zwar der Herzog von Lerma — denn von Philipp III. kann gar nicht die Rede sein — ernstlich handeln; aber dies geschah auf eine zugleich lächerlich übermüthige und sehr ohnmächtige Weise. Der hochmüthige spanische Minister forderte, sowohl der Herzog von Mantua, als der Herzog von Savoyen sollten sich seiner Entscheidung unterwerfen, und beleidigte dann durch die Entscheidung beide Theile tödtlich. Ferdinand von Mantua wollte nicht, wie die Spanier forderten, seines Bruders Tochter nach Mailand schicken, und Karl Emanuel wollte Montferrat nicht räumen. Den Letzteren hatte man überdies dadurch sehr beleidigt, daß seinem Sohne, den er nach Spanien geschickt hatte, auf eine unwürdige Weise begegnet worden war. Er rüstete sich zu kräftigem Widerstande. Er warb nämlich nicht nur selbst ein Heer, sondern auch Moritz von Oranien lieh ihm Truppen, die französischen Reformirten in der Dauphiné und in Provence schickten ihm ein Hülfsheer, und die Venetianer versprachen ihm Geld. Es begann hierauf ein Krieg zwischen Karl Emanuel und den Spaniern oder vielmehr dem spanischen Statthalter von Mailand. Dieser Krieg dauerte vom Juni 1613 bis zum Juni 1615, ohne daß die Spanier irgend einen bedeutenden Vortheil erlangten. Ihr Statthalter in Mailand ließ sich daher im Juni 1615 bewegen, einen vom päbstlichen Nuntius vermittelten Frieden abzuschließen.

Dieser Frieden, welcher in Asti geschlossen ward, befriedigte keinen von beiden Theilen, und die Spanier, stolz auf die Vortheile, welche Spinola damals in den Niederlanden und in Deutschland erfochten hatte, riefen den Statthalter von Mailand ab. An seine Stelle wurde Peter von Toledo geschickt, um den Krieg wieder anzufangen, wenn Karl Emanuel sich die von ihm geforderten Demüthigungen nicht gefallen lasse. Der Letztere that dies allerdings nicht, weil er auf die Unterstützung der französischen Reformirten und besonders auf die Schweizer rechnete, welche er mit den zweimalhunderttausend Dukaten Subsidien, die Venedig ihm alle Monat zahlte, kaufen konnte. Der Krieg begann also aufs neue. Karl Emanuel war gleich anfangs (1616) im Felde unglücklich. Auch in den ersten Monaten des Jahres 1617 waren die Spanier dem Herzoge überlegen. Sie nahmen ihm Vercelli ab und drohten auch Asti zu besetzen. Jetzt aber änderte sich plötzlich die französische Politik. Der

Marschall d'Ancre hatte sich von Spanien gewinnen lassen und Maria von Medicis gegen den Herzog von Savoyen eingenommen. Luynes dagegen, der Vertraute des Königs, suchte diesen zu retten, und bewirkte, daß der Marschall Lesdiguières, damals noch Protestant und Statthalter der Dauphiné, welcher schon 1616 dem Herzoge auf eigene Rechnung siebentausend Mann zu Hülfe geführt hatte, die Erlaubniß erhielt, mit zwölftausend Mann zu Fuß und zweitausend Reitern über die Alpen zu gehen. Als Lesdiguières in Piemont erschien, hatte Peter von Toledo seine Spanier in Cantonnirungen vertheilt und besonders Alessandria stark besetzt. Der Marschall erkannte jedoch auf den ersten Blick, daß, wenn er ein bei Feliziano befestigtes Lager erstürme, die Vereinigung des spanischen Heeres unmöglich sein werde. Diese Erstürmung wurde unter der persönlichen Leitung des alten Marschalls glücklich ausgeführt. Sie gehört, da sie wegen der Nähe von Alessandria sehr schwierig war, zu den merkwürdigsten Kriegs-Unternehmungen des siebenzehnten Jahrhunderts. Sie ist außerdem auch dadurch merkwürdig, daß die berühmtesten Feldherren an ihr Theil nahmen. Der General Schomberg leitete nämlich das Geschützwesen, Karl Emanuel führte den Befehl über das Hauptheer, und der Marschall Lesdiguières, welcher vom Herzoge von Rohan begleitet war, commandirte die Vorhut.

Als Feliziano erobert war, wurde ein Posten nach dem anderen genommen, und die Spanier, welche über fünftausend Mann verloren hatten, mußten den beabsichtigten Angriff auf Asti aufgeben. Lesdiguières hätte damals gern die Gelegenheit benutzt, um Frankreich's alte Ansprüche an Mailand geltend zu machen; er wurde aber abgerufen, da Peter von Toledo in einen Waffenstillstand einwilligte und unter leidlichen Bedingungen Frieden versprach. Der Spanier machte sich, ehe der Marschall nach Frankreich zurückmarschirte, verbindlich, Vercelli zurückzugeben und einen großen Theil seines Heeres zu entlassen, wenn der Herzog von Savoyen ebenfalls die von ihm eroberten Plätze zurückgebe und einen Theil seiner Soldaten verabschiede. Der Frieden ward wirklich abgeschlossen; er schien aber für den stolzen spanischen Hof eine zu große Demüthigung zu sein. Lesdiguières war daher kaum in die Dauphiné zurückgekehrt, als der spanische Minister den Franzosen erklärte, daß er die Bedingungen des Friedens misbillige. Da jedoch die

Franzosen den Krieg zu vermeiden wünschten, so leisteten sie dem Herzoge von Savoyen Bürgschaft dafür, daß Spanien nicht weiter angreifen werde, und daß er Vercelli wieder erhalten solle. Dies geschah freilich erst im Jahre 1618.

Gleich darauf wurde ganz Europa durch den Sturz des Herzogs von Lerma in Erstaunen gesetzt, welcher bis dahin den König Philipp III. ebenso unbeschränkt beherrscht hatte, wie der Connetable Luynes den König Ludwig XIII. Lerma wußte, daß er durch seinen Stolz, seine Habsucht und besonders durch seinen königlichen Glanz und den Hof von Creaturen, mit dem er sich umgeben hatte, alle Großen des Reiches erbittert habe; er suchte sich daher auf doppelte Weise gegen das Schicksal zu sichern, welches so oft die Günstlinge schwacher Autokraten trifft. Er ließ sich zuerst vom Pabste die Kardinals-Würde ertheilen, wodurch er im ungünstigsten Falle berechtigt ward, sich nach Rom zurückzuziehen, und er umgab zweitens den König mit Leuten geistlichen und weltlichen Standes, deren Interesse nothwendig zu fordern schien, daß sie ihn selbst in Gunst erhielten. Der vornehmste unter diesen Creaturen Lerma's und zugleich der undankbarste war sein eigener Sohn, der Herzog von Uzeda, den er, da derselbe als junger Mann den König auf eine Art unterhalten konnte, wie es ihm selbst im Alter nicht mehr möglich war, über die Art und Weise belehrt hatte, wie Philipp gefesselt werden könne. Ein anderer Mann, durch welchen Lerma den König in seinem Interesse bewachen ließ, war der ganz beschränkte Mönch Ludwig Aliaga. Diesen hatte der Herzog an den Hof gebracht und durch Philipp zu dessen Beichtvater ernennen lassen, weil er recht gut wußte, daß Philipp gleich allen spanischen Naturen der Geistlichen bedurfte, um in gutem Verhältnisse mit dem Himmel zu bleiben, und daß also neben dem Günstlinge, welcher den ersten Platz beim Könige einnahm, der Beichtvater den zweiten Schlüssel zu seinem Herzen hatte. Neben diesen beiden Leuten waren noch Don Rodrigo de Calderona und der Herzog von Ossuna die Wächter und Schützer der Gunst des Herzogs von Lerma. Diesen hatte der König, seitdem Lerma die Kardinals-Würde erlangt hatte, nicht mehr so lieb, als früher, weil Philipp vor der geistlichen Würde zu viel Respect hatte, um noch ferner ganz vertraulich mit ihm umgehen zu können. Sobald die Großen merkten, daß Philipp

anfange, seinem Lieblinge die Gunst zu entziehen, trugen sie, unter ihnen selbst der Herzog von Uzeda, dem Könige alle Beschwerden über des Ministers Regierung vor. Lerma suchte darauf den Thronerben für sich zu gewinnen, wozu ihm seine beiden Neffen, der Graf von Lemos und Ferdinand Borgia, behülflich sein sollten. Lerma wurde also von seinem Sohne und von seiner Creatur, dem Beichtvater Aliaga, verrathen, während seine Neffen, die Kammerherren des Prinzen von Asturien, ihn unterstützten und den Thronerben für ihn einnahmen. Als das Letztere dem Könige merkbar wurde, gerieth er, der sonst in allen Dingen gleichgültig und leidenschaftslos war, plötzlich in Zorn und fing an selbstthätig zu werden. Dazu trug noch der Umstand viel bei, daß Philipp, so jung er damals auch noch war, doch schon den Keim des Todes in sich fühlte (er starb bald nachher in seinem einundvierzigsten Jahre), und daß er also ungern sah, wie man bereits auf seinen Tod Speculationen gründe. Er entfernte zunächst die beiden erwähnten Kammerherren seines Sohnes nebst einer Anzahl ihrer Freunde vom Hofe. Man erwartete, daß nun auch ihr Oheim Lerma sich zurückziehen werde; dieser klebte aber fest an seinen Gewohnheiten und blieb im Escurial, bis Philipp ihm ein eigenhändiges Billet schrieb, in welchem er ihm befahl, den Hof zu verlassen, jedoch so, daß er hingehen dürfe, wohin er wolle, und daß er Alles, was Philipp ihm geschenkt hatte, behalten solle. Lerma entfernte sich indessen nicht eher, als bis der Beichtvater des Königs erst noch einmal den vergeblichen Versuch gemacht hatte, diesen zu bewegen, ihn noch weiter zu dulden. Lerma wurde bei seiner Entlassung sowohl vom Prinzen von Asturien, als vom Könige mit großer Aufmerksamkeit behandelt. Wir begreifen übrigens nicht, wie die spanischen Biographen Lerma's und sogar Watson nach dem, was wir von der Vertreibung der Mauriskens und von dem Kriege in Italien erzählt haben, behaupten können, seine Regierung habe zum Verfall der Blüthe Spanien's wenig beigetragen, und diese sei ganz allein eine Folge der Umstände und Verhältnisse gewesen. In Betreff der Verschwendung, welche dem Herzoge von Lerma Schuld gegeben wird, mag dies freilich wahr sein; denn Verschwendung ist von einer gewissen Gattung der Monarchie und von den oberen Beamten derselben unzertrennlich, wie wir an England und Rußland sehen, die doch gewiß blühend sind.

Alle Ämter und Ehren Lerma's, ausgenommen die Stelle eines Hofmeisters des Prinzen von Asturien, erhielt sein Sohn, der Herzog von Uzeda. Dieser leitete also in den letzten Jahren Philipp's III. die Regierung. Er hatte dabei kein anderes Ziel, als sich in der Gunst seines Königs zu behaupten, und war deshalb auch nicht im Stande, aus Spinola's Feldherrn-Talent und aus den Vortheilen, welche die Tapferkeit der Spanier in Italien errang, den Nutzen zu ziehen, der daraus zu ziehen gewesen wäre. Es fehlte stets an Geld, und die wichtigsten Unternehmungen stockten, weil keine Befehle aus Spanien eintrafen, wo Alles nur darauf gerichtet war, dem melancholischen und phlegmatischen Könige die Zeit zu vertreiben. Die Hauptbeschäftigung eines Ministers, der nichts als ein glatter Hofmann war, bestand darin, daß er prächtige Feste anordnete und ihnen beiwohnte, glänzende und kostspielige Processionen veranstaltete und mit großem Aufwande Bälle, Stiergefechte und Turniere hielt. Es schien daher auch damals, als wenn sich ebenso in Italien, wie vorher in den Niederlanden, ein eigener Staat auf Unkosten Spanien's bilden werde. Zugleich wünschten auch die Portugiesen sich von Spanien wieder loszureißen. Der Bewegungen in Ober-Italien werden wir weiter unten gedenken, wenn von Richelieu's Kriegszuge die Rede sein wird. Hier wollen wir nur des Versuches erwähnen, Neapel der spanischen Herrschaft ganz zu entziehen.

Neapel ward im siebenzehnten Jahrhundert von spanischen Vice-Königen regiert, die sich ebenso, wie die französischen Statthalter der Provinzen, als unabhängige Fürsten fühlten und betrugen. Unter Philipp II. hatten zwei Vice-Könige aus der Familie der Grafen von Lemos sich große Verdienste um Neapel erworben. Namentlich hatte der zweite von ihnen, Peter di Castro, die Verwaltung, die Finanzen und vorzüglich das Studien-Wesen ganz vortrefflich geordnet, als er im Juli 1616 plötzlich abgerufen ward. An seine Stelle kam der Herzog von Ossuna, welcher bis dahin Statthalter von Sicilien gewesen war. Dieser hegte eine ganz besondere Feindschaft gegen die Venetianer, und suchte einen Krieg, den dieselben wegen der Uskoken, einer servischen Völkerschaft, mit dem nachherigen Kaiser Ferdinand II. hatten, sowie den Krieg mit dem Herzoge von Savoyen zu benutzen, um den venetianischen Handel

auf dem adriatischen Meere zu stören und, obgleich sein König mit Venedig im Frieden war, theils auf eigene Rechnung, theils vermittelst wilder Uskoken einen Seekampf mit Venedig zu führen. Er erlaubte den Uskoken in neapolitanische Häfen einzulaufen, venetianische Prisen aufzubringen und unter neapolitanischem Schutze zu verkaufen. Er ließ endlich sogar das Volk von Venedig gegen den herrschenden Adel aufregen. Er stiftete nämlich mit dem Vice-König von Mailand und dem spanischen Gesandten in Venedig, dem Marquis von Bedemar, dort eine weitgreifende Verschwörung. Diese konnte jedoch einer Regierung, wie die venetianische war, unmöglich verborgen bleiben, und sie ist deshalb auch nur wegen der grausigen Hinrichtungen, welche die schauderhafte Staats-Polizei von Venedig im Stillen vollziehen ließ, historisch merkwürdig.

Das Unternehmen des Vice-Königs ward in Spanien laut misbilligt, und der von ihm beleidigte Adel Neapel's schickte einen Mönch, welcher im Geruche der Heiligkeit stand, nach Madrid, um die spanische Regierung vor ihm zu warnen. Diese ließ sich zwar nicht zu der Meinung hinreißen, daß Ossuna, wie man ihm vorwarf, mit dem Volke, mit den Uskoken und sogar mit den Türken conspirire; sie beschloß aber doch seine Abberufung, und glaubte bei derselben mit sehr großer Vorsicht verfahren zu müssen. Don Gaspar di Borgia, welcher als Kardinal sich gerade in Rom befand, erhielt den Auftrag, ihn abzurufen. Dieser kam im Mai 1620 nach Neapel und merkte bald, daß Ossuna nicht Lust habe, seine Stelle aufzugeben, da derselbe, um die Nothwendigkeit seines Verbleibens in Neapel darzuthun, bald das Verhältniß zu den Türken, bald innere Angelegenheiten vorschützte. Der Kardinal stellte sich deshalb, als wenn er Ossuna's Gründe billige und nur als Rathgeber und Gehülfe bei ihm bleiben wolle, knüpfte aber unter der Hand mit dem muthigsten Theile des hohen Adels eine Verbindung an, besetzte dann in einer Nacht plötzlich die Burg der Stadt (Castel nuovo), und kündigte von dort aus auch den Commandanten der Kastelle St. Elmo und dell' Uovo an, daß er Vice-König sei. Ossuna ward erst durch den Donner des Geschützes von seiner Absetzung unterrichtet. Er gab sich vergebens Mühe, das Volk zum Aufstande gegen Borgia zu bewegen, und schiffte sich hierauf eilig nach der Provence ein, von wo er dann zu Lande nach Madrid

reiste. Hier ward ihm durch den Einfluß seines Schützers, des Herzogs von Uzeda, und der Creaturen desselben eine sehr günstige Aufnahme gewährt.

Im Februar des folgenden Jahres (1621) starb Philipp III., und mit der Thronbesteigung seines Sohnes, Philipp IV., welcher damals erst sechszehn Jahre alt war, trat eine gänzliche Änderung in der Leitung der Regierung ein. Das ganze Ministerium ward nicht allein mit Feinden der Herzöge von Lerma und Uzeda besetzt, sondern der Graf von Olivarez, welcher an der Spitze desselben stand, verhängte auch eine grausame Verfolgung über alle die, welche unter Philipp III. Antheil an der Verwaltung gehabt hatten. Dem Herzoge von Lerma wurde verboten, sich bei Hofe sehen zu lassen, und wenn er auch wegen seiner Kardinals-Würde weiteren Verfolgungen entging, so verlor er doch alle Güter und Pensionen, welche Philipp III. ihm verliehen hatte. Sein Sohn, der Herzog von Uzeda, wurde verhaftet, rettete sich aber aus dem Hause, wohin man ihn gebracht hatte, durch eine glückliche Flucht. Er ertrug sein Misgeschick mit weit weniger Fassung, als sein Vater, der ihm in einem Briefe bittere Vorwürfe darüber machte, daß er sich vom Schmerz über den Verlust der königlichen Gunst ganz niederdrücken lasse. Auch der Herzog von Ossuna und seine Freunde wurden verhaftet. Don Rodrigo de Calderona aber, welcher durch Lerma vom niedrigsten Stande bis zur höchsten Würde emporgehoben worden war, kam nicht so wohlfeil davon, als dieser sein Gönner. Er mußte vielmehr den Zorn büßen, welchen Lerma auf sich geladen hatte, obgleich man kein eigentliches Verbrechen auf ihn bringen konnte. Er war schon früher beschuldigt worden, die 1612 verstorbene Königin vergiftet zu haben, und nachdem man ihn zwei Jahre lang im Kerker gehalten, sowie nach spanischer Weise mit einem Kriminal-Proceß gequält und auf die Folter gebracht hatte, wurde er bald nach Philipp's IV. Thronbesteigung am 10. Oktober 1621 zum Tode verurtheilt und zwei Tage nachher hingerichtet. Der Beichtvater Aliaga, welcher trotz seiner Verbindung mit Lerma von diesem zu Uzeda übergegangen war (s. S. 352), wurde ebenfalls vom Hofe verwiesen und in sein Kloster zurückgeschickt.

Um dieselbe Zeit, als Olivarez an die Spitze der spanischen Regierung kam, trat auch Richelieu als Kardinal in das französische

Kabinet und ward dem König Ludwig XIII. unentbehrlich. Drei Dinge machten es in den Jahren 1622 bis 1630 durchaus nöthig, daß ein tüchtiger Staatsmann dem schwachen König Ludwig zur Seite stehe, und zwangen diesen, sich unter die Herrschaft eines Ministers zu fügen, wenn er nicht ein Opfer der Kabalen seiner Mutter und seines Bruders, sowie ein Spielzeug der Großen seines Reiches werden wollte. Zuerst regten sich immer noch von Zeit zu Zeit die halb republikanischen Reformirten, so lange sie noch einen Staat im Staate bildeten. Zweitens veranlaßten Maria von Medicis und ihr jüngerer Sohn, Gaston von Orleans, in Verbindung mit ehrgeizigen Großen sehr gefährliche Unruhen, bis endlich Richelieu Alles mit einem eisernen Scepter schlug. Drittens ward im Laufe des dreißigjährigen Krieges die Verbindung von Östreich und Spanien in Italien und Deutschland dem bisherigen Gleichgewichte der Mächte von Mittel-Europa gefährlich. Zu dem, was bereits oben (S. 347 ff.) von den Feindseligkeiten zwischen Spanien, Venedig und Savoyen berichtet worden ist, kam zu Richelieu's Zeit noch der Streit der mit Spanien verbündeten katholischen Veltliner mit den protestantischen Graubündnern, in welchen Streit auch die Venetianer verwickelt wurden.

Das **Veltlin** oder der schmale Streifen Land, der sich vom Comer See bis zur Tyroler Grenze erstreckt, trennte durch seine Thäler und Pässe das östreichische Gebiet vom Herzogthum Mailand; es verhinderte also einerseits die Verbindung der Östreicher und Spanier, und deckte andererseits den nördlichsten Theil des Venetianischen. Das Land selbst war im sechszehnten Jahrhundert Eigenthum der Graubündner Bauern geworden, welche es durch die von ihnen gewählten Landvögte schlecht regierten. Die Veltliner waren um so mehr unzufrieden, da sie und ein Theil der Graubündner (der graue Bund) der katholischen Kirche angehörten, die regierende Partei dagegen protestantisch war und mit unverständiger Strenge durch harte Strafen und durch Verbannung die unruhigen Gemüther im Zaume zu halten hoffte. Dies suchten nach dem Ausbruch des dreißigjährigen Krieges, als die spanischen Statthalter in Mailand und Neapel fast ganz unabhängig regierten, die Spanier zu benutzen, um sich einen Zugang zu Tyrol zu eröffnen und die Pässe, welche ins Venetianische führten, in ihre Gewalt zu bringen. Die Gelegenheit

dazu glaubten sie gefunden zu haben, als in Graubünden selbst die katholischen und protestantischen Einwohner mit einander zerfielen, und die Ersteren mit schauderhafter Grausamkeit verfolgt oder verbannt wurden, die Verbannten aber, die sich in der Schweiz aufhielten, mit den Spaniern gegen ihr Vaterland conspirirten.

Drei Jahre lang waren die Verbannten mit den Spaniern in Verbindung gewesen, und schon dreimal waren ihre Unternehmungen vereitelt worden, als es ihnen endlich gelang, im Verein mit den durch erbitterte Priester aufgeregten Landsleuten im Veltlin einen entscheidenden Streich auszuführen. Am 19. Juli 1620 drangen nämlich einige hundert Verbannte und die von ihnen in den Gebirgen angeworbenen Räuber und Vagabunden nach Tirano vor, wo diejenigen Landeseinwohner, die des protestantischen Druckes entledigt zu sein wünschten, sich mit ihnen vereinigten. In Tirano, Teglio und Sondrio wurden hierauf alle Protestanten, einheimische sowohl als fremde, auf die scheuslichste Weise gemordet. Im ganzen Lande fielen ähnliche Scenen vor. Tausende kamen um, und die Flüchtigen wurden sogar auf den höchsten Bergen, in Schluchten und Wäldern aufgesucht. Alles Eigenthum der Evangelischen, bewegliches wie unbewegliches, wurde weggenommen und öffentlich verkauft. Die Thäler der Grafschaft Bormio (Worms) blieben zwar vom Blutvergießen frei; alle ihre Amtleute aber wurden ausgetrieben, während es den bedrohten protestantischen Einwohnern selbst gelang, noch zu rechter Zeit zu ihren Glaubensgenossen in der Schweiz zu fliehen, wo sie besonders in Zürich Zuflucht fanden. Der Rädelsführer der ganzen Unternehmung, Robustelli, übernahm darauf als Landeshauptmann die Regierung im Veltlin, und schloß eine enge Verbindung mit denen, welche in Bormio die Gewalt hatten. Nur die Grafschaft Chiavenna oder Cläven verharrte in der Treue, und am See-Ufer, am Stein Corberio und in Chiavenna selbst wurde bewaffnete Mannschaft aufgestellt. Allein die aus drei kleinen Republiken bestehende Föderativ-Republik Graubünden war in ihrem eigenen Inneren getheilt. Der dritte Theil des Ganzen, der sogenannte graue Bund, war ganz katholisch, und auch in den anderen beiden Theilen gab es Katholiken, die sich über das, was geschehen war, freuten und natürlich keinen Rachezug mitmachen wollten. Dennoch zogen die Übrigen, welche die Minderzahl bildeten, gegen die Veltliner aus.

Sie hatten schon einen Theil des Landes wieder besetzt, als die Veltliner von Östreich und von den Spaniern in Mailand Hülfe erhielten. Dadurch wurden nicht nur die protestantischen Kantone der Schweiz, sondern auch die Franzosen und die Venetianer bewogen, sich der Graubündner anzunehmen. Ein Zug, welchen die Züricher und Berner 1620 nach Sondrio und Bormio unternahmen, war nicht glücklich. Die Graubündner suchten daher die Vermittelung der gesammten Eidgenossenschaft und Frankreich's. Die Spanier, welche schon zu Fuentes Zeit die Pässe zu befestigen gesucht und auf Mailändischem Gebiete das nach jenem Vice-Könige benannte Fort Fuentes erbaut hatten, beschlossen, als die Eidgenossenschaft zögerte, sich dies zu Nutze zu machen; und ihr Statthalter in Mailand, der Herzog von Feria, wünschte auf dem Boden der Veltliner neue kleine Forts zu errichten. Während daher von den Franzosen Bassompierre nach Madrid geschickt ward, um den König Philipp IV. oder vielmehr den zum Herzog erhobenen Olivarez, der sich jetzt Graf-Herzog nannte, dazu zu bewegen, daß er den Graubündnern und der Eidgenossenschaft wieder zu den verlorenen Stücken des Veltlin verhelfe, schloß der Herzog von Feria am 6. Februar 1621 mit den Gesandten des grauen Bundes und der Veltliner einen einseitigen Vertrag. Nach diesem sollten erstens das Veltlin und die Grafschaft Bormio den drei Bünden Graubünden's verbleiben, vor der Hand aber noch die spanischen Besatzungen behalten. Zweitens sollte alles Vorgefallene vergessen sein. Drittens sollten die geistlichen Gerechtsame dem Bischof von Como allein gehören; die Protestanten aber sollten keinerlei Berechtigung zum Gottesdienste haben und ihre Güter verkaufen oder doch jedes Jahr nur auf eine Dauer von vier Monaten besuchen, ohne einen Haushalt zu haben. Dieser Vertrag ward von den beiden anderen Theilen Graubünden's, dem Gotteshaus-Bund und dem der zehn Gerichte, misbilligt, und beide Theile griffen zu den Waffen. Es entstand ein förmlicher Krieg, in welchem der graue Bund und die Veltliner von den fünf katholischen Kantonen der Schweiz, die Protestanten dagegen von den übrigen Kantonen unterstützt wurden. Endlich war Bassompierre glücklich genug, in Madrid eine Beilegung des Streites zu bewirken, welche freilich von keiner Dauer war. Der von ihm am 26. April 1621 zu Stande gebrachte Vertrag enthielt folgende Bestimmungen: Alles solle auf

den alten Zustand zurückgeführt werden, von Rache und Strafe aber fernerhin keine Rede sein. In Glaubenssachen solle es so bleiben, wie es im Anfange des Jahres 1617 gewesen war. Den Veltlinern endlich sollten ihre alten Rechte durch Frankreich, die ganze Eidgenossenschaft und Wallis verbürgt werden.

Als die Schweizer und die protestantischen Graubündner, welche mit Recht fest überzeugt waren, daß die Spanier das Veltlin nicht gutwillig räumen würden, von diesem Stande der Dinge Kenntniß erhielten, entbrannten sie in Wuth, und die Gemeinden brachen mit ihrem Landsturm auf, um ihr Recht mit Gewalt durchzusetzen. Sie scheiterten jedoch vor dem Castell, welches die Spanier bei Bormio errichtet hatten, und ihr Unternehmen gewährte den Östreichern und Spaniern, welche von der Entschuldigung, daß die plötzliche Erhebung einer aufgeregten demokratischen Menge unmöglich zu verhindern gewesen sei, nichts wissen wollten, den erwünschten Vorwand, ihre Absichten mit Gewalt durchzusetzen. Spanische Truppen und ein Heer des Erzherzogs Leopold, welcher nach den von ihm als Bischof von Passau und Straßburg bestandenen Abenteuern (s. S. 65 f., 82—87 und an anderen Stellen) in Ty ol regierte, besetzten die nach Graubünden führenden Pässe, und riefen dann die Gesandten der drei Bünde nach Imbst in Tyrol. Hier erklärten diesen die Abgeordneten des Erzherzogs geradezu, daß, ohne weitere Untersuchung des Rechtes oder Unrechtes, das Münster-Thal, das Unter-Engadin und die acht Gerichte dem Hause Habsburg abgetreten werden müßten. Gleich darauf besetzten von der einen Seite Östreicher, von der anderen Spanier ganz Graubünden, und die Eidgenossen leisteten nur eine schwache Hülfe. An einzelnen Aufständen in den verschiedenen Gauen und Thälern fehlte es freilich nicht; die Graubündner mußten sich aber dessenungeachtet am 30. September 1622 in Lindau einen Vertrag vorschreiben lassen, wie Spanien und Östreich ihn verlangten. Dies weckte endlich die Venetianer und den Herzog von Savoyen, sowie auch, als Richelieu seine ministerielle Macht begründet hatte, die französische Regierung.

Richelieu fühlte sich endlich im Kabinet so sicher, daß er seinem Bisthum Luçon mit Sicherheit entsagen zu können glaubte, um als Schützer und Rathgeber des Königs den Staat zu regieren. Er hatte auf eine sehr schlaue Weise als Bedingung seines Eintrittes

in das Ministerium festgesetzt, daß alle wichtigen Angelegenheiten nicht im großen Minister-Rathe (conseil des dépêches), sondern zwischen ihm, dem Könige und einigen wenigen anderen Männern ausgemacht werden sollten. Die erste Angelegenheit, welche er in dieser Stellung ernstlich angriff, war die des Veltlin *). Richelieu beendigte daher die aufs neue ausgebrochenen Streitigkeiten mit den Reformirten, welche noch immer den Herzog von Rohan an ihrer Spitze hatten, und auf La Rochelle und die für diese Stadt zu hoffende Hülfe England's und Holland's vertrauten, so schnell als möglich, um seine ganze Aufmerksamkeit auf Italien richten zu können. Es wurde im Februar 1623 zu Paris eine Verbindung zwischen Savoyen, Frankreich und Venedig verabredet, damit man nöthigenfalls die Spanier und Östreicher mit Waffengewalt zwingen könne, das von ihnen besetzte Land zu räumen. Da König Ludwig und seine Verbündeten ebenso gute römische Christen waren, als die Spanier und Östreicher, so ward freilich zu gleicher Zeit ausgemacht, daß bei der Rückgabe des Veltlin an die Graubündner die kirchlichen Zustände so bleiben sollten, wie sie wären. Frankreich übernahm es, ein Heer von vierzig- bis fünfzigtausend Mann aufzustellen, um das Verabredete mit Gewalt durchzusetzen.

Vorerst kam es indessen nicht zum Kriege, weil Pabst Gregor XV. sich erbot, das Veltlin bis zur Entscheidung des Streites in Verwahrung zu nehmen. Dies geschah denn auch freilich; allein die Besetzung des Ländchens mit päbstlichen Truppen hinderte die Spanier nicht, neue Forts zu erbauen. Unter Urban VIII., welcher auf Gregor folgte, ließen die Veltliner sogar merken, daß sie gern der Kirche angehören würden. Die Franzosen wurden daher aus vielen Ursachen unzufrieden, daß päbstliche Truppen im Veltlin waren. Der Pabst bemühte sich indessen, wenigstens den Erzherzog Leopold dazu zu bewegen, daß er seinen Raub wieder fahren lasse. Auch

---

*) Ces affaires, heißt es in seiner dem Könige übergebenen Denkschrift, ne peuvent être attendues que du roi et du conseil, qui est auprès de Sa Maj., étant du tout impossible, que d'autres personnes le puissent faire d'autant qu'autrement; pendant qu'on prendroit une résolution au conseil des dépêches, on en pourroit prendre une autre contraire au conseil en présence du roi, et que celles qu'on prend sur les affaires du dehors dépendent de la disposition, dans laquelle on est pour celles du dedans.

gab dieser wirklich im April 1624 den Gotteshaus-Bund, den grauen Bund und die Herrschaft Maienfeld gegen eine Zahlung von zwanzigtausend Gulden wieder frei; er behielt aber noch immer die zehn Gerichte und das untere Engadin. Welches Schicksal diese von Protestanten bewohnten Gegenden traf, wird man daraus beurtheilen können, daß Leopold im August 1624 bekannt machen ließ, jeder Einwohner, der nicht innerhalb sechs Monaten katholisch werde, müsse das Land verlassen. Überdies mußte noch jedes Zehnt-Gericht siebenhundert Gulden zur Unterhaltung der Kapuziner bezahlen. Der Marquis de Coeuvres, französischer Gesandter in Rom, welcher ein ganzes Jahr lang die Veltliner Sache vergebens beim Pabste betrieben hatte, nahm endlich seine Zuflucht zu den Waffen. Damit man jedoch nicht an Spanien den Krieg zu erklären brauche, gaben Frankreich und Venedig nur Geld her, mit welchem Schweizer und evangelische Veltliner gemiethet wurden. Als das Heer aufgestellt war, kam Coeuvres aus Rom und übernahm das Commando. Er jagte zuerst die Östreicher aus Bünden, rückte dann im December 1625 über die mit tiefem Schnee bedeckten Hoch-Alpen, und säuberte das Veltlin in kurzer Zeit von den Spaniern und den päbstlichen Soldaten. Auf diese Weise entriß also Richelieu, ohne an einen Krieg mit den Spaniern oder Östreichern zu denken, den Ersteren das Veltlin und den Letzteren die zehn Gerichte wieder.

Der Herzog von Savoyen hatte vorher mit dem Connetable Lesdiguières in Susa, wo zwischen Venedig, Savoyen und Frankreich der Zug ins Veltlin ausgemacht wurde, einen anderen weit aussehenden Kriegszug verabredet, welcher gegen die Existenz von Genua und zugleich auch wahrscheinlich gegen das Herzogthum Mailand gerichtet war. Die Venetianer, welche von dieser Verbindung nichts gewußt hatten, unterstützten, als ihnen dieselbe kund ward, zugleich mit den Spaniern die Genuesen. Der Connetable Lesdiguières erschien 1625 plötzlich mit zwanzigtausend Franzosen, sowie Karl Emanuel I. von Savoyen und sein Sohn Victor Amadäus I. mit ihrem Heere vor Genua, und die Holländer hatten als Schützlinge der Franzosen diesen ihre Flotte geliehen. Die Genuesen wehrten sich jedoch sehr tapfer. Unter den Vertheidigern ihrer Republik zeichneten sich besonders die genuesischen Handelsleute in Spanien, welche einige Millionen an Geld schickten, sowie die Familie Doria, die

den Widerstand leitete, durch Aufopferung für die Vaterstadt aus. Die Feinde hatten geglaubt, Genua unvorbereitet überfallen zu können; sie sahen sich aber in ihrer Erwartung getäuscht, da die Spanier und Venetianer insgeheim die Genuesen, welche gewissermaßen von Räubern in der Nacht überfallen worden waren, unterstützten. Auch konnte sich glücklicher Weise der alte eigensinnige Lesdiguières mit Karl Emanuel und Victor Amadäus, welche Beide ausgezeichnete Generale waren, über die Art des Angriffes nicht einigen; dieser mußte daher für das Jahr 1625 wieder aufgegeben werden. Der Herzog von Savoyen wollte jedoch die gehoffte Beute nicht so leicht fahren lassen. Er entwarf deshalb mit Frankreich den Plan eines neuen Zuges für das Jahr 1626, und um dem Zwiste mit Lesdiguières vorzubeugen, wurde sein Sohn von Frankreich zum Oberfeldherrn aller in Italien dienenden Franzosen ernannt. Der ganze Plan mußte jedoch wieder fallen gelassen werden, weil man im Anfange des Jahres 1626 sich plötzlich über das Veltlin und über Genua einigte.

Diese friedliche Übereinkunft war ganz allein das Werk der beiden in Spanien und Frankreich unumschränkt herrschenden Minister, des Graf-Herzogs Olivarez und des Kardinals Richelieu. Der Erstere fürchtete mit Frankreich in einen offenen Krieg und dadurch in Deutschland, wo so eben Christian IV. von Dänemark im Felde erschienen war, in Verlegenheit zu gerathen; der Andere wollte, ehe er sich in den deutschen Krieg einmischte, neue Unruhen, welche in Frankreich entstanden waren, dämpfen. Auf Richelieu's Geheiß reiste Graf dü Fargis, französischer Gesandter in Madrid, im Winter nach Monzon, einem dem Minister Olivarez gehörenden Orte in Aragonien, wo dieser sich aufhielt, und hier einigte man sich dann über die Art und Weise, wie der Streit wegen des Veltlin beigelegt werden sollte. Unterzeichnet ward der Vertrag am 6. März 1626; doch wurden die Bedingungen desselben erst viel später bekannt. Diese hätten den deutschen Protestanten zeigen sollen, was sie wagten, als sie bald nachher ihre Sache einem Kardinal und seinem Pater Joseph (s. S. 219) anvertrauten. Durch den Vertrag von Monzon wurde nämlich allerdings die Herrschaft über das Veltlin den Graubündnern zurückgegeben, jedoch unter der Bedingung, daß im Veltlin und in den Grafschaften Bormio und

Chiavenna auf ewige Zeiten keine andere Religion als die römische, ausgeübt werden dürfe. Die Veltliner sollten den Graubündnern eine jährliche Abgabe zahlen, aber ihre Statthalter, Obrigkeiten und Richter, und zwar nur katholische, frei wählen dürfen. Dies Alles sollten die Graubündner anerkennen und bestätigen. Das Wichtigste war die Übereinkunft wegen der Forts, welche die Spanier in den Pässen erbaut hatten. Diese sollten dem Pabste übergeben werden, damit derselbe sie schleifen lasse.

In Jahre 1625 ließ Richelieu den Finanz-Minister La Vieuville, welcher ihm früher zum Sitze im Kabinet behülflich gewesen war, in einen Proceß wegen untreuer Verwaltung verwickeln und verhaften, weil derselbe nicht unbedingt seiner Meinung war. In dem nämlichen Jahre erregten die Protestanten aufs neue Unruhen. Sie hatten im letzten Frieden (s. S. 334 f.) eigentlich Alles erlangt, was von einer katholischen Regierung zu erwarten gewesen war; denn daß man oft nicht Wort hielt, daß man das Edict von Nantes verletzte, so oft dies möglich war, lag in den Verhältnissen und in den katholischen Ansichten, die sich ja auch noch in unserer Zeit überall kund geben. Der Hauptgrund der Unzufriedenheit der Protestanten war die unterlassene Schleifung der Burg St. Louis in der Nähe von La Rochelle, und die eigentlichen Urheber des Aufstandes, welcher 1625 in Poitou, Saintonge und Languedoc ausbrach, waren Rohan und sein Bruder Soubise. Da Richelieu damals den Kampf mit Spanien im Veltlin und in Italien aufnehmen wollte, so kam ihm die Empörung der Protestanten sehr ungelegen. Er kannte zwar die Ohnmacht des spanischen Reiches, dessen Truppen freilich damals einerseits noch die Pässe des Veltlin besetzt hielten, und andererseits unter Spinola den Verbündeten Frankreich's Breda entrissen *); nichtsdestoweniger sah er sich aber durch den Aufstand der Protestanten in den auswärtigen Unternehmungen gehemmt. Was diesen Aufstand betrifft, so war der Prinz von Soubise schon Ende 1624 mit seinen

---

*) Er sagt: Que les Espagnols n'avoient point d'argent ni en Espagne, ni en Flandres, ni en Italie, tous leurs peuples sont extrêmement mécontens de leur gouvernement, harrassés et ruinés des gens de guerre, qui n'ayant point été payés ont véou à discretion et à la foule, particulièrement en Flandre et en Italie.

Vasallen und Miethlingen im Felde erschienen, und Rohan war im nächsten Jahre dem Beispiele desselben gefolgt; La Rochelle aber und andere ganz reformirte Städte griffen erst dann zu den Waffen, als Soubise aus geraubten königlichen und Handelsschiffen eine ansehnliche Flotte gebildet hatte. Die Protestanten wollten die Schleifung der kurz zuvor erwähnten Burg erzwingen und den Katholiken in den protestantischen Orten die freie Religions-Übung, welche ihnen im letzten Frieden gewährt worden war, nicht zugestehen. Dies konnte Richelieu, welcher das monarchische Prinzip auf jede Weise geltend zu machen suchte, durchaus nicht zugeben. Es kam daher aufs neue zum Kriege. Die Protestanten hatten diesmal von Anfang an den Nachtheil, daß viele Herren ihrer Sache untreu geworden waren, daß der junge Herzog von Bouillon, welcher 1623 seinem Vater gefolgt war, gleichgültig zusah, und daß auch die protestantischen Städte, außer etwa La Rochelle, Castres und Montauban, nicht gern das, was sie einmal besaßen, auf ein Spiel setzen wollten, in welchem wenig zu gewinnen war.

Der Krieg wurde von den Protestanten anfangs zur See glücklich, zu Lande aber sehr unglücklich geführt. Nachher erhielt Ludwig XIII. nicht nur vom englischen König Jakob I, welcher durch eine zwischen seinem Sohne Karl I. und einer Tochter Heinrich's IV. verabredete Heirath mit den Bourbons ausgesöhnt wurde, eine Hülfsflotte, sondern auch die Holländer schickten ihm Schiffe, sowie einen Admiral, welcher den Franzosen ausgezeichnete Dienste leistete. Obgleich die Protestanten im Laufe des Jahres 1625 in große Verlegenheit gebracht wurden, so erkannte Richelieu doch, daß ihre völlige Unterwerfung, welche ohne eine sehr schwierige Belagerung von Montauban und La Rochelle nicht durchzusetzen war, zu einer anderen Zeit leichter bewerkstelligt werden könne. Er zeigte sich deshalb geneigt, Frieden zu gewähren, nahm sich aber dabei wohl in Acht, von ihnen Dinge zu fordern, welche mit der ihnen gewährten Duldung im Widerspruch standen. Er bediente sich ihres ehemaligen Glaubensgenossen, des alten Connetable Lesdiguières, welcher immer noch viele und mächtige Freunde unter ihnen hatte, um sie zur Unterwerfung bereden zu lassen. Die Unterhandlungen zogen sich in die Länge, und erst nachdem zu Anfang des September Soubise durch den holländischen Admiral völlig geschlagen und zur Flucht nach England genöthigt

worden war, betrieben beide Theile die Sache ernstlich. Im November 1625 ward endlich der Friede abgeschlossen, im Februar 1626 aber der Vertrag unterzeichnet. Nach diesem Vertrage verblieben zwar Montauban und La Rochelle vorerst noch den Reformirten als Sicherheitsplätze; aber auch die bei der letzteren Stadt gelegene königliche Burg ward nicht geschleift, und bei der zugesagten Aufrechterhaltung des Edicts von Nantes wurde nicht auf die Rechte der Protestanten, sondern auf die königliche Gnade verwiesen. Die Abschließung jenes Vertrages fand gerade einen Monat früher Statt, als Richelieu dem stolzen Spanien in Monzon Gesetze vorschreiben ließ. Beide Friedensschlüsse, der mit den Protestanten und der mit den Spaniern, zeigen auf eine merkwürdige Weise den Kardinal Richelieu als einen über die Vorurtheile seiner Zeit erhabenen Staatsmann; denn in dem einen bewies er den Protestanten Duldung, und in dem anderen sicherte er der päbstlichen Religion die Alleinherrschaft im Veltlin.

Dem Könige war von diesem Augenblicke an Richelieu als geschickter und unermüdeter Arbeiter, sowie als Gründer des überwiegenden französischen Ansehens in ganz Europa unentbehrlich. Richelieu wußte ihm auch einleuchtend zu machen, daß sein Bruder Gaston und seine Mutter, Maria von Medicis, gegen ihn conspirirten, um ihm ihre elenden Creaturen aufzudringen, die Regierung zu schwächen und dem Bruder des Königs einen Einfluß zu verschaffen, den derselbe nicht verdiente *). Den Charakter und das Verfahren des Kardinals wagen wir nicht zu vertheidigen; ausgemacht ist aber, daß es wohlthätig für Frankreich und selbst für den König war, daß Richelieu durch despotische Mittel die ganze Schaar von Intriguanten, die sich um des Königs Bruder und Mutter sammelten, von den Staatsgeschäften abhielt. Gaston, Herzog von Anjou und seit 1626 Herzog von Orleans, war bis 1638, wo endlich dem Könige ein Sohn geboren wurde, der Nächste zum Thron. Er war ein feiger, veränderlicher, kindischer Mensch ohne eigentlichen Willen, und doch sollte er gebraucht werden, um einen Minister zu stürzen,

*) Richelieu selbst sagt, sie hätten behauptet, die Reihe, gestürzt zu werden, sei jetzt an ihm; Villeroy und der Kanzler Sillery hätten den Herzog von Sülly vertrieben, dann habe der Kanzler Schomberg verjagt, La Vieuville den Kanzler, der Kardinal aber jenen.

welcher alle europäischen Minister, die holländischen etwa ausgenommen, weit übersah. Richelieu mag deshalb auch nicht Unrecht haben, wenn er in seinen Denkwürdigkeiten behauptet, es seien um 1626 alle diejenigen gegen ihn verbündet gewesen, welche seine Energie und die Größe Frankreich's gefürchtet hätten, oder unwillig gewesen seien, daß sie die Schwäche des Königs nicht hätten misbrauchen können *). Was man daher auch von Richelieu's Charakter, von seinem Despotismus, von den Mitteln, die er zur festen Gründung der Monarchie in Frankreich anwandte, von seiner Härte und Grausamkeit urtheilen mag, in unseren Tagen, in welchen überall der Zweck die Mittel heiligt, muß man eingestehen, daß die Nation und sogar der König ihm unendlich viel verdankten.

Richelieu hatte an Gaston und an Maria von Medicis, welche jetzt erst einsah, daß sie sich betrogen habe, als sie in ihm eine ihrer Creaturen ans Staatsruder zu bringen glaubte, nur schwache Gegner; sie und alle ihre Freunde waren stets von Richelieu's Spionen umgeben. Als daher der Marschall Ornano, welchem Richelieu selbst nicht nur die Befreiung aus der ihm von seinen Vorgängern bereiteten Haft, sondern auch die Stelle eines Vertrauten Gaston's wieder verschafft hatte, ihn stürzen helfen wollte, ward es dem Kardinal sehr leicht, bei dieser Gelegenheit ganz Frankreich durch die Bestrafung der ersten Großen einzuschrecken und dem Könige die Überzeugung beizubringen, daß er sein einziger Schützer sei. Der Bruder des Königs war nämlich zu solcher Niedrigkeit gesunken, daß die Königin Mutter und der König selbst ihm Leute zur Seite gaben, die ihn mit Strenge und Zucht halten sollten. Zu diesen Leuten gehörte eine Zeitlang auch der Marschall Ornano; als aber demselben ein Sitz im Kabinet verweigert ward und eine umfassende Verbindung sich gegen Richelieu gebildet hatte, wurde der Prinz durch Ornano und die übrigen ihm zur Seite gegebenen Männer in allen seinen Ausschweifungen unterstützt und endlich ermuntert, sich vom Hofe zu entfernen, um von einem anderen Orte aus die Verbindung mit allen Unzu-

*) Cette faction (heißt es vol. III. p. 48) étoit si grande, que non seulement les princes, les grands du royaume, les officiers de la maison du roi, les princesses et les dames de la cour et le parti Huguenot, mais aussi le duc de Savoie, l'Angleterre, le roi d'Espagne en étoient.

friedenen leichter unterhalten zu können. Gaston bediente sich dabei des Vorwandes, er werde am Hofe wie ein Kind behandelt und, trotz seines dringenden Verlangens, weder im Rathe, noch im Heere verwendet, ja man habe ihn sogar ohne feste Jahrgelder gelassen und dadurch in große Verlegenheit gebracht. Er wurde hierauf freilich sogleich in das Kabinet aufgenommen und mit Geld versehen; als er aber in seiner neuen Stellung fand, daß er unfähig sei, eine Meinung zu haben und zu äußern, so verlangte er, daß auch der Marschall Ornano einen Platz im Kabinet erhalte. Dies benutzte Richelieu, um den König gegen den Marschall als Conspiranten zu erbittern. Der König ließ hierauf am 4. Mai 1626 den Marschall zu sich rufen, ihn durch den Hauptmann seiner Garde verhaften und in dasselbe Zimmer bringen, in welchem einst auch der Herzog von Biron gefangen gehalten worden war (s. S. 26 f.). Ornano starb im Gefängniß. Es hieß nach seinem Tode, er sei vergiftet worden, diese Behauptung war jedoch wahrscheinlich ungegründet; denn der Kardinal hatte die auch bei uns zuweilen angewandte Erfindung gemacht, seine Gegner vor ein Gericht zu stellen, zu dessen Beisitzern ihm unbedingt ergebene Juristen gewählt worden waren, und er hätte folglich den Marschall nach Urtheil und Recht öffentlich hinrichten lassen können.

Nächst Ornano schienen dem Kardinal der Graf von Chalais, erster Kammerherr des Königs (grand-maître de la garderobe), welchem Ludwig XIII. sehr viel Vertrauen bewies, und zwei Halbbrüder des Königs, der Herzog von Vendome und der Groß-Prior von Vendome (s. S. 10 und 14), die gefährlichsten Gegner. Der Erstere war dem Bruder des Königs zur Seite gegeben worden, um denselben zu beobachten und von jedem seiner Schritte dem Kardinal Nachricht zu ertheilen; er war aber durch die Herzogin von Chevreuse, in die er sich verliebt hatte, zur Gegen-Partei hinübergezogen und in ein wider Richelieu angesponnenes Complot verwickelt worden. Dieses Complot stellt der Kardinal gefährlich genug dar*),

*) Voilà, sagt er, la plus effroyable conspiration, dont jamais les histoires aient fait mention, que, si elle l'étoit en multitude des conjurés, elle l'étoit encore davantage en l'horreur de son dessein; car leur dessein alloit non seulement à élever leur maitre (Gaston) au-dessus de sa condition, mais à abaisser et à perdre la personne sacrée du roi.

ohne auch nur zu erwähnen, daß es eigentlich gegen ihn allein gerichtet war. Der Graf von Chalais ward, um dem Könige seinen Bruder im gräßlichsten Lichte darzustellen, beschuldigt, daß er auf Gaston's Aufforderung es übernommen habe, den Kardinal öffentlich niederzustoßen. Nachdem der König in die größte Angst wegen der angeblichen Verschwörung seines Bruders gesetzt worden war, fragte er den Kardinal von Richelieu und den Marschall von Schomberg um Rath, was zu thun sei. Beide gestanden zwar ein, daß keine rechten Beweise vorlägen, riethen aber dessen ungeachtet, wenigstens auf staatspolizeilichem Wege vorzuschreiten. Der König ließ hierauf, blos der vorzunehmenden Verhaftungen wegen, Truppen nach Fontainebleau kommen; denn er traute seinem Bruder mehr Muth zu, als derselbe besaß. Der König glaubte, Gaston werde sich durch die Flucht retten und fern vom Hofe alle Unzufriedenen um sich sammeln. Dies geschah keineswegs, sondern Gaston blieb vielmehr am Hofe, wo er dann einige Zeit hindurch in Arrest gehalten wurde, bis man entweder die beiden Vendome oder den Grafen von Chalais dahin gebracht habe, daß sie sich als Zeugen gegen ihn gebrauchen ließen. Die beiden Vendome waren nämlich im Juni verhaftet worden, und der Kanzler Sillery hatte sich sogleich zu ihnen begeben, um Aussagen gegen den Bruder des Königs zu erhalten. Beide blieben dem Worte, welches sie dem Herzoge von Orleans gegeben hatten, standhaft getreu, obgleich die Commission, welche sie richten sollte, schon ernannt war und sie sich also mit dem Tode bedroht sahen. Hierauf wurde am 8. Juli der Graf von Chalais verhaftet und eine Anzahl von Rechtsgelehrten ernannt, um ihn zu verhören und zu richten. Die königliche Ordonnanz über diese Kriminalgerichts-Commission ward von dem Parlament der Bretagne einregistrirt, und auf diese Weise begründete man damals, zu Gunsten des Königs oder vielmehr seines jedesmaligen Ministeriums, das Recht, jeden Unterthanen seinem natürlichen Richter zu entziehen und von Leuten richten zu lassen, deren man sicher war.

Als man in den Herzog von Orleans drang und ihm besonders mit dem Vorwurfe zusetzte, er habe Richelieu zu Fleury in seiner Gegenwart ermorden lassen wollen, benahm er sich, wie man dem Kardinal Richelieu, der alles Einzelne genau aufzählt, wohl glauben kann und muß, äußerst erbärmlich. Er ließ sich auf jede Weise einschüch-

tern, und war nur in Betreff der ihm als Apanage anzuweisenden Herrschaften und Güter besorgt, keineswegs aber in Hinsicht auf das Schicksal der vielen angesehenen Personen, die sich mit ihm eingelassen hatten. Während daher Richelieu den Prinzen von Condé, welcher gern seine Tochter mit Gaston vermählt hätte, sowie viele andere Männer wegen einer Verschwörung, die zu Gunsten des muthmaßlichen Thronerben gegen den König angezettelt worden sei, verdächtig machte und eine Menge Leute gerichtlich verfolgen ließ, ward dem Haupt und Urheber der ganzen Sache Alles gewährt, was er nur wünschen konnte, damit er dadurch bewogen werde, diejenigen preiszugeben, welche Alles für ihn aufs Spiel gesetzt hatten. Dies gelang denn auch völlig. Gaston gestand in einem Bekenntnisse, welches er dem Könige und seiner Mutter in Gegenwart des Kardinals und des Justiz-Ministers (garde des sceaux) schriftlich und mündlich ablegte, nicht nur Alles ein, sondern er sagte auch noch mehr aus, als der Wahrheit gemäß war, und wälzte gleich einem Kinde alle Schuld auf den Grafen von Chalais. Dafür erhielt er dann die Herzogthümer Orleans, Chartres und Blois, sowie hunderttausend Livres, nebst anderen Rechten, Privilegien und Einkünften. Man ersieht hieraus, daß er zugleich mit seinem Bruder, dem Könige, in einer Anekdote, die wir nicht gerade verbürgen möchten, sehr gut charakterisirt wird. Es hieß nämlich, man habe den Plan gehabt, den König aus dem Wege zu räumen und dessen Gemahlin, Anna von Östreich, mit Gaston zu vermählen, und Anna selbst habe um die Sache gewußt; als ihr dies aber wieder erzählt worden wäre, sei sie mit Recht höchst unwillig darüber geworden und habe, wie Frau von Motteville sagt, zornig ausgerufen: „Bei diesem Tausche würde ich gar zu wenig gewinnen.“

Von Chalais suchte Richelieu, welcher schon am 11. Juli die Aussagen des elenden Herzogs von Orleans erlangt hatte, auf eine sehr unedle Weise ein Eingeständniß zu erhalten. Er verfügte sich nämlich, auf des Grafen von Chalais Ersuchen, am 3. August zu demselben in das Schloß von Nantes, wo Chalais gefangen gehalten wurde, um, was er aber freilich selbst nicht eingesteht, von ihm die Aussage zu erlangen, daß Gaston wirklich seinem Bruder nach dem Leben getrachtet habe. Chalais bekannte sich selbst mündlich und schriftlich für schuldig, sagte aber gegen den Bruder

des Königs nichts aus. Der König hätte, wie Richelieu selbst berichtet, gern den Grafen gerettet; bei dem Kardinal war aber keine Gnade. Chalais wurde am 19. August von der Commission als Majestäts-Verbrecher verurtheilt und, noch ehe der König am 24. Nantes verließ, hingerichtet. Auch der Graf von Soissons, nächst Condé der nächste Anverwandte des Königs, ward in die Untersuchung verwickelt; er flüchtete sich aber nach Neufchatel, welches damals noch dem Herzoge von Longueville gehörte. Auch eine ganze Zahl anderer Herren und Damen wurden das Opfer der Strenge Richelieu's; dieser wollte absichtlich Schrecken verbreiten und der Welt zeigen, daß weder Blutsverwandtschaft mit dem Könige, noch dessen persönliche Gunst diejenigen zu retten vermöge, welche des Ministers Zorn auf sich geladen hätten. Die beiden Brüder Vendome kamen wenigstens mit dem Leben davon; dagegen verloren sie ihre Freiheit. Der Groß-Prior von Vendome starb 1629 im Gefängniß. Er hatte sich bewegen lassen, seinen Bruder, den Herzog, an den Hof zu locken, indem ihm dafür von Richelieu die Reichsadmirals-Stelle, auf welche er längst gehofft hatte, versprochen worden war. Der Herzog, welcher seit seines Vaters Tode eher Herzog, als Statthalter der Bretagne war und sich gern dort behauptet hätte, wurde, als er der Aufforderung seines Bruders gefolgt war, verhaftet und erst 1631 wieder freigelassen.

Schlauer Weise hielt darauf der allmächtige Minister, welcher die Stände nicht zu versammeln wagte, eine sogenannte Notablen-Versammlung, d. h. er berief alle diejenigen zusammen, welche an dem Fortbestehen der alten Misbräuche das größte Interesse hatten. Er gab sich vor dieser Versammlung das Ansehen, als wenn er viele Verbesserungen im Reiche machen wolle, ohne zu bedenken, daß die Notablen gar keine ständischen Rechte, ja nicht einmal eine constitutionelle Existenz hatten. Er brauchte die Notablen-Versammlung, um, unter dem Vorwande großer Ersparniß, die Stellen eines Reichs-Admirals und diejenige eines Connetable, welche Letztere der alte Lesdiguières bis zu seinem Tode bekleidet hatte, abzuschaffen. Richelieu behauptete auch, daß er bei der königlichen Hofhaltung, sowie am Hofe der Königin Mutter ansehnliche Einschränkungen gemacht habe. Dadurch gewann er den Bürgerstand für sich, während die großen Herren knirschten, weil sie in ihm einen zweiten König er-

halten hatten, welcher mächtiger war, als der erste. Auch äußerlich zeigte Richelieu sich als König, da ihm, seitdem der Graf von Chalais und der Herzog von Orleans den Anschlag auf sein Leben gemacht hatten, eine eigene, aus achtzig Mann bestehende Leibwache gestattet worden war. Die Würde eines Reichs-Admirals eignete er sich im folgenden Jahre (1627) unter dem Titel eines Großmeisters und General-Ober-Inspectors des Seehandels und Schiffwesens von Frankreich zu. Später erhielt er auch noch die Würde eines Connetable unter dem Titel eines General-Stellvertreters des Königs beim Heere, jedoch ohne die Geldeinnahme, welche mit derselben verbunden gewesen war. Auch die Oberaufsicht über alle Collegien ließ Richelieu sich ertheilen.

Wie dem Kardinal seine Feinde im Inneren zum königlichen Ansehen verhalfen, so war ihm um dieselbe Zeit der Liebling des Königs von England, der Herzog von Buckingham, zur völligen Unterdrückung der politischen und militärischen Macht behülflich, welche die Reformirten nach den letzten Kriegen noch übrig behalten hatten. Dies führt uns auf die damaligen Verhältnisse Frankreich's zu England. Wir gedenken derselben jedoch nur im Vorbeigehen, weil wir im Folgenden auf sie zurückkommen müssen.

König Jakob I. von England hegte die Einbildung von einer göttlichen Gewalt der Könige, obgleich der Stolz auf ein unmittelbar von der Gottheit stammendes Regierungsrecht nirgends weniger am Platze war, als in einer auf dem Volkswillen ruhenden Monarchie; denn eine solche Herleitung der königlichen Gewalt war mit den seit alter Zeit fortbestandenen Rechts-, Gerichts- und Verwaltungs-Formen der Angelsachsen, die auch von den Normännern angenommen worden waren, durchaus nicht in Übereinstimmung zu bringen. In Folge dieser thörichten Einbildung hatte Jakob die Grille, daß die Vermählung seines Sohnes Karl I. mit einer spanischen Prinzessin ehrenvoller sein werde, als irgend eine andere. Er hatte Unrecht, weil er vergaß, welche unseligen Folgen Heinrich's VIII. Vermählung mit Katharina von Aragonien für England gehabt hatte (s. Th. XII S. 128 ff.), und weil er nicht bedachte, welche Gefahr damit verbunden sein werde, wenn die harten Köpfe der damals ganz fanatisch protestantischen Schotten und Engländer mit den spitzigen Köpfen der spanischen Theologen und Jesuiten zum Zusammenstoß gebracht würden.

Jakob ward von einer großen Zahl junger Leute umgeben, welche keine anderen Eigenschaften besaßen, als daß sie persönlich durch ihre Gestalt, ihre Manieren und die Kunst dem Könige zu schmeicheln gefielen. Unter diesen Leuten hat Buckingham vorzugsweise den unglücklichen Ruhm erlangt, den König mit dem englischen Volke unversöhnlich entzweit zu haben. Jakob hatte ihn vom Stande der Gemeinen erhoben und zum Baron gemacht; nicht lange darauf ernannte er ihn zum Grafen, zum Vicomte und zum Marquis, ertheilte ihm Sitz und Stimme im geheimen Rath, verlieh ihm den Hosenband-Orden und machte ihn, als der Graf von Worcester den Hof verlassen mußte, zum General der Cavallerie. Diese Stelle vertauschte Buckingham nachher mit der eines Reichs-Admirals, welche der Graf von Nottingham wider seinen Willen hatte aufgeben müssen. Nachdem auch der Kanzler Baco, welcher seine Erhebung ganz allein dem Marquis von Buckingham verdankte, durch diesen entfernt worden war, regierte Buckingham unumschränkt, vertheilte Ehren, Würden, königliche Güter nach Belieben, und trieb den König, dessen Schwächen er meisterhaft zu benutzen und dessen Stolze er zu schmeicheln verstand, zu Allem, was ihm einfiel.

Buckingham leitete den König auch in seinen Planen wegen der Verheirathung seines Sohnes und Nachfolgers. Drei Jahre unterhandelte man zuerst über die Hand einer französischen Prinzessin. Als diese Unterhandlungen 1617 von den Franzosen abgebrochen wurden, gab der Herzog von Lerma den Wink, daß man um eine spanische Prinzessin anhalten solle. Obgleich es den Spaniern damit offenbar nicht Ernst war, so gingen doch Jakob und sein Liebling in die ihnen gelegte Falle. Bis zum Jahre 1620 ward zwischen dem spanischen Bevollmächtigten Gondomar und dem englischen Gesandten Digby, dem nachherigen Grafen von Bristol, unterhandelt. Man erlangte von Jakob, daß er die Katholiken-Verfolgungen, die er seit der Pulververschwörung eifrig hatte betreiben müssen, einstellen ließ, und daß er sogar, durch spanische Versprechungen getäuscht, seinen unglücklichen Schwiegersohn, Friedrich V. von der Pfalz, nicht so kräftig unterstützte, als die englische Nation es wünschte und forderte. Philipp's III. Tochter, welche mit Jakob's Sohn Karl I. vermählt werden sollte, war erst zwölf Jahre alt; man wollte sie nicht gern den Ketzern überlassen; die sprüchwortlich gewordene Langsamkeit spanischer Bera-

thungen und Entschließungen hatte zur Folge, daß der Herzog von Lerma in Ungnade fiel, noch ehe abgeschlossen worden war, und daß Philipp III. starb, ohne seine Tochter mit dem englischen Prinzen vermählt zu sehen. Olivarez, der allmächtige Minister des folgenden Königs, Philipp's IV., nahm jedoch die Unterhandlungen wieder auf, und diesem schien es in der That Ernst zu sein. Der Graf von Bristol kehrte nach Spanien, wo er beliebt war, zurück und bewirkte, daß der König nicht nur die Hand seiner Schwester zusagte, sondern auch das Versprechen gab, sich in Deutschland, wo seine Truppen die Pfalz besetzt hielten, für den Pfalzgrafen Friedrich V. zu verwenden. Über die Angelegenheiten der Pfalz, über die Schwierigkeiten, welche Jakob wegen der Duldung der Katholiken machte, und besonders über die zur Schließung der Ehe erforderliche Dispensation des Pabstes wurde nachher vom März 1620 an noch drei Jahre unterhandelt, bis endlich der Graf von Bristol und sein College auf dem englischen Gesandtschafs-Posten im Anfange März 1623 frohlockend verkündigten, daß sie am lange ersehnten Ziel seien.

Gerade in diesem Augenblicke störte Buckingham durch seine Leichtfertigkeit Alles, was die beiden englischen Gesandten durch unablässige Bemühungen und durch bedeutenden Aufwand erlangt hatten. Der Prinz und Buckingham kamen nämlich auf einen abenteuerlichen Einfall, den sie niemanden, als dem Könige, mittheilten. Sie erschienen am 7. März verkleidet und unter angenommenen Namen in Madrid, um der Braut des Prinzen ihre Aufwartung zu machen. Mochte nun, wie es heißt, Gondomar zu der Reise gerathen haben oder nicht, diese romantische und geniale Erscheinung war in Madrid am wenigsten angebracht. Der Prinz, welchen nur das Romantische der Sache entzückte, fand freilich wegen des ritterlichen Einfalles bei den Spaniern Gefallen; anders verhielt es sich aber mit Buckingham, den sein König damals zum Herzog machte. Dieser wollte den Minister Olivarez verdunkeln, er zog sich dadurch viele Kränkungen zu, und die Heiraths-Angelegenheit ward in ihrem Fortgange gehemmt. Der spanische Minister, welcher bereits mit dem Grafen Bristol über gewisse Bedingungen übereingekommen war, begann mit dem Prinzen und mit Buckingham Alles noch einmal in Berathung zu ziehen. Die Sache war also im Juli noch nicht beendigt, zumal da selbst dann, als König Jakob alles Mögliche bewilligt hatte, Olivarez

wieder neue Forderungen vorbrachte. Endlich kam man dahin überein, daß die Vermählung in Spanien, nicht in England vollzogen werden solle, sowie daß die Prinzessin noch bis zum Frühling in Spanien verweilen und zwei Millionen Dukaten als Mitgabe erhalten solle. Jetzt vereitelte ein thörichter Einfall Buckingham's noch einmal Alles. Man war zuletzt mit dem Grafen Bristol übereingekommen, daß vierzehn Tage nach dem Eintreffen der päbstlichen Dispensation die Hochzeit Statt finden solle, und daß drei Wochen darauf die Vermählten nach England abreisen sollten. Gerade in diesem Augenblicke, wo endlich der spanische König ernstlich daran dachte, etwas für den unglücklichen Pfalzgrafen Friedrich V. zu thun, beredete Buckingham den gleich ihm höchst leichtsinnigen Prinzen zu dem Entschlusse, auf eine ebenso abenteuerlich übereilte Weise abzureisen, als er gekommen war. Buckingham, welcher den Sohn ebenso wie den Vater leitete, hatte einen doppelten Grund, die Rückkehr nach England zu wünschen. Er durfte erstens, da sein ganzes Verdienst in seinem persönlichen Einflusse auf den König bestand, diesen nicht lange aus den Augen lassen; und er ward zweitens am spanischen Hofe, wo man den Prinzen selbst sehr in Ehren hielt, ziemlich verächtlich behandelt. An dem Letzteren war sein leichtfertiges und anstößiges Benehmen, sowie die Unverschämtheit, mit welcher er auftrat, Schuld. Selbst Graf Bristol und sein College waren über ihn erbittert, weil er alle ihre Bemühungen störte und sie um die Frucht ihrer diplomatischen Künste brachte. Gegen Olivarez benahm Buckingham sich so, daß König Philipp und Prinz Karl sich oft ins Mittel legen mußten, um nur ein äußerlich leidliches Verhältniß zwischen Beiden zu erhalten. Nach dem Tode des Pabstes Gregor XV., welcher die Dispensation zur Heirath ertheilt hatte, war von dessen Nachfolger, Urban VIII., sogleich das Versprechen gegeben worden, dieselbe in wenigen Tagen einzusenden; nichtsdestoweniger beharrte Prinz Karl auf seinem Entschlusse abzureisen. Er bediente sich dabei des Grafen Bristol, um den spanischen Hof zu täuschen. Der Graf erklärte nämlich einerseits, daß Karl von seinem Vater abgerufen worden sei; er kam aber andererseits mit dem Könige von Spanien dahin überein, daß die Hochzeit vierzehn Tage nach Ankunft der päbstlichen Dispensation durch Procuration gehalten und der Prinz dabei durch Philipp oder durch dessen Sohn Don Carlos vertreten werden solle.

Dies war eitele Lüge, und man wird leicht begreifen, wie sehr der König, sein Minister und die stolze spanische Nation beleidigt wurden, als sie schon aus dem Briefe, welchen die Engländer vor ihrer Abreise geschrieben hatten, den wahren Verhalt der Sache erkannten.

Nach der Schilderung der Abschieds-Scene zwischen Olivarez und Buckingham, die auch bei Lingard zu finden ist, sollte man fast vermuthen, daß beide Theile schon vor der Abreise des Prinzen fest entschlossen waren, die ganze Sache abzubrechen. Es heißt nämlich, Buckingham habe, indem er sich gegen Olivarez wendete, gesagt, dem Könige, der Königin und der Prinzessin werde er sich stets als unterthänigen Diener beweisen, ihm nie; der Graf-Herzog aber habe geantwortet, er fühle sich durch dieses Compliment geehrt. In der That ließ der Prinz, schon ehe er sich einschiffte, von Segovia aus durch einen Boten dem Grafen von Bristol befehlen, die Vollmacht, nach welcher der König des Prinzen Stelle bei der Einsegnung vertreten sollte, nicht zu übergeben, weil er erfahren habe, daß die Prinzessin gleich nach der Ceremonie in ein Kloster gehen werde. Als der König dem Grafen überzeugend bewies, daß niemand an etwas dieser Art gedacht habe, wählte man ein anderes Mittel, durch welches der König aufs empfindlichste beleidigt ward. Graf Bristol war nämlich, als man gewiß wußte, an welchem Tage die päbstliche Antwort eintreffen werde, mit Philipp übereingekommen, daß er die Vollmacht Ende November feierlich übergeben wolle, und daß am 2. December die Trauung sein solle. Hierauf wurden alle Anstalten zur Vermählung getroffen und namentlich der spanische Adel zu derselben eingeladen, als plötzlich Eilboten aus England eintrafen, welche dem Grafen von Bristol den Befehl überbrachten, die Vollmacht nicht eher zu übergeben, als bis Philipp ihm die schriftliche Zusicherung ertheilt habe, daß er zur Befreiung der Pfalz die Waffen ergreifen wolle. Da nun der König von Spanien schon früher dem Prinzen Karl sein Wort gegeben hatte, daß er, sobald nur erst die Heirath geschlossen sei, die Angelegenheit der Pfalz ganz nach dessen Wunsch ordnen wolle, so wurde er natürlich durch eine solche Zumuthung sehr erbittert und trat jetzt ganz zurück. Die Infantin legte den Titel einer englischen Prinzessin ab, und von der Heirath war keine Rede mehr, zumal da im März 1624 auch das englische Parlament Buckingham's Betragen billigte.

Buckingham bewog hierauf seinen König, die Spanier endlich seines Schwiegersohnes wegen in Deutschland und als Verbündeter des Hauses Nassau in den Niederlanden durch Truppen, welche mit englischem Gelde geworben waren, befehden zu lassen und dem dänischen Könige Subsidien für seinen Krieg mit dem Kaiser zu gewähren. Dies geschah jedoch blos des englischen Volkes wegen. Die Hauptangelegenheit Jakob's und Buckingham's war seit 1624 die Vermählung des Prinzen Karl mit der vierzehnjährigen Schwester des französischen Königs, Henriette Maria. Diese Verbindung wurde im Grunde auch von französischer Seite sehr gewünscht; die unvorsichtige Heftigkeit aber, mit welcher Jakob und sein unleidlicher, allgemein verhaßter Liebling die Sache betreiben ließen, hatte zur Folge, daß auch die Franzosen ihre Prinzessin dem Könige von England so theuer als nur immer möglich zu verkaufen suchten. Das englische Volk und die anglikanischen Priester waren damals ebenso fanatisch, als die Spanier und ihre Hierarchen; der König vermehrte daher durch die Zugeständnisse, die er in Betreff der Katholiken vorher den Spaniern gemacht hatte und jetzt auch den Franzosen machte, den Haß, den man bereits aus vielen Ursachen auf ihn geworfen hatte. Als Richelieu sah, welch große Bedeutung Jakob auf die Vermählung seines Sohnes mit einer Prinzessin aus einem recht alten Königshause legte, so verlangte er, daß Alles, was in dem Madrider Heirathsvertrag zu Gunsten der englischen Katholiken festgesetzt sei, auch in den Pariser Vertrag aufgenommen werden solle. Dies setzte den englischen König in nicht geringe Verlegenheit, weil sich seit dem Abschlusse jenes Vertrages Vieles geändert hatte. Er half sich auf eine Weise, welche in England ungemein großen Unwillen erregte. Er schloß nämlich eigenmächtig einen geheimen Vertrag mit Frankreich, der nur von ihm, seinem Sohne und einem einzigen Staats-Secretair unterzeichnet wurde und daher unconstitutionell war. Auch dieser Vertrag, welcher viele Zugeständnisse in Betreff der alten Lehre enthielt, genügte der französischen Regierung noch nicht, sondern Jakob mußte außerdem noch die ausdrückliche Erklärung geben, daß er alle gefangenen Katholiken in Freiheit setzen, alle Geldstrafen, die von ihnen bezahlt worden seien, zurückerstatten und die freie Übung der katholischen Religion künftig nicht mehr stören wolle. Erst nachdem Jakob dies Alles zugestanden hatte, wurde endlich im November 1624 die Ehe geschlossen

und die Vermählte, welche bald nachher (Februar 1625) durch Jakob's Tod Königin wurde, nach England gebracht. Die Prinzessin liebte ihren Gemahl, der sie von Dover abholte, ganz aufrichtig; die Engländer betrübten aber das Kind (dies war sie noch) gleich bei ihrem Empfange dadurch, daß sie sie von ihrer französischen Begleitung trennten und in einen Wagen mit lauter Engländerinnen setzten. Der Schluß des sechszehnten Buches von Richelieu's Denkwürdigkeiten ist voll Klagen über die Unart der Engländer und über die Wohnung, Begleitung und Unterhaltung, die man der neuen Königin anbot. Ein unglücklicher Umstand war es dabei, daß die Königin wegen der Pest, welche damals in London wüthete, nicht sogleich nach der Hauptstadt gebracht werden konnte. Wenn man übrigens Richelieu's Klagen liest und den damaligen Zustand des englischen Luxus mit dem jetzigen vergleicht, so möchte man fast glauben, es seien seit jener Zeit ein halbes Dutzend Jahrhunderte verflossen.

Der Herzog von Buckingham gab sich alle Mühe, das gute Verhältniß zwischen dem Könige und seiner jungen Gemahlin zu stören, weil er ihr anstatt der drei französischen Damen, die sie mitgebracht hatte, seine Frau, seine Schwester und seine Nichte aufbringen wollte. Drei französische Gesandte, welche in England waren, konnten durch keine Mittel die Zulassung jener Französinnen erhalten, weil man von ihnen Gefahr für die Religion befürchtete. Dies machte die Prinzessin natürlich unzufrieden. Buckingham wollte aber, sie solle lustig sein; er schalt sie und drohte ihr, als sie betrübt blieb, auf eine recht grobe Weise *). Bald ward der häusliche Zwist zu einem politischen. Der französische König schickte nämlich einen Gesandten, welcher nicht blos in Betreff der Hofhaltung und Umgebung der Königin Forderungen machte, sondern auch Begünstigungen für die englischen Katholiken und die Herausgabe der von Soubise geraubten Schiffe verlangte. Über diese Dinge ward lange gestritten, da Richelieu damals noch dem Bruche auszuweichen suchte,

---

*) Buckingham, pour la combler de tristesse, lui dit, que le tems de l'affliction pour lui étoit venu, qu'elle ne seroit plus traitée en reine, mais comme elle le méritoit! A quoi elle lui repondit fort sagement et modestement.

welchen Buckingham's Betragen gegen die englische Königin herbeiführen mußte.

Richelieu wollte gleich nach der Verschwörungsgeschichte, in welche der Bruder seines Herrn verwickelt wurde, die politische und militärische Macht der Reformirten gänzlich vernichten, ohne jedoch dabei die Duldung, welche diesen im Edict von Nantes gewährt worden war, zu verletzen. Buckingham verhalf ihm jetzt zu seinem Zwecke gerade dadurch, daß er denselben vereiteln wollte und nicht konnte. Der unwürdige Liebling des englischen Königs wollte nämlich gerade in dem Augenblicke, als er die französische Nation durch sein Betragen gegen die Prinzessin empfindlich gekränkt hatte, mit fürstlichem Glanze am französischen Hofe erscheinen. Er soll dabei die Absicht gehabt haben, die Bekanntschaft mit der Königin Anna von Östreich, die er bei seiner ersten Anwesenheit in Paris gemacht hatte, fortzuspinnen. In allen Geschichten wird dies berichtet, und es wäre auch von einem Manne, wie Buckingham war, wohl zu glauben; die Sache ist aber keiner näheren Prüfung werth. Der französische Gesandte gab dem hochmüthigen Manne zu verstehen, daß man ihn am französischen Hofe nicht gern sehen werde. Er that dies auf eine so derbe Weise *), daß dadurch die Unterhandlungen zwischen Frankreich, Holland und England wegen einer engeren Verbindung, welche mit Dänemark zu Gunsten Friedrich's V. von der Pfalz geschlossen werden sollte, scheiterten. Dies geht daraus hervor, daß Richelieu dem Gesandten Vorwürfe machte, weil er so gerade heraus geredet habe.

Richelieu hatte damals den Plan entworfen, die Macht der französischen Reformirten ganz unmerklich zu brechen und ihren Synoden und Provinzial-Zusammenkünften die politische Bedeutung zu rauben. Er zeigte sich dabei als wahren, über die Vorurtheile eines Kanzlers Marillac und anderer Mitglieder des Ministeriums weit erhabenen Staatsmann **). Haupthindernisse der Vernichtung der poli-

*) Buckingham montra un cœur si envénimé contre nous en Hollande, il ne revint pas en Angleterre avec dessein de nous y faire mieux.

**) La plus grande difficulté, sagt er selbst, que le cardinal eut à surmonter, fut dans le conseil du roi, où les principes par un trop

tischen Macht der Reformirten waren die Seestadt La Rochelle, welche eine Art von Republik bildete, und der Einfluß, den der Herzog von Rohan und sein Bruder Soubise übten. Der Letztere war freilich überall, wo er sich gezeigt hatte, unglücklich und ungeschickt gewesen, und hatte sich endlich nach England flüchten müssen; Rohan aber war an der Spitze aller Städte und Bergbewohner von der Provence an bis zu den Pyrenäen auch noch dann furchtbar geblieben, als La Rochelle sich gefügt hatte. Diese Stadt war schon 1625 von den Franzosen unter dem Marschall von Themines so sehr bedrängt worden, daß sie am 5. Februar 1626 den ihr von diesem gewährten Frieden angenommen und sich dazu verstanden hatte, nicht nur ihre Verbindungen mit den anderen festen Orten in Languedoc, der Provence und Dauphiné ganz aufzugeben, einen königlichen Commissär aufzunehmen und sich mit ihren alten Stadtrechten zu begnügen, sondern auch keine Kriegsschiffe mehr zu halten, die öffentliche Religions-Übung der Katholiken zu dulden und die seit 1598 eingezogenen Kirchengüter herauszugeben. Dieser Frieden, welcher im November 1626 bestätigt wurde, war von keiner Dauer, weil Buckingham 1627 auf den Gedanken, als Gesandter an den französischen Hof zu gehen und dort als Richelieu's Nebenbuhler aufzutreten, zurückgekommen war und aufs neue abgewiesen wurden. Buckingham versprach jetzt den Herzögen von Soubise und Rohan seine Unterstützung, erschien mit einer englischen Flotte an der französischen Küste, und ließ zugleich bei den Herzögen von Lothringen und Savoyen zu Gunsten der Reformirten intriguiren.

Als die Engländer unter Buckingham's Befehl an der französischen Küste landeten und sich eines Forts auf der Insel Ré bemächtigten, bewog Richelieu den König, den er, aus Furcht vor dem Einfluß der Königin Mutter und ihrer Creaturen, nicht gern aus den Augen ließ, im Juli 1627 mit ihm gegen die Feinde zu Felde zu ziehen. Richelieu begann sogleich eine Belagerung von La Rochelle, welches

---

ardent et précipité désir de ruiner les Huguenots, ou par foiblesse, ou par une trop bonne et fausse opinion, qu'ils avoient de l'Espagne, vouloient à quelque prix que ce fût, qu'on s'accommodât avec elle, sans se soucier de se relâcher à des choses désavantageuses à la réputation du roi, lesquelles ils estimoient recompensées les par le moyen, que cette paix donneroit au roi, d'employer toutes les forces pour nettoyer le dedans de son royaume.

beschuldigt wurde, den Engländern Vorräthe zugeführt und folglich den ihm im vorigen Jahre gewährten Frieden verletzt zu haben. Richelieu umschloß die Stadt mit einem Landheere, und ließ dann ebenso, wie der Herzog von Parma vor Antwerpen gethan hatte (s. Th. XIII. S. 213 ff.), ein kolossales Werk in der See errichten, um die Stadt auch von dieser See her ganz abzuschneiden. Der Kardinal, dessen Leibwache damals bis auf zweihundert Musketiere und zwei Compagnieen Reiter vermehrt wurde, spielte bei der Belagerung von La Rochelle zugleich den Generalissimus und den Admiral, noch ehe er diese Titel erhalten hatte. Er beschloß, die Stadt auszuhungern, weil sie ihrer Lage wegen mit Gewalt schwer einzunehmen war. Nachdem also La Rochelle zu Lande längst eingeschlossen worden war, begann Richelieu am 1. December 1627 auch den Bau eines Dammes im Meere. Die Schwierigkeiten dieses Unternehmens würden noch weit größer gewesen sein, als sie schon an und für sich waren, wenn nicht die Engländer die Stadt schimpflich im Stiche gelassen hätten und nach Hause zurückgekehrt wären. Der von den Franzosen errichtete Damm war siebenhundertvierzig Ruthen (toises) lang und so fest gebaut, daß er den heftigen Fluthen und Strömungen widerstehen konnte. In der Mitte hatte man eine Öffnung von vier Ruthen gelassen, um dem Wasser freien Ausfluß zu gestatten, während mehrere in dieselbe versenkten Schiffe die Durchfahrt hinderten. Der Bau des Dammes rückte zwar sehr schnell vor; dem Könige wurde aber schon im Januar die Entfernung von seinen kindischen Belustigungen in der Hauptstadt zu lang; er reiste daher im Februar 1628 nach Paris zurück und überließ dem Kardinal, welcher eine furchtbare Vorstellung von den dem Könige drohenden Gefahren macht*), die Sorge für die Belagerung. Da

*) Il (Richelieu) dit à Sa Majesté, que les papiers de Montaigne et plusieurs autres découvertes faisoient clairement voir, que l'Angleterre, Savoie, Lorraine, l'Empereur, les hérétiques de France étoient liés en un pernicieux dessein contre l'état, qu'ils vouloient attaquer par mer et par terre. Par mer en Poitou et en Normandie, par terre en Champagne, attaquant Verdun avec les forces du duc de Lorraine et de l'Empereur, la Bourgogne avec celles du duc de Savoie. Qu'il y avoit aussi apparence, que Venise étoit de la partie — — Qu'à tout cela il falloit ajouter les projets arrêtés par Mr le comte de Valence Monteli-

die Engländer den Bau des Dammes nicht zu hindern vermochten, und da die Franzosen Alles, was die Belagerten unter den Mauern ihrer Stadt oder an einzelnen Stellen der dieselbe umgebenden Moräste säeten, vernichteten, so erreichten Mangel und Hunger in La Rochelle bald den höchsten Grad. Der Maire Guyton und die Herzogin von Rohan, welche alle Leiden der Bürger theilten, hielten durch ihr Zureden und ihr Beispiel, sowie vermittelst der Schaaren, die sie um sich vereinigt hatten, den ausdauernden Muth der Belagerten aufrecht. Die Herzogin ertrug gleich dem Geringsten im Volke Hunger, Mangel, Wachen und Kämpfe.

Die Bewohner von La Rochelle erduldeten damals mehr, als man möglich halten sollte. Gegen zwölftausend von ihnen erlagen dem Hunger; die Übrigen glichen wandelnden Gerippen*). Als die Weiber, Kinder, Greise, kurz alle diejenigen, welche die Waffen nicht führen konnten, mit Gewalt aus der Stadt getrieben wurden, ließ das königliche Heer dieselben nicht durch, und der Jammer der unter freiem Himmel dem Mangel Erliegenden rührte auch die härtesten Herzen. Dies war die Lage im Juli 1628. Im August ward endlich in England nochmals eine Hülfsflotte ausgerüstet, und am 23. August wollte Buckingham selbst sich auf derselben einschiffen, als er von einem Manne (Felton) niedergestoßen wurde, der sich von ihm zurückgesetzt glaubte. Die Abfahrt der Flotte verzögerte sich hierauf bis zum 19. September. Zehn Tage nachher erschien endlich die Flotte vor Richelieu's Damm; sie segelte aber wieder heim, ohne auch nur einen Versuch des Vordringens zur Stadt gemacht zu haben, weil Lindsay und Morton, welche die Flotte befehligten, dies für unmöglich hielten. Da Richelieu hierauf sowohl eine neue Erscheinung der Engländer, als auch die Verwendung des Königs

---

mart et le Puy, pour par après se joindre au duc de Rohan. Qu'il falloit encore considérer, que bien que Monsieur ne fût pas de la partie étant jeune et par conséquent sujet aux légéretés de son âge, n'étoit retenu d'aucune considération ni du roi ni de la reine, qui n'avoient pas alors grand pouvoir sur lui, pourroit en un instant être porté à se mettre de la partie, s'il la voyoit belle.

*) Richelieu sagt: Les misères des Rochellois ne trouvoient plus en eux de sujet, qui les pût appuyer et supporter; c'étoient squelettes, fantômes vains, morts respirants plustôt qu'hommes vivans.

von England fürchtete, und da damals die italiänischen Angelegenheiten seine ganze Aufmerksamkeit erforderten, so bewirkte er, daß dem elenden Reste der Einwohner von La Rochelle die mildesten und billigsten Bedingungen gewährt wurden. Dies geschah am 28. Oktober 1628. Richelieu schildert uns bei dieser Gelegenheit sehr kläglich, welchen Jammer er mit ansehen mußte, als er einige Tage nachher mit dem Könige, der nicht lange vorher wieder vor La Rochelle angekommen war, die Stadt besuchte*). La Rochelle behielt seine städtische Freiheit und die freie Religions-Übung auch nach der Einnahme. In anderen Städten und in den Gebirgen dauerte der Krieg unter Rohan noch so lange fort, bis die königlichen Truppen aus Italien nach Frankreich zurückkamen.

Die Schuld der langen Leiden von La Rochelle und des Unterganges dieser Stadt, sowie des Unglückes der französischen Reformirten überhaupt wirft der Herzog von Rohan mit Recht auf Buckingham, welchen König Karl I. ebenso unverständig begünstigte, als sein Vater gethan hatte, und der damals vom Unterhause förmlich gerichtlich angeklagt worden war. Buckingham hatte die Stadt La Rochelle veranlaßt, den Frieden zu brechen, und dreimal die Sendung einer Flotte nach Frankreich bewirkt; jede dieser drei kostspieligen Unternehmungen hatte aber nur dazu gedient, die mit der königlichen Regierung eingeleiteten Unterhandlungen zu stören und ebenso den Reformirten, wie der Ehre des englischen Volkes verderblich zu werden. Als die Engländer, heißt es in Rohan's Denkwürdigkeiten, das erste Mal auf der Rhede von La Rochelle erschienen, halfen sie die in den Magazinen der Stadt aufgespeicherten Vorräthe verzehren, welche später sehr schmerzlich vermißt wurden. Das zweite Mal, als sie auf der Insel Ré das Fort St. Martin genommen hatten, schifften sie sich nach großem

*) On trouva la ville toute pleine de morts dans les chambres, dans les maisons et dans les rues et places publiques; la foiblesse de ceux, qui restoient, étant survenue à tel point, et le nombre de ceux, qui mouroient, étoit si grand, qu'ils ne pouvoient s'enterrer les uns les autres et laissoient leurs morts gisant où ils avoient expiré, sans que pour cela l'infection fût grande dans la ville, parce qu'ils étoient si atténués de jeûne, qu'étant morts ils achevèrent plus de se desécher qu'ils ne pourrissoient.

Verluste gerade zu der Zeit wieder ein, als ganz Frankreich und alle seine Hülfsquellen zur Belagerung der Stadt aufgeboten worden waren. Zum dritten Male erschienen die Engländer nach Buckingham's Tode, als La Rochelle schon Tausende seiner Einwohner durch den Hunger verloren hatte und um die Gnade des Königs nachsuchen wollte; die Engländer verlängerten damals durch die Nachricht von ihrer Wiedererscheinung die Leiden der Stadt. Nach ihrer Ankunft würde, wie Rohan behauptet, die Stadt noch durch ein verzweifeltes Wagestück, nämlich vermittelst einer Durchfahrt der Flotte durch die in der Mitte des Belagerungsdammes befindliche Öffnung zu retten gewesen sein, was freilich Richelieu in seinen Denkwürdigkeiten für unmöglich erklärt; die beiden Oberbefehlshaber der Engländer aber wollten, zum größten Verdruß ihrer Landsleute, ihre Schiffe nicht wagen, um Leute zu retten, welche durch ihre Regierung ins Unglück gelockt worden waren.

Nach der Unterwerfung von La Rochelle eilte Richelieu nach Piemont, um dem Herzoge von Nevers bei dessen Streit über den Besitz von Mantua und Montferrat gegen den Herzog Karl Emanuel I. von Savoyen, gegen Spanien und gegen den Kaiser beizustehen. Wir haben bereits früher (S. 347 f.) der Verwickelungen gedacht, welche das Aussterben der in Mantua und Montferrat herrschenden Linie des Hauses Gonzaga hervorrief. Die drei letzten Herzöge von Mantua aus dieser Linie waren Brüder. Der älteste von ihnen, Franz IV., war mit einer Tochter Karl Emanuel's von Savoyen vermählt und hinterließ eine minderjährige Tochter, Maria. Ihm folgte der ältere seiner beiden Brüder, der Kardinal Ferdinand. Dieser behielt seines Bruders Wittwe und Tochter eine Zeit lang bei sich zurück, und erlaubte dann zwar der Ersteren, nach Turin zu reisen, gab ihr aber ihre Tochter, welche als Erbin allenfalls an Montferrat Anspruch machen konnte, nicht mit. Er und sein jüngerer Bruder, Vincentius II., lebten, obgleich Beide Kardinäle waren, in rohen Ausschweifungen und führten Beide dadurch ihren frühen Tod herbei. Ferdinand war schon früher Kardinal gewesen, legte aber, als er Herzog von Mantua geworden war, diese Würde nieder. Sein Bruder Vincentius kam erst einige Jahre nachher auf den Einfall, trotz seiner Sitten, sowie der mangelnden geistlichen Weihen und Kenntnisse Kardinal zu werden, und Ferdinand war

ihm zur Erfüllung seines Wunsches behülflich. Vincentius änderte, auch nachdem er Kardinal geworden war, seine Sitten durchaus nicht; er reiste nicht einmal, wie es seine Pflicht gewesen wäre, nach Rom. Als Vincentius nach seines Bruders Tode Herzog von Mantua und Montferrat wurde, heirathete er, ohne die Dispensation des Pabstes eingeholt zu haben, eine sehr schöne, gebildete und sogar gelehrte Dame. Er gerieth mit derselben bald in einen ärgerlichen Streit, trennte sich von ihr und faßte, obgleich er von seiner ersten Gemahlin noch nicht geschieden war, den Gedanken, die ganz junge Tochter seines ältesten Bruders, Maria, zu heirathen. Die Vollziehung dieser Ehe ward jedoch durch seinen schon 1627 erfolgten Tod gehindert. Nach seinem Tode erneuerte Karl Emanuel von Savoyen den Anspruch, den er schon früher an Montferrat gemacht hatte. Zu gleicher Zeit traten zwei andere Prätendenten auf. Der eine von ihnen war der in Guastalla herrschende Sprößling einer jüngeren Linie des Hauses Gonzaga, Ferdinand II., der andere aber der dem letzten Herzoge von Mantua um einen Grad näher verwandte Herzog von Nevers, Karl I., welcher Letztere dadurch, daß sein Vater die Erbtochter des Herzogs Franz von Nevers, Rethel und Hümières, Henriette von Cleve, geheirathet hatte, auch Erbe dieser französischen Länder geworden war. Für ihn nahm in Betreff der Nachfolge in Mantua Frankreich, für den Herzog Ferdinand II. von Guastalla dagegen Spanien Partei.

Da der Tod des Herzogs Vincentius II. lange vorauszusehen gewesen war, so hatte Richelieu, wie er uns selbst sagt, Alles vorbereitet, um den König von Frankreich neben den schwachen Regierungen Italien's dieselbe Rolle spielen zu lassen, die er ihn nachher in Deutschland spielen ließ; der Krieg mit La Rochelle hinderte ihn aber, sogleich kräftig aufzutreten. Vincentius hatte vor seinem Tode alle Schritte gethan, um dem Herzoge von Nevers die Nachfolge zu sichern. Auch hatte der Letztere auf die Nachricht, daß Vincentius tödtlich erkrankt sei, sogleich seinen Sohn, den Herzog von Rethel, Karl II., insgeheim nach Mantua geschickt; und dieser hatte, als er dort angekommen war, ein Testament des Herzogs Vincentius zu Gunsten seines Vaters für Mantua, sowie eine päbstliche Dispensation vorgefunden, vermöge deren er die in Mantua zurückgehaltene Enkelin des Herzogs von Savoyen, Maria, heirathen durfte,

wodurch die Ansprüche ihres Großvaters an Montferrat vereitelt wurden. Vincenz starb in der Nacht vom 25. auf den 26. December 1627, und noch in derselben Nacht vermählte sich der Herzog von Rethel mit Maria von Mantua. Herzog Karl I. erschien alsbald in Mantua und nahm Besitz von dem Herzogthum, obgleich der Kaiser dasselbe als erledigtes Reichslehen auf so lange mit Beschlag belegte, bis er über die Ansprüche der beiden Prätendenten entschieden habe. Der Stellvertreter des auf einige Zeit nach Madrid gerufenen Herzogs von Feria in Mailand, Don Gonzalez de Cordova, schickte sogar Serbelloni ab, um für den Herzog von Guastalla Besitz zu nehmen. Dies ward ihm jedoch verwehrt, und er mußte, obgleich drohend und protestirend, wieder abreisen. Am meisten war der Herzog von Savoyen erbittert, nicht nur weil man seine Ansprüche an Montferrat nicht anerkennen wollte, sondern besonders auch weil man seine Enkelin ohne seine oder seiner Tochter Einwilligung vermählt hatte und ihm die Mitgabe seiner Tochter nicht herausgab.

Pabst Urban VIII., die Republik Venedig und die anderen kleinen Staaten Italien's sahen es gern, daß Frankreich durch den Schutz, den es dem Herzoge von Nevers gewährte, sein Ansehen in Italien wieder erlange, damit sie nicht ebenso von den Spaniern ganz unterdrückt würden, wie die Deutschen in jenem Augenblicke von Östreich. Während Kaiser Ferdinand II. protestirte und nach allen Formen des deutschen Processes verfuhr, dessen Gang ebenso wunderlich und kostspielig war, als der des englischen Kanzler-Gerichtes es noch immer ist, schloß Karl Emanuel von Savoyen mit Gonzalez von Cordova einen Vertrag, um den Herzog Karl in Montferrat nicht, wie der Kaiser in Mantua, durch Citationen, durch Avocationen und durch die Absendung kaiserlicher Commissäre, sondern mit den Waffen zu bekämpfen. Gleich im Anfange des Jahres 1628 rückten von der einen Seite her die savoyischen Truppen, von der anderen die Spanier in die Markgrafschaft Montferrat ein. Sie waren jedoch nicht ganz einig, und außerdem wurden die Spanier den ganzen Sommer hindurch vor dem festen Hauptplatz Casale aufgehalten, so daß Richelieu seine Einrichtungen treffen konnte, um Casale zu entsetzen und die Pässe von Feinden zu reinigen. Richelieu's Absicht wurde indessen nicht erreicht, weil er kein königliches Heer nach

Piemont schicken konnte, so lange La Rochelle noch nicht erobert war, und weil der Statthalter der Dauphiné, der Herzog von Crequi, aus Eifersucht über den Marschall von Urelles den von diesem unternommenen Zug schlecht unterstützte. Man hatte dem Herzog Karl ansehnliche Geldsummen verschafft, mit welchen der Marschall von Urelles etwa zwölftausend Schweizer und andere Miethlinge für ihn anwarb, um die Pässe zu durchbrechen. Anstatt jedoch schnell vorzurücken, drückte Urelles die arme Dauphiné durch sein langes Verweilen, und als er endlich durch dringende Befehle zum Aufbruche genöthigt wurde, lagen Karl Emanuel und sein Sohn Victor Amadäus, beide große Feldherren, mit einer dem Mantuanischen Heere überlegenen Zahl Streiter in den Pässen. Jeder Versuch, welchen Urelles machte, das ihm gegenüber stehende savoyische Heer zu verdrängen, mislang. Er verlor viele Leute und Kanonen, nebst dem Gepäcke, mußte zurückweichen, und sah sein Heer, das er nicht bezahlen oder ernähren konnte, sich auflösen. Richelieu bemerkt daher in seinen Denkwürdigkeiten mit Recht, daß nicht blos Italien, sondern ganz Europa erfreut gewesen sei, als gerade im Spätjahr 1628 die Besiegung von La Rochelle es ihm möglich gemacht habe, dasjenige auszuführen, was Urelles vergebens versucht hatte*).

4. Richelieu der Wiederhersteller des Ansehens der Franzosen in Italien, des guten Verhältnisses seiner Regierung zu den Reformirten und des königlichen Übergewichtes über den Hof, die Prinzen und die Großen.

Richelieu ließ von dem Heere, welches La Rochelle belagert hatte, einen Theil zur Bekämpfung des Herzogs von Rohan zurück, welcher an der Spitze der Reformirten den Krieg in Languedoc, Dauphiné und Provence fortsetzte, und brach mit dem anderen Theile nach Piemont auf. Zugleich ließ er die Venetianer auffordern, ein Heer an ihren Grenzen aufzustellen, und begann Unterhandlungen mit dem Herzoge von Savoyen wegen des Durchmarsches. Als er im

---

*) Les alliés du roi regardoient la prise de La Rochelle comme la délivrance de l'Italie et l'assujettissement des rebelles comme l'affermissement de toute l'Europe de dessous le joug tyrannique de la maison d'Autriche.

Januar 1629 nach der Dauphiné kam, fand er die Anstalten zum Feldzuge noch nicht vollendet, weil Maria von Medicis und ihre Creaturen, welche keinen Krieg mit Spanien wollten, aufs neue eifrig daran arbeiteten, den König von Richelieu abzuziehen und wieder unter ihre Leitung zu bringen. Er benutzte diese Bemühungen seiner Gegner und die erneuerte Annäherung der Königin Mutter an ihren Lieblingssohn Gaston von Orleans auf eine sehr geschickte Weise, um den König zum Heere zu ziehen, wo derselbe beständig unter seinen Augen war. Den Ausgang der Unterhandlungen mit dem als schlau und treulos bekannten Herzoge von Savoyen, der in einem sehr unansehnlichen Körper eine große und wahrhaft königliche Seele hatte, wartete er nicht ab; er marschirte vielmehr im härtesten Winter über den durch Schnee und Eis unwegsamen Paß des Mont Genièvre, und griff den Herzog in den von ihm errichteten Verschanzungen bei Chaumont an. Die feindlichen Schanzen wurden genommen, und das französische Heer erreichte, trotz der furchtbaren Kälte und der Schwierigkeit des Weges, am 6. März 1629 die Stadt Susa.

Hier erwarteten Karl Emanuel und sein Sohn, welche der Statthalter von Mailand mit viertausend Mann verstärkt hatte, das französische Heer hinter ihren Schanzen. Es kam alsbald zu einem heftigen Treffen, und so rühmlich auch der Herzog und sein Sohn, welche Beide mehrmals in großer Gefahr waren, fochten, so siegten doch die Franzosen. Den Ruhm dieses Sieges theilte König Ludwig mit Richelieu, obgleich eigentlich keiner von Beiden Anspruch an denselben hatte. Nach dem Treffen wetteiferten Richelieu und der Herzog von Savoyen mit einander in politisch-diplomatischen Künsten, in denen sie einander völlig gewachsen waren. Der Herzog, der in guter Ordnung vom Schlachtfelde abgezogen war und sich bei Avigliano gelagert hatte, schickte seinen Sohn, den Schwager des Königs von Frankreich, zu den Feinden, und dieser schloß dann im Lager derselben bei Susa einen Frieden ab. Karl Emanuel erhielt billige Bedingungen, mußte aber, da er nicht gewohnt war, sein Wort zu halten, sobald der Bruch desselben ihm vortheilhaft war, den Franzosen die Citadelle von Susa und die Burg San Franzesco als Unterpfänder einräumen. Die Bedingungen des Friedens waren folgende: Der Herzog mußte versprechen, daß er den Franzosen künftig den Durchzug

durch seine Pässe gestatten und sie auf ihrem Marsche mit Lebensmitteln versorgen wolle; er mußte sich außerdem dazu verstehen, mit Frankreich, dem Pabste, den Venetianern und dem Herzoge von Mantua einen Bund zu schließen und die Spanier zur Aufhebung der Belagerung von Casale zu nöthigen. Dagegen verpflichtete sich der König von Frankreich, ihm in der Markgrafschaft Montferrat die Stadt Trino und Güter, welche jährlich fünfzehntausend Dukaten einbrächten, zu verschaffen.

Als Savoyen mit Frankreich Frieden geschlossen hatte, hob der spanische General die Belagerung von Casale vorerst auf; Richelieu aber kehrte, nachdem er sich durch jenen Friedensvertrag die Pässe geöffnet hatte, mit Zurücklassung einer Besatzung in Susa triumphirend nach Frankreich zurück. Hier fand er, als er im April nach Languedoc kam, die Reformirten in festen Städten, in Gebirgen und einsamen Gegenden, z. B. in den Sevennen, im offenen Aufstande. Von den empörten Städten waren Nismes, Montauban, Castres, Milhaud und Privas am mächtigsten und, gleich den Bewohnern der Sevennen, am meisten gegen Hierarchie und Katholicismus erbittert. Richelieu oder, wie es hieß, der König, richtete sich zunächst gegen Privas. Die Bewohner dieser Stadt leisteten eine Zeitlang verzweifelten Widerstand; am 27. Mai wurden sie aber von einem panischen Schrecken ergriffen, und suchten sich durch die Flucht aus einer Stadt zu retten, in der sie entweder hätten Hungers sterben oder dem Schwerte des Feindes erliegen müssen. Ihre Flucht gab Gelegenheit, einmal anstatt der Milde entsetzliche Strenge zu üben. Man schickte nämlich Reiter den Fliehenden nach, und viele von diesen wurden niedergehauen, andere gefangen genommen und entweder aufgeknüpft oder auf die Galeeren gebracht. Die Stadt selbst ward geplündert und gänzlich zerstört. Dem dadurch verbreiteten Schrecken schrieb man es zu, daß gleich darauf viele Städte in den Sevennen sich unterwarfen. Doch vertheidigten andere sich mit Hartnäckigkeit. Der Herzog von Rohan, welcher an der Spitze der Empörung stand und ein ganz anderer Mann war, als sein Bruder Soubise, hat das Einzelne des Kampfes in seinen Denkwürdigkeiten beschrieben; wir dürfen ihm aber nicht folgen, sondern wollen nur anführen, was ihn bewog, seinen Glaubensgenossen zur Annahme der ihnen dargebotenen Gnade zu rathen, sobald er einsah,

daß Richelieu wegen des wieder ausbrechenden Krieges in Italien freie Hand haben wollte. Rohan konnte nämlich den Krieg ohne auswärtige Hülfe auf die Dauer nicht fortführen, und doch war keine Aussicht auf Erlangung derselben vorhanden. England hatte schon im April 1629, ohne dabei im mindesten Rücksicht auf die Reformirten zu nehmen, Frieden gemacht; Spanien hatte sich zwar mit Rohan eingelassen und ihm große Summen versprochen, es wollte ihn aber nur gebrauchen, um Richelieu zu beschäftigen, und auf seine Versprechungen war deshalb, wie Rohan einsah, nicht zu trauen. Rohan veranstaltete also eine Versammlung von Deputirten der reformirten Städte und bewog diese dann, einen Frieden anzunehmen, welcher den Protestanten das Wesentliche von dem, was sie bis dahin als Recht in Anspruch genommen hatten, als königliche Gnade gewährte. In diesem Friedens-Edict von Nismes, welches am 28. Juni 1629 unterzeichnet und einen Monat später vom Könige in seinem Lager bekannt gemacht wurde, gestand die Regierung den Protestanten dieselbe Duldung, Amnestie und freie Religions-Übung zu, welche ihnen im Edict von Nantes gewährt worden war. Nur ward das neue Edict ein Gnaden-Edict genannt. Auch Rohan und Soubise erhielten, gleich allen anderen Verurtheilten und Verfolgten, alle die Güter, Rechte und Vortheile wieder, die sie vor dem Kriege gehabt hatten. Frankreich aber erlangte durch die weise Mäßigung, welche ein Kirchenfürst im Religions-Kriege bewiesen hatte, den Vortheil, daß es an nationaler Einheit gewann und fortan über eine große Zahl von geübten und tapferen Kriegern verfügen konnte, während dagegen alle übrigen Mächte, katholische wie protestantische, sich durch Unduldsamkeit zu Grunde richteten.

In Italien war unterdessen gleich nach Richelieu's Entfernung der Krieg wieder ausgebrochen. Der König von Spanien oder vielmehr seine Minister hatten das, was Gonzalez von Cordova eingegangen war, nicht gebilligt und jenen Ambrosius Spinola, der sich in Flandern und Deutschland großen Ruhm erworben hatte (s. S. 22, 30 f., 96—98 und a. a. O.), als Vice-König nach Mailand geschickt. Spinola langte daselbst gerade in dem Augenblicke (August 1629) an, als Richelieu den inneren Zwist, durch welchen Frankreich mehr als ein Jahrhundert lang geschwächt worden war, durch das Gnaden-Edict von Nismes beigelegt hatte. Der Kaiser war um

dieselbe Zeit unvorsichtig genug, im Vertrauen auf den mit Dänemark geschlossenen Lübecker Frieden (s. S. 205 f.) einen Theil der fürchterlichen Miethlinge Wallenstein's nach Italien zu beordern, wo ihre Gräuelthaten den östreichischen Namen ebenso verhaßt machten, als er es in Deutschland war. Die erste Abtheilung dieser kaiserlichen Truppen, welche den Herzog von Nevers aus Mantua vertreiben sollten, nahm ihren Weg über Chur durch das Veltlin. Sie verhaftete bei ihrem Durchmarsch durch Chur den französischen Gesandten, obgleich der Kaiser mit Frankreich noch im Frieden war und seine Truppen vorgeblich nur gesendet hatte, um dem kaiserlichen Ausspruche über Mantua und Montferrat Geltung zu verschaffen. Den Oberbefehl über dieses aus etwas mehr als zwanzigtausend Mann Fußvolk und einigen tausend Reitern bestehende Heer hatte der General Colalto, welcher im deutschen Kriege als Feldherr und zuletzt als Anführer räuberischer und mörderischer Schaaren berühmt geworden war, der aber in Italien, wo er beständig krank war oder doch zu sein vorgab, sich ganz seinem Phlegma überließ. Colalto rückte trotz des Bündnisses, welches die Venetianer im April mit Frankreich geschlossen hatten, noch spät im Winter in das Herzogthum Mantua ein, und lagerte sich um den See, der die Stadt Mantua umschließt.

Die Venetianer machten sich damals durch ihre einst über Alles gepriesene Politik, die aber jetzt nicht mehr an der Zeit war, beiden Theilen verächtlich. Sie hatten ein Heer von sechszehntausend Mann an den Grenzen aufgestellt, regten sich aber nicht; sie ließen die Kaiserlichen ruhig ziehen, lieferten aber doch dem in Mantua eingeschlossenen Herzoge Lebensmittel und Geld. Spinola suchte, ehe er endlich in Montferrat einrückte, zwischen dem Kaiser und dem Herzog Karl zu vermitteln. Der Letztere traute jedoch mit Recht einer spanischen, von einem Genuesen angebotenen Vermittelung nicht, weil der Kaiser feste Plätze als Unterpfand forderte. Colalto wollte gar nichts von einer Vermittelung hören; er erklärte, daß er zum Kriegführen, nicht um Frieden zu schließen, nach Italien geschickt worden sei. Bei dieser Gelegenheit wußte sich der Geistliche (abbate) Julius Mazarino neben dem päbstlichen Nuntius, Pancirolo, dem er nachher zur Seite gegeben wurde, einzudrängen und war auf eine solche Weise geschäftig, daß er fortwährend beiden Parteien

gefällig zu sein suchte. Er empfahl sich in diesen Händeln besonders dem Kardinal Richelieu, dessen Nachfolger er später als Schützling der Anna von Östreich wurde.

Spinola ließ, als sein Versuch, Frieden zu stiften, gescheitert war, alle Plätze von Montferrat, welche Gonzalez von Cordova nach dem Frieden von Susa aufgegeben hatte, wieder besetzen, und belagerte die in Casale liegenden Franzosen. Der Herzog von Savoyen gerieth dadurch in große Verlegenheit; denn er wollte Casale nicht gern in die Hände der Spanier fallen sehen, und doch wollte er auch nicht gern die Franzosen, deren Anwesenheit in Susa ihm sehr unangenehm war, durchlassen, um Casale zu entsetzen. Ober-Italien wurde auf diese Weise vom Kriege verwüstet und verarmte wie Deutschland. Casale ward von den Franzosen, welche daselbst großen Mangel litten, den ganzen Sommer 1629 hindurch gegen Spinola, der am Ende schwer erkrankte, tapfer vertheidigt. Colalto war sehr wenig thätig vor Mantua, und zog sich zuletzt wegen der tödtlichen Sumpfluft sogar für einige Zeit ganz von dieser Festung zurück. Richelieu konnte daher ungestört den Kampf mit Rohan fortsetzen und, den Widerstand der Reformirten besiegend, eine große Zahl der in langem Kriege abgehärteten Reformirten in seine Reihen aufnehmen, ehe er nach Italien zu ziehen genöthigt war.

Erst im Anfange des Jahres 1630 kehrte Richelieu zum Heere zurück, dem er nachher mit königlichem Ansehen und Glanze vorstand. Der König selbst blieb in Paris zurück. Er war dort von Feinden des Kardinals umgeben, und seine Mutter hatte Männer ins Kabinet gebracht, welche so wenig im Stande waren, die günstigen Umstände in Deutschland und Italien zu benutzen, daß sie vielmehr fortwährend mit Spanien Verbindungen unterhielten. Der König selbst mußte trotz seiner Beschränktheit einsehen, daß er, so drückend ihm auch Richelieu's Despotie war, schon blos wegen der Unfähigkeit der Männer, denen er auf Verlangen seiner Mutter einen Platz im Kabinet gegeben hatte, des Kardinals nicht entbehren könne und dessen wiederholtes Anerbieten, seine Stelle niederzulegen, nicht annehmen dürfe. Weder Maria von Medicis, noch Gaston von Orleans hatten einen eigenen Willen oder auch nur eigene Gedanken, sie standen unbedingt unter spanischem, kaiserlichem und päbstlichem Einflusse; Richelieu allein arbeitete, intriguirte und despotisirte

immer zugleich für sich und für den König. Richelieu unterhielt, wie er uns selbst berichtet, den König fast von nichts, als von dem Mangel an diplomatischen und politischen Talenten, welchen sein Kanzler Marillac und alle Creaturen seiner Mutter bewiesen. Er enthüllte ihm zugleich die gefährlichen Pläne seines Bruders Gaston. Mit diesem hatte sich der König schon einmal abgefunden; er hatte ihn damals so eingeschreckt, daß Gaston alle seine Freunde verrieth und der Rache Richelieu's preisgab. Im Mai 1627 war Gaston's Gemahlin gestorben, die ihm von Richelieu aufgezwungen worden war, und mit der er ein häusliches Leben ohne Kabalen geführt hatte, wie es eigentlich für seine Natur und für die seines Bruders am besten paßte. Dieser Todesfall hatte den Herzog aufs neue zum Spielwerk von Leuten gemacht, welche ihn zu ihren Zwecken zu gebrauchen suchten. Er wollte sich, ohne vorher dem Hausgesetze gemäß den König zu fragen, zum zweiten Male vermählen, und zwar mit der Prinzessin Maria Gonzaga, einer Tochter des Herzogs Karl I. von Nevers und Mantua. Seine Mutter hatte jedoch einen anderen Heirathsplan für ihn ausgedacht; sie protestirte daher heftig gegen seine Vermählung mit Maria Gonzaga, und ließ sogar, um dieselbe unmöglich zu machen, die Prinzessin nebst ihrer Mutter aufheben und nach Vincennes bringen. Auf diese Weise trat im Jahre 1630 der sonderbare Fall ein, daß, während König Ludwig nach Italien zog, um dem Herzog Karl I. den Besitz von Mantua und Montferrat zu sichern, seine Mutter, welche der Form nach in Frankreich der Regierung vorstand, die Gemahlin und Tochter desselben Herzogs polizeilich verfolgte. Der König erkannte hieraus zu seinem Schrecken, welcher leidenschaftlichen Heftigkeit seine Mutter fähig sei, und suchte wieder ängstlich Schutz bei Richelieu.

Der kindisch veränderliche Herzog von Orleans gab den Gedanken an die Prinzessin Maria Gonzaga bald wieder auf, und bewarb sich um eine Prinzessin von Lothringen, was unter den damaligen politischen Umständen die größte Besorgniß am Hofe erregte. Es mußte nämlich durch die Verbindung mit dem Herzoge von Lothringen, einem Gliede des deutschen Reiches, der Herzog von Orleans an Spanien, an Östreich und an die katholische Partei in Deutschland geknüpft werden, während gerade damals Richelieu mit England einen Frieden geschlossen hatte und mit Dänemark, Schweden und den Häuptern der

protestantischen Partei in Deutschland über einen Bund unterhandeln ließ. Dies vermehrte die Verlegenheit des Königs. Als daher Richelieu, ehe er zum zweiten Male über die Alpen zog, seine Stelle niederlegen wollte, hielt ihn Ludwig durch inständige Bitten davon ab, und übergab das ganze königliche Ansehen in seine Hände. Er ernannte den Kardinal, nachdem er ihm schon vorher unter dem Titel eines Inspectors des Seehandels und Schiffwesens alle Rechte eines Reichs-Admirals übertragen hatte, zu seinem Generallieutenant beim Heere oder, wie man sagte, zum Generalissimus der Truppen, und zwar mit dem Rechte über Krieg und Frieden zu entscheiden, sowie mit der ausdrücklichen Bestimmung, daß seine Unterschrift der königlichen gleichgelten sollte. Dies lag in dem Titel Principal-Minister.

Der Zug, welchen Richelieu 1630 zum Schutz aller kleineren Staaten von Ober- und Mittel-Italien gegen Savoyen, den spanischen Statthalter von Mailand und das kaiserliche Heer rüstete, war weit glänzender, als derjenige, den der König selbst angeführt hatte. Unter Richelieu dienten, als er das Heer bei Lyon vereinigte, die Marschälle Bassompierre, Schomberg und Crequi. Man gelangte, da die Pässe noch in den Händen der Franzosen waren und Susa eine französische Besatzung hatte, bis zu dieser Stadt, ohne auf einen Feind gestoßen zu sein. An der Dora hatte sich aber der Herzog von Savoyen drohend aufgestellt, obgleich er immer noch vorgab, den Frieden bewahren zu wollen. Der Herzog knüpfte Unterhandlungen an, jedoch seiner Gewohnheit nach blos aus dem Grunde, weil er dem Feinde Zeit abzugewinnen suchte. Diese Unterhandlungen, bei welchen von einem allgemeinen Frieden Italien's die Rede war, sind dadurch merkwürdig, daß in derselben drei Männer, welche die größten Meister der neueren Zeit in den Künsten politischer Arglist, des Doppelsinnes, der Lüge und Sophistik waren, oder mit anderen Worten die drei größten Diplomaten der neueren Zeit, Richelieu, Karl Emanuel I. von Savoyen und Mazarino, den der Pabst seinem Legaten zur Seite gegeben hatte, einander zu überlisten suchten. Der Herzog von Savoyen wollte die Sache verzögern, bis Casale in die Gewalt der Spanier gefallen sei; Richelieu wollte die Sorglosigkeit des Herzogs benutzen, um ihn und seinen Sohn im Lustschlosse von Rivoli aufzuheben. Der Herzog erhielt durch den Marschall Herzog von Montmorency, welcher schon damals

kein Freund des Kardinals war, einen warnenden Wink, reiste schleunig von Rivoli ab und begab sich nach Turin, wo viele Franzosen sich aufhielten, weil Waffenstillstand war. Er ließ diese insgesammt verhaften und ein heftiges Manifest gegen Richelieu bekannt machen, in welchem dem Kardinal allerlei Verrätherreien gegen des Herzogs Land und Person vorgeworfen werden, jedoch des Überfalles von Rivoli nicht erwähnt ist.

Jetzt warf sich der Herzog von Savoyen, der einen Vertrag mit Spinola schloß, gänzlich in die Arme der Spanier und des Kaisers, und wollte keine Gesandten des Kardinals mehr annehmen. Richelieu machte hierauf Miene, als wenn er Turin belagern wolle, wandte sich aber plötzlich gegen die nur wenige Meilen von Turin entfernt liegende Stadt Pignerol, und ließ dieselbe nebst ihrer Citadelle von Crequi besetzen, weil er aus ihr ein Bollwerk machen wollte, dessen Besitz ihn gegen jede künftige Unternehmung des Herzogs sichern könne. Ein Glück war es damals für den Kardinal, daß er ohne Rücksicht auf den schwachen König eine militärisch-despotische Gewalt üben konnte, während seine drei Gegner unter einander uneinig waren. Der Kaiser hatte um jene Zeit ein zweites Heer nach Italien geschickt, welches gleich dem ersten die von Deutschland her gewohnten entsetzlichen Grausamkeiten verübte; der Herzog von Savoyen und Colalto stimmten deshalb dafür, daß man die Franzosen schnell angriffe; Spinola gab aber seine Zustimmung dazu nicht, und belagerte aufs neue Casale. Während Richelieu's Truppen mit den Spaniern in Montferrat bald mehr, bald weniger glücklich kämpften, erschien König Ludwig selbst mit achttausend Mann Fußvolk und zweitausend Reitern in Savoyen, und besetzte gegen Ende Mai 1630 Chambery, sowie bald nachher auch das befestigte Montmelian. Ehe dies geschah, hatte sich Richelieu mit dem königlichen Heere vereinigt und den Herzog von Montmorency mit elftausend Mann zur Verstärkung der Marschälle La Force und Schomberg nach Pignerol geschickt. Nach Casale vorzudringen vermochten die Franzosen freilich auch dann nicht; sie besetzten aber die Stadt Saluzzo und nahmen bald nachher auch die Burg derselben ein. Colalto hatte im Frühjahr auch die Belagerung von Mantua wieder begonnen, wo die Pest im Sommer furchtbare Verheerungen anrichtete. Die in dieser Stadt herrschende Noth und vielleicht auch ein Einverständniß mit Feinden der Franzosen

oder mit Freunden des Herzogs von Guastalla in der Stadt veranlaßte endlich die Generale Altringer und Galasso, welche in Colalto's Abwesenheit die Belagerung leiteten, den Versuch zu machen, ob nicht die Stadt durch Überfall zu nehmen sei. Der Anschlag gelang, und Mantua ward am 17. Juli genommen. Bei der Einnahme konnte Herzog Karl I. sich nur mit Mühe in die Citadelle retten, und seine Schwiegertochter, die Prinzessin Maria, floh mit ihrem ganz kleinen Sohne in ein Kloster. Schon am folgenden Tage capitulirte der Herzog und übergab die Burg, welche gegen die Stadt zu keine Befestigung hatte. Er erhielt die Erlaubniß, nach Belieben entweder mit seiner Schwiegertochter und deren Sohn in der Stadt zu bleiben oder sich an einen anderen Ort zu begeben. Er ging nach Ferrara, wohin ihn der Herzog von Estrées, französischer Gesandter in Venedig, der sich bei ihm aufgehalten hatte, begleiten durfte, da sonderbarer Weise Frankreich nicht mit Spanien und dem Kaiser, wohl aber mit den Schützlingen beider Mächte in Deutschland und Italien im Kriege war. Der Herzog war so schnell überrascht worden, daß er und seine Schwiegertochter weder ein einziges Stück ihrer Garderobe, noch einen einzigen Edelstein, noch auch Geld hatten mitnehmen können. Er mußte daher von den Venetianern elende tausend Dublonen annehmen, um nur sich und seine Familie kleiden und nähren zu können.

Das klägliche Schicksal, welches die Stadt Mantua nach ihrer Einnahme traf, das Rauben, Plündern und Morden, welches dort von denselben rohen Horden verübt wurde, die einen großen Theil der deutschen Städte zerstört hatten, dürfen wir um so weniger schildern, da wir auch die meisten Gräuel des dreißigjähren Krieges mit Stillschweigen übergangen haben. Es mag die Bemerkung genügen, daß die Eroberer der Stadt zu den aus Räubern und Mördern zusammengesetzten, aus rohen Völkerstämmen Europa's geworbenen, durch Beute und unmenschliche Erpressungen genährten Horden Wallenstein's gehörten, und daß dieselben in dem damals blühenden und reichen Mantua drei Tage und Nächte hindurch gleich reißenden Thieren wütheten. Kaiser Ferdinand II. und seine Gemahlin, Leonora Gonzaga, waren außer sich, als sie das traurige Schicksal der Vaterstadt Leonorens erfuhren. Übrigens ward das Raubgesindel seines Raubes nicht froh; denn die meisten der Räuber erlagen der

Pest, welche schon seit langer Zeit in der Stadt herrschte. Das Land des Herzogs von Savoyen wurde von den Franzosen nicht viel besser behandelt, als das Mantuanische von den Kaiserlichen. Piemont wurde hart mitgenommen, und die festen Pforten des Landes, Susa, Pignerol und Saluzzo, waren von den Franzosen besetzt. Als Karl Emanuel I. im Juli 1630 starb, versuchte sein Sohn und Nachfolger, Victor Amadäus I., der Schwager des französischen Königs, zweimal (das zweite Mal von Colalto unterstützt) die Franzosen in einem Treffen zu besiegen; er wurde aber beide Male mit Verlust zurückgeschlagen. Dagegen setzte Spinola die Belagerung von Casale fort, und brachte den Marschall Toiras, welcher die französische Besatzung dieser Stadt befehligte, aufs Äußerste.

In dieser Zeit reiste Mazarino aufs neue unaufhörlich von einem Heere zum anderen, um einen Frieden zu Stande zu bringen. Dieser ward ebensowohl von den Spaniern und den Kaiserlichen wie von Richelieu gewünscht, von den Ersteren aus dem Grunde, weil sie ihre Truppen in Deutschland gegen Gustav Adolf brauchten, von Richelieu aber deshalb, weil er Hoffnung hatte, die Mutter und den Bruder seines Königs ganz unschädlich zu machen. Mazarino arbeitete nur an einem Waffenstillstande für das in Italien stehende Heer; der Pater Joseph ließ aber zu derselben Zeit durch den französischen Gesandten Brülart in Regensburg einen vollständigen Frieden unterschreiben, welcher auch Bedingungen für Spanien enthielt (s. S. 220 f.). Diese Bedingungen erhielten nachher die Billigung des spanischen Ministers nicht, und auch Richelieu war so weit entfernt, den Regensburger Vertrag zu bestätigen, daß er vielmehr dem Urheber desselben, Brülart, dieses Friedens wegen harte Vorwürfe machte. Die Bestätigung des Regensburger Friedens suchte nachher auch Mazarino vergebens von Richelieu zu erhalten. Victor Amadäus, der Schwager Ludwig's XIII., mußte vorerst den Krieg fortsetzen. Die Franzosen in Casale waren nämlich durch Spinola, welcher gleich nachher gefährlich erkrankte, so ausgehungert worden, daß diese Stadt nebst ihrer Citadelle schon im September gefallen wäre, wenn nicht Mazarino, ohne Spinola zu fragen, mit Colalto und dem Herzoge von Savoyen eine Übereinkunft verabredet hätte, wie sie für Richelieu vortheilhaft war. Es wurde nämlich ausgemacht, daß die Stadt, wenn sie nicht vor dem 15. Oktober entsetzt würde, an diesem

Tage den Spaniern übergeben werden sollte, und zwar auf die Weise, daß dann die Franzosen sich in die Citadelle ziehen und dort bis zum Ende des Monats von den Spaniern mit Lebensmitteln versorgt werden sollten. Spinola wollte freilich diese Übereinkunft nicht anerkennen; er starb aber am 25. September, und der einfältige Marquis von Santa Croce, welcher an seine Stelle kam, genehmigte den Vertrag. Die Stadt Casale wurde hierauf wirklich den Spaniern übergeben; die Citadelle aber oder vielmehr der Schein ihres Besitzes blieb den Franzosen und dem Herzoge von Hümières, dem jüngeren Sohne Karl's I. von Mantua. Mazarino war damals schon den Franzosen verkauft, obgleich er immer noch als Gehülfe des päpstlichen Nuntius hin und her reiste; er betrog den einfältigen Santa Croce auf eine unverschämte Weise. Als nämlich die Spanier über den Po gegangen waren, und die Franzosen sich auf dem Marsche nach Piemont befanden, kehrten plötzlich zwei Regimenter der Letzteren wieder um und besetzten unter einem leeren Vorwande die Stadt aufs neue. Durch diesen Treubruch wurde Santa Croce so sehr erbittert, daß er mit seinen Spaniern sich wieder umwendete. Er war auch schon in der Nähe der Stadt angekommen, als Mazarino wie ein Polichinell im Galopp mit dem Hut in der Hand den Spaniern entgegensprengte und durch seine politischen Declamationen einen neuen Vertrag zu Stande brachte, vermöge dessen die Franzosen endlich die Stadt räumten.

Um diese Zeit befand sich Richelieu in Frankreich. Seine ganze Aufmerksamkeit war auf Gustav Adolf, auf Lothringen und auf den Bruder und die Mutter seines Königs gerichtet. Auch starb damals Colalto, so daß der Krieg in Italien einstweilen ruhte. Dazu trug außerdem auch noch der Umstand besonders bei, daß die deutschen Angelegenheiten seit Wallenstein's Entlassung eine für den Kaiser sehr ungünstige Wendung genommen hatten. Man kam, unter Vermittelung des päbstlichen Nuntius Pancirolo und seines Gehülfen Mazarino, auf die Bedingungen der Übereinkunft von Regensburg (s. S. 220 f.), als Grundlage eines Friedens für Ober-Italien, zurück. Colalto's Nachfolger im Commando, der General Galasso, erhielt Auftrag und Vollmacht, in Verbindung mit dem Herzoge von Savoyen Unterhandlungen über einen Frieden mit den französischen Bevollmächtigten anzuknüpfen. Bei diesen Unterhandlungen zeigten

sich aufs neue Mazarino und Richelieu als vollkommene Diplomaten; denn sie opferten, um den Franzosen den Marsch nach Italien offen zu halten, ohne Bedenken den Vortheil des französischen Schützlings, Karl's I. von Mantua, zu dessen Gunsten sie doch den Krieg angefangen hatten, dem des Herzogs von Savoyen auf. Man ward nämlich Ende März 1631 in Chierasco zugleich über einen öffentlichen und über einen geheimen Vertrag einig, und zwar unter der Bürgschaft des Pabstes, welcher ebenfalls getäuscht wurde, weil Mazarino dem Nuntius Pancirolo den zwischen Richelieu und Savoyen abgeschlossenen geheimen Vertrag nicht mittheilte. Dem öffentlichen Vertrage war der Regensburger Frieden zu Grunde gelegt, nach welchem einerseits Alles, was die Franzosen in Italien erobert hatten, also auch Pignerol, Susa, Saluzzo und Savona, geräumt werden und andererseits dem Herzog Karl, außer Trino und wenigen anderen Plätzen, das ungetheilte Herzogthum Mantua und die Markgrafschaft Montferrat zufallen sollten. In dem geheimen Vertrage dagegen war ausgemacht, daß die einträglichsten Theile von Montferrat, die Stadt Alba und was dazu gehöre, an den Herzog von Savoyen fallen, dieser aber Pignerol und die dahin führende Heerstraße den Franzosen abtreten solle, sobald er im Besitze sei. Um sicher zu sein, daß der Herzog von Savoyen, wenn er die Plätze, die der Pabst einstweilen verwahren solle, von diesem erhalten habe, sie nachher auch wirklich den Franzosen überlasse, mußten die beiden jüngeren Brüder des Herzogs als Geißeln nach Paris reisen. Um aber den Betrug zu verdecken, welcher dabei dem Kaiser und dem Herzoge von Mantua gespielt wurde, nahm Mazarino zu einem anderen elenden Kniffe seine Zuflucht. Als nämlich alle Bestimmungen des Vertrages von Chierasco, die Übergabe von Casale, Mantua und Montferrat an den Herzog von Mantua, sowie die Belehnung desselben durch den Kaiser, ausgeführt worden waren, und nicht nur der Pabst die ihm als Geißeln übergebenen Personen entlassen hatte, sondern auch das französische Heer bereits abgezogen war, kamen auf einmal dreihundert Franzosen, die man vorher in Pignerol versteckt und auf einen Monat mit Lebensmitteln versehen hatte, hervor und besetzten die Festung wieder. Darüber beschwerte sich dann der Herzog von Savoyen zum Scheine sehr heftig. Zugleich machte er unter dem Vorgeben, als seien noch viele andere

Franzosen zurückgeblieben oder in die Dienste des Herzogs von Mantua getreten, aufs neue Rüstungen und suchte beim Herzoge von Feria in Mailand um Hülfe nach. Der Letztere schien anfangs bereit, Geld und Truppen zu geben, stand aber wieder davon ab, als Victor Amadäus und Mazarino ihm die Gefahr gar zu groß schilderten. Dies hatten Beide gewollt; denn nun ließ sich der Herzog von Feria bewegen, durch eine Capitulation, welche im Oktober 1631 mit den französischen Bevollmächtigten zu Mailand abgeschlossen wurde, die früher abgelehnte Bedingung einzugehen. Auch bei dieser Gelegenheit verfuhr man wieder auf hinterlistige Weise; denn in der Capitulation war nur auf sechs Monate gefordert worden, was man für immer behalten wollte. Es wurde nämlich den Franzosen, mit erschlichener Zustimmung der Spanier, nicht blos Pignerol, sondern auch der ganze schmale Landstrich, welcher von der Dauphiné an sich bis dahin erstreckt, vorgeblich auf sechs Monate eingeräumt. Es waren außer Pignerol die Forts von Riva, Budenasco und della Perosa, sowie das ganze Thal Perosa, welches nach Pignerol hin ausmündet.

Die Geschichte dieser italiänischen Händel ist uns besonders in Beziehung auf die beiden Geistlichen, von welchen der Eine unter Ludwig XIII., der Andere während der Minderjährigkeit Ludwig's XIV. Frankreich zur ersten Macht von Europa erhoben hat, sowie für die Entstehung der neueren diplomatischen Künste und ihren Charakter sehr wichtig. Wir haben sie daher ohne Unterbrechung erzählt, obgleich Richelieu in den Jahren 1629 bis 1631 dem Hause Habsburg in Frankreich und in Deutschland noch viel verderblicher ward, als in Italien. Wir wollen jetzt zunächst kurz berichten, auf welche Weise Richelieu die Mutter und den Bruder seines Königs verdrängte, erst dann aber angeben, wie er den deutschen Krieg beendigte, wie nachher Mazarin in Betreff desselben da anfing, wo Richelieu aufgehört hatte, und wie Deutschland unter französische Vormundschaft gebracht wurde. Der Herzog von Orleans ging, wie bereits bemerkt worden ist, mit dem Gedanken um, eine Prinzessin von Lothringen, Margaretha, die Schwester des regierenden Herzogs Karl III., zu heirathen, wodurch er in das innigste Verhältniß zum Kaiser und zu Spanien gekommen wäre. Er betrieb diese Angelegenheit, den Gesetzen zuwider, ohne Befragung des Königs.

Er reiste endlich sogar auch nach der Hauptstadt von Lothringen, ohne den König gefragt zu haben. Da er damals (1629) noch immer der muthmaßliche Thronerbe war, so mußte man ihn durch Anbietung von Vortheilen nach Frankreich zurückzubringen suchen. Dies war um so mehr nöthig, da er in Nancy eine glänzende Aufnahme gefunden hatte, und da es allgemein hieß, er sei dort, was jedoch nicht der Fall war, mit der Prinzessin wirklich vermählt worden. Richelieu schickte also den Marschall Marillac, den Bruder des Kanzlers, nebst dem Staats-Secretair Bouthellier, nach Nancy und ließ dem Prinzen das Herzogthum Valois, die Statthalterschaft Amboise und große Geldsummen versprechen, wenn er nach Frankreich zurückkehre. Gaston ließ sich dadurch wirklich bewegen, nach Frankeeich zurückzukommen. Um seiner Eitelkeit zu schmeicheln, ernannte man ihn nachher, was gar keine weitere Bedeutung hatte, zum General-Statthalter im Reiche im Fall einer Abwesenheit des Königs.

Gaston wünschte das Herzogthum Orleans mit Burgund und der Champagne vertauschen zu dürfen, wodurch er in unmittelbare Verbindung mit dem Kaiser, mit Spanien und mit Lothringen gekommen und gewissermaßen ein unabhängiger Fürst geworden wäre. Dies stellte Richelieu dem Könige mit Recht als verderblich vor, besonders wenn der ganz unfähige Prinz von seiner Mutter unterstützt und von ehrgeizigen und intriguanten Leuten, sowie von Spanien und vom Kaiser misbraucht werde. Der König schwankte hin und her. Jetzt boten deshalb einerseits die Königin mit ihren Creaturen und andererseits Richelieu mit seinen Anhängern alle Künste und Kabalen Italien's, Frankreich's und Spanien's gegen einander auf. Dies hat Anlaß gegeben, daß die Hofgeschichten der Jahre 1629 bis 1631 von den Franzosen wie ein Roman behandelt werden, dessen Erzählung ganze Bände füllt. Wir glauben ihnen nicht folgen zu dürfen, weil wir der Kürze wegen nur Resultate zu geben pflegen. Eines dieser Resultate ist, daß König Ludwig XIII., welcher von Kindheit an gewohnt war, durch andere Menschen geleitet zu werden und denselben die Regierung zu überlassen, nur zwischen seiner heftigen, leidenschaftlichen, unverständigen Mutter und dem Kardinal Richelieu die Wahl hatte. Die Erstere war von lauter schwachen, gierigen, talentlosen Leuten umgeben und hatte kein anderes Ziel, als ihren eigenen Vortheil, sowie den des verächtlich schwachen

Gaston von Orleans; Richelieu dagegen dachte nur an die Größe und Macht der Nation und des Reiches, und übertraf in Hinsicht auf Talente und Kenntnisse alle Fürsten und ihre Minister. Er achtete freilich weder Verfassung noch Recht, weder Treue noch Pflicht, und gründete eine despotische Verwaltung und Regierung; aber dies geschah vielleicht zum Vortheile der Franzosen, wie sie einmal sind, und jedenfalls mußte die von ihm gegründete despotische Gewalt einst als Erbschaft dem Könige zufallen.

Im September 1630 ward der König zu Lyon gefährlich krank, und seine Mutter widmete ihm bei dieser Gelegenheit eine zärtliche Pflege. In Folge davon schwankte Ludwig wieder einige Zeit hindurch zwischen seiner Mutter und dem Kardinal Richelieu, und die angesehensten Personen des Reiches, welche Richelieu, seitdem er Premier-Minister und General-Stellvertreter des Königs beim Heere geworden war, als den gefährlichsten Gegner betrachteten, schlossen sich an Maria von Medicis an. Zu diesen Anhängern der Königin Mutter gehörten der Kanzler Marillac, dessen Bruder, der Marschall, die Herzöge von Guise und Bellegarde, welche Statthalter von Burgund und der Provence waren, die Prinzessin von Conti, die Herzogin von Elboeuf und andere Personen. Sie standen mit dem Herzoge von Lothringen und mit dem spanischen Gesandten in Verbindung, und nahmen nicht nur die Königin Mutter vollends gegen Richelieu ein, sondern sie hatten auch schon im Sommer 1630 Alles, was dieser in Italien unternahm, zu hemmen gesucht. Im September ward auch die Gemahlin des Königs, Anna von Östreich, gewonnen, und beide Königinnen, welche den Sohn und Gemahl in Lyon verpflegt hatten, schienen denselben ganz von Richelieu entfernt zu haben. Es ist merkwürdig, über diese Sache den Kardinal selbst mit einem Selbstgefühl reden zu hören, welches dem eines Chateaubriand gleicht, nur mit dem Unterschiede, daß der Letztere ein bloßer Geck, Richelieu aber ein großer und als Staatsmann sehr ausgezeichneter Mann war. Es ist sehr anziehend, von ihm selbst zu vernehmen, mit welcher Kunst er und die Florentinerin einander zu täuschen suchten, und wie katzenfreundlich Beide sich im Oktober gegenüberstanden*).

---

*) A son arrivée il trouva, que le temps, que sa fidélité, son courage et sa vertu lui avoient fait employer heureusement à la gloire de

Der arme König versuchte vergebens alles Mögliche, um die ihm furchtbare und beschwerliche Mutter und den ihm unentbehrlichen Kardinal in ein leidliches Verhältniß zu einander zu bringen. Beide fuhren fort, ihn zu quälen, indem sie ihn in ihrem Sinne bearbeiteten. Richelieu war dabei im Vortheile; denn er konnte dem Könige unläugbar beweisen, daß Ludwig unter der Bande, an deren Spitze seine Mutter und der feige und gewissenlose Herzog von Orleans standen, verrathen und verkauft sei. Der Streit dauerte bis zum 10. November, an welchem Tage (la journée des dupes) Maria von Medicis endlich, vor des Königs Reise nach Versailles, ihrer Sache ganz sicher zu sein glaubte und demselben in einer geheimen Unterhaltung mit erschreckender Heftigkeit erklärte, daß sie fortan weder mit Richelieu, noch mit einem von dessen Freunden und Verwandten das Geringste zu thun haben wolle. Sie ging damals so weit, daß sie ihrem Sohne erklärte, sie werde nie mehr im Rathe erscheinen. Keine Bitten des Königs konnten sie bewegen, ihren Entschluß zu ändern, und selbst ihr Beichtvater, der Pater Süffren, sowie der Kardinal de Bagny wurden vergebens zu Hülfe gerufen. Der König befand sich lange in peinlicher Verlegenheit, wurde aber bald durch die Heftigkeit seiner Mutter und durch die Enthüllungen, welche Richelieu ihm in Betreff der Verbindungen derselben machte, so sehr in Schrecken gesetzt, daß er sich wieder auf die andere Seite neigte und, noch vor seiner Abreise nach Versailles, durch seinen Liebling St. Simon dem Kardinal sagen ließ, er werde ihn in Versailles mit Vergnügen empfangen. Dies benutzte Richelieu, welcher wohl wußte, daß beim Könige immer derjenige Recht habe, welcher gegenwärtig sei und zuletzt rede. Er begab sich zum Könige nach Versailles, während die Königin Mutter

---

son maître, l'envie, la jalousie et la malignité de ses ennemis l'avoient employé à le détruire dans l'esprit de la reine, pour lui ravir tout l'espoir de son travail. Il la trouve changée et en ignore la cause, parcequ'il est témoin à lui-même de sa sincérité (die sincérité eines Richelieu!), sait, comme les choses se sont passées, et ne peut assurément reconnoitre, duquel des détours infinis de la droiture de la vérité ses ennemis se sont servis, pour s'emparer de l'esprit de la reine à son préjudice.

dies zu thun unterließ, und behielt die Oberhand. Der König entzog gleich am Tage nach seiner Ankunft in Versailles die Reichssiegel dem Kanzler Marillac, welcher schon geglaubt hatte, er sei nach Versailles berufen worden, um Richelieu's Stelle einzunehmen. Bald nachher wurde auch Marillac's Bruder, der sich mit den Marschällen La Force und Schomberg noch in Italien befand, auf Befehl des Königs verhaftet und vorgeblich wegen Erpressung und Defraudation angeklagt. Man stellte ihn nicht vor ein ordentliches Gericht, sondern vor eine besondere Commission. Diese erklärte ihn für schuldig, und er ward 1632 öffentlich hingerichtet.

Der Herzog von Orleans benahm sich damals auf dieselbe Weise, wie er sich früher benommen hatte, als er Ornano und Andere, die sich an ihn angeschlossen hatten, seines Vortheiles wegen der Rache des Kardinals preisgab. Er bot zuerst der Königin Mutter seine Hülfe und seine Dienste an; als er aber hörte, daß der König wieder mit Richelieu ausgesöhnt sei, versprach er, diesen zu lieben und zu schützen, wo und wie er könne *). Der König war sehr froh über die Erbärmlichkeit seines Bruders, und suchte ihn auf eine eben auch nicht rühmliche Weise in derselben zu bestärken. Er wußte, daß Puylaurens und Le Coigneux den schwachen Prinzen unbedingt leiteten; er gab also dem Ersteren eine Summe Geldes zum Ankaufe des Herzogthums d'Anville, und ertheilte dem Anderen die Stelle eines Parlaments-Präsidenten zweiten Ranges, damit Beide sich nicht durch Anerbietungen der Königin locken lassen möchten. Die Letztere setzte indessen den ganzen Hof in Bewegung **), so daß Richelieu sich in bitteren Klagen über den Contrast der Lage der Dinge im Anfange 1630 und am Ende dieses Jahres ergießt.

Im Anfange des folgenden Jahres glaubten Puylaurens und Coigneux wieder besser zu thun, wenn sie Gaston mit seiner Mutter, mit Spanien und mit Lothringen aussöhnten und ihm riethen, sich von seiner Mutter den Schmuck seiner verstorbenen Gemahlin, welchen

---

*) Il alla trouver le roi, désapprouva le procédé de la reine sa mère, et protesta de ne se départir jamais des intérêts et des volontés de Sa Majesté, qui seroient toujours la règle des siennes. Il promit aussi au cardinal, de l'aimer et le défendre contre tous ceux, qui au préjudice de l'autorité royale voudroient l'offenser.

**) Toute la cour fait cabale et l'Espagnol s'en prévaut.

jene in Verwahrung hatte, übergeben zu lassen und dann in sein Herzogthum Orleans zu gehen, während seine Mutter am Hofe zurückbleibe und die Kabale mit ihm fortspinne. Bevor er abreiste, sollte er sich mit einer bedeutenden Zahl Bewaffneter (fort accompagné) in Richelieu's Palast zu Paris begeben und ihm thätlich zu Leibe gehen; dazu hatte aber der jedes ernsten Entschlusses unfähige Prinz den Muth nicht. Er begann, als er am 30. Januar zu dem Kardinal kam, nur einen heftigen Zank mit ihm, und reiste dann nach Orleans ab. Der König kam nach diesem Vorfalle eilig von Versailles nach Paris zum Kardinal. Seine Mutter ließ hoch und theuer versichern, daß sie von dem ganzen Beginnen Gaston's nichts gewußt habe. Dies glaubte ihr jedoch niemand, und der Kardinal benutzte Gaston's Unvorsichtigkeit und die Heftigkeit der Königin Mutter, um den König dazu zu bringen, daß er ihm alle seine Gegner preisgab. Maria von Medicis mußte in Compiegne, wohin sie mit dem Könige gegangen war, zurückbleiben und ward dort unter die Aufsicht des Marschalls d'Estrées gestellt (Februar 1631). Man schlug ihr dann einen Ort nach dem anderen zum Aufenthalt vor, nur nach Paris sollte sie nicht wieder kommen; sie lehnte aber Alles ab. Vier Monate später begab sie sich zuerst nach Avesnes und dann in das Ausland. Dies hatte Richelieu gewollt. Maria ging zuerst nach Brüssel. Einige Jahre später, als die Spanier ihrer dort müde geworden waren, begab sie sich nach England. Zuletzt sah sie sich durch den Ausbruch der englischen Revolution genöthigt, wieder auf den Continent zurückzukehren. Sie nahm damals ihren Wohnsitz zu Köln, wo sie kurz darauf in großer Armuth starb. Es war schändlich von Richelieu und schmählich von seinem Könige, daß Beide diese verblendete Mutter des Letzteren und frühere Gönnerin des Ersteren zuletzt in so große Noth herabsinken ließen. Der Herzog von Orleans begab sich nach Brüssel, nachdem er kurz vorher die lothringische Prinzessin geheirathet hatte. Er stürzte durch diese Heirath, welche er erst später bekannt machte, den Herzog von Lothringen ins Unglück; er selbst aber verlor durch sein Betragen alle Achtung und allen Einfluß in Frankreich.

Von dieser Zeit an übte Richelieu einen furchtbaren Despotismus. Er verfuhr im Namen des Königs ganz rücksichtslos gegen alle seine Feinde, welches Standes oder Geschlechtes sie auch waren, vernich-

tete die Rechte der Nation und sogar die Justiz der Parlamente auf militärische Weise, und ließ alle Leute, denen er auf geradem Wege nicht beikommen konnte, durch Commissionen richten, oder mit anderen Worten er stellte sie vor solche Richter, von denen er im Voraus wußte, daß sie ein Verdammungsurtheil aussprechen würden. Dies Alles wollen wir hier nicht näher ausführen, weil wir keine Geschichte von Frankreich schreiben.

IV. Letzte Zeit des dreißigjährigen Krieges.

1. Bis zum Tode Bernhard's von Weimar.

Zu derselben Zeit, als Richelieu in Italien festen Fuß faßte und in Betreff des Veltlin und des Herzogthums Mantua den Schiedsrichter machte, traf er die Einleitung, auch in Deutschland dem bisherigen spanischen und östreichischen Übergewichte das französische unterzuschieben. Dies war für ihn um so leichter zu erreichen, da er zwar auf der einen Seite mit Gustav Adolf und mit den Protestanten in Verbindung stand, auf der anderen aber auch das Zutrauen der Katholiken durch eine oft etwas weit gehende Sorge für das Interesse des Cultus der alten Lehre zu gewinnen wußte. Aus dem letzten Grunde war daher auch der Kurfürst von Baiern schon früh mit den Franzosen in Verkehr getreten, obgleich er keine Verbindung mit ihnen schloß. Französische Truppen waren schon vor Richelieu's Regierung, zur Zeit des Streites über Jülich, Cleve und Berg, am Rhein erschienen, und hatten dort für die Aufrechthaltung des alten Cultus gesorgt (s. S. 308 Anmerkung). Nachher spannen Richelieu's Gesandte mit den katholischen Fürsten und mit Bischöfen und Erzbischöfen Kabalen an. Mit Gustav Adolf schloß Richelieu schon zu der Zeit Freundschaft, als der schwedische König noch gegen die Polen zu Felde lag. Er vermittelte auch den Waffenstillstand, durch welchen der schwedische König in den Stand gesetzt wurde, sein Heer nach Deutschland zu führen (s. S. 216). Welche diplomatischen Künste nachher Richelieu anwandte, um einige deutsche Fürsten an Frankreich zu knüpfen, während die Mehrzahl

derselben mit Gustav Adolf oder mit Spanien und dem Kaiser verbunden waren, hat Barthold in seinem Werke über den dreißigjährigen Krieg ausführlich nachgewiesen. Wir bemerken nur, daß die Bevollmächtigten des Kardinals, Charnacé und Feuquières, sich durch dieselben Künste, welche Mazarin in Italien übte, große diplomatische Verdienste um Frankreich erwarben, daß Richelieu in Deutschland und Italien mit den Feinden Spanien's und Östreich's verbunden war, und daß er in Italien und im Trierischen beide Staaten sogar durch Truppen bekämpfen ließ, ohne ihnen den Krieg erklärt zu haben. Er unterstützte dabei die Protestanten anfangs blos mit Geld, während er zugleich die katholische Sache in Deutschland durch Verwendung und durch jeden diplomatischen Trug aufrecht hielt.

Seit im Januar 1631 der Vertrag von Bärwalde (s. S. 225 f.) geschlossen worden war, verstanden es Richelieu und Oxenstierna, auf verschiedene Weise die Beschränktheit und den Fanatismus aller deutschen Fürsten, sowie das von den Jesuiten unterhaltene religiöse Vorurtheil des Kaisers und der Spanier zu ihrem Vortheile zu benutzen. Auf dem Convent zu Heilbronn (s. S. 265 f.) hatten die Franzosen viel dazu beigetragen, daß der Krieg auch gegen den Willen von Brandenburg und Sachsen fortgesetzt ward; und es war von dieser Zeit an vorauszusehen, daß der Einfluß der Franzosen dem deutschen Reiche verderblich sein werde. Oxenstierna lehnte zwar das Anerbieten der Franzosen, als sie Truppen auf das linke Rhein-Ufer schicken wollten, höflich ab; aber er vereinigte sich doch mit Richelieu gegen Karl III. von Lothringen, welcher Vasall des deutschen Reiches war.

Richelieu's Feindschaft gegen den Herzog von Lothringen hing mit dem furchtbaren Despotismus zusammen, den der Kardinal seit 1630 gegen alle diejenigen, die man die lothringische Partei in Frankreich nannte, und zu denen auch Gaston von Orleans gehörte, zu üben begonnen hatte. Nachdem er sowohl den Kanzler als den Marschall von Marillac seine Rache hatte fühlen lassen, wurde auch der Marschall von Bassompierre in die Bastille gesetzt, in welcher er dann zehn Jahre lang blieb. Ärger ward es, als Richelieu 1631 die Königin Mutter nach Moulins verbannen wollte und sie in einer Haft halten ließ, aus der sie nicht ohne sein Vorwissen und viel-

leicht sogar auf sein Anstiften entwich, um sich nachher in den Niederlanden, in England und am Rhein umherzutreiben (s. S. 404). Die Frauen von Ornano, von Elboeuf, von Lesdiguières und von Conti, welche vor Anderen für Lothringen intriguirten, wurden auf ihre Güter geschickt; der Arzt Vautier und der Abbé de Foix wurden, weil sie der Königin Mutter Dienste geleistet hatten, neben dem Marschall Bassompierre in die Bastille gesperrt. Gaston war in die Hauptstadt seines Herzogthums gegangen, und weder der Kardinal La Valette, noch die Briefe des Königs konnten ihn abhalten, seine Stadt neu zu befestigen und mit Vorräthen zu versehen. Es wäre, wenn er auch nur das geringste Talent besessen hätte, damals zu einem Bürgerkriege gekommen; da er aber ein völlig unfähiger Mann war, so verließ er das Land. Als er später seine vom Könige nicht gebilligte Vermählung mit der Schwester des Herzogs von Lothringen öffentlich bekannt machte, wurden auf einmal der Graf von Moret, die Herzöge von Elboeuf, Rosaner und Bellegarde, Le Coigneur, Puylaurens, Monsigny und der Pater Chantelaube ohne Untersuchung oder Proceß für Majestäts-Verbrecher erklärt. Das Parlament protestirte zwar dagegen; es wurde aber durch eine Kabinets-Ordre auf harte Weise zur Ruhe verwiesen. Auch der Herzog von Guise verlor seine Statthalterschaft Provence und mußte nach Italien gehen. Um dieselbe Zeit endlich, als Charnacé den Vertrag mit Gustav Adolf (s. S. 225 f.) schloß und bekannt machte, schreckte Richelieu alle seine Feinde durch Kabinets-Justiz. Er ließ einen eigenen Gerichtshof, der unseren Kriegsgerichten vergleichbar war, errichten, um unter dem Scheine des Rechtes Leute zu verurtheilen, welche als Majestäts-Verbrecher bezeichnet wurden, eigentlich aber nur Richelieu's Feinde waren. Dieses zum Verurtheilen eingesetzte Gericht (Chambre de justice) sollte, wie es hieß, über Falschmünzer, über Majestäts-Verbrecher und über Leute, welche dem Könige die Nativität stellten, richten.

Als Richelieu in den Jahren 1631 bis 1633 die Königin Mutter, den verblendeten Herzog von Orleans und alle Freunde Beider verfolgte und unschädlich machte, setzte er besonders durch die Hinrichtung des Marschalls von Montmorency alle Welt in Schrecken. Montmorency war Statthalter von Languedoc und eilte 1632, als Gaston von Orleans mit einem Heere in Frankreich einfiel, demselben

mit Truppen zu Hülfe, wurde aber, nachdem er sich im August mit Gaston vereinigt hatte, am ersten September bei Castelnaudary geschlagen und in Folge seiner eigenen Unvorsichtigkeit gefangen genommen. Er mußte jetzt zugleich mit allen seinen Freunden für das, was Gaston gesündigt hatte, hart büßen. Der verächtliche Herzog von Orleans opferte damals seine Freunde ebenso auf, wie er es schon einmal gethan hatte (s. S. 367 — 369), und sorgte nur für sich. Er nahm die demüthigenden Bedingungen an, unter welchen ihm Verzeihung angeboten wurde, und behielt durch die Gnade des Königs seine Güter, mußte aber versprechen, sich nur in Tours oder Blois aufzuhalten. Der Marschall von Montmorency ward, zum abschreckenden Beispiele, durch das Parlament von Toulouse verurtheilt und schon am 30. September öffentlich hingerichtet. Er hatte übrigens selbst eingestanden, daß er den Tod verdient habe. Man kann bedauern, daß es eine Zeit gab, wo in Deutschland die Kaiser jene Edelleute aufknüpfen lassen mußten, welche das Rauben und Morden ein Befehden nannten, sowie eine andere Zeit, wo man in Frankreich die ersten Pairs öffentlich enthaupten lassen mußte, weil sie den unglücklichen Bürger und Bauer ihren ehrgeizigen und habsüchtigen Umtrieben opfern wollten; aber tadeln kann man den Minister, welcher diesen Unfug gewaltsam abstellte, ebensowenig, als die deutschen Kaiser, welche die Freiherren aufknüpfen ließen. Der Lärm war freilich außerordentlich groß, zumal da der ganze Adel und die Prinzen, vor Allen aber der Herzog von Orleans den König und seinen Minister vergebens mit ihren Bitten bestürmt hatten, um den Marschall zu retten, dessen Schwester mit dem Prinzen von Conti vermählt war. Gaston von Orleans erschrack so sehr über die Hinrichtung des Marschalls, daß er sich nach Brüssel flüchtete. Von dieser Zeit an wurde in Frankreich eine unerhört grausame und willkürliche Verfolgung der politischen Verbrecher und eine zum Ausspioniren und Einfangen derselben bestimmte Polizei organisirt, die wir nach unseren Beobachtungen und Erfahrungen weder als Eifer für die Monarchie anerkennen, noch als hohe Staatsweisheit rühmen können oder wollen.

Der für die päbstliche Religion eifrige, den Krieg liebende Herzog Karl III. von Lothringen reizte den Kardinal durch seine Anhänglichkeit an den Kaiser, an Spanien und an Gaston von Orleans.

Er hatte den flüchtigen Bruder des Königs Ludwig in seine Residenz aufgenommen und dessen Bewerbung um seine Schwester Margaretha begünstigt. Sobald daher Richelieu 1631 den Vertrag von Bärwalde mit dem schwedischen Könige geschlossen hatte, wurde Karl zugleich von den Franzosen und den Schweden bedrängt. Richelieu nöthigte ihn zu einem Vertrage, der in Vic abgeschlossen ward und den Herzog einige Orte des Bisthums Metz, sowie den festen Platz Mont Marsan kostete. Dieser Vertrag wurde von Karl wieder gebrochen, als Gaston, welchem die Spanier fünfzehnhundert Reiter überlassen hatten, im Vertrauen auf die mit ihm verschworenen Statthalter von Languedoc und der Dauphiné in Burgund einfiel. Richelieu schickte, als er die Schilderhebung der lothringischen Partei erfahren hatte, den kleineren Theil seines Heeres unter dem Marschall La Force, zu dem nachher von einer anderen Seite her auch der Marschall von Schomberg stieß, gegen den Herzog von Orleans, und zog selbst mit dem größeren nach Lothringen. Der Krieg mit Gaston ward, wie wir bereits wissen, durch die Gefangennehmung des Marschalls Montmorency beendigt; Richelieu aber besetzte ganz Lothringen, sogar die Hauptstadt und Festung Nancy. Der Herzog mußte sich deshalb zu einem neuen demüthigenden Vertrage entschließen, welcher ohne Rücksicht darauf, daß der Herzog deutscher Reichs-Vasall war, im Juli 1632 zu Liverdün abgeschlossen wurde. In diesem Vertrage ward der von Vic bestätigt und außerdem festgesetzt, daß der Herzog in allen Kriegen sich mit seiner ganzen Macht an Frankreich anschließen und die Grafschaft Clermont ganz abtreten, die Festungen Stenay und Jamez aber auf vier Jahre, das heißt mit anderen Worten auf immer, an Frankreich überlassen solle.

Um dieselbe Zeit, als dies geschah, nahm Richelieu, dessen Anerbietungen der Kurfürst von Baiern als Haupt der Liga verschmäht hatte, ohne Rücksicht auf seine Bundesgenossen, die Schweden, den Antrag des Kurfürsten von Trier, Philipp Christoph von Sötern, an, ihn und die katholische Religion in seinem Lande gegen die siegreichen Protestanten (was freilich nicht ausdrücklich gesagt ward), in Schutz zu nehmen (s. S. 251 und 261). Der Kurfürst räumte den Franzosen die Festung Ehrenbreitstein für die Dauer des Krieges ein, und würde ihnen auch Trier selbst überlassen haben, wenn nicht das Dom-Kapitel spanische und kaiserliche Truppen herbei gerufen

hätte. Doch ward gleich darauf auch Trier, wo der Kurfürst sich aufhielt, von den Franzosen besetzt. Auch Koblenz, Ober-Wesel, Boppard und andere Trierische Orte wurden den Franzosen überlassen. Seit dieser Zeit standen sich dann schon kaiserliche, spanische und französische Heerschaaren am Rhein gegenüber, ohne daß an eine Kriegserklärung auch nur gedacht wurde. Übrigens zeigte Gustav Adolf, so lange er lebte, deutlich, daß er den Franzosen keine Eroberungen in Deutschland zugestehen werde. Nach seinem Tode dagegen und nachdem Oxenstierna und Richelieu 1633 zu Heilbronn den Vertrag von Bärwalde erneuert hatten, änderten sich die Verhältnisse. Da wir nur den Faden der Ereignisse des dreißigjährigen Krieges da wieder aufnehmen wollen, wo wir ihn oben (S. 300) haben fallen lassen, so können wir den Intriguen des großen französischen Ministers in Beziehung auf Deutschland nicht folgen. Dies würde auch ganz unnöthig sein, da Barthold in einem Buche von zwei Bänden sich daraus eine besondere Aufgabe gemacht hat. Wir wollen blos in der Kürze wiederholen, was wir früher ausführlich erzählt haben, und dabei gelegentlich der Franzosen und des Herzogs von Lothringen gedenken.

Diesen gänzlich zu demüthigen und sich zugleich in Trier festzusetzen, war seit dem Vertrage von Liverdün Richelieu's einziges Bestreben. Auch hielt er fortwährend ein ansehnliches Heer an den lothringischen Grenzen. Nach der Besetzung der festen Plätze des Kurfürstenthums Trier trat er gegen den Herzog Karl mit einem ganzen Register von Beschwerden auf, die man im vierundzwanzigsten Buche seiner Denkwürdigkeiten findet. Der Hauptvorwurf bestand darin, daß der Herzog seit dem Anfange des Jahres 1633 von Zeit zu Zeit Truppen habe werben und an die Grenzen des Elsaß führen lassen, wo sie sich dann zerstreut und bei den Kaiserlichen oder den Spaniern Dienste genommen hätten. Es befanden sich damals französische Gesandte zum Spioniren bei dem Herzoge, welcher immer noch wegen des Herzogthums Bar keine Huldigung geleistet hatte, und sich über die erzwungene Abtretung von Clermont beschwerte. Diese berichteten endlich im Juni 1633, daß er sieben- bis achttausend Mann zu Fuß und fünfzehnhundert Reiter gesammelt habe, um dem Herzoge von Feria, der auf seinem Marsche nach Deutschland schon im Veltlin angekommen sein sollte, entgegen zu ziehen. Darauf

stützte sich Richelieu, um begleitet vom Könige aufs neue mit Truppen gegen den Herzog zu Felde zu ziehen. Der Herzog, dessen Schwester immer noch nicht officiell als rechtmäßige Gemahlin Gaston's anerkannt worden war, hatte seine Verbindungen mit diesem wieder angeknüpft. Es ward deshalb beschlossen, ihn völlig unschädlich zu machen. Als die Franzosen anrückten, sah sich der Herzog auf der einen Seite von diesen, auf der anderen von den Schweden bedrängt. Von den Letzteren geschlagen, eilte er nach Nancy und ließ ganz demüthig den König von Frankreich dahin einladen. In dieser Zeit hatte sein Bruder, der Kardinal Franz von Lothringen, mit Richelieu eine lange Unterredung in Chateau-Thierry, bei welcher dieser ihm rund heraussagte, daß für seinen Bruder keine Aussöhnung zu hoffen sei, wenn derselbe nicht alle Plätze des Landes, sogar die Hauptstadt Nancy, den Franzosen einräume. Auf den Einwurf, daß man, weil Lothringen ein Lehen des deutschen Reiches sei, ohne kaiserliche Einwilligung die Franzosen nicht aufnehmen könne, erwiderte Richelieu ganz keck, das Reich habe keinen Anspruch auf Lothringen, sondern dieses sei ungerechter Weise von Frankreich abgerissen worden *). Der Bruder des Herzogs, welcher die Unterhandlungen mit den Franzosen leitete, sah, als diese das Herzogthum Bar und einen festen Platz nach dem anderen besetzt hatten, und als Nancy selbst mit einer Belagerung bedroht war, kein anderes Mittel, Ärgeres zu vermeiden, als daß in einem neuen Vertrage alles dasjenige zugestanden werde, was der König mit den Waffen zu erzwingen im Begriffe war. Ehe er jedoch einen Vertrag abschloß, rettete er seine Schwester, die Gemahlin des Herzogs von Orleans, die sich in Nancy befand, aus der Gefahr, den Feinden ihres Gemahles in die Hände zu fallen. Er selbst brachte sie als Mann verkleidet in seinem Wagen aus der Stadt und ließ sie nach Diedenhofen geleiten; sie flüchtete sich gleich darauf nach Flandern.

---

*) Quant' à la mouvance de l'Empire, habe Richelieu gesagt, que le roi étoit bien éloigné d'en demeurer d'accord, puisqu'il prétendoit la souveraineté de la Lorraine, et que l'hommage lui en étoit dû; que c'étoit une usurpation faite par l'Empire sur sa couronne, en quoi la longue possession, qu'on pouvoit alléguer, ne donnoit aucun droit, n'y ayant jamais de prescription entre les grands princes.

Der neue Vertrag, den der Kardinal Franz am 6. September 1633 zu Neufville Namens seines Bruders abschloß, knüpfte nicht nur Lothringen für die Dauer des Krieges an Frankreich, sondern er enthielt auch noch viele andere lästige Bedingungen. Herzog Karl konnte sich deshalb auch nicht dazu verstehen, diesen Vertrag anzuerkennen. Er entsagte lieber der Regierung, verließ sein Land und leistete fortan dem Kaiser und den Spaniern im deutschen Kriege wesentliche Dienste. Sein Bruder, der Kardinal, dagegen dispensirte sich selbst von den geistlichen Pflichten, nannte sich Herzog des von Franzosen besetzten Landes und nahm auch eine Frau. Doch traf auch ihn der Haß Richelieu's gegen das Haus Lothringen und den Zweig Guise. Er ward im Februar 1634, kurz nach seiner Vermählung, auf Befehl des Marschalls La Force von Franzosen überfallen, die ihn nebst seiner Gemahlin in sichere Haft brachten. Im Laufe dieses Jahres wurde auch noch der Theil von Lothringen, welcher bis dahin verschont geblieben war, durch die Franzosen besetzt.

Die deutschen Angelegenheiten nahmen damals eine bedenkliche Richtung für die Verbündeten des Königs von Frankreich, dessen Truppen in demselben Jahre, in welchem sie Lothringen an sich rissen, auch Philippsburg besetzen. Der Sieg der Kaiserlichen bei Nördlingen (s. S. 278 f.) schien die Sache der Protestanten ganz zu Grunde gerichtet zu haben, weil in Folge desselben Horn gefangen worden war und das Heer des Herzogs Bernhard sich völlig aufgelöst hatte. Indessen hielten diesmal die Franzosen die protestantische Sache aufrecht. Es erschienen nämlich, obgleich Karl von Lothringen und Johann von Werth die Franzosen in Lothringen sehr bedrängten, zum ersten Mal französische Truppen in Westphalen und Hessen; und sogar der König selbst zog mit einem Heere, zu welchem der ganze Adel oder, wie man sich ausdrückte, der Bann und Hinterbann entboten worden war, an den Rhein. Männer, welche in der französischen Kriegsgeschichte einen ausgezeichneten Platz haben, wie der Kardinal La Valette, der Vicomte von Türenne und der oft mit dem Marschall Ney verglichene nachherige Marschall Guébriant, zeichneten sich zuerst im Sommer 1634 durch Ausdauer im Kampfe diesseit des Rheins, dann im Winter durch einen wunderbaren Rückzug in öden Gegenden und über unwegsame Gebirge vortheilhaft aus.

Im folgenden Jahre änderte der Prager Frieden das ganze bisherige Verhältniß der Parteien in Deutschland; denn es schien damals, als wenn die protestantischen Fürsten sich unter der Führung des Kurfürsten von Sachsen mit dem Kaiser vereinigen würden, um sowohl die Schweden als die Franzosen aus dem Reiche zu treiben. Da die Thaten und Leiden der Schweden bis 1637 und 1638 bereits früher angedeutet worden sind, so haben wir nur noch zu erwähnen, wie die Franzosen die Gelegenheit des neuen spanischen Einfalles in Deutschland ergriffen, um zuerst 1635 den Spaniern und zwei Jahre später auch dem Kaiser den Krieg zu erklären.

Noch vor dem Prager Frieden hatte die Ankunft des Kardinal-Infanten in den Niederlanden (s. S. 277) bei den dortigen Spaniern neuen Muth geweckt, weil man dem Infanten und seinen Truppen großen Antheil an dem Siege von Nördlingen zuschrieb. Dies trieb sie im März 1635 zu einer Unternehmung gegen den Kurfürsten von Trier. Der Letztere hatte bekanntlich, um sich vor den Angriffen der Protestanten sicher zu stellen, gegen den Willen seines Dom-Kapitels sich und sein Land in den Schutz der Franzosen gegeben. Auf diesen Schutz vertrauend, lebte er sicher und sorglos in Trier, als plötzlich im März 1635 der spanische Statthalter von Luxemburg einige hundert auserwählte Spanier, Wallonen und Deutsche nach Trier schickte, um ihn aufzuheben. Der Kurfürst war schon längst, gleich vielen Anderen, vom Kaiser ohne Proceß, wiewohl schuldig, in die Acht erklärt worden; die Spanier handelten jetzt in des Kaisers Namen, indem sie einen Fürsten aufzuheben suchten, welcher Ehrenbreitstein und andere feste Orte des Reiches den Franzosen verrätherisch anvertraut habe. Sie entrissen die Stadt Trier ebenso, wie vorher schon Philippsburg und Limburg, den Franzosen, deren Besatzung nicht wachsam genug war, durch nächtlichen Überfall und nahmen den Kurfürsten gefangen. Nach ihrem Einzuge in die Stadt tödteten sie in den Straßen einen Jeden, auf den sie trafen, und plünderten den erzbischöflichen Palast sowie alle Häuser der Franzosen. Sie behielten nachher Trier besetzt, den Kurfürsten aber schleppten sie nach Luxemburg und von da nach Brüssel. Er wurde später nach Linz und zuletzt nach Wien gebracht, und blieb zehn Jahre lang gefangen. Er hatte sich übrigens dadurch

schwer an Kaiser und Reich versündigt, daß er den Kardinal Richelieu als Coadjutor angenommen hatte, was freilich der Pabst nicht hatte zugeben wollen. Richelieu war über die Wegführung des Kurfürsten heftig erbittert, und machte endlich Anstalten, mit den Spaniern ganz zu brechen und den Krieg im eigenen Namen zu führen. Der König von Frankreich ließ schon am 21. April vom Bruder des spanischen Königs, dem Kardinal-Infanten Ferdinand, zu Brüssel die Freilassung des Kurfürsten in einem solchen Tone fordern, daß der spanische Gesandte in Paris gut fand, ohne Abschied abzureisen, und daß der französische Gesandte zu Madrid verhaftet wurde. Richelieu ließ nicht nur das Veltlin durch den Herzog von Rohan besetzen, um den Spaniern in Italien den Durchmarsch zu sperren, sondern er versah auch, um sich am ganzen Rhein zu behaupten, den Herzog Bernhard von Weimar mit Geld. Außerdem erhielt der Marschall La Force den Befehl, den tapferen Herzog Karl von Lothringen davon abzuhalten, daß derselbe sein Land wieder erobere. Auch zog der König selbst mit einem sehr zahlreichen Heere, zu dem der ganze Adel entboten worden war, gegen Luxemburg. Am 19. Mai 1635 erschien endlich ein französischer Reichsherold in Brüssel, um die französische Kriegserklärung zu verkündigen.

Schon in diesem Jahre begann Bernhard von Weimar die glänzende Laufbahn, die ihn in den Jahren 1637 bis 1639 zum Gipfel des Ruhmes führte. Herzog Bernhard hoffte damals, vermittelst eines Heeres, welches mit französischem Gelde geworben worden war, sich in Schwaben und im Elsaß ein eigenes Königreich oder doch ein unabhängiges Herzogthum erobern zu können. Er vertheidigte, während die Schweden zurückgedrängt wurden, den Rhein bis nach Straßburg. Neben ihm vereitelten damals der Kardinal La Valette, Feuquières, Condé und der Marschall La Force, welche in Lothringen kämpften, die Prahlereien des Herzogs Karl. Die Hauptmacht der Franzosen ward übrigens gegen die Niederlande gerichtet, wo sie sich bei Maastricht mit dem Prinzen von Oranien, der die holländischen Truppen wieder in den Krieg führte, vereinigen sollte. Es ist offenbar, daß ohne die Franzosen und ohne die Anstrengungen des Herzogs Bernhard die Siege der Schweden bei Dömitz und bei Wittstock (s. S. 288 und 291) für die Sache des Protestantismus fruchtlos gewesen wären. Bernhard wurde 1636 gerade in dem

Augenblicke nach Paris gerufen und in den Stand gesetzt, im nächsten Jahre große Dinge zu unternehmen, als die Schweden nach Pommern zurückgedrängt waren, wo sie sich nachher die Jahre 1637 und 1638 hindurch nur mit Mühe und Anstrengung so lange behaupteten, bis sie aus Schweden verstärkt wurden.

Um wieder anzuknüpfen, wo wir früher abgebrochen haben, werfen wir zuerst einen Blick auf Deutschland's Lage in dem Augenblicke, als im Februar 1637 Kaiser Ferdinand II. gestorben war. Die kurz vorher Statt gehabte Wahl des neuen Kaisers, Ferdinand III., wurde beanstandet, weil zwei Kurfürsten dabei nicht gefragt worden waren. Der Kurfürst von Trier saß nämlich, als dieselbe Statt fand, gefangen in Linz, und der Kurfürst von der Pfalz war seines Landes beraubt, der Kurfürst von Baiern aber als solcher von Schweden und Frankreich nicht anerkannt worden. Lothringen und ein Theil des Elsaß schienen damals schon für das Reich verloren zu sein. Dagegen hatte es das Ansehen, als wenn durch die Siege und Eroberungen des Herzogs Bernhard eine ganz neue deutsche Macht in dem alten Alemannen-Lande vom Breisgau an bis in die Grafschaft Burgund (Franche Comté) gegründet worden sei. Wir wollen, weil die ausführliche Darstellung von Kriegsbegebenheiten nicht unsere Sache sein kann, das Resultat der Thaten, welche Herzog Bernhard an der Spitze seines mit französischem Gelde geworbenen, aus Deutschen und Schweizern bestehenden Heeres ausführte, kurz angeben, dann des letzten Zuges von Banèr erwähnen, welcher 1636 seine Unternehmungen an die des Herzogs anreihen wollte, um einen entscheidenden Schlag auszuführen. Bernhard siegte in der kurzen Zeit seiner kriegerischen Laufbahn in acht Schlachten; er nahm die vorzüglichsten Generale des Kaisers, z. B. den Duca Savelli, Johann von Werth, Enkevort und Speerreuter; gefangen; er eroberte Seckingen, Laufenburg, Freiburg, Rheinfelden und Breisach, lauter Städte, welche in jener Zeit für unüberwindlich galten. Die genannten Generale nahm der Herzog sämmtlich im Februar 1638 in dem furchtbaren Treffen gefangen, welches er ihnen bei Rheinfelden lieferte.

Der Kaiser vereinigte noch in demselben Jahre, um das von Bernhard hart bedrängte Breisach zu retten, ein ansehnliches Heer am Ober-Rhein, rief den Grafen Götz, einen General, dessen wir

in der Geschichte der ersten Hälfte des dreißigjährigen Krieges oft gedacht haben, aus Nord- und Mittel-Deutschland an den Ober-Rhein und übergab ihm den Oberbefehl über jenes Heer. Allein unglücklicher Weise erhielt Savelli, welcher aus der Kriegsgefangenschaft entkommen war und als italiänischer Titular-Herzog Verbindungen am Wiener Hofe hatte, gleiches Commando mit Götz, der ihm sonst vorgesetzt gewesen war. Die Uneinigkeit zwischen dem Grafen Götz und dem Duca Savelli wurde noch in demselben Jahre 1638 der kaiserlichen Sache im Elsaß und in Schwaben verderblich. Durch den Sieg bei Rheinfelden war es im Sommer 1638 dem Herzog Bernhard möglich geworden, Rheinfelden, Röteln und Freiburg zu erobern. Er hatte hierauf Breisach, dessen Commandant, der Freiherr von Reinach, das Getreide in den Magazinen zu seinem eigenen Vortheile verkauft hatte, enge eingeschlossen, und der Mangel in dieser Festung stieg, während Bernhard selbst lange krank war, aufs Äußerste, weil dieser die Stadt in einem Umkreise von mehreren Stunden durch einen Wall und einen Graben abgesperrt hatte. Das durch mehrere tausend Franzosen unter Guébriant und Türenne verstärkte Miethheer Bernhard's lag in seinem festen Lager vor der Stadt, als zuerst der wilde Herzog Karl von Lothringen und dann die Grafen Götz und Lamboy den Versuch machten, Vorräthe und Verstärkungen in dieselbe zu bringen. Der Herzog Karl, welcher von Mühlhausen aus heranzog, wurde in der Nähe von Thann mit Verlust seines Gepäckes und seines Geschützes zurückgetrieben, brachte aber den Transport, den er geleitete, am 13. Oktober glücklich mit sich nach Thann zurück. Der Versuch, welchen Götz und Lamboy am 15. machten (Savelli blieb auf dem linken Rhein-Ufer zurück und vereinigte sich mit Herzog Karl), war ernstlicher; denn es galt dem Hauptlager Bernhard's, welcher von Thann in dasselbe zurückgeeilt war. Die kaiserlichen Generale drangen, obgleich noch immer Zwietracht unter ihnen herrschte, nach einem hartnäckigen Kampfe in die Schanzen ein, wurden aber wieder zurückgetrieben. Am folgenden Tage zog sich Götz gegen Freiburg und dann gegen Schaffhausen, um ein neues Heer zu sammeln. Man hatte ihn jedoch in Wien und beim Kurfürsten von Baiern des Verrathes beschuldigt, und Graf Philipp von Mansfeld erschien bei ihm, um ihm den Degen abzufordern

und den Oberbefehl des Heeres zu übernehmen. Götz blieb nachher zwei Jahre lang in baierischer Haft. Die Stadt Breisach wurde durch ihren Commandanten, den Freiherrn von Reinach, auch nach Götzens Niederlage noch zwei Monate lang behauptet; sie ergab sich erst am 17. December durch Capitulation. Da Herzog Bernhard, obgleich er den Krieg als souveräner deutscher Fürst führte und in der Freigrafschaft Burgund, im Elsaß und im Breisgau als solcher schaltete, doch eigentlich nur ein General im Dienste der Franzosen war, so triumphirten Ludwig XIII. und dessen Principal-Minister mit Recht über seine Siege als über die ihrigen. Sie rechneten sicher darauf, daß Bernhard's Eroberungen ihnen zufallen würden. Indessen bezweifeln wir doch, daß Richelieu, so diplomatisch er auch war, in seinem Entzücken über den Fall von Breisach dem sterbenden Pater Joseph ins Ohr geraunt habe: „Breisach ist unser!"

Herzog Bernhard zog, nachdem er zwei Regimenter unter zwei ihm ganz ergebenen Obersten in die Stadt Breisach gelegt hatte, nach der spanischen Grafschaft Burgund, eroberte die festen Plätze und gab seinem Heer dort Winter-Quartiere. Er sorgte damals, ohne es zu wissen oder zu wollen, ebenso schlecht für sein Vaterland, das er innig liebte, als für die reine evangelische Lehre, für deren Erhaltung er die Waffen führte. Er ließ nämlich in der Burg von Breisach den Berner Patricier von Erlach als Oberbefehlshaber zurück, und dieser trieb gleich den übrigen Schweizer Patriciern Handel mit seinen Landsleuten und wollte, wie die Anderen, in französischen Diensten vornehm und reich werden. Er war daher leicht von den Franzosen zu erkaufen. Im Jahre 1639, als Bernhard endlich nach Deutschland zurückkehrte, hatte er die Absicht, sich mit den Schweden, welche wieder aus Mecklenburg und Pommern hervorkamen, zu einem entscheidenden Schlage zu verbinden, als er, wie wir unten sehen werden, plötzlich auf eine sehr verdächtige Weise erkrankte und starb.

Die Schweden hatten sich, nachdem sie eine Besatzung in Erfurt zurückgelassen, die sich bis auf ihre Rückkehr tapfer behauptete, nach Mecklenburg und Pommern gezogen (s. S. 292). Das letztere Land unterwarfen sie damals als schwedische Besitzung vollends, obgleich sie in demselben von Gallas sehr bedrängt wurden. Die Kurfürsten von Brandenburg und von Sachsen waren zwar immer

noch im Kriege mit den Schweden; sie schadeten aber dadurch nur ihren eigenen Unterthanen und Städten, welche Banèr, als er wieder hervorkam, auf schauderhafte und empörende Weise sengend, brennend und mordend mishandelte. Im Westen und Norden mußte Amalia Elisabeth von Hessen alle Künste anwenden, um den Kaiser, welcher die Neutralität Hessen's duldete, bei guter Laune zu erhalten und ihren eigenen General und Landesverwalter Melander über ihre wahren Absichten zu täuschen. Die Landgräfin dachte, daß mit der Unterdrückung der evangelischen Lehre auch jede Freiheit des Denkens und jede Eigenthümlichkeit des Handelns der Einzelnen in Deutschland verschwinden müsse, und die Geschichte unserer Tage beweist, wie sehr sie Recht hatte. Diesem ihrem Grundsatze gemäß betrachtete Amalia Elisabeth, alle nationalen Vorurtheile vergessend, den mit Jesuiten umgebenen papistischen Kaiser als ihren Feind und die Schweden als ihre Schützer; sie mußte aber ihre wahre Gesinnung verbergen. Dasselbe that Herzog Georg von Lüneburg, welchen Hatzfeld mit einem kaiserlichen Heere bedrängte, aus politischen Gründen. Erst im Jahre 1639 vereinigten sich Beide zu gemeinschaftlichem Handeln.

Banèr, welcher endlich nach zwei Jahren (Herbst 1638) Verstärkungen aus Schweden und französisches Geld erhalten hatte, drängte die Kaiserlichen unter Gallas zurück, wich dem Grafen Hatzfeld aus, und quartierte sein Heer am nördlichen Ufer der Elbe ein, während das kaiserliche Heer unter Gallas, das sich von Sachsen nach Böhmen und Schlesien zog, auf dem Marsche jeden Tag an Zahl abnahm, weil es schlecht ernährt wurde und keinen Sold erhielt. Banèr hatte, schon als er über die Elbe ging, die Absicht, sich mit Herzog Bernhard zu vereinigen; dieser war jedoch gerade um die Zeit, als die Schweden dahin kamen, ins Burgundi'sche gezogen. Unter Banèr dienten, als er durch Thüringen nach Sachsen marschirte, Männer wie Wittenberg, Torstenson und Pful, die sich mit den ersten Generalen jener Zeit vergleichen lassen. Auch Helmold Wrangel, gewöhnlich der wilde Wrangel genannt, welcher in brandenburgische Dienste getreten war, erhielt jetzt wieder ein Commando bei den Schweden. Ein kaiserliches Heer, welches in Mühlhausen lag, wurde von Pful geschlagen und größtentheils gefangen genommen; auch der General desselben fiel in die Hände

der Schweden. Banèr schlug die Sachsen, wo sie sich zeigten, nahm ihre Städte ein und wüthete ebenso gegen die Bewohner ihres Landes wie gegen deren Häuser und Habe. Er versah, da er auf den weit entfernten Herzog Bernhard nicht rechnen konnte, die Besatzung von Erfurt mit neuen Truppen und Vorräthen, und belagerte endlich im März 1639 die Stadt Freiberg. Als er sie nicht einnehmen konnte, zog er gegen das sächsische Heer, welches bei Chemnitz lag, und vernichtete es am 4. April 1639 völlig. Auch nach diesem glänzenden Siege konnte er sich der Stadt Freiberg nicht bemächtigen. Dagegen eroberte und zerstörte er Pirna. Die Stadt Dresden griff er nicht an, er eilte vielmehr damals nach Böhmen. Man hat ihm einen Vorwurf daraus gemacht, daß er nicht gleich nach dem Siege bei Chemnitz nach Böhmen gezogen sei. Er hatte jedoch die Generale Stälhandske und Karl Gustav Wrangel, von denen der Erstere unter Gustav Adolf treffliche Dienste geleistet hatte, jetzt aber nicht gerade sehr geachtet war, nach Böhmen vorausgesendet, und diese Beiden hatten Teschen, Melnik, Aussig und Leitmeritz besetzt, als Banèr erschien uud bis zum 20. Mai nach Prag vordrang. Die Kaiserlichen standen dort auf dem weißen Berge, und Banèr fand nicht für gut, sie in dieser Stellung anzugreifen. Er zog vielmehr von Prag ab, lag aber nachher von Juni bis Oktober in der Gegend von Leitmeritz, und ließ durch ausgesendete Heeresabtheilungen das ganze Land bis tief nach Mähren und Schlesien hinein furchtbar brandschatzen.

Hatzfeld hätte damals, nachdem er ein mit englischem Gelde geworbenes, in Westphalen aufgestelltes Heer aufgerieben hatte, Banèr im Rücken bedrohen können; er zog aber vor, den bedrängten Sachsen beizustehen, welche der aus seiner Haft in Prag entflohene Arnim wieder commandirte. Das von Hatzfeld in Westphalen vernichtete Heer war von zwei Söhnen des Kurfürsten Friedrich V. von der Pfalz angeführt worden, nämlich von dem Kurprinzen Karl Ludwig und von Prinz Ruprecht. Diese Beiden hatten zuerst bei ihrer Mutter im Haag gelebt, waren aber dann nach England gegangen, wo sie ihr Oheim, König Karl I., in den Stand setzte, ein Heer in Deutschland aufzustellen, welches sie commandiren sollten. Keiner von Beiden hatte jedoch Erfahrung oder Feldherrn-Talente, obgleich Ruprecht später in dem englischen Revolutions-Kriege sich

weidlich herumtummelte. Ein guter Rittersmann mochte er sein; ein General aber war er gewiß nicht. Man hoffte damals, die Landgräfin Amalia Elisabeth von Hessen-Kassel werde sich endlich öffentlich vom Kaiser trennen und mit den Schweden verbinden. Die Letzteren waren daher auch nach Westphalen marschirt und hatten Lemgo belagert, und die beiden Prinzen waren ihnen zu Hülfe gezogen. Es konnte jedoch schon als eine unglückliche Vorbedeutung für den Ausgang des von den beiden Prinzen unternommenen Zuges angesehen werden, daß das für sie zu Meppen errichtete Magazin im November weggenommen ward. Im folgenden Frühlinge (1639) ließen sie sich bei Vlotho von Hatzfeld überfallen. Ihr Heer wurde bei dieser Gelegenheit gänzlich vernichtet und Prinz Ruprecht gefangen genommen; Karl Ludwig aber verlor Alles, was er bei und um sich hatte. Er setzte mit Lebensgefahr über die Weser und brachte, von Allem entblößt, die Monate Mai und Juni in Minden zu, von wo er nach England entfloh.

Während die Schweden 1639 im Norden und Osten von Deutschland aufs neue wütheten und brandschatzten, rissen die Franzosen, welche schon seit 1633 Lothringen besetzt hielten, auch den Elsaß und die festen Städte am Ober-Rhein an sich. Dies gelang ihnen, so lange Herzog Bernhard lebte, nicht, weil derselbe auf keine Weise sich von ihnen gewinnen ließ. Richelieu hatte den Herzog vergebens zu bewegen gesucht, daß er Breisach an Frankreich überlasse. Als Bernhard nachher zu den Kosten seines neuen Feldzuges zwei Millionen verlangte, forderte man ihn auf, zur Unterhandlung darüber selbst nach Paris zu kommen, wo man ihm bei den Festlichkeiten wegen der Geburt eines Dauphins (Ludwig's XIV.) ausgezeichnete Ehren zu erweisen gedenke. Er wurde aber durch Hugo Grotius, welcher damals schwedischer Gesandter in Paris war, gewarnt und ging nicht selbst nach Paris, sondern schickte einen seiner Kriegs-Kameraden, den Herrn von Erlach aus Bern. Diesen umstrickten die Franzosen, und da er nicht, wie Bernhard, Verpflichtungen gegen Deutschland hatte, so arbeitete er fortan für Frankreich. Er verpflichtete sich in Paris, bei dem Herzoge den geheimen Kundschafter der Franzosen zu machen und den französischen Minister von dessen Denken, Thun und Treiben zu unterrichten. Außerdem versprach er, nach dem Tode des Herzogs dahin zu arbeiten, daß nicht nur das auf Kosten

Frankreich's geworbene Heer desselben, sondern auch alle seine Eroberungen an Frankreich kämen. Während dies hinter dem Rücken Bernhard's vorging, wich Karl von Lothringen ihm aus, weil er damals geneigt war, sich mit Frankreich auszusöhnen. Bernhard aber zog Anfang Juli am Rhein herauf nach Hüningen, um bei Neuenburg über den Rhein in das Breisgau und von dort weiter zu gehen. Er erkrankte jedoch zugleich mit Guébriant in Hüningen. Obgleich die Krankheit schon am 15. Juli sehr gefährlich schien, so schiffte er sich doch nach Neuenburg ein. Er starb dort schon am 18. früh im Schiffe. Daß Richelieu ihn habe vergiften lassen, scheint uns nach dem, was von Bernhard's Kränklichkeit in der letzten Zeit seines Lebens berichtet wird, durchaus unglaublich, zumal unter den damaligen Umständen, wo Frankreich eines ausgezeichneten Generals in Deutschland so sehr bedurfte. Die an sich wenig glaublichen Gerüchte von Bernhard's Vergiftung sind übrigens von Röse in seiner Schrift über das Leben des Herzogs und von Barthold in seiner Geschichte des dreißigjährigen Krieges so genau geprüft worden, daß wir darüber kein Wort zu verlieren brauchen. Dagegen wollen wir in Bezug auf Bernhard's Testament, welches Röse urkundlich genau mitgetheilt hat, den wichtigsten Punkt hervorheben. Bernhard glaubte, über sein Heer und seine Eroberungen wie über ein Privat-Eigenthum verfügen zu können. Er erleichterte aber durch seine letzte Verfügung der französischen Regierung die Besitznahme seiner Eroberungen und seines Heeres, indem er Beide dem Berner Patricier Erlach und einigen anderen Obersten anvertraute, welche bloße Condottieri waren und sich das Directorium des Weimarischen Heeres nannten. Nach Bernhard's Testament wurden nämlich das Heer und die Eroberungen einem aus dem Grafen Otto Wilhelm von Nassau, dem Freiherrn von Erlach und den Obersten Ehm und Rosen bestehenden Kriegsrathe übergeben, um sie einem Prinzen von Weimar anzubieten. Ehm, Rosen und Erlach waren jedoch vorzugsweise genannt. Der Letztere suchte in Verbindung mit Guébriant die Verfügung des Herzogs zu vereiteln. Dies war um so leichter zu bewirken, da die Commandanten der Städte und die Anführer der verschiedenen Heeresabtheilungen sich und ihre Untergebenen um den höchsten Preis zu verkaufen trachteten, da keiner von Bernhard's Brüdern das angebotene Ober-Commando vorerst annehmen konnte,

und da man dem vierköpfigen Kriegsrathe die oberste Leitung auf die Dauer nicht lassen durfte. Auch wurden die Bemühungen Guébriant's und Erlach's noch dadurch erleichtert, daß gleich nach Bernhard's Tode Ehm und Nassau nach Worms, sowie Rosen nach den Waldstädten hatten ziehen müssen, und daß also Guébriant und Erlach allein in Neuenburg zurückblieben, wo sie dann die Unterhandlungen mit der französischen Regierung ungestört betreiben konnten.

Der Zug der drei zuerst genannten Anführer Weimarischer Söldlinge war sowohl im Juli als im August sehr glücklich. Sie nahmen, mit Umgehung des kaiserlichen Generals Kaspar Mercy, welcher bei Stollhofen stand, Kron-Weißenburg, Germersheim, Neustadt an der Hardt und Landau, wo nur wenige Spanier lagen, und entrissen den Baiern im August und September die Waldstädte und die Plätze im Breisgau. Während dies geschah, hatten die Franzosen den Baron d'Ossonville und ihren Intendanten in Lothringen, Choisy, an Guébriant und Erlach abgeschickt, um Alles ins Reine zu bringen. Die Unterhandlungen hatten auch einen ziemlichen Fortgang, so lange Hoffnung vorhanden war, daß die Weimarischen Truppen in der Rhein-Pfalz würden Winter-Quartiere nehmen können. Diese wurden jedoch Ende September wieder aus den eroberten Orten getrieben, und nun ward die Sache schwieriger; denn die Miethlinge forderten von den Franzosen nicht blos alle ihre Rückstände, sondern sie wollten auch ihren Oberanführer selbst wählen dürfen. Man hielt drei Versammlungen, um zu berathen, wie zugleich die Franzosen befriedigt und die anderen Prätendenten sowie die Soldaten bei guter Laune erhalten werden könnten; alle drei blieben aber fruchtlos. Endlich bestach Erlach die Obersten mit französischem Gelde, und brachte es dahin, daß dieselben die ganze Sache in seine Hand gaben. Es ward hierauf am 9. Oktober von Choisy und d'Ossonville im Namen des Königs von Frankreich, von Erlach im Namen der durch Bernhard's Testament bestellten Directoren und sämmtlichen Obersten ein Vertrag geschlossen, vermöge dessen die Obersten und alle Officiere dem Könige von Frankreich gelobten, ihm in Frankreich, Burgund, Lothringen, den Niederlanden oder, wo er es sonst für gut finden werde, gegen jedermann zu dienen. Der Herzog von Longueville, welchen der König dazu ernannt hatte, sollte den Oberbefehl haben. Ganz gegen alles Recht verkauften bei dieser Gelegenheit

Erlach und die feilen Officiere den besten Theil von Schwaben und Elsaß an Frankreich. Dies ward freilich, wie gewöhnlich geschieht, nicht geradezu ausgesprochen, sondern unter unbestimmte Ausdrücke der diplomatischen Sprache versteckt. Es sollten, hieß es, zum Nutzen des allgemeinen Besten und zur Herstellung der unterdrückten Stände und Städte die eroberten Plätze sogleich in die Hände des französischen Königs gegeben werden. Der König solle die Commandanten von Freiburg und von Breisach ernennen, deren Besatzungen künftig halb aus Deutschen, halb aus Franzosen bestehen sollten. In den übrigen Plätzen sollten freilich die Directoren des Weimarischen Heeres die Commandanten bestellen; diese sollten aber ebenso wie alle ihre Soldaten dem Könige den Eid der Treue leisten, kraft dessen sie die von ihnen besetzten Plätze für denselben bewahren mußten und ohne seinen Befehl keinem Anderen überlassen durften.

2. Von 1639 an bis auf die Friedensverhandlungen zu Münster und Osnabrück.

Der junge Kurfürst von der Pfalz, Karl Ludwig, welcher vorher bei Vlotho geschlagen und zur Flucht nach England genöthigt worden war, hatte den Beschluß gefaßt, sich um Bernhard's Heer zu bewerben; Richelieu hatte dies aber dadurch zu vereiteln gewußt, daß er den Kurfürsten so lange an der Reise zum Heere verhinderte, bis es zu spät war. Der König von England und der Prinz von Oranien, Karl Ludwig's nächste Anverwandte, hatten demselben das Geld gegeben, dessen er bedurfte, um die Soldaten und die Obersten zu gewinnen, und er war bereits mit diesen in Unterhandlung getreten. Um dieselbe zu beendigen, war seine Gegenwart in Schwaben unerläßlich. Karl Ludwig begab sich nun im Oktober auf die Reise; anstatt aber in Betreff derselben die größte Heimlichkeit zu beobachten, sprach der junge Prinz sich so laut über sein Vorhaben aus, daß Richelieu schon im September von der Sache unterrichtet war. Der Prinz reiste freilich unter einem angenommenen Namen durch Frankreich; dieser Namen (Ludwig Stuart) war aber so gewählt, daß man den Prinzen leicht erkennen konnte. Auch reiste Karl Ludwig über Paris und verweilte einige Zeit daselbst. Auf der Weiterreise ließ Richelieu ihn in Moulins unter dem leeren Vorwande, daß der falsche Namen Verdacht erregt habe, und daß keine besondere Erlaubniß zur Reise

erbeten worden sei, nicht blos anhalten, sondern auch auf beleidigende Weise verhaften und nach Vincennes bringen. Alle Vorstellungen, selbst die dringendsten des Königs von Dänemark, waren vergeblich, bis endlich Amalia Elisabeth von Hessen ihre Verbindung mit Frankreich ganz abzubrechen drohte, wenn Karl Ludwig nicht freigelassen würde. Selbst dann bekam er erst im März 1640 die Erlaubniß nach Paris zu reisen, und wurde hierauf dort noch bis in den April hinein in Stadt-Arrest gehalten.

Während die Franzosen sich den Besitz von Elsaß und einem großen Theile Schwaben's durch Geld und diplomatische Künste, sowie den Besitz von Lothringen durch Gewalt zu sichern gesucht hatten, war Banèr aufs neue in Bedrängniß gerathen. Es war nämlich mit dem Oberbefehl der kaiserlichen Truppen eine Veränderung vorgenommen worden, welche für Banèr verderblich ward. General Gallas, der große Erfahrung besaß und früher sehr tüchtig gewesen war, hatte sich im letzten Feldzuge schlaff bewiesen und war überdies stets betrunken; Kaiser Ferdinand III. entzog ihm daher das Commando, wobei er ihn aber zum Hofkriegsraths-Präsidenten machte. Als nachher Marracini und der Sachse Hofkirchen, welche an seine Stelle kamen, sich ebenfalls schlagen ließen, berief der Kaiser seinen geistlichen und streng ascetischen Bruder zum Commando. Dieser neue Oberbefehlshaber, den man wegen seiner ascetischen Strenge gegen sich selbst in Östreich den Engel nannte, war jener Erzherzog Leopold Wilhelm, Prätendent der Bisthümer Halberstadt und Magdeburg, Bischof von Passau und Straßburg, Erzbischof von Ollmütz, dessen wir schon früher öfter gedacht haben (s. S. 200 f., 208 und 285.). Er war im Ganzen glücklicher, als andere geistliche Generale und auch sogar als Richelieu's Kardinal La Valette. Dies kann jedoch nicht befremden, da er eines Theils einen Mann wie Piccolomini stets zur Seite hatte, und anderes Theils, was sonst Sitte jener Zeit war und auch den Weimarischen Generalen zur Last fiel, sich dem Trunke überließ. Leopold Wilhelm wollte den General Banèr, dessen Heer sehr zusammen geschwunden war, und der weder auf Amalia Elisabeth, noch auf die guelfischen Herzöge rechnen konnte, mit der ganzen kaiserlichen Macht angreifen. Zu diesem Zwecke sollten Hatzfeld in Franken und Piccolomini in Böhmen alle zersprengten Schaaren zu Einem Heere vereinigen. Dieses Heer

wuchs, als im Februar 1640 die Schweden weichen mußten und sich nach und nach aus Böhmen nach Meissen hinabzogen, bis auf dreißigtausend Mann an. Banèr mußte im April noch weiter nach Thüringen zurückgehen, weil sein Unterbefehlshaber Wittenberg bei Plauen geschlagen worden war. Er kam gleich nachher auf den kühnen Gedanken zurück, sich in der Gegend von Erfurt, wo er seine ganze Macht vereinigte, mit dem jetzt von Guébriant und und Longueville commandirten Weimarischen Heere zu verbinden und ein entscheidendes Treffen zu liefern.

Banèr durfte dies um so eher wagen, da die Landgräfin Amalia Elisabeth von Hessen nach zweijährigem Zögern und Unterhandeln sich wieder zu den Schweden neigte, und da auch Herzog Georg von Lüneburg, zu dessen Gunsten der Kaiser die wegen der Hildesheimischen Stifts-Fehde (s. Th. XI. S. 328 ff.) erlassenen Edicte durchaus nicht aufheben wollte, im Begriffe stand, aufs neue am Kriege Theil zu nehmen. Amalia Elisabeth war (s. S. 295—300), so lange sie nicht vom Kaiser der reformirten Religion wegen bestimmte Zusicherung erhalten hatte, bis im Januar 1639 mit ihrem jungen Sohne in Gröningen geblieben und hatte zugesehen, wie ihr General und Minister Melander insgeheim zum Kaiser und sogar zur katholischen Religion überging, weil das Land von der Gunst, welche Melander beim Kaiser genoß, Vortheile zog und der Statthalter fortdauernd mit dem Kaiser über einen Frieden unterhandeln konnte. Dieser Frieden, welchen die Statthalter des hessischen Landes und die Landgräfin für den jetzt heanwachsenden Landgrafen Wilhelm VI. mit dem Kaiser einseitig hätten abschließen sollen, ward durch die ganz verschiedenen Absichten der Landgräfin und ihres Generals und Ministers Melander sehr erschwert. Beide täuschten einander, und die Landgräfin war nicht blos ihr eigener Staats-Minister, sondern auch ihr eigener geheimer Kabinets-Secretär; sie instruirte sogar ihre Feldherren selbst, so daß niemand wußte, was Ernst und was Schein sei. An zwei Punkten hing damals die Aussöhnung mit dem Kaiser; die Landgräfin konnte sich aber zu keinem von Beiden entschließen. Zuerst sollte sie das hessische Heer ganz entlassen, was sie schon aus dem Grunde nicht thun konnte, weil 1639 die Schweden auf allen Seiten wieder vordrangen. Der zweite Punkt war die Weigerung des Kaisers, ausdrücklich, klar und

bestimmt anzuerkennen, daß den Calvinisten dieselben politischen Rechte im Reiche zuständen, wie den Lutheranern. So lange daher Amalia Elisabeth weder von den Schweden, noch vom Herzog Bernhard sichere Hülfe hatte erwarten können, war sie in Gröningen geblieben, hatte ihre Hessen in Ost-Friesland zurückgelassen, den General Melander geschont und die vom Kurfürsten von Mainz vermittelten Friedensunterhandlungen drittehalb Jahre lang fortgesetzt. Auch im Sommer 1639, als die Schweden wieder in Thüringen standen und Hatzfeld von der einen, Piccolomini von der anderen Seite her drohte, erklärte sie sich noch nicht bestimmt. Sie einigte sich erst dann mit Herzog Georg von Lüneburg, als Hatzfeld gegen Braunschweig und Piccolomini gegen Hessen im Anzuge war. Die Verbindung von Hessen mit Herzog Georg ward am 30. Oktober 1639 zu Münden an der Werra verabredet. Doch blieben damals Beide immer noch von den Schweden gesondert: sie versprachen sich nämlich zwar, ein gemeinschaftliches Heer aufzustellen, fügten aber die ausdrückliche Bedingung hinzu, daß dieses Heer nur im Nothfalle zu den Schweden stoßen solle. Amalia Elisabeth mochte Recht haben; Herzog Georg schadete aber der protestantischen Sache durch seine diplomatische Zweideutigkeit. Der gelehrte und unter uns als Dichter berühmte Herzog August von Wolfenbüttel, dessen feste Stadt noch immer von den Kaiserlichen besetzt war, wurde in diesen Vertrag mit eingeschlossen, und zwar auf die Weise, daß die anderen braunschweigischen Herzöge und die Landgräfin von Hessen sich in einem Nebenvertrage verpflichteten, ihm wieder zum Besitze von Wolfenbüttel zu verhelfen.

Im ganzen Jahre 1640 fiel im nördlichen Deutschland nichts Entscheidendes vor, und auch die Hessen blieben in Westphalen und Ost-Friesland ruhig, bis Piccolomini und Hatzfeld Miene machten, als ob sie sich in Thüringen vereint auf die Schweden werfen wollten. Dann erst verbanden sich die Hessen und Lüneburger mit den Schweden. Der schwedische General Königsmark blieb hierauf mit seinem Heere in Nieder-Sachsen; Banèr dagegen suchte an der Spitze des vereinigten Heeres, zu welchem auch die Weimarischen Truppen stießen, Piccolomini bei Saalfeld auf, um ihm ein Treffen zu liefern. Dieser hatte jedoch eine zu vortheilhafte Stellung, als daß man ihn mit Erfolg hätte angreifen können, und außerdem waren

Guébriant und der Herzog von Longueville mit Banèr über den zu ergreifenden Entschluß nicht ganz einig. Da es bald an Proviant und Futter zu fehlen begann, so trennten die beiden Heere sich schon vor Mitte Juli 1640 wieder. Banèr wandte sich nach Franken und, als dort ihm die Kaiserlichen zuvorgekommen waren, nach Hessen. Die Letzteren hofften nachher ihre Winter-Quartiere im Braunschweigischen nehmen zu können, welches seit mehreren Jahren vom Kriege wenig gelitten hatte. Diese Aussicht nahm ihnen jedoch Banèr durch die schnelle Besetzung von Hörter, und sie mußten zum Überwintern nach Franken ziehen.

Während sie dort ruhig lagen, entwarf mitten im Winter Banèr den kühnen Plan, in Verbindung mit Guébriant, welcher die Weimarischen Truppen befehligte, den durch kein Heer geschützten Kaiser und die ihm anhängenden Fürsten in Regensburg, wo ein Reichstag gehalten wurde, aufzuheben. Was diesen Reichstag, den ersten, der seit 1613 gehalten wurde, betrifft, so waren damals schon längst Unterhandlungen über einen allgemeinen Frieden eingeleitet und in Hamburg von den Franzosen und Schweden, in Köln von dem Kaiser, den Spaniern und den Bundesgenossen Beider Vorschläge gemacht worden, welche einigermaßen billig waren, wenn man ausnimmt, daß der Kaiser seine Forderungen an die Landgräfin von Hessen und an den Herzog Georg von Lüneburg nicht herabstimmte. Da die Kurfürsten immer noch nicht glaubten, daß es dem Kaiser Ernst sei, so verlangten sie die Einberufung eines allgemeinen Reichstages. Ihre Forderung ward erfüllt, und im September 1640 eröffnete man in Regensburg einen Reichstag, dem der Kaiser selbst beiwohnte. Wir wollen das, was auf demselben verhandelt wurde, nicht erwähnen, weil dort ebenso, wie auf allen deutschen Reichstagen, des Redens, Schreibens und Protokollirens kein Ende ward, bis Banèr im Januar 1641 mit seinem Heere und einem Theile des einst von Herzog Bernhard, jetzt aber vom Grafen Guébriant commandirten Heeres dazwischen fuhr. Die letzteren Truppen waren, als sie sich auf dem linken Rhein-Ufer nicht halten konnten, im vorhergehenden Frühjahr auf das rechte herüber gekommen, hatten sich bis gegen den Westerwald hin ausgebreitet und lagen nachher von Limburg an bis über Frankfurt hinaus im Winter-Quartier. Der Landgraf von Darmstadt mußte ihnen dazu die ganze Wetterau und

alle seine Städte, außer Marburg, Gießen und noch einigen Ämtern, preisgeben. Als sie hier einquartiert waren, schlug Banèr dem Grafen Guébriant vor, in Verbindung mit ihm den Kaiser und den Reichstag in Regensburg zu überfallen. Guébriant scheint, wie wir, nicht eingesehen zu haben, was durch einen so gewagten und, wie der Erfolg zeigte, so verderblichen Zug gewonnen werden könne; er gab wenigstens erst spät seine Zustimmung dazu, wenn er überhaupt früh davon wußte. Ehm und Taupadel hatten ihn dazu beredet, als am Anfang des December harter Frost die Wege bahnte. Pful zog voraus, Banèr folgte am 3. December über Nordheim und Duderstadt nach. Der Letztere hatte jedoch seine längst geschwächte Gesundheit durch ein Saufgelage zu Hildesheim völlig zu Grunde gerichtet, erkrankte in Folge davon zu Erfurt, und trug den Keim des Todes in sich, als er vor Regensburg erschien. Jenes Saufgelage war im Oktober 1640 gehalten worden, als man mit Georg von Lüneburg und mit anderen Fürsten zu Hildesheim über die Fortsetzung des Krieges berathschlagte. Von den Theilnehmern desselben starben Landgraf Christian von Hessen und Otto von Schaumburg schon im November 1640, am 2. April 1641 aber Herzog Georg und im Mai Banèr. Man sagte damals, ein französischer Mönch habe in Hildesheim die Helden der Protestanten vergiftet; wer aber auch nur das Geringste von den Trinkproben weiß, welche in jener Zeit jeder Diplomat und Militär bestehen mußte, wird dies lächerlich finden. Bekanntlich soll Richelieu, als er sich endlich entschloß, den Oberbefehl über Bernhard's Heer dem Grafen Guébriant zu ertheilen, gesagt haben: „Guébriant trinkt zwar, aber Ranzau säuft und Gassion ist trunken geboren."

Banèr war über Nordheim und Duderstadt schnell weiter gezogen, so daß die Weimarischen Truppen ihn schon am 3. December nicht mehr in Nordheim antrafen. Erst am 26. December vereinigte sich das etwas über sechstausend Mann starke Weimarische Heer, bei welchem sich nur einige hundert französische Reiter befanden, bei Neustadt an der Orla mit den fünfzehntausend Schweden Banèr's. (Der Herzog von Longueville war schon am 18. December aus Kassel über Holland nach Frankreich gegangen.) Der Marsch Banèr's von der Leine an durch die Ober-Pfalz an die Donau ward so vortrefflich geleitet, daß die Kaiserlichen von der Richtung desselben nichts geahnt

hatten und ruhig in ihren Quartieren geblieben waren. Am 17. Januar 1641 erschien das verbündete Heer im Angesicht der Stadt Regensburg und beschoß dieselbe. Der Kaiser hatte schon am 12., als er die erste Nachricht erhalten hatte, daß seine Truppen in der Ober-Pfalz vom Feinde überfallen worden wären, große Besonnenheit und Ruhe gezeigt; er hatte die versammelten Fürsten ermahnt, beisammen zu bleiben, und versprochen, bei ihnen auszuharren; er ergriff auch jetzt vortreffliche Maßregeln. Hätte indessen Banèr seinen Gedanken, mit dem ganzen Heere über die zugefrorene Donau zu gehen und einen verzweifelten Sturm auf die Stadt zu wagen, noch ehe sich eine hinreichende Anzahl kaiserlicher Truppen gesammelt hatte, ausführen können, so würde Ferdinand doch in Verlegenheit gerathen sein. Das Schicksal war aber dem Kaiser günstig; denn es trat plötzlich Thauwetter ein, die Wege wurden grundlos, der Angriff unmöglich und der Rückzug verderblich. Nassau und Königsmark waren, als man plötzlich wieder umkehren mußte, schon längere Zeit jenseit der Donau gewesen; sie hatten sogar dem Kaiser, welcher Ruhe affectirte und mit gewohnter Pracht auf die Jagd gegangen war, eine Lection gegeben, indem sie einen großen Theil seines prächtigen Jagdzuges aufgehoben hatten und ihn selbst beinahe gefangen nahmen; sie mußten sich aber bald glücklich schätzen, am anderen Ufer der Donau wieder zu den Ihrigen gelangen zu können. Der Rückzug wurde gegen Nieder-Sachsen hin gerichtet. Man hatte, außer daß die Wege ungangbar und die Verfolgung durch baierische und kaiserliche Truppen hitzig war, auch von den Meutereien der Weimarischen Schaaren Vieles zu leiden. Doch brachte Banèr, von Guèbriant geleitet, den erschöpften Rest seines Heeres glücklich nach Halberstadt, wo er selbst am 10. Mai 1641 starb.

Das Commando über das etwa fünfzehntausend Mann starke Heer Banèr's wurde, da der Feldmarschall Torstenson nicht anwesend war, einstweilen von den drei Generalmajors Pful, Wittenberg und Karl Gustav Wrangel in Gemeinschaft übernommen. Das kaiserliche Heer, welches Erzherzog Leopold Wilhelm, von Piccolomini mit Rath unterstützt, commandirte, marschirte damals, nachdem es Banèr mit großem Verluste aus Böhmen getrieben hatte, nach Nieder-Sachsen. Dieses Heer, in welchem auch die beiden Mercy ein ansehnliches Commando hatten, sollte die kaiserliche Besatzung von

Wolfenbüttel befreien, die von den Lüneburgern hart bedrängt wurde. Die drei genannten schwedischen Generalmajors eilten zum Beistande der Letzteren herbei, und auch Guèbriant nahte sich, als ein Treffen dadurch unvermeidlich ward, daß die Kaiserlichen den heranziehenden Schweden entgegengingen und sie zuerst angriffen. Dieses Treffen bei Wolfenbüttel wurde am 19. Juni 1641 geliefert und dauerte fünf Stunden. Die Schweden siegten, und fast die ganze baierische Infanterie ward zusammengehauen; der Sieg nützte aber den Schweden nichts, weil alle deutschen Fürsten schon damals fast noch eifersüchtiger auf die schwedischen, als auf die französischen Absichten waren. Herzog August von Wolfenbüttel war deshalb auch bemüht, einen Frieden vom Kaiser zu erlangen. Auch die Hessen erklärten, als die Kaiserlichen aufs neue anrückten, daß sie abziehen würden. Die Schweden mußten daher in der ersten Woche des Monats September die Belagerung von Wolfenbüttel aufheben, worauf die Kaiserlichen Eimbeck, Nordheim, Münden, Duderstadt und andere Orte besetzten, von Göttingen aber zurückgetrieben wurden.

Im December des Jahres 1640 war Kurfürst Georg Wilhelm von Brandenburg gestorben, welcher seit 1619 eine verächtliche Rolle als deutscher Fürst, als Mensch und als Regent gespielt, sein Land zum Tummelplatze der Kaiserlichen und der Schweden gemacht und sein Heer ganz vernachlässigt hatte. Es folgte ihm einer der größten Fürsten, welche Deutschland im Laufe des siebenzehnten Jahrhunderts gehabt hat, Friedrich Wilhelm, den man mit Recht den großen Kurfürsten genannt hat. Dieser durfte nicht gleich anfangs daran denken, mit Entschiedenheit aufzutreten, weil das Schicksal es fügte, daß das schwedische und das kaiserliche Heer noch einmal sein Kurfürstenthum heimsuchten. Für die Schweden war es ein großes Glück, daß sie zu jener Zeit in Torstenson einen Helden besaßen, welcher, wenn er nicht mehr war, als Gustav Adolf, diesem doch wenigstens in Rücksicht des Feldherrn-Talents ganz gleich stand. Die drei oben genannten Generalmajors der Schweden waren nicht im Stande, die militärische Disciplin eines fast ganz aus Deutschen und Abenteurern bestehenden Heeres, in welchem sich nur wenige Schweden befanden, aufrecht zu erhalten. Die Obersten gehorchten ihnen zwar, aber sie knüpften ihren Gehorsam an gewisse Bedingungen. Diese Bedingungen wurden in einem Aktenstück zusammen-

gestellt, welches von dreiundzwanzig Obersten unterzeichnet ward, und zwei Deputirte des Heeres gingen nach Schweden, um dieselben der Regierung vorzulegen, welche während der Minderjährigkeit der Königin Christina von den vornehmsten Gliedern des Reichsrathes geführt wurde. In jenem Aktenstücke war geradezu ausgesprochen, daß man, wenn die Bedingungen nicht angenommen würden, keinen neuen Feldherrn anerkennen werde. Die Soldaten und Officiere litten allerdings damals an allem Nöthigen Mangel, und waren gezwungen, Pferde, Kleider und Waffen zu verkaufen. Die Sache war so arg, daß die schwedische Regierung vorerst sehr behutsam mit den deutschen Officieren und Soldaten verfahren mußte. Johann Adler Salvius, welcher später der Königin Christina, als sie den Frieden ernstlich wünschte und suchte, sehr nützlich wurde, damals aber schon längst in Verbindung mit dem französischen Gesandten, dem Grafen d'Avaux, von Hamburg aus die deutschen Angelegenheiten geleitet hatte, mußte sich des Heeres annehmen. Er bewirkte, daß der französische Hof einen Vorschuß auf die Subsidien gewährte, und ließ dann den Truppen Zahlungen machen. Die Regierung selbst gab den an sie gesandten Obersten Versprechungen und Zusicherungen. Unterdessen war das Heer nach Westphalen hin gedrängt worden; es stand bei Winsen an der Aller, als der zum Oberfeldherrn ernannte Torstenson am 15. November 1641 bei ihm eintraf. Er erschien so spät im Jahre, weil er lange Zeit hindurch theils durch seine Kränklichkeit, theils dadurch, daß er nur von einer bedeutenden Zahl geborener Schweden begleitet zum Heere hatte gehen wollen, aufgehalten worden war. Auch brachte er wirklich, wie man aus Geijer's Werk ersieht, vier Compagnieen Ostgothen, ebensoviele Westgothen, fünf Compagnieen Smaländer, vier Compagnieen Upländer, ebensoviele Westmanländer und Ostbottnier, drei Compagnieen smaländischer und eine Anzahl finnländischer Reiter mit.

Als Torstenson eintraf, war die Lage der Dinge sehr ungünstig für die Sache, welche die Schweden zu vertheidigen übernommen hatten; denn Guébriant war mit den Weimarischen Truppen an den Rhein gegangen, Amalia Elisabeth befand sich, seitdem Melander die Maske abgeworfen hatte und öffentlich Katholik und kaiserlich geworden war, in sehr bedrängten Umständen, und die guelfischen Herzöge waren fast öffentlich mit den Schweden zerfallen. Die

Generalmajors des Heeres selbst waren müde und gekränkt. Pful hatte den Abschied genommen, weil ihm Liljehok vorgezogen worden war; Karl Gustav Wrangel war verstimmt und einige Zeit hindurch abwesend; Wittenberg hatte ein Bein gebrochen. Torstenson selbst war so krank, daß er, als er im Anfange des Jahres 1642 aufbrach, auf einer Bahre getragen werden mußte. Nichtsdestoweniger setzte unmittelbar darauf der Erfolg von Torstenson's Unternehmungen ganz Europa in Staunen. Für die eingeleiteten Unterhandlungen über einen allgemeinen Frieden war es jedoch eine üble Vorbedeutung, daß gerade am Tage des Treffens bei Wolfenbüttel der Bund zwischen Schweden und Frankreich, dessen Termin längst abgelaufen war, erneuert wurde. Bei dieser Verlängerung des Bundes war die Festsetzung der Gelder, welche Frankreich zu zahlen hatte, die Hauptsache. Schweden sollte eine Million und zweimalhunderttausend Livres jährlicher Subsidien, sowie außerdem noch jährlich dreimalhunderttausend Thaler für die Unterhaltung von Besatzungen in den deutschen Städten erhalten; die Landgräfin Amalia und die Herzöge von Braunschweig-Lüneburg sollten in den Bund eingeschlossen sein. In Betreff des Friedens war man schon vorher mit dem Kaiser einig gewesen, daß die Unterhandlungen gleichzeitig und gleichlaufend an zwei verschiedenen Orten geführt werden sollten, an dem einen von Frankreich und seinen Verbündeten, an dem anderen von Schweden und den seinigen. Es waren zwar Köln und Lübeck vorgeschlagen worden; aber schon in dem Bundesvertrage wurde festgesetzt, daß Osnabrück und Münster gewählt werden sollten.

Vom Mai 1641 bis auf Torstenson's Ankunft im November litt Nieder-Sachsen eben so viel, als zu Wallenstein's und Tilly's Zeiten. Die Kaiserlichen bedrückten sogar die Altmark und schienen Mecklenburg aufs neue besetzen zu wollen, nachdem sich die Schweden und Guébriant mehr nach Westphalen hin gezogen und bei Winsen an der Aller gelagert hatten. Hatzfeld und Lamboy commandirten die Kaiserlichen am Nieder-Rhein. Erzherzog Leopold Wilhelm und Piccolomini hatten das Commando gegen die Schweden; sie zogen sich aber, als Torstenson erschien, nach Sachsen zurück. Torstenson hätte gern Guébriant mit den Weimarischen Schaaren bei sich zurückbehalten; Guébriant wünschte aber nach Frankreich zurückzukehren, wohin der Herzog von Longueville schon längst gegangen war.

Guébriant zog in der ersten Woche des Monats December an den Nieder-Rhein, und war, nachdem er die Hessen unter Eberstein mit seinem Heer vereinigt hatte, glücklich genug, am 17. Januar 1642, den General Lamboy bei Kempen zu einer Schlacht zu nöthigen, ehe noch der vom Letzteren erwartete Hatzfeld eingetroffen war. Die Kaiserlichen wurden geschlagen, ließen dreitausend Mann todt auf dem Schlachtfelde und verloren noch weit mehr als Gefangene. Unter den Letzteren befand sich auch Lamboy selbst, welcher schwer verwundet war, und Kaspar Mercy. Guébriant und seine Schaaren besetzten nach dem Siege fast das ganze Kurfürstenthum Köln und das Herzogthum Jülich.

Die Kaiserlichen waren, als Torstenson endlich aus Schweden nach Deutschland kam, nach Sachsen gezogen, wo sich die Baiern von ihnen trennten. Torstenson, dessen Gesundheit völlig erschüttert war, lag zuerst einige Zeit hindurch gefährlich krank danieder; dann that er Alles, um die Feinde auf den Gedanken zu bringen, als wenn er gegen Hatzfeld marschiren wolle, zeigte sich aber bald in der Altmark und zog dann gegen die Lausitz hin. Er hatte vorher, um sich den Rücken zu sichern, mit dem Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg einen Waffenstillstand geschlossen. Dem Letzteren hatte sein Vater den Minister von Schwarzenberg als gefährliches Erbstück hinterlassen, und erst als dieser im März 1641 gestorben war, begann er mit Schweden zu unterhandeln. Er schloß im Juli mit denselben einen Vertrag, welcher vorerst noch für ihn selbst nachtheilig war. In der Lausitz stand ein kaiserliches Heer, welches den General Stälhandske nach Schlesien gedrängt hatte. Dieses Heer hatte Arnim aufgestellt, welcher nach seinem Austritt aus dem sächsischen Dienste zuerst auf seinen Gütern neue Kabalen angesponnen hatte, dann auf Oxenstierna's Befehl aufgehoben und als Staatsgefangener nach Schweden gebracht worden, nachher aber wieder glücklich entkommen war. Arnim selbst war, als Torstenson heranzog, gestorben (1641). Sein Heer wurde damals durch den Herzog Franz Albrecht von Sachsen-Lauenburg beschäftigt. Dieser eilte Schweidnitz zu entsetzen, als Torstenson die Belagerung dieser Stadt im Mai 1642 begonnen hatte. Die beiden Heere lieferten sich darauf am 21. Mai ein blutiges Treffen, in welchem der Herzog gefangen wurde. Er starb an seinen Wunden. Schweidnitz und mehrere andere Plätze wurden von den Schweden genommen. Diese begannen von da an, auf Oxenstierna's

ausdrücklichen Befehl, einen vandalischen Krieg gegen Kunstwerke, Seltenheiten, Bücher, Bibliotheken und Handschriften, welche geraubt und nach Schweden gebracht wurden, wo sie wie Alles, was Christina nachher mit schwerem Gelde erkaufte, der gelehrten Welt wenig nützten. Torstenson verbreitete auch über Mähren Schrecken, eroberte Ollmütz und ließ den Obersten Helmold Wrangel bis sechs Meilen von Wien streifen. Als jedoch Piccolomini das Commando erhielt, welches der Herzog Franz Albrecht gehabt hatte, kehrte Torstenson nach Schlesien zurück. Er eroberte einige Plätze dieses Landes und begann am 27. Juni die Belagerung von Brieg.

Hier war Torstenson gezwungen, dem unbeschreiblich schnellen Laufe seiner Siege, der ihn von den Grenzen Mecklenburg's bis in die Nähe der Stadt Wien und von dieser wieder zurück nach Brieg geführt hatte, einstweilen ein Ziel zu setzen, weil er neue Verstärkungen aus Schweden erwarten mußte. Daß er diese so lange hatte entbehren können, muß uns fast unbegreiflich sein, wenn wir bedenken, daß er so viele Orte besetzen mußte, und daß er bei seinem ersten Eindringen in Schlesien nur höchstens zwanzigtausend Mann unter seinen Befehlen hatte. Die kaiserlichen Truppen in Brieg, des Entsatzes gewiß, wehrten sich tapfer bis in die letzte Woche des Juli hinein, und die Schweden fanden nicht rathsam, das unter Leopold Wilhelm und Piccolomini heranziehende kaiserliche Heer zu erwarten. Am 25. Juli hob Torstenson die Belagerung von Brieg auf. Er vertheilte hierauf sein Heer in die festesten von den eroberten Städten, nahm am Zusammenflusse der Neisse und Oder bei Guben in einem befestigten Lager eine haltbare Stellung, und sah ruhig bis Mitte August zu, wie Piccolomini Neisse belagerte, schickte aber den General Königsmark mit einem kleinen Heere nach Sachsen, weil der Kurfürst noch immer mit Schweden in Krieg war. Schon am 27. Juli war Karl Gustav Wrangel mit den schwedischen Verstärkungen bei Wolgast angelangt, und am 26. August kamen viertausend Mann, welche derselbe vorausgeschickt hatte, zu Torstenson. Dieser ergriff, sobald die frischen Truppen eingetroffen waren, wieder die Offensive und entsetzte das belagerte Glogau, versuchte aber vergebens, das kaiserliche Heer von Böhmen abzuschneiden.

Die Kaiserlichen wichen auf jede Weise einem Treffen aus, weil das schwedische Heer auf die Dauer im feindlichen Lande nicht

bestehen konnte, und weil der Gesundheitszustand des unüberwindlichen Feldherrn seinen baldigen Tod hoffen ließ. Torstenson suchte also die kaiserlichen Feldherren dadurch zu einem Treffen zu nöthigen, daß er ihren Bundesgenossen, den Kurfürsten von Sachsen, zur Verzweiflung brachte. Er hatte Zittau genommen, weil Piccolomini die Schlacht vermeiden wollte, und konnte sich zwar in der Lausitz nicht behaupten, marschirte aber dagegen nach Meißen. Hier begann er, durch Königsmark's Truppen verstärkt, am 27. Oktober 1642 die Belagerung von Leipzig. Der Erzherzog und Piccolomini eilten über Dresden und Meissen zum Entsatze von Leipzig herbei. Torstenson aber hob gern die Belagerung auf und lagerte sich im Blachfelde fast an derselben Stelle, an welcher in unseren Tagen die große Völkerschlacht geliefert worden ist. Hier kam es dann am 2. November zu einer entscheidenden Schlacht, welche das zweite Treffen bei Leipzig oder auch die Schlacht von Breitenfeld genannt wird. In derselben wurde der Erzherzog völlig geschlagen; seine ganze Artillerie (sechsundvierzig große und kleine Stücke), fünfzig Munitions- und hundert Gepäck-Wagen, das ganze Geschirr und die Wagen des Erzherzogs fielen in die Hände der Schweden. Der Erzherzog selbst und Piccolomini retteten ihr Leben nur mit genauer Noth.

Das östreichische Heer war so sehr zu Grunde gerichtet, daß es ganz neu hergestellt werden mußte. Während daher Hatzfeld am Rhein den Krieg mit Guébriant führte, erhielt Gallas, welcher zuletzt Präsident des Hof-Kriegsraths gewesen war, das Ober-Commando des Hauptheeres, obgleich Trunk, Sorglosigkeit und Bequemlichkeitsliebe ihn ganz unfähig gemacht hatten. Leopold Wilhelm und Piccolomini, welche Beide vom Schlachtfelde nach Prag geeilt waren und eine ziemliche Zahl ihrer zersprengten Truppen in Böhmen wieder vereinigt hatten, waren darüber erbittert und traten aus dem Heere aus; der Letztere nahm bei den Spaniern Dienste. Torstenson griff nach dem Siege Leipzig aufs neue an, ward aber, da er hartnäckigen Widerstand fand, erst am 6. December 1642 Herr desselben. Er verhängte über diese Stadt, welche eine Handelsniederlage für ganz Deutschland war, eine unerhörte Brandschatzung. Gleich darauf machte er neue Kreuzzüge. Zunächst zog er, um Vorräthe zu finden, vor Freiberg, scheiterte aber dort zum zweiten Male, wie

auch Banèr zweimal vergebens diese Stadt angegriffen hatte. Der Zug, welchen Torstenson alsdann nach Schlesien und Mähren unternahm, scheint keinen anderen Zweck gehabt zu haben, als das schwedische Heer zu ernähren und Brandschatzungen einzutreiben, zu welchem Zwecke Torstenson auch eine Heeresabtheilung unter Königsmark bis tief in Franken hinein ziehen ließ.

Schon damals besaß Salvius, welcher von Hamburg aus das Friedensgeschäft betreiben sollte, das Vertrauen der jungen Königin von Schweden, und wußte, daß sie den Frieden wünsche, Oxenstierna und die regierenden Herren aber den Krieg. Salvius und der französische Gesandte, Graf d'Avaux, waren daher auch schon im December des Jahres 1641 mit dem Kaiser und mit Spanien über Präliminarien einig geworden, in Folge deren statt Lübeck und Köln Osnabrück und Münster zur Haltung eines Kongresses gewählt wurden. Bei dieser Gelegenheit hatte aber Dänemark sich heimlich mit dem Kaiser verständigt, um die Rolle eines Vermittlers zu spielen. Dies wollte Oxenstierna hindern, und er suchte deshalb neuen Vorwand, Krieg mit Dänemark anzufangen, welches durch die Herrschaft seines Adels und die Oligarchie seines Reichsrathes, sowie durch Christian's IV. Schwäche in den letzten Zeiten sehr herunter gekommen war. Oxenstierna und die anderen vormundschaftlichen Regenten in Schweden beschlossen also, ganz plötzlich über Dänemark herzufallen. Der Beschluß ward sehr geheim gehalten; doch gab man dem General Torstenson einen Wink, am Ende des Jahres 1643 solche Einrichtungen zu treffen, daß er seine siegenden Heere im Anfange des folgenden gegen Dänemark führen könne. Ehe wir daher den Unternehmungen Torstenson's weiter folgen, müssen wir einen Blick auf den Zustand von Schweden und Dänemark werfen.

Der höhere schwedische Adel hatte nach Gustav Adolf's Tode eine vormundschaftliche Regierung eingerichtet, ohne in derselben der Wittwe des Königs, einer brandenburgischen Prinzessin, oder seinem Schwager, dem Pfalzgrafen Johann Kasimir von Kleeburg, der sich bedeutende Verdienste um Schweden erworben hatte, einen gebührenden Platz einzuräumen. Diese Herren, unter welchen die Oxenstierna's die vornehmsten waren, ordneten ein Reichs-Regiment an, welches für ihre Familien, aber keineswegs für das Reich vortheilhaft war. Die von ihnen eingesetzte Regierung wurde 1633, als der Reichs-

tag versammelt war, auch von diesem gebilligt und im Juli 1634 sogar für eine vom verstorbenen Könige gemachte Einrichtung erklärt. Seit dieser Zeit leitete der Kanzler Oxenstierna zuerst in Deutschland und nachher, als er von dort zurückgekehrt war, im ganzen Reiche die Regierung zwar weise, aber mit unumschränkter Gewalt. Er sorgte dafür, daß die junge Königin in allen Sprachen, Wissenschaften und Künsten als Mann und künftiger Regent erzogen werde, daß aber dabei jeder Keim von Weiblichkeit in ihr erstickt werde. Wie gut sich die Leute bedachten, welche jene Einrichtungen trafen, wird man daraus ersehen, daß die ganze Regierung Schweden's, d. h. der Reichsrath, aus fünfundzwanzig Personen bestand, welche fünf Collegien oder Ministerien bildeten, deren Mitglieder nur aus eingeborenen Rittern und Edlen sollten erwählt werden dürfen (s. S. 263 f.). Die fünf Vorsitzer dieser Collegien erhielten in jener geldarmen Zeit ein jeder achtzehntausend Reichsthaler jährlich; der Reichs-Admiral, welcher Tafel halten mußte, hatte außerdem noch wöchentlich fünfhundert Reichsthaler Tafelgelder. Auch alle Reichsräthe waren fürstlich besoldet, und jeder von ihnen hatte ein monatliches Tafelgeld von fünfhundert Reichsthalern. Außerdem besaßen die meisten der Herren noch einträgliche Statthalterschaften und Neben-Ämter. Die Mutter der Königin, welche übrigens eine schlechte Haushälterin war, erhielt mit Mühe dreißigtausend Reichsthaler. Sie ward auf jede Weise von der hochmüthigen Aristokratie beengt und bedrängt, und war einfältig genug, sich mit dem dänischen Könige einzulassen und ihm sogar für seinen ältesten Prinzen Aussicht auf die Hand ihrer Tochter Christina zu geben: eine Aussicht, mit der man auch Friedrich Wilhelm von Brandenburg födern wollte. Christian von Dänemark sah die Thorheit der Königin Wittwe ein, nahm sich aber doch derselben an, als sie zuletzt mit dem Reichsrathe ganz zerfiel und bei ihm Schutz suchte. Die Königin entfloh nämlich im Juli 1640 unter dem Schutze eines an sie geschickten Dänen, nur von einem Hoffräulein begleitet, aus Gripsholm nach Nyköping und von dort auf einem dänischen Linienschiffe nach Dänemark, wo sie einige Zeit blieb. Nachher begab sie sich nach Brandenburg, und erst 1648 kehrte sie nach Schweden zurück.

Der abenteuerliche Einfall der Wittwe Gustav Adolf's, sich mit dänischer Hülfe den vielen Kränkungen der stolzen schwedischen Aristo-

kraten zu entziehen, erbitterte diese und gab Anlaß zu einer Spannung zwischen Schweden und Dänemark. Eine andere Ursache dieser Spannung war Oxenstierna's Wunsch, Dänemark ganz von dem schon 1643 begonnenen Friedenswerke auszuschließen, damit es nicht die ihm vom Kaiser ertheilte Anwartschaft auf die Bisthümer Bremen und Verden, welche durch den Lübecker Frieden dem dänischen Prinzen Friedrich entzogen worden waren, geltend machen könne. Diese Bisthümer hatte vorher Ferdinand II. seinem Sohn Leopold Wilhelm, welcher schon die protestantischen Bisthümer Halberstadt, Magdeburg u. s. w. besaß, bestimmt, 1635 aber dem Prinzen Friedrich wieder überlassen (s. S. 208 und 286). Die Schweden mußten also einen Vorwand suchen, sie diesem wieder zu entreißen.

Die angegebenen Umstände und verschiedene andere Vorfälle veranlaßten einen verdrießlichen Briefwechsel zwischen dem Reichsrath in Schweden und dem dänischen Könige, und es fehlte nur an einem Vorwande, um den Krieg zu erklären. Diesen Vorwand gab Corfiz Uhlefeld, ein Mann, welcher wegen seines Glückes und Unglückes zu den merkwürdigsten Personen der neueren Geschichte gehört. Er war ein Sohn des ehemaligen dänischen Kanzlers Jakob Uhlefeld, der ihn, einen sehr fähigen Kopf, vortrefflich ausbilden ließ. Er hatte in seiner Jugend wider den Willen seines Vaters die sogenannte Cavaliers-Reise durch ganz Europa gemacht, und war durch dieselbe zwar mit allen Höfen, sowie mit allen Sprachen Europa's bekannt geworden, zugleich aber auch, weil er die Reise gegen den Willen seines Vaters unternommen hatte, von diesem ganz aufgegeben worden. Er hatte daher zuerst im Oldenburgischen und dann in Dänemark eine andere Stelle suchen müssen. Als ihn endlich ein fremder Gesandter mit seinem Vater ausgesöhnt hatte, wurde er als Hofjunker in Kopenhagen angestellt. Hier verliebte sich eine Tochter Christian IV. und der ihm an der linken Hand angetrauten Christina Munk in ihn und wurde 1636 mit ihm vermählt. Von diesem Augenblicke an ward Uhlefeld von Christian IV. auf abenteuerliche Weise mit Gütern, Stellen, Reichthümern und Ehren überhäuft, die ihn übermüthig und brutal machten, was den Dänen überhaupt leicht begegnen soll. Der König ernannte ihn endlich zum Reichsrath und Groß-Schatzmeister, und bewog den Kaiser Ferdinand III., ihm auch die Würde eines deutschen Reichsgrafen zu ver-

leihen. Man berechnete die Einkünfte von seinen Stellen, ohne den Ertrag seiner Güter, auf sechsunddreißigtausend Reichsthaler, und dennoch reichten diese nicht hin, um seinen grenzenlosen Aufwand zu decken. Der König ertheilte ihm endlich 1643 auch die Stelle eines Reichs-Hofmeisters, welche seit sechs Jahren nicht besetzt worden war, weil die mit ihr verbundenen Vorrechte die königlichen zu beschränken schienen. Als Reichs-Hofmeister hatte er neben vielen anderen Dingen, welche seiner Aufsicht unterworfen waren, auch die obere Leitung aller Zoll- und Handels-Angelegenheiten. In der Eigenschaft als Zoll-Director richtete er seine Aufmerksamkeit zunächst auf den Sund-Zoll, von welchem die Schweden nach den zwischen ihnen und Dänemark bestehenden Verträgen frei waren. Diese Freiheit hatten sich Kaufleute anderer Nationen zu Nutze gemacht, indem sie ihre Waaren unter schwedischer Flagge einführten, und es entstand darüber eine heftige Correspondenz zwischen dem dänischen und dem schwedischen Reichsrathe, bis endlich die Dänen drei Schiffe wegnahmen, welche fremdes Gut unter schwedischer Flagge geladen hatten.

Die Umstände schienen damals der schwedischen Regentschaft für einen Krieg mit Dänemark sehr günstig zu sein, namentlich weil man in Dänemark das Heer und die Festungen, welche dem Adel anvertraut waren, ganz vernachlässigt hatte. Sie beschloß daher, Torstenson's Heer zu gebrauchen, um plötzlich über Dänemark herzufallen. Der Beschluß ward Monate lang geheim gehalten, und erst als Torstenson von seinen Zügen in Schlesien und Mähren zurückkehrte, erhielt er die abgefaßte Instruction von Oxenstierna, in welcher ihm befohlen war, in Dänemark einzubrechen. Der Beschluß war aus Gründen, welche aus dem von Geijer mitgetheilten Schreiben Oxenstierna's hervorgehen, schon im Mai 1643 gefaßt worden; es hatte sich aber zuerst die Absendung des Eilboten an Torstenson verzögert, dann hatte der Abgesandte die Reise sehr langsam gemacht, und endlich mußte derselbe noch in Oppeln lange auf Torstenson's Rückkehr warten. Dieser erhielt erst am 23. September auf dem Schlosse Eulenburg die erwähnte Instruction, und konnte den ihm ertheilten Befehl nicht eher als im Oktober in Ausführung bringen. Der Zug, welchen Torstenson gegen die Dänen unternahm, gehört zu den merkwürdigsten, welche in diesem Kriege gemacht worden sind. Wäre Gallas noch der alte gewesen, so hätte die Kühnheit des Planes

und die Vortrefflichkeit seiner Ausführung für die Schweden üble Folgen haben können; aber Gallas war unbegreiflich schlaff und nachlässig geworden, und zog den nach Holstein marschirenden Schweden erst spät und langsam nach. Am 26. November ging Torstenson bei Glogau über die Oder, ließ Gerüchte vom Ziele seines Marsches verbreiten, welche Baiern in Schrecken setzten, sowie an solchen Orten, die er nicht berühren wollte, Brücken über die Elbe schlagen, und kündigte schon am 6. December, als er Havelberg erreicht hatte, zugleich seinem Heere und seiner Regierung an, daß er in Holstein und Jütland Winter-Quartiere zu nehmen gedenke. Er stand in der That schon am 12. December in Holstein. Erst am 16. Januar 1644 erließ Schweden ein den Krieg verkündigendes Manifest.

Als Torstenson's Schaaren Holstein und bald auch Jütland überschwemmten, zeigten sich die unglücklichen Folgen der dänischen Constitution, nach welcher weder der König, noch das Volk irgend etwas vermochten, sondern nur der Adel und der aus ihm gewählte Reichsrath aller Vortheile des Regierens genoß, ohne irgend eine Pflicht des Staatsbürgers zu erfüllen. Trotz der Gefahr, welche damals dem dänischen Reiche drohte, wollte der Reichsrath weder dem Könige eine außerordentliche Steuer bewilligen, noch die deutschen Miethtruppen desselben bezahlen und ernähren, oder sie auch nur im Lande dulden. Der Adel besaß außerdem die Krongüter unter der Bedingung, daß ein Fünftel ihres Ertrages dem Könige entrichtet werden, das Übrige aber auf die Erhaltung der dem Adel anvertrauten Festungswerke verwendet werden sollte. Dies war so wenig geschehen, daß Torstenson, welcher auch den Herzog von Holstein-Gottorp zu starken Contributionen zwang, die ganze Halbinsel ohne Widerstand besetzte und zweimal, wiewohl vergebens, den Versuch machte, auch auf die Inseln hinüberzugehen. Da ein Verschwender, wie Uhlefeld, nach der bestehenden oligarchischen Constitution, als Reichs-Hofmeister nicht nur über die Einkünfte des Reiches und deren Verwendung unbedingt schaltete, sondern auch Flotte und Heer und sogar den königlichen Hofstaat zu ordnen hatte, so wird man leicht glauben, daß das Nöthigste am schlechtesten besorgt ward. Wenn wir übrigens aufzählten, welchen unbegrenzten und wahrhaft königlichen Aufwand Uhlefeld und die beiden anderen mit Christian's

Töchtern von der Christina Munk vermählten dänischen Herren, Hannibal Sehestädt und Penz, machten: so würde man leicht begreifen, warum Christian IV. nachher den Krieg nicht anders, als durch den schimpflichen Frieden von Brömsebro, zu beendigen vermochte. Hannibal Sehestädt hatte vom König ein Lehen, welches dreißigtausend Reichsthaler eintrug, frei bekommen, residirte mit königlicher Pracht zu Christiania in Norwegen und nannte sich Vice-König dieses Landes. Penz beherrschte auf dieselbe Weise Holstein, welches ihm steuerte. Außer diesen drei dänischen Reichsräthen gab es nur noch etwa vier andere, deren Güter achtzehn- bis zwanzigtausend Thaler einbrachten. Das Volk, von einem armen und stolzen Adel beherrscht, wünschte schon damals in der Vergrößerung des Ansehens, welches der König erhalten sollte, Schutz gegen den Druck des Adels zu finden. Dies bewog dann bei Christian's Tode den Adel, dem Nachfolger desselben durch eine neue Wahl-Capitulation noch mehr von seinem Ansehen zu entziehen.

Die ganze dänische Halbinsel war in unglaublich kurzer Zeit von den Schweden besetzt; nur Krempe und Glückstadt in Holstein behaupteten sich. Zu gleicher Zeit erschien Gustav Horn in der dänischen Provinz Schonen, und am 17. Februar 1644 ward Helsingborg erobert. Die Schweden griffen nachher auch Landskrona und Malmoe an; die letztere Stadt wurde aber von den Dänen mit Glück vertheidigt, da König Christian selbst an ihrer Vertheidigung Theil nahm. Während zu Lande nur Belagerungen unternommen und Städte erobert wurden, rüsteten beide Staaten auch ihre Flotten aus. Der schwedische Reichsrath und Admiral Klas Flemming erschien im Juni mit einer Flotte von vierzig Segeln in der Ostsee und besetzte die Insel Femern. Gegen ihn führte der damals siebenzig Jahre alte König Christian IV. selbst seine dänische Flotte, und es kam am 6. Juli zu einem Seetreffen, in welchem Christian eine ausgezeichnete Tapferkeit bewies; doch blieb der Sieg unentschieden. Zwanzig Tage später verlor der schwedische Admiral durch die Kugel einer Land-Batterie das Leben. An seiner Stelle erhielt Karl Gustav Wrangel den Oberbefehl über die Flotte, und dieser verschaffte den Schweden auch zur See den Sieg. Er zeigte sich bald als Admiral eben so kühn, als er sich vorher im Landkriege gezeigt hatte; er mußte aber die dänischen Inseln vorerst mit einem Angriff verschonen,

weil Gallas vom Kaiser den Befehl erhalten hatte, unbekümmert um den Einfall, welchen Fürst Ragoczy von Siebenbürgen in Ungarn gemacht hatte, den schwedischen Truppen unter Torstenson nach Dänemark zu folgen. Außerdem war das Wetter im Sommer 1644 den Unternehmungen zur See ungünstig. Was den Landkrieg betrifft, so ward Torstenson durch seine Kränklichkeit Wochen lang an das Bett gefesselt. Er bat deshalb dringend um seine Entlassung; Oxenstierna erklärte ihm aber ehrend und lobend, daß man diese nicht gewähren könne, weil Alles auf ihm beruhe.

Der Kaiser hatte im Anfange des Jahres 1644 an Gallas den Befehl, nach Holstein zu marschiren und Torstenson von aller Verbindung mit dem in Norddeutschland zurückgelassenen Königsmark abzuschneiden, um so zuversichtlicher ertheilt, als einige Zeit vorher Guébriant's Heer, welches aus einer Anzahl französischer Regimenter und aus den Resten von Herzog Bernhard's Truppen bestand, völlig zu Grunde gerichtet worden war. Guébriant, welcher bald mit den Hessen verbunden, bald ohne sie den Krieg im westlichen Deutschland und an beiden Ufern des Rheins geführt hatte, war im Herbst 1643 diesseit des Rheins von zwei Heeresabtheilungen unter dem Herzog von Enghien, der ein großer Feldherr war, und unter dem Grafen Ranzau, der ein vortrefflicher Soldat, aber ein schlechter General war, verstärkt worden. Er hatte aber die Kaiserlichen unter Franz Mercy und die Baiern unter Johann von Werth gegen sich, als er im Oktober und November Schwaben, besonders Würtemberg, behaupten wollte. Der Herzog von Enghien hatte sich im Oktober wieder entfernt, nachdem er Breisach und alle anderen Städte des Elsaß, welche Provinz damals schon als französische Eroberung betrachtet wurde, besichtigt hatte; Ranzau dagegen war zurückgeblieben. Obgleich dieser von den Franzosen sehr geehrt und als Held gepriesen wird, auch, nachdem er katholisch geworden, zum Herzoge und Marschall gemacht ward, so finden wir doch in seiner Prahlerei mit den sechszig Wunden, die er empfangen habe, und in seiner seltsamen Krüppelhaftigkeit nur den Beweis der auffallenden Erzählungen von seinen Anlagen eines Berserkers zu nutzlosen Raufereien. Er sprach sich auch, als das Heer nach Enghien's Entfernung über den Rhein gegangen war, mit prahlerischer Verachtung über Generale wie Johann von Werth und Franz Mercy aus, wurde aber dafür gleich

nachher furchtbar gestraft. Guébriant's Heer ward nämlich in der ersten Woche des November 1643 bei der Belagerung von Rothweil auf der einen Seite durch Johann von Werth, auf der anderen durch Mercy bedroht. Der Letztere stand, um jede Bewegung des französisch-weimarischen Heeres zu beobachten, im Würtembergischen, als einer der ehemaligen Directoren dieses Heeres, der Oberst Rosen, einen Fehler machte und dadurch einen Verlust verursachte, den man als Vorboten der gleich darauf erfolgten Niederlage der Franzosen ansehen kann. Oberst Rosen war von Guébriant abgeschickt worden, um durch die Besetzung von Balingen den Feinden den Weg zu versperren, und zog, als er diesen Ort schon besetzt fand, nach Geislingen, versäumte aber dort alle Maßregeln einer in der Nähe des Feindes doppelt nothwendigen Wachsamkeit. Dies erfuhr der Oberst Spork, welchen Johann von Werth mit fünfhundert Reitern auf Kundschaft ausgesendet hatte. Spork überfiel, nachdem er in eigener Person Kundschaft eingezogen hatte, in der Mitternachtsstunde die Feinde so plötzlich, daß Geislingen eher in Flammen stand, als an eine Gegenwehr auch nur gedacht worden war. Rosen wurde mit dreihundert Reitern, die aber ihre Pferde nicht bei sich hatten, und mit den Dragonern, die sich zu ihm geflüchtet hatten, im Schlosse eingeschlossen; zweihundert Gefangene aber, sowie dreihundert Pferde, acht Fahnen und fast alle Officiere führte Spork mit sich davon. Wenige Tage nachher (am 17. November) erlitt Guébriant das Unglück, daß ihm durch eine Kugel der eine Arm zerschmettert wurde; er starb in Folge der Ungeschicklichkeit der Chirurgen an dieser Wunde. Rothweil wurde zwar von den Franzosen eingenommen; allein die ihres Oberanführers beraubten Obersten erlaubten dem aus etwa sechszehntausend Mann bestehenden Heere, sich nach allen Seiten und bis nach Donaueschingen hin auszubreiten, obgleich das Haupt-Quartier in Tuttlingen war. Hier wurden dann die Franzosen am 23. November durch Johann von Werth, mit dem sich zu diesem Zwecke Kaspar Mercy, Hatzfeld und auch der Herzog von Lothringen vereinigt hatten, auf ähnliche Weise überrascht, wie Rosen in Geislingen. Von dem ganzen Heere, welches unter Guébriant gedient hatte und aus den Resten von Herzog Bernhard's Truppen, sowie aus acht französischen Regimentern, einem irländischen und einem schottischen bestand, entkamen nur die deutschen Reiter-Regimenter,

die sich nach Laufenburg oder in das Kinziger Thal retteten; dagegen wurden alle Generale außer Rosen und Taupadel, sowie sechstausend Mann gefangen genommen; die Übrigen verloren das Leben. Die Sieger, welche unermeßliche Beute gemacht hatten, nahmen gleich in den ersten Tagen des December Rothweil wieder in Besitz.

Nach diesem glänzenden Siege schien es möglich, nicht nur Hatzfeld gegen Königsmark zu gebrauchen, sondern auch zu gleicher Zeit durch Götz, Krokow und den Feldmarschall-Lieutenant von Buchheim Torstenson's Besatzungen in Schlesien und Mähren vertreiben und durch Gallas und die Dänen Torstenson selbst von aller Verbindung mit Königsmark, der sich gegen Meissen gewendet hatte, abschneiden zu lassen. Allein die drei nach Schlesien und Mähren bestimmten Generale mußten gegen Ragoczy ins Feld ziehen, und Gallas zeigte sich der ihm gewordenen Aufgabe ganz unwürdig. Seine Instruction hatte er in Passau erhalten, wo Leopold Wilhelm, welcher dort zurückgezogen lebte, die Kriegskundigen um sich versammelt hatte. Gegen die Franzosen, welche unter Türenne ein neues Heer aufstellten, waren die Baiern und Johann von Werth bestimmt. Hatzfeld rechnete bei seinem Zuge gegen Königsmark, dem die Hessen getreu blieben, auf die Lüneburgischen Herzöge, sowie auf Ost-Friesland und Oldenburg.

Gallas, der bei dieser Gelegenheit ganz gewissenlos seine Pflicht versäumte, verließ, obgleich sein Marsch den Dänen schon im März angekündigt worden war, erst gegen Ende Mai seine Quartiere. Er rückte auch nachher so langsam vor und nahm seinen Weg durch das Meißenische, Brandenburgische und Mecklenburgische mit solcher Bedachtsamkeit, daß er erst im Juli Holstein erreichte und Kiel einnahm. Dann blieb er seiner alten Sitte, Schlachten zu vermeiden und sich in festen Lagern zu halten, getreu, obgleich er von den Dänen, welche zu ihm strömten, verstärkt und mit Allem versehen ward. Torstenson dagegen befolgte auch diesmal sein altes System des raschen Wagens. Er hatte sein Heer auf Kosten der Dänen genährt und neu ausgerüstet, und vereinigte dasselbe, nachdem er den Obersten Helmold Wrangel mit einer kleinen Schaar in Jütland und Schleswig zurückgelassen hatte, in der ersten Woche des August bei Rendsburg. Hier bot er dann den Kaiserlichen ein Treffen an, und als Gallas nicht aus seinem Lager herausging, zog Torstenson

höhnend an demselben vorüber, ohne auch nur einen Wagen zu verlieren. Er erreichte auf diese Weise Ratzeburg, und ward hier aus einem Eingeschlossenen und Verfolgten ein Verfolger. Von Torstenson verfolgt, zog Gallas nach Bernburg und Magdeburg, verlor von September bis November einen großen Theil seines Heeres, sowie am 23. November seine ganze Reiterei. Torstenson setzte mit Königsmark verbunden die Verfolgung der Kaiserlichen auch im December fort, und es heißt, Gallas habe von seinem ganzen Heere nur zweitausend Mann nach Böhmen zurückgebracht. Hatzfeld, von den Baiern und vom General Götz unterstützt, sammelte freilich die zerstreuten Reste von Gallas Heer wieder zu dem seinigen; allein drei Generale, von welchen jeder ein unabhängiges Commando gehabt hatte, einigten sich nur schwer. Hatzfeld war lange am Rhein, in Westphalen und in Nieder-Sachsen commandirender General gewesen; Götz hatte die letzte Zeit hindurch mit Ragoczy, dem Fürsten von Siebenbürgen, in Ober-Ungarn glücklich gekämpft; Johann von Werth, zugleich kaiserlicher und baierischer General, mußte schnelle Entscheidung suchen, weil ihn der Kurfürst von Baiern gegen das neue am Ober-Rhein aufgestellte Heer der Franzosen gebrauchen wollte.

Torstenson machte vom Februar 1645 an bedeutende Fortschritte in Böhmen, während zu derselben Zeit Königsmark, den er nach Nieder-Sachsen und Westphalen geschickt hatte, den dänischen Prinzen Friedrich, welchen Oxenstierna im künftigen Friedensvertrage der Stifter Bremen und Verden berauben wollte und auch wirklich beraubte, aus diesen Stiftern vertrieb. Das schwedische Heer war bis drei Meilen von Tabor nach Jankow oder Jankowitz gelangt, als dort am 6. März 1645 die Kaiserlichen mit dem Entschlusse, eine Schlacht zu liefern, sich ihm gegenüber stellten. In dieser Schlacht war Torstenson glücklicher Weise im Stande, zu Pferde zu sein, woran ihn seine Kränklichkeit lange Zeit gehindert hatte. Sie ward dem Heere des Kaisers dadurch verderblich, daß Götz, getrennt von den beiden anderen Generalen, den Angriff in einer ihm völlig unbekannten Gegend begann, wo seine Heeresabtheilung aufgerieben wurde. Auch brachte Johann von Werth der Sache, für welche er stritt, großen Schaden, indem er durchaus schon in drei Tagen nach Schwaben zurückkehren zu müssen glaubte, und dadurch Hatzfeld

nöthigte, sich zu übereilen. Die Schweden erfochten den glänzendsten Sieg, den sie im ganzen dreißigjährigen Kriege erhalten haben. Nur Johann von Werth entging der völligen Niederlage des Heeres, von welchem siebentausend Mann erschlagen wurden; Götz verlor das Leben; Hatzfeld aber wurde gefangen genommen, und über siebenzig Fahnen fielen in die Hände der Sieger.

Unterdessen war der General und Admiral Karl Gustav Wrangel ebenso glücklich zur See gewesen, als Torstenson zu Lande. Er hatte, sobald die Schiffe, welche der unermeßlich reiche Holländer de Geer für Schweden hatte kommen lassen, mit seiner Flotte vereinigt worden waren, die dänische Flotte aufgesucht und sie zwischen den Inseln Laaland und Femern getroffen. Hier war es dann am 13. Oktober 1644 zu einer Schlacht gekommen, in welcher zehn dänische Schiffe erobert, zwei verbrannt, drei auf den Strand getrieben wurden und von der ganzen dänischen Flotte sich nur zwei Schiffe retteten. Im folgenden Jahre wurde auch die Insel Bornholm von den Schweden erobert; dagegen konnten diese aber keinen der Plätze behaupten, die sie 1644 in Holstein, Schleswig und Jütland besetzt hatten. Die Überlegenheit der Schweden zur See, die Voraussicht, daß sie die ehemals von Schweden abgerissenen dänischen Küsten-Provinzen wieder erobern würden, besonders aber die Anstalten, die von ihnen im Sund getroffen wurden, erregten bei den Niederländern die Besorgniß, die Schweden möchten Herren der Ostsee werden. Sie boten deshalb ihre Vermittelung zu einem Frieden an, und schickten, um dieselbe zu unterstützen, sogar eine Kriegsflotte. Auch wurde wirklich schon im Anfange des Jahres 1645, ohne daß darum die Feindseligkeiten aufhörten, zu Brömsebro an der Grenze von Smaaland und Blekingen ein Friedens-Kongreß eröffnet. Die Franzosen übernahmen auf demselben aus dem nämlichen Grunde eine Vermittelung für Dänemark, aus welchem in der neuesten Zeit die Westmächte als Vermitteler für den türkischen Sultan aufgetreten sind: sie fürchteten, daß in der Ostsee eine nordische Universalmacht entstehen möchte, weil damals fast alle Provinzen rund um dieses Meer herum schwedisch waren oder wurden. Die Niederländer hätten Ursache gehabt, ganz dieselbe Politik zu befolgen, allein der Krämer- und Wuchergeist machte, daß sie auf den weisen Rath ihres Prinzen von Oranien nicht hörten, sondern, blos weil sie

gewisse Vortheile beim Sund-Zoll nicht erlangten, die Dänen aufgaben und offen für Schweden auftraten. Ein Glück war es, daß schon damals Salvius, der auch in Deutschland den Abschluß der Präliminarien mit Kaiser und Reich bewirkt hatte, das ganze Vertrauen der neunzehnjährigen Christina besaß. Dieser Mann machte die Königin darauf aufmerksam, daß der regierende Reichsrath ein Interesse an der Fortdauer des Krieges, sie selbst dagegen am Frieden habe; und das Ansehen ihres Vaters war noch immer zu groß, als daß, wie aus Oxenstierna's Briefen hervorgeht, selbst dieser sich zu widersetzen wagte, wenn Christina etwas verlangte. Der schwedische Kanzler mußte daher, nachdem man auf dem Friedens-Kongreß sechs Monate lang zu keinem Resultate gelangt war, dem Willen der Königin gemäß die von ihm gestellten Bedingungen mildern. Auf solche Weise kam dann am 13. August 1645 der Frieden von Brömsebro zu Stande. Die Bedingungen desselben waren immer noch hart genug für Dänemark. Es ward nämlich erstens allen schwedischen Provinzen eine ganz unbeschränkte Zoll-Freiheit im Sund und in den beiden Belten zugesichert. Zweitens wurden die Dänen gezwungen, Jemtland, Herjedalen, Gothland, Halland uud die Inseln Gottland und Oesel, freilich zum Scheine nur auf dreißig Jahre, wieder an Schweden zurückzugeben. Drittens mußte Christian's IV. Sohn und Erbe, Friedrich, seinen Ansprüchen an Bremen und Verden entsagen.

Die junge Königin von Schweden hatte damals die Regierung schon angetreten. Sie war auf Oxenstierna's Betreiben ganz wie ein Mann erzogen und, da sie viele Talente besaß, mit allen Sprachen, Wissenschaften und Künsten vertraut gemacht worden; sie hatte aber zum Unglück für ihr armes und nordisches Land den allen sogenannten geistreichen Herrschern eigenen Hang, eine glänzende Verschwendung zu Gunsten aller der Leute zu üben, die sich an ihren Hof drängten. Unter diesen Leuten befanden sich später besonders Franzosen, Portugiesen, Italiäner, verkappte Jesuiten, welche der Königin das Klima, die Sitten und die Religion ihres Landes verhaßt machten und dagegen ihre Phantasie mit Bildern des Südens und seiner Künste erfüllten, wie dies großen Herrschaften auch unter uns und in England jetzt täglich widerfährt. Christina hatte schon im Mai 1642 angefangen, den Rathssitzungen beizuwohnen. An

ihrem achtzehnten Geburtstage aber (8. December 1644) übernahm sie die Regierung selbst, nachdem die bisherige Regentschaft schon im Oktober den Ständen Rechnung abgelegt hatte und der Quittungs-Brief für die fünf hohen Ämter am 7. December ausgefertigt worden war. Ganz Schweden hoffte, die junge Königin würde den Thron mit Karl Gustav, dem Sohne des während ihrer Minderjährigkeit so sehr zurückgesetzten, von ihr aber hervorgezogenen Schwagers ihres Vaters, des Pfalzgrafen von Kleeburg, theilen; allein sie verschmähte diese wie jede andere eheliche Verbindung, so würdig auch jener Prinz sich des Thrones bewies, den er später in Folge ihrer Entsagung bestieg. Karl Gustav bildete sich damals, schon von früher Jugend an, unter Torstenson zu einem großen General. Er begleitete Torstenson auf den glänzenden Zügen, welche dieser nach der Schlacht bei Jankow unternahm, als er in Verbindung mit Ragoczy den Kaiser in seiner Residenz angreifen wollte und schon die Brücke über die Donau besetzt hatte. Karl Gustav war es auch, der nach Torstenson's Tode noch einmal in Böhmen erschien und dadurch den Abschluß des sogenannten westphälischen Friedens beschleunigte.

Torstenson hatte bei seinem Zuge gegen Wien an Ragoczy's wilden Schaaren keine Stütze gehabt, sondern vielmehr mächtige Hemmung gefunden, weil alle diese Truppen ohne Mannszucht waren und auch die Pest mit ins Land brachten. Ragoczy war außerdem ein unzuverlässiger Mann; denn er schloß einen besonderen Frieden mit dem Kaiser. Torstenson selbst, obgleich tödtlich erkrankt und auf einer Bahre getragen, harrte aus. Er zog, nachdem er auch die Belagerung von Brünn hatte aufgeben müssen und Karl Gustav nach Schweden gereist war, Königsmark an sich, um sich in Böhmen und Schlesien zu behaupten. Er übergab nachher den Oberbefehl an Karl Gustav Wrangel, welcher mit Verstärkungen aus Schweden in Sachsen eingetroffen war, eroberte aber vor seiner Abreise noch Leitmeritz.

Wir haben die vornehmsten Thaten der Schweden und ihrer Verbündeten bis auf den ernstlichen Beginn der Friedensverhandlungen aufgezählt. Wir müssen jetzt zur französischen Geschichte, besonders in ihrer Beziehung zum deutschen Kriege, zurückkehren, weil durch die Franzosen leider Alles, was die Schweden bei jenen Unterhandlungen bewirken wollten, gestört und dagegen alles das-

jenige, was sie zum Nachtheile der deutschen Nation thaten, gefördert ward. Vorher muß indessen noch angegeben werden, was bis zum Jahr 1644 für den Frieden geschehen war.

Die ersten Vorschläge zum Frieden waren von einer sehr verdächtigen Person und an einem sehr verdächtigen Orte gemacht worden. Sie gingen nämlich auf Befehl des Pabstes von dessen Nuntius Ginetti aus und wurden zu Köln gemacht. Allein weder Frankreich noch die Niederlande schickten einen Abgeordneten dahin. Im Jahre 1638 ging der Vorschlag von den Franzosen und Schweden aus. Diese setzten nämlich in dem Vertrage, welchen ihre Minister, d'Avaur und Salvius, im März 1638 auf zwei Jahre schlossen, ausdrücklich fest, daß zu gleicher Zeit in Lübeck und in Köln ein Kongreß gehalten werden sollte. Auch daraus ward jedoch nichts, und die beiden genannten Mächte verlängerten am 30. Januar 1641 ihr Bündniß bis zum Frieden. Schon früher hatten die deutschen Fürsten, katholische und protestantische, auf dem im September 1640 eröffneten Regensburger Reichstage (s. S. 428 ff.) den Abschluß eines Friedens verlangt. Dänemark und Schweden wurden eingeladen, Gesandte nach Lübeck und Hamburg zu schicken, und der Kaiser ertheilte die bis dahin verweigerten Geleitsbriefe für Hessen-Kassel und für die Herzöge des braunschweig-lüneburgischen Hauses. Auch schlug damals schon der Kaiser eine Wiederherstellung aller Dinge auf den Stand vor dem Kriege und eine allgemeine Amnestie vor; als es aber darauf ankam, diese Amnestie näher zu bestimmen, fanden die Protestanten, daß ebenso, wie im Prager Frieden, die Unterthanen der kaiserlichen Erblande und der Kurfürst von der Pfalz von derselben ausgeschlossen werden sollten. Man brach jedoch die Sache nicht ganz ab. Der Kaiser willigte vielmehr ein, in Osnabrück und Münster mit den Reichsständen, mit Frankreich und mit Schweden besonders zu unterhandeln. Auch dieser Plan scheiterte, und es begannen hierauf neue Berathungen zu Lübeck und zu Köln. Endlich kam man aber im December 1641 zu Hamburg über Präliminarien überein. Dabei hatte Dänemark den Vermitteler gemacht und gerade dadurch die Schweden gereizt, eine Ursache zum Bruche mit ihm zu suchen.

In diesen Präliminarien wurden Münster und Osnabrück als Kongreß-Orte bestimmt und deshalb für neutral erklärt und von

dem Eide, den sie dem Kaiser geleistet hatten, entbunden. Den Bevollmächtigten beider Theile wurden Sicherheitsbriefe versprochen, namentlich auch den Verbündeten Frankreich's und Schweden's, sowie der Herzogin von Savoyen, welche der Kaiser als Vormünderin ihres Sohnes anerkannte. Im März 1642 sollten die Konferenzen beginnen. Daraus ward jedoch wieder nichts, und der Kaiser warf sogar seinem Bevollmächtigten, dem Grafen von Lützow, vor, daß er seine Vollmacht überschritten habe. Als die Umstände, welche den Kaiser ermuthigt hatten, seine Ratification zu verweigern, sich wieder änderten, erfolgte zwar im September 1642 eine neue Bestätigung; allein der Kaiser suchte auch dann noch immer Verzögerung. Der Frieden würde daher ohne die Bemühungen des einzigen redlichen Ministers, des Grafen von Trautmannsdorf, welchen den Kaiser nachher sendete, nie zu Stande gekommen sein. Erst im April 1643 wurden alle Ratifications-Instrumente in Hamburg ausgetauscht. Im Juli 1643 versammelten sich darauf die Bevollmächtigten aller deutschen und europäischen Staaten zu Münster und Osnabrück. Die Gesandten trafen jedoch langsam ein, und der dänische Krieg, sowie die Umständlichkeit, mit welcher Alles behandelt wurde, verzögerten die Übergabe der ersten Vorschläge bis zum December 1644. Diese Vorschläge selbst betrafen aber noch immer nicht die Punkte, auf welche es vor allem Anderen ankam, sondern nur Nebensachen. Man wird sich daher auch nicht wundern, daß die Sache noch vier Jahre lang verzögert ward.

Wir werden unten noch einmal ganz kurz auf die westphälischen Friedensverhandlungen zurückkommen. Jetzt müssen wir uns, da Mazarin dasjenige beendigte, was Richelieu angefangen hatte, zur französischen Geschichte wenden, wobei es unvermeidlich ist, daß Einiges, was vorher schon erzählt war, noch einmal kurz berührt wird

3. Richelieu als Leiter des französischen Staates.

Es ist schon früher ausgesprochen worden, daß wir den Kardinal Richelieu ebenso wenig, als die Bonaparte's, vom moralischen Standpunkte aus beurtheilen dürfen, wenn wir nicht unsere Begriffe von Größe und Ehre, vom Verdienste und vom Staatswesen den National-Begriffen der Franzosen unterschieben wollen. Die Franzosen bedürfen, wie es scheint, einer Regierung, die sie, durch welche

Mittel es auch sein mag, strenge im Zügel hält, und dabei auf ihre Kosten einerseits Kriegsruhm und ausgebreitete Herrschaft über ihre Nachbarn erwirbt und andererseits großen königlichen Pomp und Luxus entfaltet. Eine solche National-Eigenthümlichkeit zu loben und sophistisch zu empfehlen, ist unsere Sache nicht. Es würde dies auch ganz unnöthig sein, weil die Franzosen selbst, welche alle ohne Unterschied mehr Beruf und mehr Geschick dazu besitzen, es bis zum Überdrusse zu thun pflegen.

Überschaut man die ganze Laufbahn Richelieu's, den wir als einen der größten Staatsmänner anerkennen, ohne ihn in anderer Beziehung loben zu wollen, so erscheint er schon als bloßer Rathgeber der Königin Mutter im Kampfe mit der Aristokratie der Herzöge, Prinzen und Statthalter, gegen welche vor seiner Zeit auch d'Ancre und Luynes ihre Waffen gerichtet hatten. Als er nachher die Kardinals-Würde erhalten hatte und in den königlichen Rath zugelassen worden war, finden wir ihn im Kampfe mit den Creaturen der Königin Mutter, deren Unfähigkeit er uns in seinen Denkwürdigkeiten durch die oft äußerst weitschweifigen Rechtfertigungen seiner ihnen entgegengesetzten Gutachten dargethan hat. Schon Luynes hatte angefangen, den Despotismus desjenigen Mannes, der sich die königliche Gunst zu erwerben wisse, sicherer zu begründen, als d'Ancre zu thun im Stande gewesen war. Er hatte die Großen und die Prinzen eingeschreckt und die Reformirten, welche einen Staat im Staate bildeten, niederdrücken wollen, war aber, noch ehe ihm dies gelang, vom Tode ereilt worden. Richelieu folgte mit Ernst und Einsicht seinen Spuren, und täuschte den schwachen Ludwig XIII. mit der Vorstellung, daß der Despotismus und die absolute Herrschaft, die sein Minister in seinem Namen übe, von ihm selbst geübt werde. Als der Graf von Chalais und der Marschall Ornano ihren Versuch, den Kardinal zu stürzen, mit dem Leben hatten büßen müssen (s. S. 366—370); als die beiden Vendome in hartem Gefängnisse gehalten wurden (s. S. 367 u. 370); als jeder, der dem Minister beim Könige zu schaden trachtete oder ihm im Kabinet entgegen wirkte, gleich einem Hochverräther behandelt ward: wagten auch sogar die Parlamente nicht, sich zu regen. Ihre Protestationen verhallten; ihre Edicte wurden cassirt; sie mußten auf Befehl des Königs, der das Organ seines Ministers war, Alles registriren, was dieser gebot.

Ganz Europa bewunderte den Kardinal, welcher unter dem schwächsten Könige die Franzosen zum ersten Volke von Europa machte, während Spanien zu derselben Zeit ganz herabsank. Das erste große Verdienst, welches Richelieu sich um Frankreich erwarb, bestand darin, daß er durch die Besiegung der Hugenotten die politische Einheit Frankreich's wieder herstellte, ohne dabei der Religions-Freiheit Eintrag zu thun. Dies wurde durch die Eroberung von La Rochelle und durch die Besiegung des Herzogs von Rohan vollendet (s. S. 378—383 u. 388 f.). Von diesem Augenblicke an ward Richelieu das, was die Hausmeier der Merovingischen Könige gewesen waren, (s. Th. V. S. 328. f.), nur mit dem Unterschiede, daß seine geistliche Würde glücklicher Weise die Fortdauer des von ihm erlangten Ansehens in seiner Familie unmöglich machte. Er vereinigte bekanntlich schon in demselben Jahre, in welchem er die Hugenotten völlig unterwarf, die Würde eines Connetable und eines Reichs-Admirals mit der ihm anvertrauten Leitung aller Geschäfte im Inneren wie in den äußeren Angelegenheiten des Reiches (s. S. 371 und 393). In demselben Jahre (1629) ward er Principal-Minister, oder mit anderen Worten seine Unterschrift erhielt gleiche Geltung mit der königlichen, wodurch dann dem Könige zwar Mühe erspart, zugleich aber auch die Kenntniß vieler der wichtigsten Geschäfte entzogen wurde. Freilich hörten darum die elenden Kabalen am Hofe, besonders die Bemühungen der Spanier, alles das, was auf geradem Wege oder mit Gewalt nicht zu erhalten war, durch Tücke und Ränke zu erlangen, keineswegs auf. Allein dies war es gerade, was den Kardinal auf seinem Platze erhielt, wenn der König, von seiner Mutter oder deren Creaturen aufmerksam gemacht, endlich einmal inne ward, daß nicht er, sondern Richelieu regiere, und daß dieser nur seine eigenen Günstlinge, nicht die des Königs befördere und bereichere.

Das Letztere geschah in dem Augenblicke, als Gaston von Orleans auf den Einfall kam, eine lothringische Prinzessin zu heirathen und diejenigen Provinzen als Statthalterschaften zu verlangen, die ihn unmittelbar mit Lothringen und mit der Grenze der damals spanischen Provinzen Franche Comté und Luxemburg würden in Verbindung gebracht haben (s. S. 392 f. u. 399 ff.). Sobald nämlich der König sah, daß alle Prinzen und Großen mit Gaston conspirirten und auch mit Spanien in inniger Verbindung standen, fürchtete er einerseits

seinen Bruder mehr, als irgend einen auswärtigen Feind, und betrachtete andererseits den Kardinal Richelieu als seine einzige Schutzwehr. Von dieser Zeit an schuf Richelieu auch ein Labyrinth politischer Händel, aus welchem er allein den Ausweg finden konnte. Dies zeigte sich bei Gelegenheit seiner Einmischung in die Graubündner und Veltliner Händel (s. S. 356 ff.) und in die Angelegenheit des Herzogs von Nevers (s. S. 383 ff.), welche mit denselben im Zusammenhange stand. Richelieu's Politik siegte, auch wo die Waffen nicht durchdrangen; und er überläßt sogar in seinen Denkwürdigkeiten dem Könige überall den Ruhm, dasjenige ausgeführt zu haben, was er selbst mit ermüdender Weitschweifigkeit als Resultat seiner Rathschläge bezeichnet.

Noch unentbehrlicher ward Richelieu dem Könige seit 1631, als er den Bund mit Schweden benutzte, um erst Lothringen und dann auch sogar das Erzstift Trier für Frankreich in Beschlag zu nehmen. Es würde ermüdend sein, wenn wir alle die Personen aufzählen wollten, welche Richelieu seiner Rache oder seinem Argwohne opferte; auch sind die wenigsten von ihnen der Theilnahme edler Seelen werth. Diesen Opfern sind auch die beiden Marillac's, der Kanzler und der Marschall, beizuzählen, welche ihre Anhänglichkeit an Maria von Medicis und an Gaston von Orleans so bitter büßen mußten (s. S. 403). Der Kanzler wurde ganz willkürlich verhaftet und starb, ohne eines Verbrechens überführt worden zu sein, im Gefängnisse. Sein Bruder, der Marschall, wurde, wahrscheinlich mit allem Recht, der Bedrückung und der Unterschlagung von Geldern angeklagt; aber auch er ward seinem rechtmäßigen Richter entzogen. Man stellte ihn, nachdem der Proceß dem Gerichte von Verdün entzogen worden war, vor eine Commission von vierundzwanzig durch Richelieu erwählten Richtern, welche in Rüel bei Paris, einer Besitzung dieses seines Feindes, versammelt wurden. Obgleich sogar zehn Mitglieder des auf solche Weise gebildeten Gerichtes nur auf Landesverweisung erkannten, so wurde der Angeklagte doch am 10. Mai 1632 zu Paris öffentlich hingerichtet. Daß später der Marschall von Montmorency, welcher die Waffen gegen seinen König ergriffen hatte und mit allem Rechte vom Parlament zu Toulouse verurtheilt worden war, trotz aller vornehmen Verwandtschaften und Fürbitten hingerichtet ward (s. S. 408 f.), zählen wir zu Richelieu's Verdiensten.

Der elende Gaston von Orleans ward freilich nicht in das Schicksal der Leute verwickelt, die sich für ihn aufgeopfert hatten; er konnte aber doch elf Jahre lang die Anerkennung seiner Ehe nicht erlangen und verwickelte seine Mutter wie seinen Schwager, den Herzog von Lothringen, in sein Verderben. Der Letztere trat bekanntlich (s. S. 413) die Regierung zum Schein an seinen Bruder Franz ab, und gab sein Land den Franzosen preis, weil er, während Richelieu die Schweden und die deutschen Protestanten mit Geld unterstützte, vom Kaiser und von Spanien nicht lassen wollte, welche fortwährend gegen die Protestanten und den Protestantismus mit Arglist und mit den Waffen kämpften. Nachdem die Franzosen mit Oxenstierna einen Vertrag geschlossen hatten, und nachdem die Königin Mutter aus Frankreich, sowie Herzog Karl aus Lothringen vertrieben worden war, befand sich Frankreich eigentlich schon im Kriege mit Spanien; Richelieu erklärte aber denselben erst 1635, weil er noch immer mit dem Bruder des Königs und mit den angesehensten Großen des Reiches, die sich an diesen anschlossen, im Streite war. Das ganze Jahr 1634 hindurch wurden die angesehensten Personen, weil sie Anschläge gegen den Kardinal gemacht haben sollten, gerichtlich verfolgt und zum Theil hingerichtet. Richelieu war stets seiner Sache gewiß und verfuhr, um seinen Zweck zu erreichen, mit eiserner Consequenz. Jedermann sah daher ein, daß der Schutz und die Gunst, welche er gewähre, allein zuverlässig, die Rache, die er übe, allein unvermeidlich sei; und diese Überzeugung zu verbreiten, ist bekanntlich das ächte Zeichen der ministeriell-despotischen Kunst. Was Richelieu's Rache und die Ausrottung aller ihm Widerstrebenden betrifft, so hielt er ein schwarzes Register aller ihm von seinen Spionen bezeichneten Namen, welches an Vollständigkeit und Genauigkeit keinem der in unseren Zeiten überall eingeführten conservativen Register nachstand. Dieses Register hat sich erhalten und ist gedruckt*). Wie sehr der Kardinal den schwachen König beherrschte, kann man daraus ersehen, daß er die Gräfin dü Fargis blos wegen ihrer Correspondenz mit der Königin Mutter zum Tode verurtheilen lassen durfte. Diese Frau ward jedoch nur im Bilde hingerichtet, weil man sich ihrer nicht hatte bemächtigen können. Das Parlament

*) Journal fait durant le grand orage de la cour.

protestirte vergebens gegen eine so willkürliche Justiz. Es weigerte sich vergebens, die Kabinets-Ordres zu registriren, durch welche die Mutter und der Bruder des Königs nebst allen ihren zahlreichen Freunden für Majestäts-Verbrecher erklärt wurden. Richelieu nöthigte nicht blos den Herzog Karl von Lothringen, als abenteuernder General dem Kaiser und den Spaniern zu dienen, bis diese so mit ihm umgingen, daß er sich wieder mit den Franzosen aussöhnte; er zwang auch den Bruder desselben, Franz, mit seiner Gemahlin in Florenz Schutz zu suchen. Die Königin Mutter ward schon 1634 ganz von Frankreich ausgeschlossen. Der Bruder des Königs mußte Brüssel, wohin er sich geflüchtet hatte, wieder verlassen und in Richelieu's königlicher Wohnung zu Rüel die Bedingungen annehmen, welche dieser ihm vorschrieb. Die Königin Mutter war schon um 1635 so weit gebracht, daß sie sich an mehrere Fürsten mit der Bitte wandte, sich für sie bei ihrem Sohne zu verwenden, damit sie nach Frankreich zurückkehren könne; Ludwig blieb aber unerbittlich.

Es wäre ermüdend, alle Opfer der Schreckens-Regierung Richelieu's aufzuzählen; einige derselben werden wir indessen weiter unten angeben müssen. Läugnen läßt sich jedenfalls nicht, daß unter Richelieu Frankreich auf dieselbe Art groß ward und Europa Gesetze vorschrieb, wie in der neuesten Zeit unter dem Directorium. Der Kardinal befolgte übrigens dasselbe System, welches später in Frankreich so oft befolgt worden ist. Es mußte nämlich eines Theils, wenn die Regierung einen Fehler gemacht hatte, irgend ein Officier oder Beamter dafür büßen, und anderen Theils ward unter dem Schein, Kunst und Wissenschaft zu fördern, eine Anzahl Creaturen Richelieu's zu Richtern des National-Geschmackes gemacht. Das Erstere geschah, als die Spanier, wie wir unten sehen werden, in die Picardie eingefallen waren. Damals wurden die Commandanten von Corbie und La Capelle ohne Gericht für Hochverräther erklärt, und büßten mit ihrer Ehre und ihrem Leben für das, was der Premier-Minister gesündigt hatte. Das Zweite geschah 1635, als der Kardinal eine Anzahl Gelehrter, die sich zu Berathungen über Sprache, Theater und Dichtkunst regelmäßig zu versammeln pflegten, dadurch zu privilegirten Richtern des Geschmackes machte, daß er die Académie française stiftete, von welcher die Franzosen bekanntlich die Vorzüge ihrer Sprache und der vornehmen, monarchisch-aristokratischen

Literatur der Zeiten Ludwig's XIV. herleiten. Wir wollen über diesen Punkt kein Wort verlieren; nur Eines darf nicht unerwähnt gelassen werden. Die Geschichte der klassischen Zeit des von Richelieu geschaffenen ministeriellen Despotismus ist nämlich so sehr mit ärgerlichen Anekdoten über die Mittel angefüllt, durch welche die absolute Monarchie gegründet ward, daß wir, anstatt in die Einzelnheiten einzugehen, lieber nur obenhin die Hauptsachen berühren. Der absolute Minister besaß übrigens weder die Liebe des Königs, noch die des Volkes. Dem Könige war angst vor der Last der Geschäfte, wenn er sich mit denselben abgeben sollte; ihm war ferner angst vor der Heftigkeit seiner Mutter und vor dem Leichtsinne seines charakterlosen Bruders. Er kam daher immer wieder zu Richelieu zurück, so oft er auch nahe daran war, einen Mann zu verabscheuen, der ihn auf dieselbe Weise tyrannisirte, wie der jüngere Pitt den englischen König Georg III.

Die Ereignisse des Krieges, welchen Richelieu 1635 endlich den Spaniern erklärt hatte, waren in den ersten Jahren weder in den Niederlanden, noch in den Pyrenäen, noch in Italien und im Veltlin, noch in der Grafschaft Burgund, wo der Prinz von Condé, der Vater des großen Condé, eingefallen war, völlig günstig; denn Richelieu gebrauchte aus Politik den Prinzen Condé, sowie aus Dankbarkeit den Kardinal La Valette. Der Letztere hatte ihm, als der König den Kardinal entlassen wollte, den Rath gegeben, daß er diesem nach Versailles folgen solle, wo er ihn dann, entfernt von der Königin Mutter, auf andere Gedanken brachte. In den Niederlanden, an den Pyrenäen und in Italien erschien überall der Kardinal La Valette; er war aber überall unglücklich. In den Niederlanden hatten die Franzosen, welche ihren Bund mit der Republik der sieben Provinzen auf sieben Jahre erneut hatten, 1635 an Philipp's III. Bruder, dem Kardinal-Infanten Ferdinand, einen tüchtigen Gegner, sowie andererseits an den Holländern, welche immer nur um ihren eigenen Vortheil besorgt waren, und den tapferen Friedrich Heinrich von Nassau-Oranien stets ängstlich beobachteten, nicht gerade eine kräftige Stütze. Der Kardinal-Infant zog, als er seine Rüstungen beendigt hatte, die Truppen, welche Piccolomini und Johann von Werth ihm zuführten, an sich und vergalt den Einfall der Franzosen in Flandern durch einen Angriff auf die Picardie. Dort eroberte er zwei feste Plätze, und schickte

seine streifenden Schaaren bis in die Nähe von Paris. Dies erregte große Unzufriedenheit in Paris und erbitterte den König so sehr, daß man schon den Sturz Richelieu's hoffte. Dieser half sich jedoch leicht: er warf seine eigene Schuld auf die Statthalter der beiden vom Feinde eroberten Plätze, welche nur unglücklich gewesen waren, und ließ sie vor Gericht stellen.

In Italien ward nichts ausgerichtet, weil Richelieu bald einsah, daß seine Bündnisse mit Parma und Mantua ihm nichts nützten, und daß der Herzog von Savoyen sehr unzuverlässig und mit dem Herzoge von Crequi in stetem Zwiste sei. Selbst der tapfere und tüchtige Herzog von Rohan, welchen Richelieu 1632 in den Veltliner Händeln mit Glück gebraucht hatte und jetzt wieder dahin schickte, scheiterte, nachdem er zuerst in Spanien gesiegt hatte. Die Spanier benutzten nämlich das allgemeine Mistrauen, welches die selbstsüchtige Politik Richelieu's erregte. Savoyen und sogar die Graubündner trauten dem Kardinal nicht mehr. Der Herzog von Parma gab, um sein Land zu retten, die Verbindung mit Frankreich auf. Auch die Veltliner fielen 1637 von Frankreich ab, und schlossen sich an Spanien an. Selbst der Herzog von Rohan ward am Ende besorgt, daß er dem Premier-Minister verdächtig sei. Er begab sich daher zu seinem Freunde Bernhard von Weimar, als dieser seine Helden-Laufbahn am Ober-Rhein begann. Dort wurde er am letzten Februar 1638 in der Schlacht bei Rheinfelden tödtlich verwundet. Auch der Marschall d'Estrées gerieth, als er in Trier commandirte, über ein bloßes Schreiben Richelieu's, dessen Eintreffen ihm gemeldet wurde, ohne Grund in einen tödtlichen Schrecken, und floh nach Deutschland; er ward jedoch freundlich eingeladen zurückzukehren.

Um den König zu besänftigen, welcher wegen des Einfalles der Spanier in die Picardie so sehr erbittert war, daß er im Begriffe stand, den Kardinal zu entlassen, machte Richelieu für das Jahr 1636 ungeheuere Rüstungen und bot die Vasallen zur Verstärkung des Heeres auf. Der Graf von Soissons erschien mit den Truppen der Champagne in der Picardie; er wollte aber als Prinz von Geblüt unter niemand als dem Bruder des Königs dienen. Der König selbst und der Kardinal befanden sich beim Heere; gleichwohl erhielt der ganz unfähige Gaston von Orleans den Oberbefehl. Die Spanier wurden dann freilich fortgetrieben und die beiden Festungen

wieder genommen; aber die zwei ersten Prinzen von Geblüt entwarfen während der Belagerung der einen jener Festungen im November 1636 den Plan, den Kardinal unter ihren Augen ermorden zu lassen. Es wurde nämlich zwischen Gaston und dem Grafen von Soissons zu Peronne die Verabredung getroffen, daß, wenn sich nach den Berathungen, welche in Amiens über die Einrichtung der Belagerung gehalten werden sollten, der König seiner Gewohnheit gemäß entfernt habe, Montresor, St. Ibal und zwei andere von ihren Getreuen, auf ein vom Herzoge von Orleans gegebenes Zeichen, den zurückgebliebenen Kardinal niederstoßen sollten. Dieser Mord unterblieb jedoch, weil der Herzog nicht Frechheit genug hatte, um das Zeichen zu geben. Die Sache selbst kam erst später ans Licht. Dem Kardinal muß damals wegen der Anwesenheit der beiden enge verbundenen Prinzen nicht ganz wohl zu Muthe gewesen sein; denn er ließ ihnen einen Wink geben, daß sie der König verhaften lassen wolle. Soissons floh hierauf zum Herzoge von Bouillon nach Sedan, und Gaston begab sich nach Blois; sie blieben aber in inniger Verbindung mit einander, und rechneten in Betreff ihrer Pläne gegen Richelieu auf die tödtlich beleidigten Familien Vendome, Bouillon, Epernon, Guise und Retz. Von dieser Zeit an bis auf die Revolution kann man aus den Denkwürdigkeiten der Franzosen ganze Folianten romanhafter Geschichten, Anekdoten und Charakter-Schilderungen mit einem Scheine von Wahrheit zusammensetzen und Alles, was geschehen ist, erklären, ableiten und ausmalen; dies müssen wir aber, unseres Zweckes eingedenk, Anderen überlassen.

Man hatte damals noch Ursache, den Herzog von Orleans zu schonen, weil der König erst 1638 einen Sohn erhielt. Die Verbindung des Ersteren mit Soissons war daher doppelt bedenklich, weil er in dem ganz unabhängigen Herzogthum Bouillon jeden Augenblick von den Spaniern und den Kaiserlichen unterstützt werden konnte, und weil Sedan für eine uneinnehmbare Festung galt. Anfangs wollte man den feigen Herzog mit Gewalt der Waffen zwingen, seine Verbindung mit dem Grafen von Soissons aufzugeben; als aber der König schon mit einem Heere bis nahe vor Orleans, wohin Gaston sich begeben hatte, vorgerückt war, fand sich Gelegenheit, ihn durch freundliche Mittel zu gewinnen. Seine Heirath war ebenso, wie die Tochter, welche Margaretha von

Lothringen ihm geboren hatte, vom Könige noch nicht als rechtmäßig anerkannt worden; es hatten sich sogar auf Veranlassung des Letzteren der Pabst, die Geistlichkeit und die Parlamente dagegen erklärt. Dies ängstigte die Margaretha; sie beredete daher ihren Gemahl, sich persönlich zum Könige zu begeben und mit ihm unter der Bedingung, daß auch der Graf von Soissons in die Verbindung aufgenommen werden solle, einen Aussöhnungs-Vertrag abzuschließen. Dieser Vertrag ward im Februar 1637 von den beiden Brüdern unterschrieben. Der König erkannte in demselben Gaston's Ehe unter der Bedingung als eine rechtmäßige an, daß dieselbe noch einmal eingesegnet und Gaston's Tochter noch einmal getauft werde. Der Graf von Soissons weigerte sich anfangs, dem Vertrage beizutreten, that es aber nachher im Juli doch.

Gleich darauf, als das Bündniß der Franzosen mit Parma sich aufgelöst hatte, starb Victor Amadäus I. von Savoyen, und die Wittwe desselben, Christina, war, obgleich sie Ludwig's XIII. Schwester war, als Regentin und Vormünderin ihrer Kinder sehr geneigt, den Bund mit Frankreich aufzugeben. Ja, sogar des Königs Gemahlin, Anna von Östreich, zeigte sich mehr der spanischen Politik, als der des Kardinals Richelieu zugeneigt. Die Königin, deren Schwangerschaft im Jahre 1638 eine solche Freude im ganzen Reiche verbreitete, daß man nachher ihren Sohn, Ludwig XIV., den „von Gott Geschenkten (Dieudonné)" nannte, hatte schon früher durch die wegen ihres Geistes und ihrer Schönheit berühmte Frau von Chevreuse einen Briefwechsel mit dem Kardinal-Infanten unterhalten. Richelieu hatte diese Dame verbannt gehabt; sie hatte aber später die Erlaubniß zur Rückkehr erhalten, und vermittelte die Correspondenz mit dem spanischen Könige, bei welcher auch die Frau von Motteville thätig war. Anna von Östreich correspondirte also mit ihren beiden Brüdern, dem König Philipp IV. von Spanien und dem Kardinal-Infanten. Richelieu, der sich ihrer Briefe bemächtigt hatte, wollte auch die Briefe des Königs sehen, welche in einem Kloster niedergelegt waren, und ließ dieses Kloster durchsuchen, fand aber nichts. Der König war außer sich vor Zorn, und Richelieu ließ öffentlichen Lärm machen. Die Frau von Chevreuse hatte sich durch die Flucht gerettet; es wurden aber nicht nur die Umgebungen der Königin gerichtlich verhört und ihre Häuser durchsucht, sondern

auch die Königin selbst mußte sich durch den Kanzler mit Fragen quälen lassen, und ward durch die Drohung ihres Gemahles, sie nach Spanien zurückzuschicken, so sehr geängstigt, daß sie sich demüthig bei Richelieu bedankte, als er dies von ihr abwendete *). Im folgenden Jahre (1638) erfuhr endlich der Herzog La Valette, welcher ebenso wie der Prinz von Condé durch seine Kriegführung in Spanien sich ganz verächtlich gemacht hatte, und über sechs Jahre lang überall den Angelegenheiten verderblich gewesen war, den vollen Zorn des mit ihm verwandten Kardinals. Der Herzog war, als er eine schimpfliche Niederlage erlitten hatte, nach England geflohen; Richelieu verlangte jetzt, daß er zur Verantwortung gezogen werde. Das Parlament, in welchem die Pairs Sitz hatten, wollte ihn richten; der König wies aber nicht allein das von diesem in Anspruch genommene Recht zurück, sondern ertheilte auch dem ersten Parlaments-Präsidenten einen derben Verweis, weil er und sein Parlament sich stets herausnähmen, dem absoluten Willen des Königs oder seines Ministers entgegen zu treten. Es wurde also, wie gewöhnlich, eine Commission von Richtern bestellt. Richelieu führte den Vorsitz in derselben, weigerte sich aber, was seinem Charakter und seinem heuchelnden Wesen ganz angemessen war, bei dem Urtheilsspruche mitzustimmen, weil er ein Verwandter des Angeklagten sei; denn er wußte recht gut, daß dieser auch ohne seine Stimme verurtheilt werden würde. In der That ward der Herzog am 24. Mai 1639 für einen des Ungehorsams und Verrathes schuldigen Majestäts-Verbrecher erklärt und zur Enthauptung verurtheilt. Dieses Urtheil ward auch in Paris, Bordeaux und Bayonne an seinem Bilde vollzogen.

Sein Bruder, der Kardinal, war nicht tüchtiger und geschickter als er; aber er war glücklicher, weil er dem Kardinal in dem Augenblicke, als derselbe durch die beiden Königinnen hatte gestürzt werden sollen, den rettenden Rath gegeben hatte. Er war überall im Felde thätig, verdarb aber überall, in den Niederlanden, in Deutschland und zuletzt in Savoyen und Piemont, was andere Generäle gut gemacht hatten. Wir haben daher auch bei den Kriegen

---

*) Nach der Frau von Motteville (der Vertrauten der Königin) sagte sie zu ihm: Quelle bonté faut-il, que vous ayez, Mr. le Cardinal.

der Franzosen seiner nur gelegentlich erwähnt. Zum letzten Male zeigte er seine Ungeschicklichkeit in Italien.

Dort hatte die verwittwete Herzogin Christina von Savoyen, Ludwig's XIII. Schwester, als Vormünderin ihrer beiden Söhne, von welchen der ältere bald nachher starb und der jüngere, Karl Emanuel II., damals erst vier Jahre alt war, die Regentschaft übernommen. Diese ward ihr jedoch von den Brüdern ihres Gemahles, dem Prinzen Thomas und dem Kardinal Moritz, welche ganz spanisch gesinnt waren, streitig gemacht. Um ihr gegen die Spanier beizustehen, wurde 1638 als Nachfolger des Marschalls Crequi, welcher kurz vorher geblieben war, der Kardinal La Valette mit einem Heere nach Italien geschickt. Zugleich erhielt der Herzog von Longueville, welcher der Familie Condé angehörte und in den folgenden Jahren neben Guébriant die Weimarischen Truppen commandirte (s. S. 423), den Befehl, ihm beizustehen. Die Regentin von Savoyen hatte sich zwar für den Augenblick ganz den Franzosen hingegeben; sie merkte aber bald, daß diese sich weniger um die Spanier, als um die Besetzung aller festen Orte in Piemont und Montferrat bekümmerten. Sie schöpfte deshalb Argwohn gegen Richelieu's Absichten. Dieser verlangte von der Herzogin damals die Auslieferung ihres Beichtvaters, des Jesuiten Monod, blos weil derselbe in Gemeinschaft mit anderen Priestern seiner Art den sehr abergläubigen König Ludwig XIII. durch geistlichen Einfluß von ihm hatte abwendig machen wollen. Die Herzogin ließ jedoch, was Richelieu sehr übelnahm, Monod nur verhaften, nicht ausliefern. Von dem Kardinal La Valette war Richelieu, welcher persönliche Verbindlichkeiten gegen ihn hatte, nicht abwendig zu machen, obgleich in Folge der Nachlässigkeit desselben gleich anfangs die wichtige Festung Vercelli verloren ging. Er beschützte ihn vielmehr ebenso eifrig, als er den Vater desselben, den Herzog von Epernon, und seinen Bruder, den Herzog La Valette, verfolgte. Der Kardinal La Valette sah ruhig zu, wie Prinz Thomas und die Spanier alle Plätze rund um Turin herum besetzten, und endlich am 27. August auch Turin so plötzlich überfielen, daß die Regentin sich nur mit großer Mühe in die Citadelle rettete. Hier war sie von Allem entblößt und litt sogar an den täglichen Lebensbedürfnissen Mangel, bis La Valette sie durch seine Reiter nach Susa geleiten ließ. Dies geschah jedoch erst dann, als die Herzogin ge-

zwungen eingewilligt hatte, daß die Franzosen die Citadelle von Turin besetzten. Richelieu sah daher endlich ein, daß er den Kardinal La Valette abrufen müsse; dieser starb aber gerade damals (September 1639).

Richelieu hatte offenbar die Absicht, auch Savoyen seiner tyrannischen Herrschaft zu unterwerfen. Dies ward der Herzogin vollends einleuchtend, als ihr Bruder, Ludwig XIII., sich von Richelieu bewegen ließ, nach Grenoble zu reisen und von ihr zu verlangen, daß sie ebenfalls dahin kommen solle, um mit ihm und dem Kardinal Richelieu mündlich zu unterhandeln. Sie reiste zwar nach Grenoble, ließ aber vorher in die Burg von Chambery, sowie in das feste Montmelian eine getreue Besatzung legen, und empfahl dieser den Schutz ihres jungen Sohnes Karl Emanuel II. In Grenoble setzte ihr Richelieu heftig und auf unartige Weise zu, daß sie ihren Sohn den Franzosen anvertrauen solle, damit er zugleich mit dem 1638 geborenen Dauphin (Ludwig XIV.) erzogen werde, und daß sie französische Besatzungen in die beiden genannten festen Orte aufnehmen möchte. Er drohte, ihr den Schutz Frankreich's ganz zu entziehen, und erlaubte sich nicht nur die heftigsten Ausfälle gegen ihre Rathgeber, sondern auch boshafte Anzüglichkeiten gegen sie selbst; sie blieb aber standhaft. Sie ließ ihren kleinen Sohn ruhig in Montmelian, und der Kardinal wagte nicht, seine Drohungen auszuführen. Er schickte an La Valette's Stelle den mit dem Hause Lothringen verwandten Grafen von Harcourt, welcher geschickter im Kriege war, als sein Vorgänger. Zu den Siegen, welche dieser neue Anführer gleich im ersten Jahre erfocht, trug der Vicomte von Türenne, dem nachher Ludwig's XIV. Regierung ihren Kriegsruhm verdankte, sehr viel bei.

4. Innere Angelegenheiten Spanien's und Portugal's zu Richelieu's Zeit.

Während die Spanier durch Unterstützung der kleinen italiänischen Fürsten, die sich bald an Frankreich, bald an Spanien anschlossen, den Dictator der Franzosen in große Verlegenheit brachten (s. S. 355), vergalt dieser ihrem allmächtigen Minister Olivarez Gleiches mit Gleichem. Er unterstützte zuerst einen Aufstand der Catalonier und veranlaßte dann den Abfall der Portugiesen. Die Catalonier und

Aragonier hatten unter Philipp II. den größten Theil ihrer alten Vorrechte verloren. Die Ersteren beugten sich, da sie wegen ihres Widerstandes besonders stark und grausam bestraft worden waren, unter das Joch; die Catalonier dagegen im rauhen gebirgigen Lande zeigten sich fortdauernd entschlossen, ihre ständischen Rechte nicht zum Schatten werden zu lassen, und die Stände derselben schonten in ihren Reden weder Philipp's III. Minister Lerma, noch den Liebling Philipp's IV., Olivarez. Der Herzog von Lerma hatte den Druck und die Erpressungen, welche auf seinen Befehl geübt wurden, durch seine Herablassung und Freundlichkeit zu mildern gesucht; der Graf-Herzog Olivarez dagegen zeigte den durch die Castilianer gekränkten Cataloniern nur Übermuth, Stolz und Verachtung. Auf seine Anregung war der König, als er sich mit ihm in Barcellone befunden hatte, den angesehensten Cataloniern sehr übel begegnet, und die Unzufriedenheit der Catalonier mit Olivarez hatte längst einen Kampf der Stände mit dem Minister hervorgerufen, den wir aber übergehen, weil es dabei nicht zu Gewaltthätigkeiten kam. Als nachher (1639 und 1640) die Franzosen sich der Grafschaft Roussillon bemächtigt hatten und durch die aufgebotene Miliz der Catalonier nicht wieder vertrieben werden konnten, erhielt Olivarez einen Vorwand, castilianische Truppen ins Land zu schicken, was sonst gegen die Verfassung war. Diese Truppen geriethen bald mit den Milizen in Streit, welche behaupteten, von ihnen vernachlässigt zu sein, und deshalb nach Hause zurückkehrten. Der Minister nahm hiervon Anlaß, noch mehr spanische Truppen nach Catalonien zu schicken; und als das feste Salces den Franzosen wieder entrissen worden war, ließ er das castilianische Heer im Lande. Die Miethtruppen der Spanier wurden in ganz Catalonien einquartiert, und nöthigten nicht nur die Catalonier, deren öftere Gegenvorstellungen am Hofe ganz unbeachtet blieben, zu Lieferungen und Frohnden aller Art, sondern sie erlaubten sich auch in Catalonien denselben Unfug, welcher damals in Italien, in den Niederlanden, in Deutschland, in Mexico und in Peru die spanischen Truppen zum Gegenstande des allgemeinen Abscheus machte.

Olivarez war ein Mann, welcher noch weniger als Richelieu Verfassung, Herkommen und Gesetz neben seinem eigenen unbeschränkten Willen gelten lassen wollte. Daher waren denn auch die Männer, die er als königliche Beamte nach Barcellona schickte,

dort mit den vom Lande und von den Ständen ernannten Behörden fortwährend in Streit. Endlich bemächtigte sich der von Olivarez zum Vice-Könige bestellte Graf von Santa Coloma einer bedeutenden Summe, welcher der Stadt Barcellona gehörte; und als der angesehenste Beamte dieser Stadt nebst mehreren Mitgliedern der Stände, mit Berufung auf die Verfassung, gegen dieses Verfahren dreist protestirten, ließ der Vice-König sie ins Gefängniß werfen (1640).

Jetzt brach die schon längst herrschende stille Gährung in einen offenen Aufstand aus. Der Anlaß dazu war ein ganz zufälliger. Die catalonischen Bauern pflegten nämlich, wie auch in Piemont und in der Lombardei geschieht, zu gewissen Zeiten des Jahres von allen Gegenden des Gebirges her in der Nähe der Städte, in welchen die großen Güterbesitzer wohnten, zusammenzukommen, um sich zu den Feldarbeiten zu verdingen; unter sie mischten sich einst vor Barcellona, als sie lärmten, unvorsichtiger Weise einige Soldaten von der spanischen Besatzung der Stadt, und es kam zwischen diesen und den Bauern zu einem blutigen Streite, an welchem auch die Bürger von Barcellona Theil nahmen. Der Kampf endigte damit, daß die Gefängnisse erbrochen und die Stände-Mitglieder und städtischen Beamten, welche der Vice-König hatte verhaften lassen, befreit wurden (12. Mai 1640). Im Juli ereignete sich bei einer ähnlichen Gelegenheit ganz dasselbe, und diesmal wurden die Soldaten von den Bürgern und Bauern mit solchem Nachdruck angegriffen, daß viele Officiere das Leben verloren, und daß der Vice-König mit seiner Umgebung sich in die Citadelle flüchten mußte. Um nicht in derselben ausgehungert zu werden, schiffte er sich ein und wollte an einen anderen Ort der Küste fliehen; er wurde aber von den ihm nacheilenden Schiffen der erbitterten Bürger eingeholt, enthauptet und noch im Tode mishandelt.

Als dies geschehen war, kündigten ganz Catalonien und die ihm verbündeten Grafschaften mit Ausnahme von nur vier Städten, in welchen spanische Besatzungen lagen, dem Könige an, daß sie entschlossen seien, ihre alten Rechte mit den Waffen zu behaupten. Sie hatten schon vorher, und darauf kommt es hier besonders an, mit dem französischen Statthalter von Leucate, Epernon, für diesen Fall Unterhandlungen angeknüpft. Epernon hatte an Richelieu ge-

schrieben, der sich damals mit dem Könige zu Avignon befand; und von Richelieu war sogleich der Herr dü Plessis Bezançon abgeschickt worden, um mit den Cataloniern zu unterhandeln. Ehe jedoch ein förmlicher Vertrag zwischen Frankreich und Catalonien abgeschlossen ward, rüstete Spanien ein Heer unter dem zum Vice-König und General-Kapitain ernannten Marquis de los Velos, um noch vor der Erscheinung eines französischen Heeres die Provinz wieder zu unterwerfen. Richelieu dagegen befahl nicht nur dem Erzbischof Sourdis von Bordeaux, welcher ein guter Admiral war, mit der Flotte an die catalonische Küste zu eilen, sondern er beauftragte auch den Prinzen von Condé, Truppen nach Barcellona zu schicken. Die Letzteren, welche von dem Brigade-General (maréchal de camp) Epernon befehliget wurden, trafen in Barcellona ein, ehe die Spanier daselbst hatten erscheinen können. Sie bestanden aus nur dreitausend Mann zu Fuß und tausend Reitern. Trotz dieser geringen Zahl wagte Epernon, den heranrückenden Spaniern bis Tarragona entgegen zu ziehen. Er wurde, da ihn noch dazu die catalonischen Milizen im Stich ließen, genöthigt, eine Capitulation einzugehen, in Folge deren er und alle Franzosen Catalonien räumen mußten. Die Spanier glaubten hierauf mit den republikanisch gesinnten Bürgern von Barcellona ebenso leicht fertig werden zu können, als mit den Franzosen; sie sahen sich aber bald in ihrer Hoffnung getäuscht. Sie wurden, als sie schnell nacheinander drei wüthende Stürme auf die Stadt unternahmen, jedes Mal von den verzweifelten Bürgern mit großem Verluste zurückgeschlagen, und mußten vorerst die Belagerung von Barcellona aufgeben. Auf die Nachricht von dem mislungenen Versuche der Spanier, Barcellona zu erobern, entzogen sich auch diejenigen Städte, die sich vorher der spanischen Herrschaft wieder unterworfen hatten, derselben aufs neue, und der Marquis de los Velos sah sich bald von allen Seiten her bedrängt. Es gelang ihm zwar, sich über den Ebro zurückzuziehen; er sah aber in seinem Rücken ganz Catalonien im Aufstande. Die Spanier rüsteten alsbald ein neues Heer gegen die Catalonier aus. Allein Richelieu's geheime Politik und die Künste der Leute, die in seinem Solde waren, weckten gerade in demselben Jahre, in welchem die Catalonier sich empört hatten, die den Spaniern unterworfenen Portugiesen zu einem Aufstande, welcher glücklicher endigte, als der catalonische.

Portugal hatte schon unter König Philipp II. viel gelitten. Unter Philipp III. und IV. waren noch dazu viele auswärtige Besitzungen und der blühende Handel Portugal's ein Raub der mit den Franzosen verbundenen Holländer geworden, und man hatte zugleich den portugiesischen Nationalstolz bitter gekränkt (s. S. 18. f.). Außer dem Verluste der Colonieen und des Handels und außer dem unseligen Zustande, in welchen während der Regierung der genannten drei Könige alle spanischen Provinzen herabsanken, hatten die Portugiesen unter Philipp IV. oder vielmehr unter des Olivarez ministeriellem Despotismus noch besondere Ursachen der Unzufriedenheit. Sie beklagten sich, daß während des überall wüthenden Krieges ebenso in Portugal, wie in den Niederlanden und in Italien, alle Kassen leer, alle Einnahmen im Voraus erschöpft und verpfändet wären, daß mehr als dreihundert große Schiffe und mehr als tausend metallene Kanonen aus Portugal nach Spanien gebracht worden seien, und daß alle Ämter verkauft würden. Das Volk, hieß es, erliege unter den Steuern, die geistlichen Pfründen würden nur den Fremden ertheilt, der Adel sei, wenn er nicht seine Güter verlieren wolle, zum Kriegsdienste in Catalonien genöthigt. Es wurde zwar, um den Portugiesen wenigstens eine Hofhaltung zu lassen, das spanische Königthum in Lissabon durch Margaretha von Savoyen, die Wittwe des Herzogs Franz IV. von Mantua, repräsentirt; allein man hatte dieser Regentin nicht allein den Marquis von Puebla, einen Spanier, zur Seite gestellt, sondern es ward auch Alles, was geschah, von zwei Spaniern geleitet, von denen der eine, Michael Vasconcellos, im Lissaboner, der andere, Peter Suarez, im Madrider Staatsrathe saß. Diese beiden Männer waren nahe Verwandte und gegen die Portugiesen nicht freundlich gesinnt. Eine Anzahl vornehmer portugiesischer Herren, unter denen sich auch der Erzbischof von Lissabon befand, beschloß daher, die Verbindung Portugal's mit Spanien gewaltsam wieder aufzulösen.

Dieser Beschluß wurde zu der Zeit gefaßt, als die spanischen Heere überall zerstreut waren und nicht nur in den Niederlanden von den Holländern und Franzosen, sowie in Italien von den Letzteren und deren Verbündeten bedrängt, sondern auch mit den Cataloniern in einen gefährlichen Krieg verwickelt und von den Franzosen an den Pyrenäen bedroht wurden. Der Aufstand der Portugiesen konnte

unter einem Scheine des Rechtes geschehen, da Philipp II. 1580 nach dem Tode des Königs Heinrich dessen beide Nichten von der Nachfolge ausgeschlossen und sich des Landes mit Gewalt bemächtigt hatte (s. Th. XIII. S. 198 ff.). Von jenen beiden Prinzessinnen war die ältere an den Herzog Alexander Farnese von Parma, die jüngere an den Herzog Johann von Braganza vermählt gewesen. Der Letztere, dem die großen Güter des Königshauses zufielen, hatte ebenso wie sein Sohn die Rechtmäßigkeit der spanischen Besitznahme des Reiches nie anerkannt; und sein Enkel, der Herzog Johann von Braganza, als König Johann IV. genannt, dachte ebenso. Der Letztere war es, den die Großen Portugal's auf den Thron erheben wollten, als sie sich innig verbanden, um die Spanier zu vertreiben. Er wollte sich anfangs nicht auf die Sache einlassen, obgleich sowohl seine Gemahlin, eine Tochter des Herzogs von Medina Sidonia, als auch Juan Pinto de Riveira, welcher seine Angelegenheiten in Lissabon besorgte, ihn zur Theilnahme zu bewegen suchten. Er verstand sich erst dann dazu, als Riveira erfahren hatte, daß der spanische Minister von dem, was in Portugal vorgehe, Kenntniß erhalten habe. Nur die Furcht nämlich, daß er, wohin er sich auch wende, gewiß verloren sei, konnte den Herzog, welcher drei Herzogthümer und sehr große Schätze besaß, bewegen, das Sichere und Gewisse für eine unsichere und ungewisse Krone zu wagen.

Gerade als die Verschwörung des hohen portugiesischen Adels reif war, rüstete Olivarez einen neuen Zug gegen Catalonien, welcher von Philipp IV. selbst angeführt werden sollte. Johann von Braganza wurde auf ehrenvolle Weise eingeladen, den König auf diesem Zuge zu begleiten; er entschuldigte sich aber damit, daß der dafür nöthige Aufwand ihn arm machen werde. Als man ihn nicht nach Spanien locken konnte, suchte man ihn auf eine andere Weise unschädlich zu machen, gab ihm aber unvorsichtiger Weise gerade dadurch selbst die Mittel an die Hand, den Zweck seiner Verbündeten zu fördern. Als nämlich bei Gelegenheit des Auslaufens einer französischen Flotte, welche unter dem Erzbischof von Bordeaux zu Gunsten der Catalonier eine Diversion machen sollte, sich das Gerücht verbreitete, diese Flotte sei zu einer Landung in Portugal bestimmt, wurde der Herzog von Braganza beauftragt, die Sorge für die Vertheidigung der portu-

giesischen Küste und für die nöthigen Rüstungen zu übernehmen. Er erhielt dadurch Gelegenheit, das Land zu durchreisen, die Festungen in Augenschein zu nehmen und das ihm überschickte Geld, sowie die Vollmachten, die man ihm gegeben hatte, zu benutzen, um nicht nur sich überall Freunde zu machen, sondern auch die Portugiesen an seine Person zu knüpfen und an seine Obergewalt zu gewöhnen. Der gewöhnlichen Erzählung nach soll freilich Olivarez einerseits dem spanischen Admiral befohlen haben, den Herzog auf seine Schiffe zu locken, um ihn zu entführen, und andererseits soll er auch den spanischen Commandanten der Festungen den Auftrag ertheilt haben, ihn, wenn er zur Besichtigung derselben erscheine, zu verhaften. Wir wollen jedoch nicht untersuchen, ob diese Befehle wirklich ertheilt wurden, weil sie jedenfalls nicht ausgeführt worden sind. Gewiß ist dagegen, daß der Herzog nach Madrid berufen ward, um mündlich über den Erfolg seiner Bemühungen zu berichten, Diesem Befehle konnte er nicht ausweichen. Er versprach also, zu kommen, und schickte auch einige Herren seines Gefolges voraus, während der Kern der Verschworenen, welcher aus etwa fünfzig Häuptern ritterlicher Familien und aus dreihundert reichen und angesehenen Bürgern von Lissabon bestand, den ersten December 1640 als den Tag festsetzte, an welchem man über die Spanier herfallen wolle.

Die Ausführung dieses Beschlusses gelang, weil nur wenige spanische Truppen in der Hauptstadt lagen und dieselben unversehens überfallen wurden. Sie wurden insgesammt gefangen genommen, nachdem nur ein einziger Mann, ein Soldat der deutschen Garde, getödtet worden war. Vasconcellos wurde von einer Schaar Verschworener, die in seinen Palast eindrang, ums Leben gebracht. Die Vice-Königin ward verhaftet und mußte, während das ganze Volk den Herzog jubelnd zum Könige ausrief, dem spanischen Commandanten des Forts St. Georg, welches die ganze Stadt beherrschte, den Befehl zuschicken, die Portugiesen, welche alle ohne Ausnahme sich an die Urheber des Aufstandes angeschlossen hatten, in dasselbe einzulassen. Auf diese Weise ward ohne Tumult und fast ohne alles Blutvergießen an einem einzigen Tage Lissabon von Spanien abgerissen und ein portugiesischer Reichsrath bestellt, an dessen Spitze der Erzbischof von Lissabon stand. Dieser

Reichsrath ließ sogleich den König Johann durch eine Botschaft einladen, Besitz vom königlichen Palast zu nehmen. Schon am 6. December wurde darauf der Herzog von Braganza in Lissabon als neuer Gründer eines portugiesischen Reiches mit unglaublichem Jubel empfangen. Am 15. ward er unter dem Namen Johann IV. als König ausgerufen und am 28. Januar 1641 diese Ernennung durch die versammelten Stände des Reiches bestätigt. Unter den großen Herren war der Erzbischof von Braga der Einzige, der sich der Revolution nicht angeschlossen hatte. Mit unglaublicher Schnelligkeit verbreitete sich der Aufstand über ganz Portugal. Die spanischen Commandanten wurden entweder mit Gewalt oder durch Bestechung dazu gebracht, die Festungen zu übergeben. Bald huldigten auch die canarischen Inseln, sowie alle überseeischen Besitzungen, sogar Goa und Macao. Nur Ceuta allein blieb spanisch.

Der Erzbischof von Braga, der Groß-Inquisitor und die Juden von Lissabon, denen der neue König trotz einer ihm angebotenen großen Summe die Duldung verweigert hatte, werden beschuldigt, im Einverständnisse mit einigen durch sie gewonnenen portugiesischen Großen und mit dem spanischen Minister Olivarez eine Verschwörung gegen Johann angezettelt zu haben. Die Sache mag wahr sein, kommt uns aber so unwahrscheinlich und abenteuerlich vor, daß wir ihrer nicht näher erwähnen mögen. Der Anschlag soll von einem Spanier, welcher die mit dem großen Siegel der Inquisition versiegelten Briefe an Olivarez zu besorgen hatte, dem König Johann verrathen worden sein. Dieser fing hierauf sogleich, wie in Spanien, Portugal, Neapel und Rußland zu geschehen pflegt, den Proceß mit der Execution an. Er ließ nämlich am 5. August 1641 siebenundvierzig Personen verhaften und auf eine tumultuarische Weise vor ein von ihm ernanntes hohes Gericht stellen, welches dann so verfuhr, wie Richelieu's Commissionen zu verfahren pflegten. Da man, um Geständnisse zu erpressen, die Tortur anwandte, dagegen aber die Briefe, welche der erwähnte Spanier dem Könige überschickt haben soll, nicht vorlegte: so glauben wir zwar mit Recht vermuthen zu dürfen, daß die Männer, welche am 28. August hingerichtet wurden, schuldig gewesen sein mochten, einen sehr übeln Willen gegen den König genährt und abenteuerliche Mordpläne gemacht zu haben; wir glauben aber doch, daß vom Rathe bis zur Ausführung noch

ein sehr weiter Weg war. Die beiden eigentlich Schuldigen, der Erzbischof und der Groß-Inquisitor, wurden zu ewigem Gefängnisse verurtheilt, gleich nachher aber, wie man von einem so andächtigen Herrn, als Johann IV. war, nicht anders erwarten wird, wieder frei gegeben und in ihre früheren Würden und Ämter eingesetzt. Die spanische Regentin, die Herzogin von Mantua, welche gleich anfangs aus dem königlichen Palast nach dem in der Vorstadt liegenden Palast Xebregas hatte überziehen müssen, brachte man nachher auf höfliche Weise an die spanische Grenze. Sie wurde in Spanien auf des Ministers Befehl lange, vom Hofe entfernt, in Occugna zurückgehalten. Als sie endlich auf des Königs Geheiß an den Hof kommen durfte, hatte sie das Vergnügen, viel zum Sturze des despotischen Ministers beitragen zu können.

König Johann schickte Gesandte nach Frankreich, Holland, Schweden und England, und wurde von allen diesen Staaten anerkannt. Er erhielt auch, so lange Richelieu lebte, von Frankreich Hülfe; als aber Mazarin an Richelieu's Stelle kam, mußte er sich um Beistand an England wenden, in dessen Schutz Portugal, zum großen Nachtheile seines Handels und seiner Betriebsamkeit, bis auf die neuesten Zeiten geblieben ist. Übrigens hatte Richelieu mit dem neu entstandenen Königreich Portugal einen gemeinschaftlichen Kriegszug gegen Spanien verabreden lassen, und der Marschall Brezé war an der Spitze einer französischen Flotte zugleich mit der portugiesischen unter Antonio Tellez de Meneses vor Cadix erschienen; das Unternehmen hatte aber keinen Erfolg gehabt.

5. Frankreich in der letzten Zeit Richelieu's.

Der Kardinal Richelieu hatte am Ende seines Lebens den Triumph, daß die von ihm angestifteten Verräthereien und Frevel fast alle gelungen waren, und dagegen Alles, was seine inneren und äußeren Feinde wider ihn angezettelt hatten, gescheitert war. Dies ist es bekanntlich, was dem Staatsmanne unsterblichen Ruhm verleiht, nicht die Beobachtung der bürgerlichen Moralität. Wir finden diese Erfahrung durch Richelieu's, wie durch Talleyrand's und Anderer Beispiel bestätigt, ohne daß wir berechtigt wären, daraus irgend einen Schluß gegen eine göttliche und moralische Weltordnung zu ziehen, welche vollkommen mit der angeführten historischen Wahr-

nehmung und mit der Schrift bestehen kann; denn um das, was Richelieu und Talleyrand besaßen und vertheilten, muß man nicht Christus, sondern seinen Versucher anbeten. Unläugbar besaß Richelieu unermeßlichen Reichthum und unbeschränkte Macht. Alles, selbst sein König, beugte sich unter seinen Willen, während der arme Ludwig XIII., wie uns die Frau von Motteville erzählt *), eine höchst traurige und langweilige Rolle spielte, und das ausgesogene und mishandelte Volk entweder sklavisch duldete oder, wenn es sich sträubte, auch noch die wenigen Rechte verlor, die man ihm gelassen hatte.

Von Richelieu's Verfahren mit dem Volke, mit dem hohen Adel, mit der Verfassung und mit den damals ganz unabhängigen Gerichten wollen wir nur wenige Beispiele anführen, die sich leicht durch viele andere vermehren ließen. Mit dem Volke der meisten Provinzen gerieth der Kardinal besonders dadurch in Zwist, daß das Heer, das man nicht blos gegen den auswärtigen Feind, sondern auch gegen das Volk gebrauchte, aus Miethlingen bestand, welche theuer gekauft werden mußten und weder aus stehenden Einkünften, noch aus Anleben bezahlt werden konnten. Es mußte daher Alles gewaltsam unmittelbar vom Volke erhoben oder auch Zollpächtern überlassen werden. Die Erhebung der Abgaben aber kostete dreimal mehr, als die Abgaben selbst betrugen. Außerdem war damals jeder Statthalter einer Provinz durch Glanz und Macht noch ein souverainer Fürst, welcher Truppen, Garden, einen förmlichen Hof u. s. w. unterhielt. Die unglücklichen Provinzen mußten überdies außer dem Aufwande des Königs, welcher neben Richelieu oft eine traurige Figur spielte, auch des Letzteren Schlösser, seine Paläste, seinen kaiserlichen Pomp, seine Garden u. s. w. bezahlen. Wenn die Einnahme für die Kriege

*) Il se vit réduit, sagt die witzige Frau T. I. p. 386, à la vie la plus melancolique et la plus misérable du monde, sans suite, sans cour, sans pouvoir et par conséquent sans plaisir et sans honneur. Ainsi se sont passées quelques années de sa vie à S. Germain, où il vivoit comme un particulier, et pendant que ses armées prennoient des villes et gagnoient des batailles, s'occupoit à prendre des oiseaux. Ce prince étoit malheureux de toutes les manières, car il n'aimoit point la reine et avoit pour elle de la froideur et il étoit le martyr de Madame de Hautefort, qu'il aimoit malgré lui et qu'il ne pouvoit se résoudre de chasser de la cour, l'accusant de se moquer de lui avec la reine.

in Deutschland, Italien, den Niederlanden und Spanien, sowie für die Subsidien, Bestechungen und diplomatischen Sendungen nicht ausreichte, nahm man den Mehrbedarf gewaltsam hinweg. Das Parlament wurde stets zum Schweigen gebracht. Die ärmere Klasse ward immer mehr gedrückt. Es brach daher auch in Perigord und Saintonge ein wilder Volksaufstand aus, ähnlich dem deutschen Bauernkriege, der im ersten Viertel des sechszehnten Jahrhunderts in Schwaben, Franken und am Rhein geführt wurde (s. Th. XII. S. 20). Man dämpfte ihn ebenso, wie in Deutschland geschehen war, auf militärische und ritterliche Weise durch Niederhauen, Aufhängen und Rädern.

Gefährlicher war eine Bewegung, welche in der Normandie ausbrach; denn diese war eine Folge der durch Richelieu eingeführten willkürlichen Regierungsweise. Man wollte nämlich die drückende Salzsteuer auch in der niederen Normandie einführen, wo sie ganz ungesetzlich war; und dies veranlaßte Unruhen, welche zwar anfangs vom Parlament und von den Standesherren gedämpft wurden, sich aber bald nach Rouen und in andere Städte ausbreiteten und gegen die von der Regierung gebrauchten Personen gerichtet waren. In Rouen besonders wurden die Steuerbeamten und Abgaben-Pächter vom Volke verfolgt und ihre Häuser gestürmt. Der Kardinal haßte die Parlamente, weil sie über Gesetze und Formen wachten; er beschuldigte sie daher jetzt, daß sie nicht strenge genug mit den armen Leuten verführen, und benutzte diese Gelegenheit, um sowohl durch seine Miethlinge unter dem Volke aufräumen zu lassen, als auch den Parlamenten zu zeigen, daß niemand außer ihm Regent und Richter im Lande sei. Zuerst wurde der General Gassion, welcher selten nüchtern war, mit sechstausend Mann in die Normandie geschickt, wo er furchtbaren Widerstand fand und nur nach vielem Blutvergießen wie in Feindes-Land siegte. Dann erst nahm Richelieu's grausame Justiz ihren Anfang. Der Kanzler Seguier und einige von Richelieu ausgesuchte Juristen nach seinem Geschmacke wurden hingeschickt, um peinliche Justiz zu üben, weil das Parlament von Rouen ja selbst gegen alle nicht registrirten Steuer-Edicte protestirt hatte. Die ganze Gerichtsbarkeit in jener Sache wurde also dem Parlament entzogen und an eine von Seguier geleitete Commission übertragen. Die Stadt Rouen wurde damit bestraft, daß man ihr ihre Einkünfte

und Güter nahm und eine Contribution von einer Million Livres auferlegte. Diese Contribution ward vermittelst einer Abgabe von allen eingeführten Waaren erhoben; es wurde also eine neue Steuer geschaffen, ohne daß man vorher die Stände darum befragt hatte. Auch mußten in Rouen und an anderen Orten alle Waffen abgeliefert werden. Außerdem wurden nach dem grausamen Kriminal-Rechte jener Zeit Hunderte als Rebellen hingerichtet. Die Obrigkeiten und die Ritterschaft mußten für den Unfug des Pöbels büßen, der ihnen selbst am verderblichsten gewesen war. Als endlich 1641 die Blut-Commission aufgelöst wurde und das Parlament von Rouen seine Wirksamkeit wieder erhielt, benutzte der Kardinal auch dies wieder, um dem Ministerial-Despotismus einen größeren Spielraum zu verschaffen. Es ward nämlich nicht nur die Zahl der Parlaments-Räthe bedeutend vermehrt, sondern auch eine Trennung in Senate und abgesonderte Sitzungen verordnet, was an sich vielleicht ein Bedürfniß war, unter den damaligen Umständen aber den Einfluß des Ministers auf die Gerechtigkeitspflege verstärkte.

Die thörichten und wilden Volksunruhen, welche der Civilisation und dem Eigenthum verderblich zu werden drohten, gaben also damals, ebenso wie in unseren Zeiten, einem despotischen Minister Gelegenheit und Vorwand, durch Soldaten und Juristen auch den der Freiheit fähigen und würdigen Theil des Volkes unter das Joch der Beamten-Willkür zu bringen. Auf dieselbe Weise erleichterte sogar der höhere Adel selbst dem Kardinal die Erreichung seiner Zwecke. Wenn es daher auch wahr ist, daß, wie uns berichtet wird, Richelieu's königlicher Aufwand dem Lande jährlich vier Millionen kostete: so wird man doch bei dem erbärmlichen Treiben aller jener Prinzen und Herren diese Summe nicht zu groß finden, da Richelieu durch gut bezahlte Spione und durch furchtbare Strenge dieselben unschädlich machte. Wir wollen, um von diesem Treiben ein Beispiel zu geben, auf zwei der ersten Herren des Reiches zurückkommen, welche dem Kardinal die Gelegenheit verschafften, noch einmal am Ende seines Lebens einen glänzenden Triumph über seine Feinde zu feiern.

Der Graf von Soissons, Prinz von Geblüt, Groß-Hofmeister und als Erbe seines Vaters, Statthalter der Dauphine, war, als der oben (S. 459) erwähnte Mordanschlag auf Richelieu gescheitert war, aus dem Lande geflohen und verweilte in Sedan beim Herzoge

von Bouillon, während der Herzog von Orleans sich mit dem Könige aussöhnte, welcher endlich nach elf Jahren die Ehe desselben mit der lothringischen Prinzessin als eine rechtmäßige anerkannte. Der Graf von Soissons trat zwar später dem Vertrage, den der Herzog von Orleans mit seinem Bruder geschlossen hatte, bei und hielt sich mit Erlaubniß des Königs vier Jahre lang beim Herzoge von Bouillon auf; er blieb aber dessenungeachtet noch immer mit Gaston und allen unzufriedenen großen Herren in Verbindung, und conspirirte schon 1640 aufs neue mit den Spaniern und Östreichern gegen sein Vaterland. Sein elender Freund, der Herzog von Orleans, vereitelte, nachdem der Plan einer Ermordung Richelieu's früher schon zweimal in Folge seiner Feigheit gescheitert war (s. S. 404 und 459), auch den dritten zu diesem Zwecke gemachten Versuch. Diesmal hatte man zur Ermordung Richelieu's eine Feierlichkeit benutzen wollen, welcher Richelieu beiwohnen mußte. Es ward nämlich, da der Herzog seine Ehe noch einmal hatte einsegnen lassen müssen, auch seine schon 1627 getaufte Tochter noch einmal getauft, und bei dieser Gelegenheit sollte Richelieu ermordet werden. Der Anschlag unterblieb jedoch auch diesmal, weil der Herzog wieder im entscheidenden Augenblicke den Muth verlor. Dem Grafen von Soissons fehlte es an der Art von Muth nicht, welche nur wenigen Franzosen fehlt; aber moralisch stand er nicht höher, als Gaston von Orleans. Dies geht schon daraus hervor, daß er bereits als junger Mensch aus einem höchst lächerlichen Grunde sich mit dem ersten Prinzen von Geblüt, Heinrich II. von Condé, tödtlich entzweite. Bei den Ceremonien nämlich, welche mit der Ertheilung des heiligen Geist-Ordens verbunden waren, machte der damals sechszehnjährige Knabe seinem Vetter, dem genannten Prinzen von Condé, die Ehre, dem Könige die Serviette zu reichen, mit solcher Heftigkeit streitig, daß der König genöthigt war, sich dieselbe mit Ausschluß Beider von seinem Bruder reichen zu lassen. Jetzt (1641) knüpfte der Graf von Sedan aus mit den Spaniern, dem Kaiser und dem Herzoge von Lothringen an, um Richelieu mit Gewalt zu vertreiben. Während er in Brüssel mit dem spanischen Statthalter und in Madrid mit Olivarez unterhandeln ließ, unterredete er sich mit den Herzögen von Guise und von Bouillon, welche zu ihm gekommen waren, sammelte ein Heer und erließ in seinem und seiner Mitverschworenen

Namen ein Manifest des Inhaltes, daß er und seine Freunde die Waffen ergriffen hatten, um den Franzosen Frieden zu schaffen und die Ordnung in den Staatsgeschäften wieder herzustellen. Der Herzog von Orleans blieb damals ruhig. Dagegen war der nachher zur Zeit der Fronde berühmt gewordene Coadjutor des Erzbischofs von Paris, Johann Franz Paul von Gondi, bekannter unter dem Namen Kardinal von Retz, für einen allgemeinen Aufstand der Pariser Bürger thätig. Alles war sehr gut berechnet; aber Alles hing auch davon ab, daß der Graf von Soissons, welcher Muth hatte und kein schlechter General war, das Begonnene ausführe. Er hatte an der Grenze des Herzogthums Bouillon ein kleines Heer, welches der in der Geschichte des dreißigjährigen Krieges oft erwähnte General Lamboy ihm zuführte, mit dem seinigen vereinigt, und eilte nach der Champagne, um die Truppen anzugreifen, welche Richelieu unter dem Marschall von Chatillon gegen ihn ausgeschickt hatte. In der Fläche von Bazeille, unweit des Gehölzes von Marsée, traf er am 6. Juli 1641 auf die königlichen Truppen. Diese wichen obsichtlich gleich beim ersten Angriffe zurück, weil sie den Kardinal Richelieu nicht liebten. Soissons erfocht daher einen vollständigen Sieg; aber das Schicksal war auch bei dieser Gelegenheit, wie immer, dem Kardinal Richelieu günstig. Es fiel nämlich, nachdem das Treffen bereits gewonnen war, plötzlich ein einzelner Pistolenschuß von unbekannter Hand, und dieser warf den Sieger todt vom Pferde. Im September desselben Jahres starb auch der bekannte Kardinal-Infant, der einzige würdige Sprößling der spanischen Königs-Familie von Karl I. (V.) an bis auf das Erlöschen seines Geschlechtes (s. S. 277 ff.).

Wir glauben zwar den Denkwürdigkeiten des Kardinals Retz, jener meisterhaften Darstellung der Kabalen dieser und der nächsten Zeit, keineswegs, daß ohne den Tod des Grafen von Soissons Alles so gekommen sein würde, wie Richelieu's Feinde es im Voraus berechnet hatten; daß aber der Anschlag scheiterte, als das Haupt der Verbindung gefallen war, ist darum nicht weniger gewiß. Übrigens sind jene Denkwürdigkeiten, welche unter den Werken dieser Art für klassisch gelten, ebenso wenig eine Arbeit des Kardinals Retz, als die meisten französischen Denkwürdigkeiten der letzten fünfzig Jahre ganz authentisch sind, obgleich sie vom Publikum dafür ge-

halten werden. Die Spanier waren nach dem Tode des Grafen von Soissons zu sehr in Artois beschäftigt, um die Unzufriedenheit der Franzosen benutzen zu können; Paris regte sich nicht; mit Bouillon und Anderen fand der Hof sich freundlich ab; Guise, der sich nach Brüssel flüchtete, ward vom Parlament zum Tode verurtheilt und im Bilde hingerichtet. Der Herzog von Bouillon erhielt auf seine Bitten und sein reuiges Bekenntniß im Anfange des August völlige Verzeihung; er durfte sogar seine bei bürgerlichen Unruhen für Frankreich so gefährliche Festung Sedan behalten.

Nach dieser offenen Verschwörung der ersten Herren des Reiches gegen ihn und gegen seine Regierung hatte der Kardinal noch im letzten Jahre seines Lebens mit einer Hof-Kabale zu kämpfen, in welche der König selbst, dem er sehr beschwerlich zu werden anfing, auf eine wenig ehrenvolle Weise verwickelt war. Ludwig XIII. war bekanntlich stets von Leuten umgeben, welche ihn mit albernen und kindischen Dingen unterhalten mußten und dadurch, sowie durch die Armseligkeiten, die er ihnen anvertraute, sehr belästigt wurden. Die ganze Umgebung des Königs pflegte alle Handlungen desselben und jede seiner Äußerungen dem Kardinal haarklein zu berichten; der König empfand es daher peinlich, daß er aller freien Bewegung ermangelte, und daß alle seine Gedanken dem ihn überwachenden unberufenen Vormund Richelieu verrathen wurden. Zu den Vertrauten Ludwig's, welche zugleich dem Kardinal als Spione dienten, gehörte auch Heinrich Coiffier, genannt Ruzé d'Effiat, Marquis von Cinqmars. Der König hatte denselben als neunzehnjährigen Jüngling zum Groß-Stallmeister von Frankreich gemacht. Schon ein Jahr später war Cinqmars in Gefahr, die königliche Gunst wieder zu verlieren, weil er sich manchmal der langweiligen Gesellschaft Ludwig's entzog, um einige Stunden bei seiner Geliebten Marie de l'Orme zuzubringen. Er that dies freilich nur dann, wenn der König sich niederlegte; dieser zürnte ihm aber nach seiner kindischen Weise gleichwohl heftig, weil Cinqmars oft nicht da war, wenn der König nach ihm fragte. Im Anfange des Jahres 1641 schien es sogar, als wenn Ludwig ihn ganz entlassen wolle. Jetzt nahm sich aber Richelieu des schon fast verstoßenen Jünglings, der ihm alle Gedanken und Wünsche des Königs hinterbrachte, nachdrücklich an; und es gelang ihm, denselben bei dem schwachen Könige

aufs neue in Gunst zu bringen. Er hatte dabei auf des Lieblings Dankbarkeit gerechnet, betrog sich aber sehr, weil der König sich von Cinqmars, ehe er ihn wieder zu Gnaden annahm, eidlich versprechen ließ, daß er dem Kardinal nicht das Geringste von dem, was bei ihm vorgehe, hinterbringen wolle. Von diesem Augenblicke an waren Cinqmars und Richelieu Todfeinde; denn jener brachte nicht nur dem Kardinal keine Kundschaft mehr, sondern er meldete auch dem Könige Alles, was Richelieu zum Nachtheile des Rechtes und des Reiches und zu seinem eigenen Vortheile und Ruhm that. Dabei ermunterte er den König, sich des Tyrannen auf irgend eine Weise zu entledigen. Es heißt sogar, Ludwig sei oft geneigt gewesen, auf des Groß-Stallmeisters Vorschläge zur Wegräumung des Kardinals einzugehen. Wir halten indessen alle Nachrichten von ganz geheimen Dingen für sehr unsicher, wiewohl der König schon bei der Ermordung des Marschalls d'Ancre gezeigt hatte, daß auch er in Hinsicht auf politischen Meuchelmord die Begriffe, welche sein Bruder Gaston hatte, von der italiänischen Mutter ererbt habe. Gewiß ist, daß der unglückliche Jüngling sich mit Bouillon und mit dem elenden, feigen Gaston, der schon so viele wackere Männer verrathen und ins Unglück gestürzt hatte, in eine innige Verbindung einließ, und daß er ebenso wenig, wie diese Beiden, offenen Landesverrath scheute. Obgleich Cinqmars weder die geringste Geschäftskenntniß hatte, noch arbeitsam war, wie bei einem schönen, galanten und gewandten jungen Cavalier nichts anders zu erwarten war, so hoffte er doch, nach dem Sturze des Kardinals dessen Stelle einnehmen zu können, wenn er nur einen tüchtigen Geschäftsmann habe, der für ihn arbeite. Er machte daher den Sohn des großen Juristen, Philologen, Staatsmannes und Geschichtschreibers August de Thou (s. Th. XII. S. 473 ff.), den Parlaments-Präsidenten Franz de Thou, welcher ebenfalls gegen Richelien sehr aufgebracht war, zu seinem Vertrauten. Doch zog er denselben nicht durchaus in das Complot, das er mit Gaston, Bouillon und den Spaniern gegen den Kardinal gemacht hatte. De Thou erfuhr nur, daß vom Kardinal, nicht vom Könige die Rede sei.

Die Rache war auf den Tod des Königs berechnet, welcher damals oft mehrere Tage krank danieder lag. Man wollte, wenn Ludwig gestorben sei, mit spanischer Hülfe dem Herzoge von Orleans

die Regentschaft verschaffen. Cinqmars machte von Zeit zu Zeit den König glauben, daß, wenn Richelieu verdrängt sei, sie Beide die Geschäfte leiten könnten; zu anderer Zeit aber wurde er wieder vom Könige verlacht, der ihm dann geradezu sagte, er merke wohl, daß, wenn Cinqmars nach seiner Versicherung die Zeit zum Studieren verwende, er mit den Pagen Romane lese. Der König bedurfte indessen des Gesellschafters. Der Zwist dauerte das ganze Jahr 1641 hindurch im Stillen fort. Im folgenden Jahre bewog Richelieu den König, mit ihm nach den Pyrenäen zu gehen, indem er ihm mit der Vorstellung schmeichelte, sie brauchten nur mit einem Heere an der Grenze Catalonien's zu erscheinen, um vermöge des Vertrages, welcher im December 1640 mit den catalonischen Ständen geschlossen worden war, diese Provinz in Besitz zu nehmen. Auf dem Marsche, der von Paris über Lyon nach Narbonne ging, entwarf Cinqmars mit dem Herzoge von Bouillon, welcher das Heer in Italien commandirte, einen abenteuerlichen Plan; und im März 1642 schloß der Bevollmächtigte der Verschworenen, Fontrailles, mit Olivarez, also mit den Feinden des Vaterlandes, zu Madrid einen förmlichen Vertrag zu Gunsten des ganz schlechten und für ernste Geschäfte durchaus unbrauchbaren Herzogs von Orleans, welchen der König, obgleich er sein Bruder war, tödtlich haßte. Von diesem Vertrage verschaffte sich Richelieu, welcher bisher von dem Plane der Verschworenen zwar Kenntniß, aber keine Beweise erhalten hatte, eine Abschrift, was ihm nicht schwer wurde, da viele Abschriften im Umlaufe waren. Dieser Vertrag, dessen Inhalt hier ebenso wenig, wie andere Projecte, angeführt zu werden braucht, kann als Beweis dienen, daß Richelieu's Gegner lauter unfähige Leute waren, während er allein ein großer, wenngleich keineswegs ein guter und sittlicher Mann war. Gerade zu der Zeit nämlich, als die Verschworenen einen ganz unfähigen Prinzen zum Nachfolger des Königs machen wollten, empfahl Richelieu dem Letzteren den schlauesten und geschicktesten Diplomaten in ganz Europa, welcher bei jedem Unternehmen durch nichts weniger, als durch sein Gewissen sich bestimmen ließ. Dieser Mann war der bereits mehrmals (S. 390—393 u. 396—399) erwähnte Römer Mazarino, welcher zuerst in Italien als Gehülfe des päbstlichen Nuntius und nachher unmittelbar in französischen Diensten von Richelieu bei allen Kabalen und diplomatischen Geschäften

gebraucht worden war. Richelieu hatte damals für ihn den Kardinals-Hut erhalten, welchen der König ihm zu Narbonne mit den gewöhnlichen Feierlichkeiten übergab.

Der Zug des Königs nach der spanischen Grenze, wo schon im April 1642 die Belagerung von Perpignan begonnen wurde, ging wegen verschiedener Umstände sehr langsam von Statten; und auch die Belagerung von Perpignan zog sich in die Länge. Richelieu selbst, der den König bis Narbonne begleitet hatte, erkrankte dort und ließ sich deshalb nach Tarascon bringen. Er machte schon im Mai 1642 sein Testament. Cinqmars suchte unter den Schweizern und den anderen Truppen Anhänger für den Herzog zu werben; die Marschälle von Schomberg und La Meilleraye wollten aber von einem solchen Kandidaten zur Regentschaft durchaus nichts wissen. Der König selbst, welcher aufs neue erkrankt war, konnte nicht eher bewogen werden, den Beschwerden seines Ministers über die Untreue seines Lieblings zu trauen, als bis Richelieu ihm durch Vorzeigung des Vertrages, welchen die Verschworenen mit Olivarez geschlossen hatten, beweisen konnte, daß diese die Spanier in Sedan hatten aufnehmen wollen. Die Frau von Motteville, welche die Häupter der Verschwörung und ihr Treiben vortrefflich charakterisirt *), gibt auch an, wie der Kardinal es dahin brachte, daß der König ihm endlich, wiewohl höchst ungern, vergönnte, noch kurz vor seinem Ende an allen denen, welche mehr auf den Ober-Stallmeister, als auf ihn vertraut hatten, blutige Rache zu nehmen. Sobald nämlich Richelieu sich eine Abschrift des zu Madrid geschlossenen Vertrages verschafft

---

*) Sie sagt in ihren Denkwürdigkeiten T. l. p. 400: Le consentement qu'on a prétendu que le roi y avoit donné ne pouvoit pas justifier une conjuration contre l'état, qui à cause de cela a été une des plus grandes et en même temps des plus extraordinaires que nous puissions lire dans les histoires. Car le roi en étoit facitement le chef, le grand écuyer en étoit l'ame, le nom dont on se servoit étoit celui du duc d'Orléans, frère unique du roi, et leur conseil étoit le duc de Bouillon qui s'y engagea à cause qu'ayant été dans le parti du comte de Soissons il étoit fort mal à la cour. Ils firent tous de beaux projets sur le changement à l'avantage de leur grandeur et de leur fortune . . . . . Mais leur fausse prudence leur fit rencontrer leur perte dans les choses mêmes qui devoient leur servir de sûreté.

hatte, schickte er den Staats-Secretair Chavigny, der seine Kreatur war, mit dieser Abschrift an den König, und ließ denselben vor seinem Bruder so bange machen, daß Ludwig seinen Liebling plötzlich aufgab. Übrigens war es nach der gewöhnlichen Erzählung nicht Chavigny, der den König dahin brachte, seinen vertrauten Freund der grausamen Rache seines Feindes preiszugeben, sondern Ludwig's Beichtvater, der grundgelehrte Pater Sirmond. Der König übte, als er den Befehl zur Verhaftung der Schuldigen schon längst unterzeichnet hatte, gegen Cinqmars dieselbe Verstellung, die er früher gegen Jedermann, selbst gegen seine eigene Mutter, geübt hatte. Er entließ den Ober-Stallmeister an demselben Abend, an welchem derselbe verhaftet wurde, mit der gewohnten Miene der Freundschaft und des Vertrauens. Cinqmars wurde am 14. Juli 1642 zu Narbonne, wo der Hof war, eingekerkert. Er hatte zwar, gleich als er vom Könige in seine Wohnung zurückgekommen war, einen Wink erhalten, daß es für ihn Zeit sei, zu entfliehen; dies war ihm aber nicht gelungen, weil er, anstatt selbst an das Thor zu gehen, um zu sehen, ob es geschlossen sei, einen Anderen geschickt hatte, der ihm falsch berichtete. Der König reiste zum Besuche nach Tarascon, wo der Kardinal todtkrank danieder lag und gab demselben alle diejenigen preis, die er selbst kurz vorher hatte gebrauchen wollen, um sich Richelieu's zu entledigen.

Der Einzige, welcher der Rache des sterbenden Kardinals entging, war der Schuldigste, jener Fontrailles, der den Vertrag mit Spanien abgeschlossen hatte. Er entkam mit dem Original in der Tasche glücklich nach Spanien. Bouillon wurde, weil er das Heer in Piemont kommandirte, zuerst nach Casale gelockt und dann dort verhaftet. Der Parlaments-Präsident de Thou ward im Lager bei Perpignan gefangen genommen. Beide wurden zugleich mit Cinqmars nach Lyon gebracht, als Richelieu und der König die Rückreise nach Paris antraten; und man bestellte, wie gewöhnlich, eine Commission, um ihnen den Proceß zu machen. Bei dieser Gelegenheit war wieder, wie vorher in Rouen (s. S. 473 f.), der Kanzler Seguier ein sehr nützliches juristisches Werkzeug. Cinqmars, gegen den sein Freund Gaston sich als Zeuge gebrauchen ließ, gestand unter den furchtbaren Qualen der Folter Alles ein, was er wider Richelieu unternommen hatte; gegen de Thou aber konnte, selbst als der Herzog von Bouillon

in Lyon gegen ihn als Zeuge gedient hatte, nichts bewiesen werden, als daß er von der Sache gewußt und sie nicht angezeigt habe. Den feigen Gaston schreckte man durch bloße Drohungen so sehr, daß er ein langes schriftliches Bekenntniß seiner Schuld einschickte, den Kardinal auf demüthige und niederträchtige Weise um Gnade bat und, als er diese erlangt hatte, ebenso dafür dankte. Er nahm es dankbar als Gnade an, daß man ihn nicht, wie ihm gedroht worden war, nach Venedig verbannte, sondern ihm erlaubte, als Privatmann ohne Leibwache, ohne Gefolge und ohne irgend eine Auszeichnung da, wo er war, zu bleiben. Richelieu war, obgleich er wußte, daß er nur noch wenige Wochen zu leben habe, nach Lyon gereist, um alle Schritte der Richter zu leiten. Diese verurtheilten nicht blos den zweiundzwanzig Jahre alten Jüngling Cinqmars, sondern auch den Präsidenten de Thou zum Tode. Beide wurden am 12. (22.) September in Lyon öffentlich enthauptet. Es hieß, daß Richelieu auch den Herzog von Bouillon nicht verschont haben würde, wenn dieser sich nicht dazu verstanden hätte, seine Unabhängigkeit dadurch aufzugeben, daß er die Festung Sedan an Frankreich überließ. Dies geschah am 29. September 1642. Schon am 4. December starb Richelieu.

6. Beginn von Mazarin's Regierung und das Ende des dreißigjährigen Krieges.

Als Richelieu starb, war durch ihn schon längst der Kardinal Mazarin, welcher ihm ganz gleich, aber geschmeidiger als er war, in das Kabinet gebracht worden. König Ludwig XIII. aber, welcher fünf Monate nach Richelieu's Tode (14. Mai 1643) starb und einen noch nicht ganz fünf Jahre alten Sohn, Ludwig XIV., hinterließ, überlebte den Kardinal Richelieu lange genug, um dem Kardinal Mazarin Zeit zu geben, die Königin Anna von Östreich, welche nach dem Herkommen vormundschaftliche Regentin werden mußte, so weit zu gewinnen, daß er sie zum Werkzeuge seiner Größe machen konnte. Da nämlich Anna eine spanische Prinzessin und gleich dem Herzoge von Orleans, mit welchem der König sich seit Richelieu's Tode völlig ausgesöhnt hatte, ganz spanisch gesinnt war, so lag nicht blos dem Könige, sondern auch dem Reiche, das mit Spanien in offenem Kriege war, viel daran, daß weder die Wittwe noch der

Bruder des Königs die Vormundschaft des jungen Ludwig XIV. führten. Dies zu bewirken, hatte Mazarin dem Könige versprochen. Er hatte zugleich der Königin Anna das Versprechen gegeben, ihr nach des Königs Tode behülflich zu sein, daß der von ihrem Gemahle bestellte Regentschafts-Rath nach dem Tode desselben wieder umgestoßen werde. Die Königin hatte daher auch die über die vormundschaftliche Regierung erlassene Urkunde, durch welche ihr die Hände gebunden wurden, eigenhändig unterschrieben. Obgleich dieses Actenstück vom Parlamente registrirt worden war, so war es doch nicht schwer, dasselbe gleich nach dem Tode des Königs zu beseitigen. Niemand ahnte nämlich, daß Mazarin, den schon seine Aussprache als Italiäner bezeichnete, Lust habe, sich an Richelieu's Stelle zu drängen; viele der Herren bemühten sich daher, der Königin die Vormundschaft ihres jungen Sohnes und die unbedingte Regentschaft zu verschaffen, in der Erwartung, daß sie dann das Ministerium bilden würden. Besonders thätig dafür waren der Herzog von Vendome, der Herzog von Beaufort, dessen Sohn, und Augustin Potier, Bischof von Beauvais, welche drei man nachher, als sie von Anna und Mazarin betrogen wurden, spottend die Geschäftigen (Les importants) nannte. Der Herzog von Beaufort ließ ganze Regimenter von St. Germain nach Paris marschiren, um die Parlaments-Räthe durch Einschüchterung zu zwingen, daß sie dem Befehle der von ihm nach Paris geleiteten Königin gehorchten und die Urkunde über den Regentschafts-Rath für aufgehoben erklärten. Es hätte jedoch, wie es uns scheint, der Soldaten nicht einmal bedurft, um das Parlament dazu zu bringen; denn der ganze von Ludwig XIII. ernannte Regentschafts-Rath bestand aus Kreaturen Richelieu's, dessen Regierung in der letzten Zeit zu allgemein verhaßt gewesen war, als daß man sie noch nach seinem Tode hätte dulden wollen. Auch mußte sich ja das Parlament freuen, daß ihm Gelegenheit gegeben wurde, sich an seinem ärgsten Feinde noch nach dessen Tode rächen zu können.

Der Bischof von Beauvais, der sich für einen Richelieu hielt und der Stelle desselben gewiß zu sein glaubte, leitete Alles. Er versammelte das Parlament und alle Großen zu einer feierlichen Sitzung (lit de justice), und versprach dem Herzoge von Orleans und dem Prinzen von Condé, deren Rechte verletzt werden sollten,

Statthalterschaften und andere Vortheile, damit sie schweigen möchten. Vier Tage nach des Königs Tode (am 18. Mai) erschien die Königin mit ihrem jungen Sohne, Ludwig XIV., im Parlamente, erklärte des verstorbenen Königs Verordnung wegen der Regentschaft für nichtig, und ließ vom Kanzler folgendes Decret zu Protokoll dictiren: „Der König, sitzend in seinem lit de justice, übertrage die Reichs-Regentschaft und seine Erziehung der Königin Mutter, wobei Ihre Majestät den Bruder des verstorbenen Königs, sowie den Prinzen von Condé, die anderen Prinzen, die Herzöge und die Pairs zur Seite haben werde."

Bis dahin hatten der Bischof von Beauvais und seine beiden Freunde, die Herzöge von Vendome und Beaufort, die Rolle leitender Minister gespielt. Jedermann freute sich, als sie noch in demselben Monat sich dadurch getäuscht sahen, daß plötzlich Mazarin zum Premier-Minister oder mit anderen Worten zum Dictator ernannt wurde. Der Herzog von Orleans, welcher blos den leeren Titel General-Statthalter des Reiches ohne alle reelle Macht erhalten hatte, und der Prinz von Condé ließen dies geschehen. Der Bischof von Beauvais und der Herzog von Beaufort dagegen machten den Versuch, Mazarin zu stürzen; sie wurden aber dafür, ohne von irgend jemand bemitleidet zu werden, im September 1643 verhaftet. Die Habsucht des Römers, welcher nachher, als er starb, ein Vermögen von zweihundert Millionen Livres hinterließ, der Druck, den sein Vertrauter, der blutsaugende Finanz-Minister Emery, ausübte, und die Parteiungen des Adels, der Parlamente und der Pariser Bürgerschaft veranlaßten freilich später einen langen bürgerlichen Krieg gegen Mazarin. Die Geschichte dieses Krieges oder der Zeiten der sogenannten Fronde kann erst später gegeben werden. Hier wollen wir nur noch des Triumphes gedenken, den die Franzosen unter Mazarin über die Deutschen erhielten.

Mazarin hatte das Glück, welches dem Kardinal Richelieu nicht zu Theil geworden war, daß die von ihm ins Feld geschickten Truppen fast überall glücklich waren, und daß zu seiner Zeit zwei der größten französischen Feldherren, denen nachher Ludwig XIV. seine Heere anvertraute, Ludwig II., Herzog von Enghien, später der große Condé genannt, und der Vicomte von Türenne, ihre glänzende Laufbahn begannen. Im Ganzen fand

Mazarin, als er die Regierung im Namen der Königin Anna übernahm, das Verhältniß Frankreich's zu den Nachbarstaaten, besonders zu Spanien, Italien, dem Kaiser und dem deutschen Reiche sehr günstig. Dies wird eine kurze, an die frühere Darstellung des deutschen Krieges bis 1643 angereihte Übersicht deutlich machen.

In Italien war kurz vor Richelieu's Tode, nachdem die Regentin von Savoyen (s. S. 462) sich mit ihren beiden Schwägern, sowie bald darauf auch mit Frankreich ausgesöhnt hatte, ein Sieg über die Spanier erfochten und Tortona von den Franzosen besetzt worden. Auch der Kriegszug, welchen Richelieu und sein König todtkrank im Jahre 1642 nach Catalonien unternommen hatten, war auf glückliche Weise geendigt worden. Man hatte nämlich nicht nur Perpignan durch Aushungern zur Übergabe genöthigt (5. Sept.), sondern es waren auch Salces und die ganze Grafschaft Roussillon in demselben Monat wieder erobert worden. De la Mothe Houdancourt war zum Vice-König von Catalonien ernannt worden, weil er Lerida befreit, die Spanier geschlagen und die durch den ersten Vertrag wegen des Veltlin berühmte Grenzstadt Aragonien's Monzon (s. S. 362 f.) erobert hatte. Auch in den spanischen Niederlanden hatte man nach dem Tode des Kardinal-Infanten eine Hoffnung auf Eroberungen erhalten, welche bald nach Ludwig's XIII. Tode erfüllt ward.

Was Lothringen betrifft, so hatte der wilde Herzog Karl III., nachdem er bekanntlich zuerst Bar und dann auch Lothringen verloren hatte (s. S. 409 und 412 f.), sich lange Zeit für den Kaiser und die Spanier herumgeschlagen. Er glaubte von diesen für die Dienste, die er als Führer von Miethlingen am Rhein, im Elsaß und anderwärts geleistet hatte, schlecht belohnt zu sein, und suchte sich deshalb wieder mit Richelieu auszusöhnen. Er war bereit, sich jeder Demüthigung vor dem französischen Könige zu unterwerfen, und reiste sogar ohne irgend eine Bürgschaft nach Paris. Es war ihm übrigens nicht sowohl um die Wiedereinsetzung in sein Herzogthum oder um die Erlangung der zur Bezahlung seines Heeres nöthigen Geldsumme zu thun, als vielmehr darum, daß er von den Censuren befreit werde, welche die Geistlichkeit und der Pabst über ihn verhängt hatten, weil er seine Gemahlin böslich verlassen und, während seine erste Ehe noch bestand, eine zweite mit der Gräfin von Cantecroix geschlossen hatte. Er wurde von

Richelieu, welcher gern das schon seit zwölf Jahren gewaltsam besetzt gehaltene Herzogthum Lothringen auch auf dem Wege des Rechtes an Frankreich bringen wollte, mit offenen Armen aufgenommen. Der König, welcher über alle Maßen kirchlich gesinnt war, erklärte freilich sogleich, daß er in des Herzogs Ehesache nichts thun könne, weil diese dem Pabste vorliege. Die übrigen Schwierigkeiten einer Aussöhnung aber wurden leicht beseitigt, da sich der Herzog, welcher eigentlich ein Vasall des deutschen Reiches war, zweimal öffentlich mit großer Feierlichkeit vor dem Könige demüthigte. Am 29. Mai 1641 ward endlich ein förmlicher Vertrag mit dem Herzoge geschlossen. In diesem Vertrage versprach Karl, alle Verbindungen mit dem Haus Östreich gänzlich aufzugeben, die Grafschaft Clermont nebst Stenay, Jamez und Dün an Frankreich zu überlassen, seiner von ihm verstoßenen Gemahlin jährlich hundertundzwanzigtausend Livres zu zahlen und alle seine Truppen dem Könige zu übergeben, der sie wie die seinigen unterhalten sollte. Dafür erhielt der Herzog nicht blos das Land Bar unter der Bedingung zurück, daß er volle Huldigung leiste, sondern auch Lothringen wurde ihm zurückgegeben; nur das feste Nancy sollte bis zum Frieden besetzt bleiben, dann aber nach einem geheimen Artikel des Vertrages seiner Festungswerke beraubt werden. Da man im Voraus wußte, daß der Herzog, nachdem er seine Absicht wegen der Ehe mit der Cantecroix verfehlt hatte, seiner Gewohnheit gemäß das Andere nicht halten werde, so mußte er noch ausdrücklich versprechen: daß er, wenn er in irgend einem Punkte dem Vertrage zuwider handle, seine Einwilligung dazu gebe, daß Alles, was er durch denselben zurück erhalte, dem französischen Reiche einverleibt werde. Dieser Artikel diente nachher dem Kardinal zum Vorwande, um den Herzog, der sich gleich darauf wieder in die Dienste des Kaisers begab, mit allem Rechte seines Landes aufs neue zu berauben.

Karl leistete im Jahre 1643, als Richelieu und Ludwig XIII. gestorben und Mazarin's Herrschaft noch nicht fest gegründet war, mit seinen Truppen dem Kaiser sehr gute Dienste, weil, wie wir gesehen haben (s. S. 443 ff.), gerade in diesem Jahre das Glück den Franzosen und ihren Verbündeten in Deutschland ungünstig war. Im vorhergehenden Jahre waren die Schweden, die Fran-

zosen und ihre Verbündeten unter Torstenson und Guébriant gleich vom Januar an, als die Franzosen und Hessen bei Kempen siegten, glücklich gewesen (s. S. 434 ff.). Der bei Nördlingen gefangene schwedische Feldmarschall Gustav Horn war damals gegen Johann von Werth ausgetauscht worden, die Friedens-Präliminarien waren unterzeichnet worden, und noch im November des Jahres hatte Torstenson die Schlacht bei Leipzig gewonnen. Diese Vortheile würden jedoch durch eine Niederlage, welche der spanische Ober-General Don Francesco de Melos am 18. Mai 1642 bei der Abtei Honnecourt in der Picardie den Franzosen beibrachte, völlig aufgewogen worden sein, wenn Melos seinen Sieg ebenso lebhaft verfolgt hätte, als Torstenson den seinigen. Es hatten nämlich in jener Schlacht die Franzosen nicht nur ihr Geschütz und Gepäck, sondern auch dreitausend Mann an Todten, sowie zweitausend und einige hundert, unter welchen auch die Generale Ranzau, Puysegür, St. Megrain und Roquelaure waren, als Gefangene verloren. Melos hatte sich aber in den folgenden Monaten mit Belagerungen aufgehalten. Im Frühjahre 1643 lag er vor Rocroix, einer Stadt an der Grenze von Champagne, deren Besitz ihm den Paß nach Paris gesichert haben würde, als die Franzosen mit einem neuen Heere erschienen. Der Oberbefehl über dieses Heer, welches gegen den Kern der alten spanischen Truppen geschickt wurde, war dem erst einundzwanzig Jahre alten, später unterdem Namen des großen Condé berühmt gewordenen Herzoge von Enghien, der sich schon seit 1640 im Felde befand, übertragen worden, weil derselbe, um die Hofgunst zu erhalten, sich 1641 herabgelassen hatte, Richelieu's Nichte, Clemence de Brezé, zu heirathen. Man hatte demselben den Generallieutenant dü Hallier, von dieser Zeit an Marschall l'Hopital genannt, als Mentor zur Seite gegeben; der junge Prinz bewies aber sogleich einen besseren militärischen Blick und Tact, als sein Mentor. Dü Hallier wollte nämlich mit der erprobten und für unüberwindlich gehaltenen spanischen Infanterie, welche von dem wackeren Grafen Fuentes angeführt wurde, kein Treffen wagen; der Prinz dagegen bestand darauf, daß ohne ein Treffen die feste Stadt Rocroix nicht zu retten sei, und Gassion und Epernon, alte Generale, stimmten ihm bei. Am 19. Mai 1643, also fast gerade an demselben Tage, an welchem das Parlament das königliche Testament cassirte (s. S. 484.), wurde die Schlacht

bei Rocroix geliefert. Sie endigte, nachdem Fuentes gefallen war, mit einem glänzenden Siege der Franzosen, welcher um so ehrenvoller für den Herzog von Enghien war, da die spanische Infanterie dort zum ersten Male von Franzosen besiegt ward. Die Sieger nahmen hierauf die Stadt Diedenhofen nach einer langen und blutigen Belagerung ein, besetzten auch Sierk und streiften in Hennegau und Flandern. Doch legte der Prinz seine Truppen allzu früh zwischen Mosel und Maas in die Winter-Quartiere, um in eigenen Angelegenheiten nach Paris zu gehen. Gassion ward wegen des Sieges Marschall. Gleich darauf war man genöthigt, auch Türenne zum Marschall zu machen, weil im November das ganze Heer, welches unter Guébriant in Schwaben gedient und bis dahin den Elsaß und die Freigrafschaft Burgund geschützt hatte, durch die Kaiserlichen zu Grunde gerichtet worden war (s. S. 443—445).

Türenne, welcher damals unter dem Prinzen Thomas von Savoyen in Italien diente, wurde nach Deutschland gerufen, um als Marschall im Jahre 1644 mit einem im Ober-Elsaß vereinigten Heere den Besitz von Ober-Schwaben und vom Elsaß zu sichern. Dies ward ihm durch die oben (S. 446) angeführten Unternehmungen Torstenson's erleichtert. Er sammelte die zerstreuten Franzosen, Schotten und Irländer von Guébriant's Heer, befriedigte mit seinem eigenen Gelde die deutschen Söldner, kaufte sogar die gefangenen Obersten los, und vereinigte im Elsaß zehntausend Mann. Mit diesen zog er über den Rhein, um die Stadt Freiburg zu entsetzen, welche Franz Mercy mit den Baiern im Sommer 1644 so heftig angriff, daß er elfmal stürmen ließ. In den Niederlanden war damals das Commando aus politischen Gründen getheilt worden. Man hatte den Titular-Regenten (lieutenant général du royaume), Gaston von Orleans befriedigen müssen und ihm das Hauptheer anvertraut; da er aber ganz unfähig war, so commandirten unter ihm die Marschälle La Meilleraye und Gassion. Diese lagerten sich vor Gravelines. Der Herzog von Enghien dagegen, der mit kaum zehntausend Mann im Luxemburgischen stand, eilte dem Marschall Türenne zu Hülfe, als dieser im Begriffe stand, die Stadt Freiburg zu entsetzen. Er kam jedoch zu spät; denn die Festung war am 28. Juli übergeben worden, und erst zwei Tage nachher vereinigte Enghien sich bei Benfeld mit Türenne. Er fand seinen Collegen,

welcher auch erst zweiunddreißig Jahre alt war, geneigt, mit ihm verbunden einen verzweifelten Angriff auf Mercy's befestigtes Lager zu unternehmen. Die beiden größten französischen Helden des siebenzehnten Jahrhunderts hatten zweiundzwanzigtausend Mann unter ihren Befehlen, als sie am 3. August 1644 das feindliche Lager stürmten. Mercy und Johann von Werth schlugen zwar den mörderischen Angriff ab, zogen sich aber doch in ein anderes befestigtes Lager, welches näher bei Freiburg war. Auch dieses wurde am 6. August von Türenne und Enghien angegriffen, denen sehr wenig daran lag, wie viel Blut ihr Trotz den Ihrigen koste. Sie opferten in der That bei dem neuen Angriffe eine unglaubliche Zahl wackerer Männer, erreichten aber dessenungeachtet ihren Zweck nicht, sondern mußten sich nach einem Verluste, den man auf viertausend Mann angibt, wieder zurückziehen. Alle Verständigen tadelten den Herzog von Enghien, weil er so viele der Tapfersten muthwillig geopfert hatte, und Mazarin weinte darüber Basilisken-Thränen; die rhetorisch-poetische Pariser Akademie aber pries den Prinzen als Helden und Sieger, obgleich er das Letztere nicht gewesen war. Sie konnte dies mit einigem Anscheine thun, da zwar Freiburg in den Händen der Feinde blieb, Mercy aber sich noch im August von dort entfernen und in die Gegend von Villingen ziehen mußte. Enghien's Heer wuchs bald wieder zu seiner früheren Stärke an und erschien, den Rhein herabmarschirend, schon am 25. August vor Philippsburg, welches damals für eine bedeutende Festung galt, und vom Kurfürsten von Trier den Franzosen überlassen, diesen aber vor neun Jahren wieder abgenommen worden war.

Diese Stadt wurde nur von wenigen hundert Mann, welche noch dazu ohne alle Vorräthe waren, vertheidigt; auch hatte die Sommerhitze die Moräste ausgetrocknet, durch welche sie sonst gesichert war. Enghien bemächtigte sich ihrer daher schon am 12. September. Gleich darauf besetzte er auch Mannheim, wohin Karl von Lothringen sich geflüchtet hatte, sowie Worms, Oppenheim und die ganze rheinische Pfalz außer Frankenthal. Türenne und Rosen aber zwangen die Stadt Mainz, deren Kurfürst sich nach Aschaffenburg geflüchtet hatte, schon am 17. September zu einer Capitulation. Bis zum 19. dieses Monats fielen auch Bingen, Neustadt, Bacharach, ja sogar Kreuznach und Landau in die Hände des Marschalls

Türenne. Daß nach einem solchen Feldzuge eine militärische und ruhmsüchtige Nation, wie die Franzosen, den Herzog von Enghien und den Vicomte von Türenne als Halbgötter ehrte, erhellt schon daraus, daß sie den Ersteren bis auf unsere Tage nur als den großen Condé kennt.

Deutschland befand sich im Anfange des Jahres 1645, obgleich die Friedensverhandlungen schon ihren Anfang genommen hatten, in einer Lage, welche nicht besser war, als die der türkischen Donau-Provinzen von jeher gewesen ist. Das Heer des Generals Gallas löste sich, als es von Torstenson gedrängt ward, ganz auf, und der Letztere brandschatzte vom März bis zum August am ganzen Elbe-Strom und an der Oder. Am Rhein hausten seit dem Oktober 1644 wieder Franz Mercy und Johann von Werth, und es gelang dem Ersteren, nicht nur die Bergstraße, sondern sogar Bacharach unten und Mannheim oben am Rhein von den Franzosen zu säubern. Im Frühjahr 1645 wäre Johann von Werth in der Schlacht bei Jankow gefangen genommen worden, wenn nicht der tapfere Herzog Ulrich von Würtemberg ihn gerettet hätte; dagegen fiel Hatzfeld damals in die Hände der Schweden. Johann von Werth zog nachher durch die Ober-Pfalz nach Schwaben, wo er sich im April mit Franz Mercy's Heer wieder vereinigte. Türenne war Ende März bei Speier über den Rhein gegangen und in Franken eingedrungen. Er verheerte dieses Land auf barbarische Weise, und als nachher die Baiern unter Mercy und Johann von Werth auszogen, um die plündernden Franzosen zu überraschen, verfuhren Beide nach der Beschreibung eines Zeitgenossen noch ärger, als jene. Es gelang den genannten beiden Generalen nicht, die Franzosen unvorbereitet zu überfallen. Sie lieferten darauf den Franzosen bei Mergentheim, wo das Haupt-Quartier derselben war, ein Treffen, in welchem Türenne zum ersten Male völlig besiegt ward, so daß er mit Verlust seines ganzen Gepäckes sich landeinwärts retten mußte. Einen sehr großen Beistand leisteten ihm bei seinem Rückzuge die Truppen der Landgräfin von Hessen-Kassel, deren junger Sohn, Wilhelm VI., damals unter tüchtigen Leitern in Westphalen, im Kampfe mit den Truppen des Herzogs von Lothringen, das Kriegswesen erlernte. Übrigens war damals der General Melander schon längst nicht mehr in hessischen Diensten. Amalia Elisabeth hatte bereits 1640 auf Banèr's dringendes Ver-

langen diesen Mann entlassen, welcher, so zweideutig auch sein Betragen war und so habsüchtig er auch, um ein Grafenhaus zu gründen, sich bewies, doch seit Wilhelm's V. Tode viele Verdienste um Hessen gehabt hatte. Er ist, wie dergleichen in unseren Zeiten so oft geschieht, von dem hessischen Historiographen und von einem sehr gründlich gelehrten Greifswalder Professor auf ganz entgegengesetzte Weise beurtheilt worden. Der Professor lobt den General sehr, weil derselbe nur halb katholisch, aber ganz kaiserlich war; uns gefällt des Historiographen Urtheil besser. Übrigens hatten Melander's Nachfolger, Eberstein und Geiß, besonders der Letztere, weniger Talent zum Kriegführen, als er.

Die Sieger von Mergentheim folgten, nachdem sie die Franzosen über den Main und Rhein getrieben hatten, dem Vicomte Türenne nach Ober-Hessen. Die Landgräfin schickte Boten über Boten nach Paris, wo man hierauf dem Herzoge von Enghien befahl, ihr und dem Marschall Türenne zu Hülfe zu eilen. Enghien hatte während des Winters von 1644–45 in Paris ein so rohes und brutales Wesen getrieben, daß der Regentin und ihrem Kardinal ganz bange geworden war. Er bewies damals durch viele Scandale den Franzosen, daß man, woran in unseren Tagen nicht leicht jemand zweifeln wird, ein vortrefflicher General und dabei doch ein sehr schlechter Mensch und Bürger sein kann. Die schwache Regentin hatte den Herzog von Orleans, welchem Ranzau und Gassion zur Seite standen, an der Spitze des in den Niederlanden stehenden Hauptheeres gelassen; Prinz Thomas von Savoyen commandirte das Heer in Piemont; Harcourt befehligte die Truppen in Catalonien; es blieben daher dem Herzoge von Enghien nur etwa zehntausend Mann, als er den Befehl erhielt, nach Hessen zu ziehen. Er wurde jedoch auf seinem Marsche durch ein schwedisches Corps unter Königsmark und durch die von Geiß angeführten Hessen verstärkt, so daß das im Juli unter ihm vereinigte Heer zu dreißigtausend Mann angegeben wird. Obgleich Königsmark sich beim Heere des Prinzen, welcher durchaus eine entscheidende Schlacht liefern wollte, nicht zurückhalten ließ, so versuchten doch Enghien und Türenne schon im Juli Alles, um Mercy zum Kampfe zu zwingen. Dieser wich immer aus, bis endlich am 3. August er und Johann von Werth sich entschlossen, bei dem Dorfe Allerheim zwischen Nördlingen und Donauwörth

den Feind zu erwarten. Dort erfolgte ein blutiges Treffen, in welchem Franz Mercy gerade in dem Augenblicke getödtet wurde, als er den Sieg, dessen sich nachher beide Theile rühmten, schon in Händen zu haben glaubte. Johann von Werth bot nachher vergebens an der Spitze der Reiterei Alles auf, um den Franzosen und Hessen die errungenen Vortheile streitig zu machen. Der Sieg kostete den Franzosen mehr als viertausend Mann. Auch gerieth einer ihrer Generale, der Herzog von Grammont, in Gefangenschaft.

Bald nach dem Treffen bei Allerheim erkrankte der Herzog von Enghien so schwer, daß er nach Philippsburg und von da nach Paris gebracht werden mußte. Das Commando über sein Heer, welches er bei Neckarsulm verließ, übernahm Türenne. Johann von Werth war, nachdem er die Kaiserlichen und die Baiern bei Donauwörth wieder gesammelt hatte, schon in der Mitte des September im Stande, den Marschall Türenne nicht nur an der Belagerung von Heilbronn zu hindern, sondern auch durch Märsche und Gegenmärsche im Anfange des Oktober zur Rückkehr nach dem Rhein zu nöthigen. Ja, Türenne würde den Rhein nicht erreicht haben, wenn nicht Gallas und der Erzherzog Leopold Wilhelm, die sich von Heilbronn aus mit Johann von Werth vereinigten, diesen gehindert hätten, seinen besseren Einsichten zu folgen. Daß er überhaupt glücklich über den Rhein gelangte, verdankte er den hessischen Truppen, die ihn erst am Rhein selbst verließen. Dies erkannte auch Türenne selbst dankbar an, und die Franzosen und Schweden belohnten später die männliche Standhaftigkeit der Landgräfin Amalia Elisabeth durch die großen Vortheile, die sie ihrem Sohne, Wilhelm VI., im Frieden auswirkten. Übrigens besetzte damals der hessische General Geiß für die Landgräfin die ihr vorher durch den Kaiser entzogene Marburger Erbschaft.

Sehr nachtheilig für die evangelische Lehre war der überwiegende Einfluß, welchen damals Mazarin durch die französischen Minister in Münster und Osnabrück ausübte, weil diese mit italiänischer Schlauheit und jesuitischer Bosheit nicht offen, sondern ganz unmerklich schadeten. Übrigens hatte damals Brandenburg schon längst einen Waffenstillstand mit den Schweden geschlossen; Sachsen aber wurde, noch ehe Torstenson im December 1645 abtrat, von Königsmark

gezwungen, den Schweden monatlich elfhunderttausend Thaler, sowie Getreidelieferungen, freien Durchzug durch das Land und die ausschließende Besetzung von Leipzig zu versprechen. Auch der Streit der Franzosen mit dem Kaiser wegen des Bisthums Trier hatte im Jahre 1645 ein Ende erhalten, und es war dadurch ein Haupthinderniß für den Abschluß des westphälischen Friedens beseitigt worden. Der Kaiser hatte den Bischof in Freiheit gesetzt und endlich auch mit den Regalien belehnt. Das Bisthum selbst blieb vorerst noch in der Gewalt der Franzosen, welche unter Türenne die Spanier aus der bisher von ihnen besetzt gehaltenen Stadt Trier vertrieben hatten. Die Friedensunterhandlungen wurden von Seiten Baiern's und des Kaisers erst dann recht ernstlich betrieben, als Trautmannsdorf im November 1645 vom Kaiser nach Osnabrück geschickt worden war. Von diesem Zeitpunkte an waren die Ereignisse des Krieges für das Endergebniß desselben weniger wichtig, als die Kabalen und Intriguen der Minister und ihrer Höfe. Mit diesen dürfen wir aus vielen Gründen uns nicht befassen. Wir wollen daher zum Schlusse nur noch eine Übersicht der Kriegsunternehmungen in den drei letzten Jahren (1645 bis 1648) geben, um einige Männer, die sich für Deutschland im Felde auszeichneten, nicht unerwähnt zu lassen. Übrigens fochten die Franzosen wie die Schweden mit Truppen, welche in Deutschland geworben waren. Beide theilten den Raub und den Ruhm unter sich; der politische Vortheil des ganzen Krieges blieb aber am Ende nur den Franzosen. Schweden war unter Christina's Regierung nicht im Stande, den Platz unter den Hauptmächten von Europa zu behaupten, den es durch den westphälischen Frieden erhielt; Frankreich dagegen drohte von dieser Zeit an, eine Universal-Monarchie zu werden.

Die Franzosen hatten 1645 in Deutschland Alles erreicht, was sie wünschen konnten. Da sie nun voraus sahen, daß sie, auch wenn sie mit Kaiser und Reich Frieden geschlossen hätten, immer noch mit den Spaniern im Kriege bleiben würden, so richteten sie ihre Aufmerksamkeit besonders auf die Niederlande. Dort hatte der Herzog von Orleans schon 1645 sich vieler Orte bemächtigt, und bis zum August 1646 nahm er auch noch Courtray, Vinorbergen und Mardyk ein. Als er abging, erhielt der Herzog von Enghien das Commando, und dieser eroberte mit Hülfe des großen holländischen Admirals

Tromp die Stadt Dünkirchen. Der Marschall Türenne machte im Sommer 1646 einen meisterhaften Marsch, in Folge dessen er sich mit den Schweden vereinigte und Östreich und Böhmen bedrohte; er büßte aber den ganzen Ruhm desselben ein, weil Mazarin's Politik es nöthig machte, daß die Schweden und durch diese die Protestanten nicht die Oberhand in Deutschland behielten, und weil, um dies zu bewirken, den Katholiken in dem Kurfürsten von Baiern, sowie in dessen Bruder Ferdinand von Köln und in dem Erzbischof von Trier ein Gegengewicht gegen die Protestanten verschafft werden sollte. Karl Gustav Wrangel war nämlich, nachdem er an Torstenson's Stelle den Oberbefehl über das schwedische Heer übernommen und dasselbe nach Böhmen geführt hatte, wieder von dort verdrängt worden und gegen den Rhein hingezogen, um sich mit Türenne zu vereinigen. Als dies im August geschehen war, hatten beide Feldherren, welche zusammen nicht weniger als vierzigtausend Mann unter ihren Befehlen hatten, sich auf Baiern geworfen. Es gelang ihnen, einen Theil dieses Landes zu besetzen und einen anderen zu verwüsten, obgleich der alte Kurfürst auch damals wie immer sich groß und würdig zeigte. Beide Feldherren mußten aber Baiern wieder verlassen und ihr Heer in Ober-Schwaben und am Rhein vertheilen, als Frankreich die Einleitung zu einem besonderen Waffenstillstande mit Baiern getroffen hatte. Dieser kam auch im März 1647 zu Ulm wirklich zu Stande; er wurde aber von den Schweden nie förmlich anerkannt. Maximilian erreichte durch ihn den Zweck, daß die Schweden und Franzosen einstweilen sein Land verließen und andere Gegenden plagten. Am schlimmsten erging es bei dieser Gelegenheit dem baierischen Ober-General Johann von Werth. Er glaubte das ganze baierische Heer mit sich zum Kaiser hinüberführen zu können, entkam aber nur mit großer Noth den Händen seiner eigenen Soldaten, und ward vom Kurfürsten geächtet, beschimpft und seiner Güter beraubt.

Türenne war aus Baiern an den Rhein, Wrangel nach Franken und Böhmen gezogen. Der Erstere trieb im Darmstädtischen mit unerhörter Härte unerhörte Contributionen ein, und zwang den Kurfürsten von Mainz, also den Erzkanzler des deutschen Reiches, sich in einem für Religion und Verfassung begonnenen Kriege seines Kaisers neutral zu erklären. Wrangel und seine Schweden ver-

wüsteten Franken und einen Theil von Böhmen. Der Kaiser hatte aber unterdessen ein neues Heer unter dem ehemaligen hessischen General Melander aufgestellt. Dieser war, nachdem die Landgräfin ihn entlassen hatte, zuerst auf seine Güter im Herzogthum Berg gegangen, und hatte von Nassau-Hadamar Güter erkauft, welchen der Kaiser 1643 den Titel einer Grafschaft Holzapfel verlieh. Er hatte sich darauf nach dem Haag begeben und dort allerlei Geschäfte getrieben, welche der Landgräfin gar nicht gefielen. Diese hatte ihn daher durch ein hartes Decret von ihren Diensten und ihrer Freundschaft ganz ausgeschlossen und seine Gelder im Haag mit Beschlag belegen lassen. Er trat nachher in die Dienste des Kaisers, ward von diesem 1647 zum Oberfeldherrn ernannt, und suchte als solcher dem Landgrafen von Hessen-Darmstadt gegen Amalia Elisabeth zu helfen. Diese nahm zu derselben Zeit, als Graf Holzapfel das Ober-Commando der kaiserlichen Truppen erhielt, einen reformirten Wallonen, Kaspar Cornelius Mortaigne von Potelles, als Oberanführer ihres Heeres an, weil sie an der Tüchtigkeit ihres Generals Geiß zweifelte.

Der Krieg war im Jahre 1647 mit erneuter Heftigkeit wieder begonnen worden. Am Ende desselben söhnte sich sogar der Kurfürst Maximilian mit dem Kaiser wieder aus und kündigte den Ulmer Waffenstillstand an, den er seiner italiänischen Politik gemäß nur in einem Augenblicke geschlossen hatte, als er glaubte, daß der Kaiser ihn nicht mehr schützen könne. Wrangel hatte fast ganz Böhmen besetzt. Als aber Graf Holzapfel das kaiserliche Heer einigermaßen wieder hergestellt und geordnet hatte, wurde die Stadt Prag befreit, und die Schweden mußten sich vor Holzapfel nach Eger zurückziehen. Dahin folgte auch der Kaiser, der sich kurz vorher nach Prag begeben hatte, seinem Heere. Bei dieser Gelegenheit fehlte wenig, daß Ferdinand III. nicht jenem rohen und wilden Schweden, der zu Torstenson's Zeit von Mähren aus die Gegend von Wien verwüstet hatte, in die Hände gefallen wäre. Helmold Wrangel brach nämlich plötzlich Nachts in das kaiserliche Lager ein und war schon in das Schloß, welches der Kaiser bewohnte, gedrungen, als man diesen noch zu rechter Zeit weckte und in seinen Nachtkleidern an einen sicheren Ort brachte. Der Kaiser verließ gleich darauf das Heer wieder.

Die Lage der Dinge schien damals wieder ganz günstig für Östreich zu werden. In Schwaben wie am Nieder-Rhein wurden die Franzosen in die Enge getrieben; und sogar der Herzog von Enghien, welcher seit dem Tode seines Vaters (1646) Prinz von Condé hieß, wurde in den Niederlanden hart bedrängt. Karl Gustav Wrangel konnte sich in Böhmen und Franken nicht länger halten, und zog im Oktober 1647 über Meißen und Thüringen nach Nieder-Sachsen und Westphalen. Dorthin folgte ihm Graf Holzapfel auf dem Fuße nach. Dieser erhielt damals eine Verstärkung von zehntausend Mann, welche der Erzherzog Leopold Wilhelm als spanischer Statthalter in den Niederlanden ihm unter dem General Groensfeld zuschickte. Er erschien hierauf in der ersten Woche des November an der Werra in Hessen. Von dort aus suchte er die Stadt Marburg der Amalia Elisabeth zu entziehen und dem Landgrafen Georg II von Hessen-Darmstadt, der sich in seinem Lager befand, wieder zu verschaffen. Es gelang ihm auch, diese Stadt am 14. December 1647 zu erobern. Als er aber hierauf das Schloß derselben belagerte, kundschaftete ein feindlicher Oberst seine Wohnung aus, ließ viele Kanonen an einem Orte aufführen, wo man sie auf das Speisezimmer derselben richten konnte, und verwundete den General, während er zu Tische saß, durch die von den Kugeln herabgeschlagenen Balken sehr schwer (28. December). In den ersten Tagen des Jahres 1648 hob Holzapfel die Belagerung des Marburger Schlosses wieder auf. Er gerieth damals mit Groensfeld in Zwist, und sah, als er nach Franken marschirte, sein Heer täglich mehr zusammen schwinden. Unterdessen war Türenne aus den Niederlanden an den Rhein zurückgekehrt, hatte den einseitigen Waffenstillstand der Franzosen mit den Baiern gekündigt und einen Mainzer Erzbischof wählen lassen, wie die Franzosen ihn brauchten, während Wrangel den Landgrafen Georg bedrängte und demselben das, was Holzapfel ihm zugewendet hatte, wieder entriß. Beide Feldherren, welche freilich unter sich ebenso wenig einig waren, als Königsmark und Wrangel, zogen hierauf, Türenne im Westen und Wrangel im Osten, mit ihren stets wachsenden höllischen Schaaren während des Februar und März 1648 sengend, brennend, plündernd und verheerend durch Oberschwaben und Franken bis über Eger hinaus. Im April erschienen sie mit mehr als dreißigtausend Mann an den

Grenzen von Baiern, wo sie dann, nachdem im Mai auch Holzapfel gefallen war, reißende Fortschritte machten.

Wir übergehen hier, auf welche Weise um dieselbe Zeit Spanien die unter Leopold Wilhelm errungenen Vortheile wieder verlor, und bemerken nur noch, wie kurz vor dem Ende des Krieges ein neues baierisches und östreichisches Heer in Deutschland aufgestellt wurde. Der Kurfürst von Baiern und der Kaiser hatten sich, als Königsmark in Böhmen stand und Wrangel tief in Baiern eingedrungen war, vereinigt. Der Erstere hatte damals den von ihm früher wegen des Abfalles zum Kaiser schrecklich beschimpften und verfolgten Johann von Werth wieder zu Gnaden angenommen und an die Spitze eines baierischen Heeres gestellt, in welchem auch der General Enkevort an Groensfeld's Stelle als baierischer Feldmarschall diente. Im östreichischen Heere, welches über zwanzigtausend Mann stark war, hatte Johann von Werth und zunächst unter ihm Piccolomini den Oberbefehl, als im Juli, August und September Baiern vom Feinde gereinigt werden sollte. So sehr indessen Kurfürst Maximilian auch tobte, daß der Feind nicht nachdrücklicher angegriffen werde, so kam es doch zu keinem ernstlichen Treffen mehr. Im Oktober hörten, in Folge der Abschließung des westphälischen Friedens, die Kriegsunternehmungen ganz auf. Doch ward sogar durch den Friedensschluß Deutschland noch nicht von seinen Feinden befreit. Der schwedische General Pfalzgraf Karl Gustav hauste noch in Prag; andere Gegenden wurden gar erst 1654 geräumt.

Die Geschichte der Unterhandlungen über den sogenannten westphälischen Frieden würde, gut behandelt, sehr anziehend sein. Sie gehört jedoch aus vielen Gründen in dieses Werk nicht, zumal da sie, um nur einigermaßen genügend zu sein, mehrere Bände füllen müßte. Die gesammelten Acten des Friedens bilden ganze Reihen von Folianten. Wer sich jedoch in der Kürze über die diplomatischen Verhandlungen und ihre Quellen gründlich belehren will, kann dies durch die Lectüre des ersten Theiles von Koch's „Abriß der Friedens-Tractate seit dem westphälischen Frieden" thun, welchen Schöll 1817 zu Paris verbessert und vermehrt herausgegeben hat. Wir wollen blos die Friedens-Bestimmungen selbst summarisch angeben. Abgeschlossen wurde übrigens der westphälische Frieden zu Osnabrück am 6. August 1648 zwischen den Schweden, dem Kaiser

und den protestantischen Reichsständen, sowie zu Münster am 17. September mit den Franzosen. Beide Verträge wurden nachher am 24. Oktober von Allen, welche am Kriege Theil genommen hatten, auf dem Rathhause zu Münster unterschrieben.

Die Hauptbestimmungen des westphälischen Friedens waren folgende:

I. In Hinsicht auf Schweden und seine Verbündeten:

1. Schweden erhielt in Deutschland ganz Vor-Pommern nebst der Insel Rügen, sowie von Hinter-Pommern Stettin, Garz, Damm, Golnau, die Insel Wollin und das pommerische Haff mit allen dazu gehörigen Orten. Außerdem wurden noch, wiewohl nur als Reichs-Lehen, das Erzbisthum Bremen, das Stift Verden, die Stadt Wismar nebst dem Hafen und was dazu gehörte, an Schweden abgetreten.

2. Frankreich erhielt die Einwilligung des Reiches zum Besitze der schon 1552 besetzten Bisthümer Metz, Toul und Verdün (s. Th. XII. S. 312—318), sowie außerdem noch die Landgrafschaft Ober- und Nieder-Elsaß, das Sundgau, Breisach und die Landvogtei Hagenau, jedoch mit der Ausnahme, daß den Bischöfen von Straßburg, der Stadt Straßburg, zehn anderen Reichsstädten im Elsaß, vier Äbten, den Grafen und Herren von Lützelstein, Hanau, Fleckenstein und Oberstein und der gesammten dortigen Reichs-Ritterschaft ihr Zusammenhang mit dem Reiche erhalten werden sollte. Die Reichsstadt Kolmar hatte sich schon durch einen besonderen Vertrag vom August 1635 unter französischen Schutz gebeugt. In Philippsburg endlich sollte Frankreich eine Besatzung halten dürfen.

3. Brandenburg erhielt für die erwähnten Abtretungen an Schweden die Bisthümer Halberstadt, Minden, Kamin und Magdeburg. Jedoch fiel das Letztere, auf welches Sachsen Anspruch hatte, erst 1680 an Brandenburg.

4. Mecklenburg erhielt für das abgetretene Wismar die Bisthümer Schwerin und Ratzeburg, nebst den Johanniter-Commenden Mirow und Nemerow.

5. Weil Magdeburg, Bremen, Halberstadt und Ratzeburg Coadjutoreien des Hauses Braunschweig-Lüneburg gewesen waren, so wurden diesem Hause die Klöster Walkenried und Gröningen und der abwechselnde Besitz von Osnabrück zugestanden, sowie außerdem das auch den Schweden gewährte Vorrecht, bei Processen den Reichs-Hofrath oder das Reichs-Kammergericht zum Richter wählen zu dürfen.

6. Amalia Elisabeth von Hessen hatte sich im ganzen Laufe des Krieges durch Klugheit, Politik, Thätigkeit und feste Anhänglichkeit an diejenigen, welche die Sache evangelischer Freiheit vertheidigten oder doch zu vertheidigen vorgaben, so sehr ausgezeichnet, daß sie im Frieden gewann, ohne etwas verloren zu haben. Ihr Sohn Wilhelm VI. erhielt nämlich die gefürstete Abtei Hersfeld als weltliches Fürstenthum, ferner Stadthagen und Schaumburg, sowie den Antheil am Erbe der Linie Marburg, den ihm der Kaiser früher zum Vortheile von Hessen-Darmstadt entzogen hatte, und außerdem noch sechshunderttausend Thaler baar.

7. Der Kurfürst von der Pfalz ward wieder eingesetzt; doch blieben die Ober-Pfalz und der Rang der älteren Kurwürde bei Baiern, und Kur-Mainz ward berechtigt, den ehemals an Pfalz verpfändeten Theil der Bergstraße wieder einzulösen.

8. Endlich wurden alle geächteten deutschen Stände in den Zustand von 1619 zurück versetzt und durch eine übrigens ganz überflüssige Erklärung die Schweiz völlig unabhängig vom Reiche gemacht.

II. In Betreff der Religion wurden die nachfolgenden Bestimmungen getroffen:

1. Die Reformirten haben gleiche Rechte mit den Lutheranern.

2. Das Normaljahr (d. h. das Jahr, dessen Zustand für die Wiederherstellung des alten Zustandes regulativ sein soll) ist für die Pfalz und ihre Verbündeten das Jahr 1619, für die anderen Fürsten das Jahr 1624.

3. Protestanten und Katholiken, welche die Religion ändern, verlieren ihre kirchlichen Einkünfte.

4. Keine Regierung braucht Bürger zu dulden, die nicht ihrer Religion angehören; sie muß denselben aber drei Jahre Zeit zum Auswandern geben.

5. Das Reichs-Kammergericht soll künftig aus vierundzwanzig protestantischen und sechsundzwanzig katholischen Mitgliedern bestehen. Die Reichsversammlung endlich darf nie durch Mehrheit der Stimmen entscheiden, wenn ein religiöses Interesse in der Sache ist.

III. In Hinsicht auf die Verfassung des deutschen Reiches ward beschlossen:

1. Auf den Reichstagen ist völlige Freiheit der Berathschlagungen.

2. Die Reichsstädte, welche bis dahin nur eine berathende Stimme hatten, erhalten eine entscheidende.

3. Der Reichs-Hofrath muß bei seinen Entscheidungen die Reichskammergerichts-Ordnung befolgen.

Endlich erhielten noch zum Unglücke für das deutsche Reich die Fürsten durch den westphälischen Frieden ein Recht, welches, wie sich alsbald zeigte, das die Glieder des Reiches verknüpfende Band und die Unterordnung derselben unter ihr monarchisches Haupt nothwendiger Weise vernichten mußte. Es ward ihnen nämlich vergönnt, was vorher verboten war, unter sich und mit fremden Mächten Bündnisse zu schließen. Dies wurde zwar nur mit der hinzugefügten Clausel, daß ein solcher Bund nichts gegen Kaiser und Reich enthalte, erlaubt; allein es zeigte sich bald, wie leicht eine solche Beschränkung zu umgehen sei.

V. Bemerkungen

über die Entstehung der monarchischen Hof-Literatur der Franzosen, welche unter Ludwig XIV. vollendet und zur allgemeinen europäischen gemacht wurde.

Da es in dem Zeitraume, welcher in diesem Bande behandelt worden ist, nur noch bei den Spaniern eine eigenthümliche und nationale Literatur und Bildung gab, so hätten die Bemerkungen über den Ton der gebildeten Gesellschaft und über die für sie bestimmte Literatur bis dahin verspart werden können, wo von Ludwig's XIV. Zeit die Rede ist. Allein dann würden wir auch Richelieu's Verdienst um das Franzosenthum und um dessen Verbreitung in ganz Europa nicht haben erwähnen können. Richelieu hat nämlich nicht blos durch Waffen und diplomatische Künste und Kniffe aller Art das politische Übergewicht Frankreich's gegründet, welches nachher Mazarin durch Enghien's und Türenne's Siege und durch die Geschicklichkeit der französischen Minister beim westphälischen Frieden nur zu befestigen brauchte; er hat auch durch die Art, wie er auf die Literatur der vornehmen Welt einwirkte, an der Stelle der freien Literatur eine servile geschaffen. Unter ihm ward in Frankreich vollendet, was in Italien begonnen worden war. In Frankreich war nämlich nach Heinrich's IV. Tode jene lächerliche Künstelei, Übertreibung und falsche Empfindsamkeit Mode geworden, welche im sechszehnten Jahrhundert an den kleinen italiänischen Höfen und durch die Stiftung vieler sogenannten Akademieen aufgekommen war (s. Th.

X., S. 407 ff., Th. XI., S. 421 ff. und Th. XII., S. 444 ff.). Eine Schäfer-Poesie in einer unbeschreiblich affectirten und künstlichen Sprache gefiel zu jener Zeit um so mehr, je mehr sie mit dem Leben im Kontrast stand. In Frankreich behauptete sich freilich der affectirte und lächerliche Ton der poetischen und prosaischen Schriftsteller von Richelieu's Zeit nur bis auf Moliere's Tage. Wir dürfen aber dessenungeachtet die Sache nicht ganz übergehen, weil die Gesellschaft im Hotel Rambouillet, von welcher jener Ton ausging, unter unseren Nachbarn bis auf den heutigen Tag so berühmt geblieben ist, daß der Philosoph der Doctrinärs, Cousin, es der Mühe werth gehalten hat, eine voluminöse Geschichte dieses Roccoco der Literatur zu schreiben und alle handschriftlichen Papierschnitzel zu sammeln, welche Auskunft über dieselbe geben. In Deutschland hat sich der Ton, die Manier und der Styl der Leute, welche den Ritter Marini und die Manier des Guarini in Frankreich eingeführt hatten, sogar bis in die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts erhalten.

Da der Pariser Ton ebenso bis zur Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts, wie nachher im achtzehnten, besonders von den Damen und ihren Lieblingen angegeben wurde, so mußten auch die Romane, welche das eigentliche Fach derselben sind, ihren Ton, Styl und Inhalt ändern; die Ritter und Feeen mußten verschwinden, und auch das Theater mußte eine andere Gestalt annehmen. Es würde daher auch schon aus dem einzigen Grunde nöthig sein, die durchaus nicht klassische Zeit des Kardinals Richelieu kurz zu erwähnen, weil dieses die Zeit der Entstehung des ebenso sehr von der Genialität des älteren englischen, als des spanischen verschiedenen französischen Drama's ist, welches nicht von selbst entstanden, sondern nach Regeln gemacht worden ist, und auf einer schiefen Nachahmung der Alten beruht. Der Ursprung dieses Drama's fällt in dieselbe Zeit, in welcher zugleich die Versammlungen gelehrter Kunstrichter (die Akademieen der Sprache und der schönen Künste) aus Italien nach Frankreich verpflanzt wurden.

Durch die Umgestaltung, welche der Roman am Ende des sechszehnten Jahrhunderts und am Anfange des siebenzehnten erhielt, traten auf einmal an die Stelle der Ritter die Schäfer als Helden der Romane, die sich um wahre und erdichtete Galanterieen der Damen und Damoiseaux drehten, und in einer allegorischen, dunkeln

Sprache voll räthselhafter Anspielungen abgefaßt waren. Urheber dieser neuen Gattung waren vor Anderen zwei Herren d'Urfé. Doch glauben wir, daß der ältere von ihnen, Anne d'Urfé, nicht genannt werden sollte; denn er schrieb, so viel wir wissen, nur hundertundfünfzig Sonnette, von welchen blos sechs gedruckt sind. Desto fruchtbarer war sein Bruder, Honoré d'Urfé. Wir übergehen die Sirène und die moralischen Episteln desselben, um blos sein großes Werk zu erwähnen, welches in Frankreich allgemein gelesen und in Deutschland von Lohenstein, Hofmannswaldau und ihren Bewunderern als höchstes Muster betrachtet ward. Honoré d'Urfé gab 1610 die erste Abtheilung dieses Romans heraus, welcher nur von einigen deutschen Romanschreibern der ersten Hälfte des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts an Umfang übertroffen worden ist, und dessen Titel Astrée schon etwas Überschwengliches bezeichnet. Im Jahre 1640 erschien eine zweite Abtheilung. Der Verfasser starb, noch ehe das Werk beendigt war; sein Secretair Baro fügte aber noch drei dicke Bände hinzu, so daß das Ganze fünftausendfünfhundert Seiten umfaßt. Es ist ganz mit schwülstigen Reden, Galanterieen und lächerlichen, abgeschmackten Hirten-Reden und Liebesgeschichten angefüllt, wurde aber unter Ludwig XIII. ebenso allgemein gelesen und gepriesen, wie Kotzebue's Stücke und wie Hermes' oder Nicolai's Romane im achtzehnten Jahrhundert bei den Deutschen. Man sagte damals allgemein, das Buch mache Epoche, denn Honoré d'Urfé habe endlich auch den Roman aus der Barbarei herausgerissen und der Regel unterworfen. Auch hat diese unnatürliche Dichtungsart und lächerliche Schäferei sehr berühmte Nachahmer in Frankreich erhalten, unter welchen wir nur Segrais, die Frau Deshoulières und besonders Fontenelle nennen wollen. Daß Gelehrte, wie Camüs und Hüet, den dicken Roman bewundern, fällt uns ebenso wenig auf, als daß Patrü einen Commentar über denselben geschrieben hat, um die unter erdichteten Namen in ihm vorkommenden schäfernden Personen näher zu bezeichnen. In dem ganzen Buche, von welchem jetzt schwerlich jemand auch nur einen Theil ganz lesen wird, herrscht eine eintönige Feierlichkeit und ein lächerlicher höfischer Hirten-Ton. Man behauptete früher, d'Urfé habe seine eigene Geschichte in die Hirten-Formen seines Romans gekleidet; jetzt scheint man aber von dieser Meinung zurück gekommen zu sein.

Interessant würde es immer sein, d'Urfé's Geschichte, aber ohne Schäfer-Wesen, Rhetorik und Affectation, von ihm selbst erzählt zu lesen. Sein Bruder Anne heirathete nämlich die durch ihre ausgezeichnete Schönheit und ihren sehr großen Reichthum berühmte Diana von Chateau-Morand, der seine Sonnette galten. Obgleich dies eine Heirath der gegenseitigen Liebe war, so wurde doch die Ehe 1598 getrennt, und Anne ging ins Kloster, wo er 1621 starb. Honoré hatte den unglücklichen Einfall, die gealterte Diana, nachdem sie geschieden war, zu heirathen, um die sehr großen Güter bei der Familie zu erhalten. Er mußte dies bald bereuen; denn Diana hatte ihre Hunde und deren Schmutz lieber, als ihn, und da sie die Hunde sogar im Bette bei sich hatte, so entsagte der zärtliche Schäferdichter seiner speculativen Ehe und lebte fortan auf seinem Landgute bei Nizza. —

Zugleich mit der rhetorischen, affectirten und erkünstelten Belletristik, welche den Romanen d'Urfé's den Eingang in die ersten Kreise von Frankreich verschaffte, blühten gerade diejenigen Wissenschaften, die im fünfzehnten Jahrhundert von den Italiänern ausschließlich betrieben worden waren. Diese Blüthe fällt in die Zeit der Religions-Kriege, und war ein Ergebniß des Wettstreites der Reformirten mit den Katholiken, besonders mit den Jesuiten, welche damals schon aus polemischen Gründen die gründlichen Studien förderten. Unter den Gelehrten, die im siebenzehnten Jahrhundert die von den Italiänern im vierzehnten und fünfzehnten gegründeten Wissenschaften weiter brachten, nennen wir billig Salmasius (Claude Saumaise) zuerst. Er ward in Paris von Casaubonus unterrichtet, und bildete sich dann in Heidelberg aus, wo er noch die von den pfälzischen Kurfürsten gesammelte unschätzbare Bibliothek benutzen konnte, welche nachher auf Befehl des Herzogs von Baiern geraubt wurde (s. S. 179). Er kam nach Heidelberg, um den Rechtsgelehrten Dionysius Godofredus zu hören, weil damals das Rechts-Studium auf eine geistreiche Weise mit dem Studium der alten Klassiker verbunden wurde. Im Jahre 1616 kehrte er nach Paris zurück, wo er Advokat und Parlaments-Rath ward. Salmasius war ein wahrhaftes Wunder von diffuser Gelehrsamkeit. Er wurde so sehr gesucht, daß man ihn in Padua und in Bologna gern haben wollte, und daß die Curatoren der Universität zu Leyden,

wo er nachher lebte und auch starb, ihm einen ansehnlichen Gehalt gaben, blos damit er sich in Leyden aufhalten möge. Er war ein sehr brauchbarer Sammler in einer Zeit, in welcher der Inhalt der Alten noch weniger bekannt und die Herausgabe und Erklärung der noch übrigen Schriften der alten Klassiker noch mehr ein Bedürfniß war, als in unseren Tagen. Wir dürfen daher auch, in einem nicht für Gelehrte bestimmten Werke, der beiden kolossalen Gelehrten Salmasius und Casaubonus nur im Allgemeinen gedenken, nicht aber ihre Schriften einzeln anführen und in eine Analyse derselben eingehen. Zu verwundern ist übrigens gar nicht, daß ein so heftiger Feind aller Schulgelehrsamkeit, als Voltaire war, in seinem temple du goût Leute wie Saumaise mit einem so bitteren und boshaften kurzen Sarcasmus abgefertigt hat. Dafür haben aber die Engländer, welche bekanntlich auf ihren Universitäten das Alte in der Philologie und Theologie mit Vorliebe behandeln, neuerdings drei Übersetzungen der zwei dicken Folianten von des Casaubonus Briefen im Auszuge ans Licht gefördert. Um zu erklären, warum Salmasius immer genannt wird, wenn ein Ungeheuer von Gelehrsamkeit angeführt werden soll, müssen wir bemerken, daß er volle achtzig Bücher mehrentheils von ansehnlichem Umfange, geschrieben hat, und daß dessenungeachtet noch viele Arbeiten von ihm ungedruckt sind. Über sein philologisches Verdienst oder mit anderen Worten über seine Ausgaben und Erklärungen der einzelnen alten Schriftsteller haben nur Philologen ein Urtheil. In seinen anderen Arbeiten finden wir ungeheuere, aus allen Fächern gesammelte, selten aber einigermaßen verdaute Materialien.

Salmasius hatte als Reformirter an dem Jesuiten Denis Petau, latinisirt Petavius, einen scharfen Gegner. Glücklicher Weise sind jetzt die groben und schmähenden Streitschriften beider Männer ganz vergessen, und wir erwähnen sowohl des Einen als des Anderen nur, um an einzelnen Beispielen nachzuweisen, wie, mitten unter den Religions-Zänkereien und blutigen Bürgerkriegen des siebenzehnten Jahrhunderts, die aus Italien stammende Bildung zugleich durch die Franzosen der alten und durch die der neuen Kirche mächtig gefördert ward. Petavius ist besonders dadurch ausgezeichnet, daß, was bei Gelehrten sehr selten der Fall ist, nicht die Rücksicht auf Ehre oder äußeren Vortheil ihn zur Wissenschaft und zum Studieren antrieb,

sondern daß diese selbst ihm Belohnung und Freude war. Er schlug die glänzendsten Anerbietungen des Pabstes und des Königs von Spanien aus, lehrte einige Jahre in Paris und starb 1652 zu Clermont in einer sehr bescheidenen Zelle. Er war der Schöpfer der neueren Chronologie und vollendete das, was die beiden Scaliger (s. Th. XII. S. 466 ff.) angefangen hatten. Petavius hat nämlich die Theorie der Zeitrechnung durch Erklärung aller alten mathematischen und astronomischen Schriftsteller begründet, und die Theorie auch auf die einzelnen historischen Ereignisse angewandt. Ganz Europa erkannte sein Verdienst an, und die Chronologie ward eine Wissenschaft, über welche wir seit dem eine ganze Bibliothek voluminöser Werke voll stupender Gelehrsamkeit erhalten haben. Gerade weil dies der Fall ist, können Petav's Verdienste hier nicht im Einzelnen gewürdigt werden. Wir bemerken blos, daß die vollständige Sammlung der chronologischen und astronomischen Schriften Petav's (doctrina temporum) in den Amsterdamer Ausgaben von 1703 und 1710 und in dem 1734 bis 1736 zu Verona erschienenen Nachdrucke drei starke Folianten füllt. Kürzer hat Petavius sein System und dessen Anwendung in einem Buche vorgetragen, das er Rationarium temporis genannt hat, und welches später von Perizonius und Anderen sehr verbessert worden ist. Dieses Buch enthält die Chronologie angewandt bis auf das Jahr 1632. In den seit 1710 erschienenen Ausgaben desselben enthält der zweite Band die eigentlichen Untersuchungen, der erste aber die historischen Resultate.

Drei andere Männer aus der ersten Hälfte des siebenzehnten Jahrhunderts dürfen wir nur nennen, um das Verdienst zu bezeichnen, das sie sich um historische Forschung jeder Art und um die Rettung der schriftlichen Denkmale des Alterthums und des Mittelalters aus dem Staub und Moder der Archive, sowie um die Ergänzung und Erklärung derselben erworben haben. Wir meinen Ludwig's XIII. Beichtvater, den Jesuiten Sirmond, Fronton le Dúc, gewöhnlich Fronto Ducäus genannt, und André dü Chesne. Der Letztere hat sich, seit er 1616 die Werke Abälard's und seiner Gattin Heloise herausgab, um uns Alle, die wir nicht den Fleiß und die Ausdauer der früheren Generationen von Gelehrten haben, ebenso verdient gemacht, als seine Landsleute die Brüder Adrien und Henry de Valois (Valesius), Erbherren von Orcé.

Die Franzosen des siebenzehnten Jahrhunderts versanken, vielleicht gerade, weil die Mehrzahl derselben an äußere Vortheile, an Ehre und Ruf dachte und nicht, gleich den vorher genannten Männern, blos in der Wissenschaft Frieden und Glück suchte, nicht wie die Deutschen in Gelehrsamkeit, und vergaßen nicht, wie diese, über der Schulwissenschaft und dem Latein ihre Nation und ihre Sprache. Daß dies in Deutschland geschah, und daß dort die Barbarei der Schulen fortdauerte, daran war vorzüglich das römische Kaiserthum der Habsburger und die lateinische Justiz der Reichsgerichte schuld, sowie bei den Katholiken die römische Religion und die große Menge von Äbten, Prälaten, Fürsten und Kurfürsten, welche durch den Pabst und durch lateinische Liturgieen und Studien zur Herrschaft über mehr als die Hälfte des deutschen Volkes gelangten. Außerdem schreckte die Barbarei der scholastischen Theologie der protestantischen Gelehrten und ihre niedrig schmähende und tobende Polemik jeden Gebildeten zurück. In Frankreich dagegen, so wie in Holland, bemühten sich die Gelehrten, die Alten durch Verdolmetschung zu einem Gemeingute zu machen, sowie gleich den Italiänern durch ihre Übersetzungen die Landessprache zu verbessern und das Leben zu verfeinern. Dies geschah in Deutschland erst von der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts an, in Frankreich dagegen schon zu Richelieu's Zeit.

Unter denen, die sich damals als Übersetzer verdient machten, nennen wir billig zuerst Nikolaus Parrot d'Ablancourt. Dieser wird freilich seiner Ungenauigkeit wegen oft getadelt; allein es kam damals weniger auf Genauigkeit an, als auf eine allgemeine Bekanntschaft mit der Manier der Alten in verschiedenen Gattungen und Fächern, da dieselben als Muster für die Nachahmung dienen sollten. D'Ablancourt ist, wegen des leichten Styls seiner nicht ängstlich gearbeiteten Übersetzungen, der Wieland der Franzosen zu nennen; nur muß man dabei den Unterschied beachten, daß er schon im siebenzehnten Jahrhundert ein correctes Französisch schrieb, unser Wieland aber im achtzehnten ein sehr incorrectes Deutsch. D'Ablancourt, welcher seine gelehrten Kenntnisse von Salmasius in Leyden erhielt, hatte, wie unser Luther bei seiner Bibel-Übersetzung, einen richtigen Tact für das Wesentliche in den Alten, der mit seiner Ungenauigkeit oft aussöhnt. Die größte Bedeutung erhalten seine Übersetzungen dadurch, daß zu seiner Zeit die französische Sprache noch

viel von ihrer alten Kraft und Natürlichkeit hatte, daß sie damals noch nicht durch Regeln und durch den Ton der Conversation jeder kräftigen Natürlichkeit beraubt war. D'Ablancourt trifft, und zwar vorzugsweise bei griechischen Schriftstellern, gewissermaßen instinctmäßig denjenigen Ton und Ausdruck, welcher der passendste ist, um seiner Nation aus dem zu übersetzenden Schriftsteller die für Zeit, Umstände und Nationalität angemessene Belehrung zu geben. Er ist bei Autoren, wie Frontinus, Cäsar und Lucian, die er nicht verstand, oder die einen eigenthümlichen Styl haben, weniger glücklich gewesen, als bei Anderen, von denen man noch jetzt seine veralteten und untreuen Übersetzungen den neueren vorzieht. Um anschaulich zu machen, welchen Einfluß d'Ablancourt auf die Literatur und Bildung der Zeiten Richelieu's und Mazarin's ausübte, wollen wir von seinen vielen Übersetzungen nur drei anführen und in Betreff derselben den Punkt andeuten, der vor anderen zu beachten ist. Die erste sind seine Werke des Tacitus, die als eigentliche Uebersetzung keinen Werth haben, durch welche aber die von Tacitus befolgte Manier so sehr zur französischen ward, daß d'Ablancourt's Übersetzung ein Original-Werk für die Franzosen geworden ist. Sie erschien zuerst 1650 und wurde nachher fast alle acht bis zehn Jahre neu aufgelegt. Das zweite Werk ist die Übersetzung von Arrian's Geschichte Alexander's des Großen (les guerres d'Alexandre), welche um so mehr ein National-Lesebuch der Franzosen geworden ist, als der vorzüglichste unter den französischen Grammatikern, Vaugelas, sie als ein Meisterstück in Rücksicht der Sprache gepriesen hat. Die dritte Übersetzung ist die von Xenophon's Zug der Zehntausend, welche ebenfalls einen großen Einfluß auf die in dieser Gattung reiche historische Literatur der Franzosen gehabt hat. Weniger gelungen ist die Übersetzung von Xenophon's Fortsetzung des Thucydides (Hellenica), woran aber vielleicht auch das matte Original schuld ist.

Unter den Männern, die sich in der ersten Hälfte des siebenzehnten Jahrhunderts um die französische Sprache und Conversation ein Verdienst erwarben, nimmt Gilles Menage einen ausgezeichneten Platz ein. Er war es, der im Hotel Rambouillet durch seinen Witz und seine Fertigkeit der Rede glänzte und den Ton angab. Sein Witz hat ihn so berühmt gemacht, daß seine zum Theil sehr schlechten Einfälle, welche unter dem Titel Menagiana zusammenge-

tragen wurden, für die ganze Literatur der sogenannten — ana ein Muster geworden sind und unzählige Auflagen gehabt haben. Menage war nicht in Richelieu's Gunst und auch nicht Mitglied der von diesem gestifteten Akademie, obgleich er mehr für das Studium der französischen Sprache gethan hat, als mit Ausnahme von Vaugelas irgend einer der Akademiker. Dagegen wurde er von Mazarin und auch vom Kardinal Retz besonders begünstigt. Er war der Schöpfer des preciösen, gesuchten, rhetorisch-sentimentalen Schwulstes, welches Moliere so meisterhaft verspottet hat. Doch waren es besonders seine Sarcasmen, die ihn berühmt gemacht haben. Wir würden durch Benutzung der Menagiana den Ton und Geschmack der vornehmen Welt jener Zeit ohne Mühe bezeichnen können, wenn wir uns nicht auf einen engen Raum beschränken müßten, und wenn das angeführte Werk nicht den Büchern gliche, die man in neuerer Zeit Vademecum's (Schnurren) genannt hat. Übergangen darf aber Menage nicht werden, weil er, das Orakel der Damen, geschwätzig wie Diderot und gelehrt wie Johnson war, welche beiden Männer im achtzehnten Jahrhundert zu Paris und zu London eine ähnliche Rolle gespielt haben, wie Menage. Doch durfte dieser in Paris nicht so grob sein, wie Johnson in London war. Die Clientel des unerschöpflichen, dabei aber ungeheuer gelehrten Menage bestand aus allen jenen eitelen und geschraubten vornehmen Herren, welche Affectation für Gefühl ausgaben, z. B. einem Balzac, Sarasin, Benserade, Pelisson, Scüdery und Chapelain, d. h. aus derselben Klasse, welche seit Chateaubriand wieder emporgekommen ist, sowie aus dem ganzen Kreise der Damen, deren Lob Cousin monatlich verkündigt, seit er aufgehört hat ein Philosoph zu sein. Unter den zahlreichen Schriften Menage's sind nur zwei bis auf den heutigen Tag bedeutend geblieben, die eine für die Franzosen und das Studium ihrer Sprache, die andere für die Geschichte der Philosophie. Die Erstere sind seine Etymologieen der französischen und italiänischen Sprache (Origines de la langue française), welche erst 1650 in Quart, dann aber nach seinem Tode 1694 ungeheuer vermehrt in Folio erschienen. Die zweite Schrift ist seine Ausgabe des Diogenes Laertius über das Leben der alten Philosophen, in welcher er alles das theils gesammelt, theils nachgewiesen hat, was man über alte Philosophie zu wissen wünschen kann. Dieses Buch erschien zuerst

1663, wurde aber 1692 zu London in zwei Quart-Bänden von Menage vervollständigt herausgegeben.

Noch ist ein dritter von den Schriftstellern hervorzuheben, an welchen sich deutlich machen läßt, wie unter Richelieu eine durch die Alten oder nach ihren Übersetzungen neu geschaffene französische National-Bildung entstand. Dieser Schriftsteller ist Franz Hedelin, Abbé d'Aubignac. Er wird hier besonders aus dem Grunde genannt, weil seine Wirksamkeit auf die Schöpfung des unter Richelieu nach Aristotelischen Regeln zu bildenden französischen Drama's gerichtet war. D'Aubignac ist besonders wegen des Einflusses merkwürdig, den er auf Richelieu und auf dessen Vorliebe für die französisch gemachten Regeln des Aristoteles, für ihre Aufrechthaltung durch das aus vierzig Kunstrichtern bestehende Collegium der Akademie und für ihre Anwendung auf das Theater ausgeübt hat. Dieser Einfluß bestand besonders darin, daß d'Aubignac seine Verbindungen und sein Ansehen in der vornehmen Welt benutzte, um seine prosaische Ansicht des Drama's gegen Corneille, sowie seine Art die Poetik des Aristoteles zu verstehen und anzuwenden gegen Menage geltend zu machen. Das Letztere geschah namentlich durch sein Buch la Pratique du théâtre, welches 1657 zum ersten Male erschien und nachher oft aufgelegt wurde. Über Terenz führte er einen heftigen Krieg mit Menage, und in der Amsterdamer Ausgabe der so eben erwähnten Schrift von 1715 ist der zweite Band den Streitschriften und Abhandlungen über Terenz gegen Menage gewidmet. D'Aubignac ist uns besonders aus dem Grunde merkwürdig, weil er nicht im Stande war, den großen Dichter Corneille herabzudrücken und ein Werk seines Schützers Richelieu, die Tragikomödie Mirame, als ein Meisterstück geltend zu machen. Er legte in der Pratique du théâtre allerdings sehr große Kenntniß des antiken Theaters an den Tag; dafür bildete er sich aber auch ein, daß der ungeheuere Abstand, in welchem Corneille's Cid von dessen früheren Stücken steht, seinen mittlerweile bekannt gemachten Schriften zuzuschreiben sei. Dies nahm Corneille übel; und da auch Richelieu schlechterdings forderte, daß Corneille von den Richtern des Geschmackes verurtheilt werde, so begann d'Aubignac einen heftigen literarischen Krieg mit Menage und Corneille. Dieser Streit d'Aubignac's und Richelieu's, oder mit anderen Worten des Schützlings und des

Schützers mit Corneille und dem ganzen Publikum, welches durchaus nicht derselben Meinung war, wie der Kardinal und der hochmüthige Abbé, würde, sobald die ganze Akademie mit ihrem Urtheile durchgefallen war, in jedem anderen Lande den von Richelieu eingeführten Titel der Akademiker als unfehlbarer Richter über Grammatik und Aesthetik lächerlich gemacht haben; in Frankreich dagegen blieb die Akademie im Besitze der Herrschaft, und unterdrückte nachher die literarische Freiheit ebenso, wie die Minister die politische unterdrückten.

Zur Gründung der Académie française wurde Richelieu durch das Ansehen und Verhalten einer Gesellschaft bewogen, die sich zu Paris im Hotel Rambouillet Ton angebend versammelte. Dieser aus den vornehmsten Herren und Damen bestehende Kreis unterhielt sich in einer Manier, die man am besten aus Voitüre's, Balzac's und Scüdéry's Schriften kennen lernen kann. Ihm gehörte auch Menage an, welcher im Hotel Rambouillet gegen Richelieu und dessen Geschmack oppositionelle Gespräche hielt. Diese Opposition war dem Kardinal beschwerlich; er half sich daher als geistreicher Mann und als Franzose, indem er ihr einen anderen gelehrten Klubb entgegensetzte und denselben zu einer königlichen Gesellschaft machte. Der unwissende Mazarin trat nachher, ohne wie Richelieu einen wirklichen Antheil an der französischen Sprache und Literatur zu nehmen, aus Schlauheit in seine Spuren. Der Zusammenhang war folgender. Neben dem Klubb im Hotel Rambouillet bestand noch eine andere Privat-Gesellschaft von angesehenen Personen, welche sowohl wegen ihrer gesellschaftlichen Stellung, als auch wegen ihrer Geschäfte im Reden geübt waren und zu bestimmten Zeiten zusammenkamen, um sich miteinander über die beste Art, die französische Sprache und National-Bildung zu fördern, zu unterhalten. Diese Gesellschaft hielt ihre Zusammenkünfte bis zum Jahre 1616 bei dem bekannten Geschichtsschreiber de Thou (s. Th. XII., S. 473 f.). Nach dem Tode desselben kam sie bei Conrard zusammen, welcher bei Richelieu viel galt und in Gesellschaften den Ton angab, übrigens aber nur wenig Latein und noch weniger Griechisch verstand, auch, soviel wir wissen, nichts von einiger Bedeutung geschrieben hat. Conrard leitete unter dem bis jetzt noch beibehaltenen Titel eines beständigen Secretairs die Sitzungen. Diese Privat-Gesellschaft wollte Richelieu zu einer königlichen machen; die Mitglieder gingen aber

lange Zeit nicht darauf ein. Erst nachdem Chapelain, aus welchem Richelieu schlechterdings einen heroischen (epischen) Dichter machen wollte, 1629 Mitglied der Gesellschaft geworden war, ließ sich dieselbe 1633 von diesem Manne bereden, die angebotene eitele Ehre anzunehmen. Im Jahre 1635 wurde daher durch königliches Decret jener bisherige Privat=Kreis als Académie française in eine aus vierzig Gelehrten bestehende königliche Gesellschaft umgewandelt, die sich gleich einem Tribunal im Louvre versammeln und über Sprache und redende Künste urtheilen sollte. Diese Akademie erhielt das Recht, sich selbst zu ergänzen; doch bedurften ihre Wahlen der Bestätigung des Königs. Die Statuten, welche der Kardinal ihr geben ließ, wurden von Chapelain entworfen.

Wir wollen von dieser Stiftung und ihrem Nutzen weder so viel Böses sagen, als viele Deutsche zu thun pflegen, noch ihr so viel Gutes nachrühmen, als von den Franzosen geschieht. Doch können wir nicht in die neuesten französischen Lobpreisungen der Männer mit einstimmen, welche im Hotel Rambouillet eine große Rolle spielten und von Richelieu und seiner Akademie als Muster des guten Geschmackes empfohlen wurden. Die Académie française sollte nach ihren Statuten zunächst die Abfassung einer Grammatik und eines Wörterbuches, dann aber die einer Poetik und Rhetorik besorgen. Sie sollte also statutarisch über die Sprache, welche der Zeit gehorcht, und über die Dichtkunst, die dem Genie angehört, entscheiden und den genialen Corneille verdammen, weil derselbe nicht, wie d'Aubignac, Chapelain nnd Andere, nach der dürren Regel arbeiten oder, wie Balzac und Voitüre, rhetorisirend faseln wollte. Wir gestehen übrigens, daß Richelieu Recht hatte, da die französische Sprache Hofsprache werden und in ganz Europa fast ausschließlich als diplomatische und monarchische Sprache gelten sollte. Sie erlangte durch Richelieu's Gründung einer Akademie den Vortheil der Klarheit und Bestimmtheit, welche beide Eigenschaften im Geschäftsverkehr mehr gelten, als der innere Gehalt, die Kraft und die Genialität.

Unter den Männern, welche damals durch die Akademie und die Salons ein unbegreifliches Ansehen erhielten, sind ganz besonders Balzac und Voitüre hervorzuheben, von welchen der Erstere den größeren Ruf, der Zweite das meiste Genie hatte. Wir schreiben vielleicht mit Unrecht beiden Männern nur die den Franzosen,

Italiänern und Weltleuten eigene Fähigkeit zu, ganz gewöhnliche Gedanken preciös auszudrücken. Daß aber die Bewunderung Beider eine nationale war, beweisen die neuesten Versuche, Beide wieder zu Ehren zu bringen, obgleich schon seit einem Jahrhundert niemand mehr ihre Arbeiten liest, so wenig als man nach einem Jahrhundert Chateaubriand's sentimental-religiösen Bombast oder alle jene poetischen Prosaisten aus der Zeit Louis Philipp's lesen wird. Balzac lebte von 1594 bis 1654 größtentheils entfernt von Paris. Seine Arbeiten füllen in der Ausgabe von 1665 zwei Folianten. Eine Sammlung seiner gesuchten, gedehnten, weitschweifigen, schmeichelnden Briefe, die sich aber durch Reinheit der Sprache und Zierlichkeit der Wendungen auszeichnen, erschien schon 1627; und es entstand damals über die Beurtheilung derselben ein solcher Streit, daß man hätte meinen sollen, dieser beträfte die wichtigste Staatsangelegenheit. Es galt nämlich dem berühmtesten Manne in Europa, welcher, schon ehe Richelieu ans Ruder kam, dessen Freund gewesen war. Übrigens enthalten Balzac's Briefe und seine Entretiens ebenso, wie die Faseleien Chateaubriand's, viele Stellen, in welchen seine Schwermuth ergreifend und seine Entfernung von Künstelei unleugbar ist. — Voitüre, der von 1598 bis 1648 lebte, ist ebenfalls besonders als Epistolograph bedeutend. Wir würden seine Briefe blos deshalb empfehlen, weil man aus denselben den Ton der berühmtesten Pariser Damen-Gesellschaften in der Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts kennen lernt. Dieser Ton und die Manier eines Voitüre lassen sich nicht besser charakterisiren, als durch die Bemerkung, daß Voitüre von einem seiner größten Lobredner besonders aus dem Grunde gepriesen wird, weil er Meisterstücke aus Nichts gemacht habe (Partout il badina si bien, qu'il fit des chefs—d'oeuvres de rien). Voitüre's Witz, seine Anspielungen und seine Feinheiten haben nicht Balzac's Tiefe; seine Briefe sind aber kürzer. Übrigens arbeiteten beide Männer nach fremden Mustern; denn Balzac's Weitschweifigkeit war eine Folge des Studiums der zum akademischen Spiele gewordenen italiänischen Literatur, und Voitüre ahmte die spanischen Spielereien nach, welche seiner Zeit auch Tieck uns Deutschen für Witz und Poesie verkauft hat.

Inhalt.

Geschichte der neueren Zeit.

Druckfehler.

Band XIV.

S. 183. Z. 9. v. u. l. 1624 st. 1625.
„ 215. „ 1. v. u. l. Karl I. st. Karl II.
„ 280. „ 15. v. u. l. der deutschen protestantischen Staaten st. der protestantischen Staaten.